ὀτέ τις ταξις οὔτε ἀναγκη ἐπεβτιν αὐτου τῳ Βιῳ.

Keine Ordnung und keine Nothwendigkeit ist in seinem Leben.

Platon. Republik.

Testimonia Auctorum

de

M e r k e l i o,

das ist:

Paradiesgärtlein

für

Garlieb Merkel.

Es ist schon die Axt den Baumen an die Wurzel gelegt, darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, wird abgehauen, und ins Feuer geworfen.

Matthäi 3, v. 10.

Kölln,

bei Peter Hammer.

1806.

62000

Ἀστῶν δ' ἀκοὰ κρύφιον θυμὸν βαρύνει μάλιστ' ἐσλοῖσιν ἐπ' ἀλλοτρίοις.

Pind. Pyth. I.

Wenn wir einen wahrhaft grofsen und edlen Mann handeln sehen, oder seine Thaten in den Denkmälern der Geschichte verzeichnet finden, so dürfen wir diese Thaten nur neben einander stellen, um sogleich den beseelenden Geist zu erkennen und ihn mit Klarheit und Bestimmtheit darstellen zu können. Durch die vollkomne Uebereinstimmung ihrer Tendenz weisen sie alle auf den einen Punkt zurük, von dem sie ausgiengen, und auf den es bei der Schilderung seines Charakters ankömt. Es wird daher nicht aus-

gezeichneter Scharfsinn, nicht die höchste Fertigkeit der Zauberkunst erfordert, um einen grofsen Geist zu bannen, dafs er uns Rede stehe und den geheimsten Grund seiner Thätigkeit uns schauen lasse: seine Antworten sind wahr und leicht vernehmlich in seinen Handlungen ausgedrückt.

Aber den niedrigen, verworfenen, gemeinen Geist herauf zu bannen aus seinem dumpfen Kerker, dafs er uns den Schlüssel reiche, der uns das Verständnifs aller seiner vielfachen und mannigfaltig hier oben geäufserten Wirkungen eröffnen soll, dies gehört zu den schwierigsten mühvollsten Aufgaben der psychologischen Zauberei. Seine Handlungen sind weder der Richtung nach übereinstimmend, noch nach äufseren Kennzeichen unter eine Kategorie zu bringen. So viele ihrer auch sein mögen, jede scheint von einem besonderen Urheber herzurühren,

der bald in fürchterlicher, bald in der albernſten und lächerlichſten, immer aber in der verächtlichſten Geſtalt vor uns ſteht; und durch das Erblicken dieſer ſchnellwechſelnden Frazen wird unſer Blick verwirrt und unſer Geſchäft geſtört.

Schon ſeit geraumer Zeit geht ein literariſches Geſpenſt unter uns um, das wir alle kennen. Es zeigt ſich uns bald als Apoſtel der Freiheit und Menſchenwürde, indem es mit übertriebenem, erzwungenen und alſo lächerlichen Eifer die Rechte eines unterdrükten Volkes geltend zu machen ſucht, und unter Verdrehung und ſchiefer Darſtellung der Wirklichkeit theils die Unterdrückten gewaltſam auf höhere Stufen ſtellt, als die auf denen ſie wirklich ſtehn, theils die angeblichen Unterdrücker mit aller erſinnlichen beſchimpfenden Schmach überhäuft, wobei es die geſchraubteſte Sprache einer angenommenen Menſchenliebe redet; bald

ſehn wir es, als Verfechter und Lehrer deſſen, was es den guten Geſchmak nennt, in fliegenden Blättern Kunſtlehren geben, die eben ſo viele Beweiſe von Dummheit und tiefer Unwiſſenheit ſind; bald ſpielt es den Kritiker und beurtheilt Kunſtwerke, das heiſst, was immer von kraft- und geiſtvollen Männern als Denkmal deutſcher Kunſt und deutſchen Fleiſses aufgeſtellt wird, beſudelt es mit ſeichter Wizelei und pöbelhaftem Spotte, die Produkte der Gewöhnlichkeit aber und Geiſtesarmuth krönt es mit Diſteln, die ihm Lorbeer ſind, und preiſt ſie mit langweiliger Geſchwäzigkeit; dann wieder erſcheint es uns als Patriot, als Erwecker zu hohen Thaten, und thut Kreuz- und Querhiebe für das Intereſſe und den Ruhm eines Staats, der ſich ſchämen muſs, es unter ſeinen Bürgern zu ſehn; bald beſchimpft es das weibliche Geſchlecht, indem es geſchmakloſe und

wizig ſein ſollende Briefe an ein Phantom ſchreibt, das in ſeinem Gehirn als ein Frauenzimmer lebt, da doch, wie man mit Recht hoffen muſs, jede ächte deutſche Frau ſich ſchämen müſste, dieſe Briefe zu empfangen, in denen das Heiligſte gebrandmarkt und das Gemeinſte gefeiert wird; überall aber nagt es mit ſtumpfen Zähnen an dem Verdienſte der Edlen.

Warlich, es gehört ein nicht gemeiner Muth dazu, dieſes Phänomen erklären und zu ſo vielfachen Handlungen, die alle zu den verſchiedenſten Zwecken erſonnen und durchgeführt zu ſein ſcheinen, den erſten einfachen Bewegungsgrund aufſuchen zu wollen, aus dem ſie alle ſich mit Sicherheit herleiten laſſen und dem, der ſich an ein ſo ſchwieriges und widriges Geſchäft wagte, würde man ſchon um dieſes Muthes willen gerechtes Lob nicht verſagen dürfen.

Wir wollen versuchen, ob es uns möglich sein wird, jenen ersten Bewegungsgrund aufzufinden, indem wir alle einer niedrigen Seele eignen Leidenschaften an die vor dem Publikum ohne Schaam vollbrachten Handlungen des unglüklichen Gespenstes halten, und untersuchen, ob eine von ihnen im Stande war, sie alle hervorzubringen, und wenn es gelingt diese eine zu erforschen und aus ihr die vor den Augen der Welt liegenden Vergehungen jenes Unholds zu erklären, so ist die Aufgabe gelöst, und man wird einsehn, aus welcher unlautern Quelle die Ströme von Unsinn und Bosheit herfliessen, womit er so lange schon das Vaterland überschwemmt.

Versuchen wir es zuerst mit der Eitelkeit. Sie ist es bekanntlich, die in der literarischen Welt den grösten Unfug anrichtet; sie macht, dass in Deutschland, ohne weitern innern Beruf,

ein jeder ſich berechtigt glaubt zu ſchreiben, der nur leſen kann. Aus ihr könnten wir freilich einige von den Handlungen unſeres Geſpenſtes erklären: ſo wüſsten wir denn, warum es ſich uns ſchon als ein lettiſcher Don Quixote für die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes fechtend gezeigt hat, warum es die ſiebente Auflage eines ſalzloſen Buches ans Licht geſtellt, wobei der Buchhändler wünſcht, daſs ſie nicht ſtärker, als die erſten ſechs geweſen wäre. Aber aus Eitelkeit ſchmäht man nicht das anerkannt Gute; denn, ſollte unſer Kobold nicht einſehen, daſs, wer Göthe herabwürdigt, wer mit frecher erzwungener Blindheit über die Trefflichkeiten der Tieckſchen, Schlegelſchen und ſo vieler anderer deutſcher Meiſterwerke hinwegſieht, indeſs er einen Kotzebue als die Krone der dramatiſchen Dichter begrüſst, gegen ſeinen Verſtand, ſein Gefühl und ſeine Kenntniſs gleich-

gerechten Verdacht erwekt? O nein, er fühlt es wohl, obgleich er es zu läugnen ſtrebt. Hier kann die Eitelkeit nicht zu Wort kommen, ein tieferer Grund muß dazu die Veranlaſſung geben. Suchen wir ihn auf!

Der Eigennuz vielleicht? Sehr möglich! Aus Eigennutz kann man ſich dreimal wöchentlich an den Pranger ſtellen, und ein Blatt heraus geben, das ein Evangelium für alle Gemeine, Unwiſſende, und nach Zeitvertreib jagende Müſſiggänger, mit einem Worte, für alle diejenigen iſt, die jedes Wort, was darin ſteht, recht wohl ſelbſt denken könnten, aber bequemer finden, es ſich von einem ihres Gelichters vordenken und vorſagen zu laſſen, und dann in der herrlichen Uebereinſtimmung der Gedanken und Urtheile einen neuen Beweis ihres eignen Scharfſinnes und Nahrung für ihre Eitelkeit finden. Aus Eigennuz kann man das Schild des

Patriotismus aushängen, um ſich zu künftigen Ehrenſtellen und Belohnungen den Weg zu bahnen. Aber aus bloſsem Eigennuz huldigt man keinem Kotzebue, von dem wohl voraus zu ſehen iſt, daſs er dies nicht gegenſeitig thun, ſondern ſich ſogar bei erſter Gelegenheit als Feind zeigen wird; keinem Schiller und Wieland, von denen man wohl weiſs, wie ſehr ſie das Geſpenſt verachten. Alſo auch Eigennuz kann nicht der Grundzug ſeines Charakters ſein.

So wäre vielleicht reine Dummheit die Triebfeder dieſes armen Poltergeiſtes? Gewiſs nicht! Denn ſo weit mag die Dummheit wohl gehn, daſs ſie ſich hinſtellt als Lehrerin der höchſten Grundſäze der Wiſſenſchaft und Kunſt, von denen ihr ſelbſt die erſten einfachſten Begriffe fehlen; ſie mag dem Publikum im Magiſtertone Lektionen geben, die der unreifſte Schulknabe zu widerlegen keine Mühe haben

würde; sie mag Terzinen und Trioletts verwirren; sie mag die Lehre eines Gall bewundern und lobpreisen, ohne zu bedenken, dafs zur vollkomnen Würdigung derselben die tiefste Kenntnifs der Anatomie und Psychologie zusammentreten müssen: aber wird sie auch in andern Dingen so planmäfsig zu Werke gehen, wie unser Gespenstchen? Nein, wäre das kleine Wesen nur dumm, so hätte es nicht begreiffen können, dafs es um eine Stimme im Publikum zu erlangen, gerade wie es sehr richtig that, an die Spize der gröfsten und schlechtesten Parthei sich stellen mufste, die eben in diesem Augenblicke von einigen höheren und kraftvollen Köpfen gewaltsam angegriffen und nicht wenig geärgert wurde; es würde nicht eingesehen haben, dafs es, um diesen Zwek zu erreichen, sich eben an den geistlosesten Dichter, an den Darsteller einer rührenden Gemeinheit,

mit einem Worte, an Kotzebue ſich anklammern muſste. Es wäre ihm nicht eingefallen, daſs es eine gute Maaſsregel ſei, ſich in die Reihen einer Humanitätsgeſellſchaft zu ſtellen, weil man in dieſen Tagen nur die Larve der Humanität tragen darf, um ungeſtraft die beſtialiſchſte Bosheit ausüben zu können.

So wars denn Bosheit, reine Bosheit wohl, die es in Bewegung ſezte, der teufliſche Trieb, zu ſchaden und zu verderben, wo man kann? Wir ſcheinen näher zu kommen. Die meiſten ſeiner Thaten werden durch ſeine Bosheit erklärt werden können. Es ſchmäht Göthe; es verläumdet die Gebrüder Schlegel und Tieck und tauſend Andere, die ihm zuwider ſind; es ſagt öffentlich, wie es die Zeitung f. d. elegante Welt um Anſehn und Abgang bringen wolle; (Man erinnere ſich an die tückiſche Aeuſserung vom Umſtoſsen des Gemüſekorbes) es verläum-

det die gaſtfreien Hamburger und Lübecker in wäſſerigen Briefen, weil ſie ſeiner nicht geachtet hatten; alle ſeine Blätter ſind voll der hämiſchſten Seitenhiebe, nichts bleibt ihm heilig, nichts verſchont. Warlich, ſeine Bosheit iſt ſehr ſichtbar, und wie könnt' es anders ſein bei einer ſolchen Ausgeburt der Nacht? Aber die Bosheit, der Haſs gegen das Gute gebiert ſich nicht ſelbſt, ſie muſs einen tieferliegenden Grund haben. Er war nicht beleidigt worden, dieſer ſchadenfrohe Kobold, von jenen Männern, die er mit ächter Gaſſenbubentaktik angriff; keiner von ihnen hatte ſeiner auch nur mit einer Silbe erwähnt, weil ſeine ganze Exiſtenz ihnen weder bekannt, noch wichtig genug war, ihn eines Wortes zu würdigen; man bemerkte weder die Letten, noch den Letten; er war vergeſſen.

Aber das eben war es: dieſer lebendige Tod

war ihm unerträglich, und wir müfsten uns sehr irren, wenn wir nicht endlich den Hebel gefunden hätten, der diesen Popanz, schwarz und plump und ungeschickt, wie er war, an das literarische Tageslicht herauf hob.

Der Neid war es. Er konnte es nicht ertragen, sich in seiner geringfügigen, kleinlichen Gestalt neben den Grofsen seiner Zeit stehen zu sehen: berühmt wollte er werden, und sollte er es wie Herostrat durch einen Tempelbrand erlangen; es gelang ihm, wie diesem. Unfähig, sich durch genialische Kunstwerke oder durch gelehrte Arbeiten in die Reihe der Ersten zu stellen, mufste er mit täppischen Streichen auf sie eindringen. Eine verächtliche Verschrienheit mufste ihm ein Surrogat des Ruhms werden, und äufserst planmäfsig verfolgte und erreichte er diesen grofsen Endzwek. Gefühlvolle menschenliebende Seelen für sich

einzunehmen, schrieb er die Letten, den ersten kühnen Anfaz zu seinem literarischen Laufe! Aber das fruchtete noch wenig, die leeren Deklamationen für sein Vaterland wurden im allgemeinen Geräusch überhört, und positiv für seinen Ruhm zu wirken schien ihm bald unmöglich. Er benuzte die Stimmung der Menge, der das Athenäum ein gewaltiges Aergernifs gegeben hatte. Er kannte die Schriften der Gebrüder Schlegel nicht, er war nicht fahig, sie zu verstehen. Aber gleichviel! Man lobte ihre tiefe Kenntnifs des Alterthums, man bewunderte die Uebersetzung des Shakspeare, ja man versprach sich noch mehr von ihrem aufblühenden Talent, bevor sie sich als offenbare Gegner der Gemeinheit zeigten, selbst Nicolai hatte ein Gedicht von A. W. Schlegel aus beleidigter Persönlichkeit auf Unkosten anderer trefflicher Männer öffentlich gelobt.

Urſach genug für unſern Poltergeiſt, ſie zu beneiden, bitter zu haſſen. Wie willkommen war ihm der Unwille des erzürnten Pöbels! Indem er ſeiner eignen Leidenſchaft fröhnte, konnte er ſich einen Namen erwerben. Er ſtellte ſich an die Spize der Miſsvergnügten; er verkündigte es laut, daſs er ſich berufen fühle, einem Unweſen zu ſteuern, das die Blüthe unſerer Jugend zu verderben drohe; er rezenſirte alles, was von jenen Männern und ihren Anhängern erſchien, ſo leidenſchaftlich als ſinnlos; auch Göthe fühlte die Wirkungen ſeines Neides, oder vielmehr, er fühlte ſie nicht. — Doch hier kam es nur darauf an, die Triebfeder zu finden zu den Gräueln, die allgemein bekannt ſind. Wer ſich ſelbſt genau überzeugen will, ob ſich durch dieſe Triebfeder nicht jede, auch die kleinſte Bewegung dieſes literariſchen

Phantom's mit mathematiſcher Genauigkeit demonſtriren laſſe, der ſchlage die Akten auf, und findet er in ſeiner Seele auch nur noch den kleinſten Zweifel, daſs Neid dies Schrekgebilde ins Daſein rief, ſo wollen wir — — deſſen Namen führen.

„Und welches iſt der Name dieſes Geſpenſtes, das mir Ekel und Grauen erwekt?“ Welche Frage, mein Freund! Lies dieſe Schilderung noch einmal; ſieh das Titelkupfer an; der Künſtler hat es, ohne das Original zu kennen, nach eben dieſer Schilderung, und, unſerm Urtheil zufolge, zum Sprechen ähnlich entworfen; beſinne dich auf den Namen; nur Einer kann dir einfallen; ſprich ihn aus, und du haſt deine Frage beantwortet.

Gewiſs wird in wenigen Jahren Niemand mehr an dieſe eigene Erſcheinung denken. Du aber, o Freund Leſer, ſollſt ſie, ſo unbedeutend

ſie an ſich iſt, doch als ein zum Ganzen der Geſchichte deutſcher Litteratur gehöriges Datum nicht ganz in der Sammlung, die du dir zu dieſer Wiſſenſchaft angelegt haben magſt, fehlen laſſen. Wir legen dir alſo hier zu unſerm Berichte noch eine kleine Sammlung der Urtheile verſtändiger und braver Männer über dieſes ſeltſame Meteor bei, welche dir, in einzelnen Schriften zerſtreut, ſonſt vielleicht verloren gehen könnten. Bediene dich unſerer Arbeit im höchſten Wohlſein.

Ἄλλοι μὲν ῥ' ἵζοντο, ἐρήτυθεν δὲ καθ' ἕδρας.
Θερσίτης δ' ἔτι μοῦνος ἀμετροεπὴς ἐκολώα,
ὅς ῥ' ἔπεα φρεσὶν ἦσιν ἄκοσμά τε πολλά τε ἤδη,
μαψ, ἀτὰρ οὐ κατὰ κόσμον, ἐριζέμεναι βασιλεῦσιν,
ἀλλ' ὅ, τι οἱ εἰσαιτο γελοίιον Ἀργείοισιν
ἔμμεναι. αἴσχιστος δὲ ἀνὴρ ὑπὸ Ἴλιον ἦλθεν·
φολκὸς ἦν, χωλὸς δ' ἕτερον πόδα· τὼ δέ οἱ ὤμω
κυρτὼ, ἐπὶ στῆθος συνοχωκότε· αὐτὰρ ὑπερθεν
φοξὸς ἦν κεφαλήν, ψεδνὰ δ' ἐπενήνοθε λάχνη.
ἔχθιστος δ' Ἀχιλῆϊ μάλιστ' ἦν ἠδ' Ὀδυσῆϊ.
τὼ γὰρ νεικείεσκε· τότ' αὖτ' Ἀγαμέμνονι δῖῳ
ὀξέα κεκληγὼς λέγ' ὀνείδεα· τῷ δ' ἄρ' Ἀχαιοὶ
ἐκπάγλως κοτέοντο, νεμέσσηθέν τ' ἐνὶ θυμῷ.

Homer. Il. II. 211 sqq.

A. W. Schlegels Vorles. 1803.

Anmerk. Für Garlieb Merkel setzen wir die Vossische Uebersetzung her.

Alles sass nun ruhig, und hielt die gereiheten Sitze;
Nur Thersites erhob sein zügelloses Geschrei noch:

Dessen Herz mit vielen und thörichten Worten erfüllt war,
Immer verkehrt, nicht der Ordnung gemäfs, mit den Fürsten zu hadern,
Wo ihm nur etwas erschien, das lächerlich vor den Argeiern
Wäre. Der häfslichste Mann vor Ilios war er gekommen:
Schielend war er, und lahm am anderen Fufs; und die Schultern
Höckerig, gegen die Brust ihm geengt; und oben erhub sich
Spitz sein Haupt, auf der Scheitel mit dünnlicher Wolle befaet.
Widerlich war er vor allen des Peleus Sohn' und Odysseus;
Denn sie lästert er stets. Doch jetzt Agamemnon dem Herscher
Kreischt' er hell entgegen mit Schmähungen. Rings die Achaier
Zürnten ihm heftig emport, und ärgerten sich in der Seele.

Hygrologue toujours opine;
C'est le vrai Grec de Juvénal.
Tout ouvrage, toute doctrine
Ressortit à son tribunal.
Faut-il disputer de physique?
Hygrologue est physicien,
Voulez-vous parler de musique?
Hygrologue est musicien.
Que n'est-il point? Docte *critique*,
Grand poëte, bon scholastique,
Astronome, *grammairien*.
Est-ce tout? il est *politique*,
Jurisconsulte, *historien*,
Sophiste, *rhéteur*, *empirique*.
Hygrologue est tout, et n'est rien.

J. B. Rousseau III. 29.

Er meint, die Welt könnt' nicht beſtehen,
Wenn er nicht thät drauf herumhergehen;
Bild't ſich ein wunderliche Streich'
Von ſeinem lettiſch ird'ſchen Reich;
Meint, er wolle die Welt verbeſſern;
Ihre Glückſeligkeit vergröſsern;
Und lebt ein jedes doch fortan
So übel und ſo gut es kann.
Er denkt, er trägt die Welt auf'm Rücken;
Fäng' er uns nur einmal die Mücken!
Aber da iſt nichts recht und gut,
Als was Herr Doktor ſelber thut.

Thät' gerne eine Stadt abbrennen,
Weil er sie nicht hat bauen können;
Findt's verflucht, dafs ohn' ihn zu fragen
Die Sonn' sich auf und ab kann wagen.
Doch Herr! damit Er uns beweist,
Dafs ohne Ihn die Erde reist,
Zusammenstürzen Berg und Thal,
Probier' Er's nur und sterb' Er einmal;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinstall nur zusammenfällt,
So erklär' ich Ihn für einen Propheten,
Will Ihn mit all' meinem Haus anbeten.

Goethe Fastnachtsp. S. 88.

A. W. Schlegels Vorles. 1803.

Sonett.

Ein Knecht, hast für die Knechte du geschrieben;
Ein Samojede für die Samojeden.
Du möchtest gern Vernunft und Freiheit reden,
Doch ist dein eigner Geist leibeigen blieben.

Aus Ländern fort, in Städten umgetrieben,
Quousque tandem wirst du dich entblöden?
In Kneipen, Klubs, Merkuren, deine schnöden
Unwürd'gen Merkelwürdigkeiten üben?

Dir ist es Freiheit, frei und frank zu klatschen;
Dir Charité, sie selbst noch auszumerkeln;
Genie, in Hennings Genius dich zu betten.

Kamst du nur darum von den fernen Leten,
Im Dreck der Menschheit überall zu patschen:
Rückkehr ins Vaterland, um da zu ferkeln!

Journale, fürchtet Merkeln!
Merklich zeigt er verkleinernde Natur;
Schon ward Merkur durch ihn zum Merkelnur.

Triolett.

Mit einem kleinen Triolett
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen;
Verwirrst du mächtige Terzinen
Mit einem kleinen Triolett?
Ei, ei, bei solchen Kennerminen?
Ich wies dir neulich das Sonett:
Mit einem kleinen Triolett
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen.

S. G. Merkel Briefe an ein Frauenz. 1800. S. 30.

— — —

Nun ſehen Sie wohl dort das Männchen ſtehen, runden und unintereſſanten Angeſichts?

Ich ſehe es.

Dies heiſst Märker; und in der That hätte kein beſſerer Name gefunden werden können, um dieſe Erſcheinung von Albernheit, Dummheit, Impertinenz und Arroganz zu bezeichnen, deren einziges Verdienſt darin beſtehet, das was man ſich gemerkt hat, wieder als etwas Eigenthümliches und Selbſterfundenes andern zu erzählen, und ſich damit in Anſehn zu ſetzen. Mit einem Worte, dieſer Menſch iſt ekelhaft,

wie eine Tabagie am frühen Morgen, ehe sie aufgeräumt und gelüftet ist.

Bambocciaden III. S. 222.

— — Menschen wie Märker sollten froh sein, dass sie auf zwei Beinen gehn, und dass sie mit einiger Anstrengung sich lächerlich machen können.

Bambocciaden III. S. 259.

— Erbarmungswürdig iſt's, daſs jetzt durch das Zerſpringen in zwei feindliche Hälften nur ganze Corpora handeln, ſtatt der einzelnen individuellen Geiſter; wie langſam wird zur Wahrheit und Poeſie wettgerennt, wenn wie bei dem Hoſenlaufen in Baiern *) z. B. Köpfe wie Merkel und die allg. deutſche Bibliothekare zuſammen nur in Einem Paar über die Rennbahn ſteuern. Jeder ſtört den andern.

Jean Paul komiſch. Anhang zum Titan II. Vorr.

Es iſt für jeden guten deutſchen Richter eine erfreuliche Erſcheinung, zu finden, wie wenig

*) Von zwei Rennern hat jeder ein Bein in einer Gesammthose und ſo laufen ſie.

eine gänzliche Beraubung alles genialiſchen Sinnes ſogar einen merklichen Grad von Witz und Geſchmack und Muth ausſchlieſse, wenn er Merkels Geſchäftsbriefe über die ſchöne Literatur vorbekommt. Ich werde mit niemand ſtreiten, der ſie für eigenhändige Wund- und Krankenzettel einer ſeelenloſen Seele ausgeben will; mir und vielen andern iſt der Mann ein munterer Sackgaſſen-Kehrer in der Stadt Gottes, der manchen Unrath wegfegt und ſammlet, ſo daſs er allein in der Gaſſe übrig bleibt. Ich ſtoſse mich nicht daran, daſs er mit ſeinen Wappenbriefen zuweilen auſser ſeinen Kurrentſchreibern ſogar wahre Genies beſchenkt und der Zwerg der Ritterburg iſt, der mit dem Horne und der Nachricht auf die Zinne herausſteigt, daſs darin ein Rieſe hauſe; ich mache dieſes mehr zu einem Fehler ſeiner Zeit als ſeines Geſchmacks; wär' er frühor geboren, ſo

wär' ihm der Vorzug der Gottſchediſchen Regelmäſsigkeit vor der Klopſtockſchen Regelloſigkeit am wenigſten entwiſcht.

Anmerk. Es iſt ſchade bei ſeiner nützlichen Partheiligkeit gegen die feindliche, daſs er oft nicht genug im Kopfe hat. So geſtellt er z. B im 10. Briefe gar, er wiſſe nicht, wo die Nacht — die geographiſche hoff' ich; denn die geiſtige kann 70 Jahre lang anhalten — nur ein Paar Stunden währe, und fragt mich öffentlich anſtatt privatim; indeſs er's doch im Gymnaſium noch wuſste, daſs Nächte von dieſer Länge ſchon auf dem Titlisberge und von allen Langen bis zu der eines akademiſchen Semeſters gegen die Pole zu haben ſind. — Seine Unwiſſenheit höherer Art z. B. über fünf Männer, die er mehrmals ertritt, iſt

besser und erhält ihn vielmehr tapfer und stolz. Sehr wahr ist die Vergleichung Schillers und Goethe's, (sie verräth den Kritikus) die er auf die verschiedenen Lettern bauet, womit die Gedichte beider gesetzt sind; so wie hingegen, wenn er den Siegfried, den Geisterseher, die Amathonte und den Hesperus wie deren Verfasser in Eine Rangliste einträgt, der witzige Kopf vorsticht, der leicht die unähnlichsten Ideen paaret.

Jean Paul hom. Anh. zum Titan II. S. 16.

Es ist kein Zweifel, dafs auch ein Hund, wenn man ihm nur das Vermögen der Sprache und Schrift beibringen könnte, und die Nicolaische Unverschämtheit, und das Nicolaische Lebensalter ihm garantiren könnte, mit demselben Erfolge arbeiten würde, als unser Held (Nicolai). Möchte man sich immer anfangs an seiner Hundenatur stofsen, wie man sich eben auch an die Nicolainatur unsers Helden stiefs. Wenn er sich nur nicht irre und schüchtern machen liefse, dieser Hund, wenn er nur das Gesagte immer wieder sagte, und fest dabei

bliebe, und unermüdet ſchrie, und ſchriebe, er habe doch Recht, und alle Andern hätten Unrecht; wenn er ſich wohl gar noch durch den Gedanken begeiſtern lieſse, und ſich damit brüſtete, daſs er ſchon als ein bloſser unſtudirter Hund dies einſahe, wie Nicolai ſich auch immer damit gebrüſtet, daſs er als ein unſtudirter Bürgersmann alles dies wiſſe; ſo wäre uns gar nicht bange, daſs nicht dieſer Hund ſich einen ſehr verbreiteten Einfluſs verſchaffen ſollte. Seine Theorieen würden das Zeitalter ergreifen, ohne daſs man ſich eben erinnerte, daſs ſie von unſerm Hunde herkämen; es würde eine Aeſthetik entſtehen, nach welcher jeder Spitz die Schönheit einer Emilia Galotti kunſtmäſsig zerlegen, und die Fehler in Herrmann und Dorothea ſo fertig nachweiſen könnte, als es jetzt nur Gottfried Merkel vermag, und die Bibel würde endlich von allem noch übrigen

Aberglauben gereinigt, und ſo ausgelegt werden, wie ein aufgeklärter Pudel ſie verſtändig finden, und wie er ſelbſt ſie geſchrieben haben könnte.

J. G. Fichte Leben Nicolai's S. 80.

Vgl. O. Merkel Briefe an ein Frauenz. 1801. 8. 537. wo der Name: Gottfried, für unrichtig erklärt wird, ohne daſs man den ſchöneren: Garlieb, dafür erfahre.

—

An den Herausgeber der Zeitung f. d. e. W.

Da der Polichinell unſerer Literatur, Merkel, immer noch mit ſeinen Beſtrebungen fortfahrt, die Aufmerkſamkeit der Damen, oder wenigſtens der Frauenzimmer durch kunſtrichternde Briefe auf ſich zu ziehen, ſo wäre es billig, mein Herr, daſs Sie ihn auch Ihrerſeits zur Unterhaltung empfohlen; jedoch nur auf die Art, wie Sie es einzig mit gutem Gewiſſen können, und die ich Ihnen an die Hand geben will. Nimmt man nehmlich dieſen Schriftſteller ernſthaft, ſo iſt nicht zu läugnen, daſs er unausſprechlich platt und langweilig erſcheinen muſs; hingegen als allegoriſche Figur, als bloſse Maske betrachtet, kann er ſehr ergötzlich werden. Und dies iſt der wahre Geſichtspunkt

für ihn; es ist in der That nichts weiter als ein Ghiribizzo, das fratzenhafte Geschöpf einer scherzenden Phantasie, was jetzt auf der literarischen Bühne wunderliche Verrenkungen macht und Purzelbäume schlägt. Dies lasst sich auf's einleuchtendste daraus beweisen, dass Merkel, in einer Komödie, welche lange zuvor erschien ehe von ihm als Person die Rede war, in Goethe's Triumph der Empfindsamkeit, schon unter seinem eignen Namen vorkommt, nur durch eine Italienische Endung ein wenig idealisirt, Merkulo, da Merkel gar zu unangenehme Nebenbegriffe bei sich führt. Merkulo ist der Hofschranz eines vor Empfindsamkeit abgeschmackt gewordnen Prinzen. Was bedeutet dieser Prinz anders, als den prosaischen Zeitgeschmack, der sich an weinerlichen Romanen, an peinlich moralisirenden Erzahlungen, an Häuslichkeits-Szenen, mit einem Worte,

an allem labt, was ächter Poesie entgegengesetzt ist; welchem Merkulo oder Merkel denn schmeichlerisch huldigt, und sich für den Directeur de la Nature ausgiebt, weil er Kunstwerke nach dem Princip der albernen Natürlichkeit beurtheilt, und z. B. klagt, er sei aus der Tauschung gefallen, weil eine tragische Person in der Leidenschaft dennoch in gereimten Versen gesprochen habe. Zuletzt aber, da es herauskommt, dass der Prinz eine mit Häckfel und schlechten Büchern ausgestopfte Puppe für seine Geliebte, für das Ideal schöner Poesie erklärt hat, merkt Merkulo doch mit Erstaunen die eklatante Prostituzion, und ruft aus:

Wie mir's ist, sag' ich nicht;
Als zögen uns die Wände ein Fratzengesicht,
Himmel und Erde scheinen uns Esel zu bohren,
Wir sind unwiederbringlich verloren!

Wann unser Merkel dies ausdrücklich bekennen

wird, kann man nicht wiſſen; allein unſichtbar ſteht es über jeder Zeile ſeiner Briefe geſchrieben, und durch ſeine Gallſucht, durch den verbiſsnen Aerger, der ſich vergeblich die Miene der Verachtung zu geben ſucht, ſagt er es unaufhörlich.

In der Hofnung, daſs die wahre Mandandane, die nicht aus Häckſel und ſchlechten Büchern, ſondern aus Geiſt und Seele beſteht, mir bald wird wiedergegeben ſein, wünſche ich Ihnen wohl zu leben.

Ihr Freund und humoriſtiſcher König

Andraſon.*)

Zeitung f. d. e. W. 1802. No. 14

---

*) Vermuthlich von A. W. Schlegel.

Anmerk. d. Herausg.

— Endlich hat noch ein Mops, dem aber die Ohren unverschnitten geblieben sind, in einer alten Rumpelkammer ein kleines Mopslager etablirt, woraus er wöchentlich auf Raub ausgeht. Er hat ein blaues Fell und nennt sich Garlieb Riechel. Bellen kann er noch besser wie der grosse Nicol, der aber todt ist, und im Grinsen ist er unübertrefflich; sonst ist er aber eine elende Memme, der, wenn man ihm ein Stück Brod vor die Füsse wirft, damit schnell in die Höhle läuft, und es in Ruhe verzehrt, ohne sich doch zu bedanken.

Ad. Werdon Iduna. S. 79.

— — man sagt, er wäre dem Mann mit der eisernen Stirn von Lappland aus nachgelaufen, und hätte ihm gut den Bart zu streichen gewusst, als dieser mit der edelmüthigen Octavia gebuhlt.

Ad. Werdon Iduna S. 84.

—

An Herrn Garlieb Merkel.

Ew. Wohlgeb.

fodern mich auf, den Beweis über die Lächerlichkeit Ihrer literariſchen Exiſtenz zu führen. Ich bin nun gern dazu erböig Ihnen ſelbſt (was immer ſehr ſchwierig bleibt!) erſchöpfend darzuthun, „daſs wenn das Princip der Poeſie überhaupt durch den Geruch aufzufinden geweſen wäre, Ew. Wohlgeb. es längſt ausgewittert haben müſsten"; ſobald Sie mich nur in Hinſicht auf die Koſten für Druck und Papier entſchädigen, oder mir zu dieſem Behufe einen Platz in Ihrer Monatsſchrift einräumen wollen. Da mir Ew. Wohlgeb. in der literariſchen Welt, ſelbſt in lächerlicher Hinſicht, bis jetzt noch zu unbedeutend ſcheinen, als daſs ich den Ihnen an einem andern Orte angedroheten Gegenbrief-

wechſel auf meine eigene Gefahr anfangen ſollte. — Was aber die todte Katze betrifft, die Sie neben Ihren andern Gerichten dem Publikum als good eating wie ein zweiter Hogarth hinwerfen, ſo ſollten Ew. Wohlgeb. ſich dergleichen abgewöhnen; da es mir ſehr leicht zum Beweiſe dienen könnte, wie es nicht möglich ſei in einem edlen Style mit Ihnen zu reden; denn indem bekanntlich das Objekt im Allgemeinen über die Darſtellung beſtimmt, die Jungfrau von Orleans mir aber ein weit würdigerer Gegenſtand ſcheint, als Ew. Wohlgeb., ſo iſt es klar, daſs ich über jene würdiger reden muſste, als über Dieſelben. Der ich verharre Ihr ergebenſter Diener

Auguſt Klingemann.

S. Briefwechſel Deutſcher Gelehrten. III. S. 613.

Variazionen.

Thema.

Sei ſtets dein und andrer Plage,
Aergerlich beim Groſsen, Rechten,
Huldige dem Platten Schlechten. —
Merk' Elender, was ich ſage.

I.

Ignorant voll Prätenſionen,
Arrogant und aufgeblaſen,
Zierſt du dich wie junge Haſen,
Schnappſt du nach gelehrten Kronen.
Doch ſie werden nie dich lohnen,
Dieſem frechen Wunſch entſage,
Und mit deiner ſchaalen Klage
Und mit deinem matten Klappen
Und mit deinem platten Plappen
Sei ſtets dein und andrer Plage.

Ausgelacht und ausgepfiffen
Hast du dennoch keine Ruh,
Und das Schicksal jagt dich zu
Neuem Kampf und neuen Püffen.
Fliehe denn zu kleinen Kniffen,
Und, um glücklicher zu fechten,
Gatte dich nur andern Knechten;
Tiefer abwärts geht dein Schritt,
Und die Strafe führst du mit,
Aergerlich beim Großen, Rechten.

Zankend, gallicht, furchtsam neckend
Gehe fort auf deinem Wege,
Trage die verdienten Schläge
Dich bald hier bald dort versteckend.
Dich in deinem Lager reckend
Wirst du bald die Geißel flechten
Dir und deinen andern Knechten.

Drum, uns alle zu verſöhnen,
Und das ſchaale Werk zu krönen,
Huldige dem Platten, Schlechten.

So wird man dich dann erblicken
Wo ſich Albernheit gefällt,
Pöbel frech zuſammenhält,
Nichts ſich will zum Beſſern ſchicken,
Voll Verdruſs und matten Tücken,
Freund und Feinden eine Plage,
Lebſt du deine jungen Tage;
Und aus frechem, innern Trieb
Wird das Platte dir Gar lieb —
Merk' Elender, was ich ſage!

II.

Als die Mutter dich empfangen,
Kleiner Mann aus Fabelzeiten,
Hat ein — voll Lüſternheiten

Sich mit einer — vergangen,
Was, ſie mühevoll errangen,
Steht nun leider klar am Tage;
Biſt du nun von ſolchem Schlage,
Trage deine Narrenkappen,
Und mit deinem Schnarren, Plappen,
Sei ſtets dein und andrer Plage.

Von den Letten kamſt du Lette,
Wollteſt dich in Deutſchland putzen,
Doch ſie wuſsten dich zu ſtutzen,
Wälzteſt dich in ſchmutz'gem Bette.
Allen biſt du zum Geſpötte,
Wann nun Kränze andern Knechten
Du mit ſchmutz'ger Hand willſt flechten,
Oder auch in breitem Schmatzen
Edelleute willſt verſchwatzen,
Aergerlich beim Groſsen, Rechten.

Nichts verſtehſt du, alles weifst du,
Und nichts ſagend ſagſt du alles,
Und wenn Bott'ger oder Gall es
Billigt, wirſt ein grofser Geiſt du!
Doch warum ſo lang noch ſchreiſt du?
Wirſt du ohne Recht ſtets rechten,
In die blaue Luft ſtets fechten?
Nein! vielmehr die hohe Sendung
Bringe lobend zur Vollendung,
Huldige dem Platten, Schlechten.

Wirſt auch jetzo wieder knurren,
Da wir dir dein Beſtes rathen:
Aber deine Heldenthaten
Sind nur matte, platte Schnurren!
Bohnen lafs ſtatt Bomben furren,
Immer zu mit Halmen ſchlage!
Es verkehrt ſich dir zur Plage.

Dir zur Schande dein Erbosen,
Uns zur Lust dein dummes Stosen —
Merk' Elender, was ich sage!

Blumen auf den Altar der Grazien. S. 83.

Herr Doctor Gall hat seine Schrift und seine Vertheidigung dem hiesigen berühmten Baxer, dem Redacteur des Freimüthigen, übergeben, der für baares Geld Jedermann angreift, Jeden verläßiert, und der dabei noch immer das seltene Glück, wiewohl doch nicht ohne Mühe, gehabt hat, ohne körperliche Züchtigung davon zu kommen.

J. G. Walter Etwas ü. Hrn. D. Gall's Hirnschädel-Lehre. II. S. 25.

Erſter Brief eines Frauenzimmers an den Verfaſſer der 360 Briefe an ein Frauenzimmer.

Mein lieber Herr Magiſter Merkel,

Ich bin ein Frauenzimmer aus einem kleinen Sächſiſchen Landſtädtchen, und übernehme als ſolches die Pflicht, eine allgemeine Schuld unſeres Geſchlechts gegen Sie, vortrefflicher Mann, abzutragen: das heiſst Ihnen auf Ihre 360 Briefe, die Sie an uns erlaſſen haben mögen, mit einem einzigen zu antworten. Nur mit einem — nehmen Sie es nicht übel; aber ich habe der Liebhaber mehrere. Und dann die Hausarbeiten, die Nähtade, der Stickrahmen, und — Sie wiſſen ja wie das mit uns Weibern iſt. Alles will beſorgt ſein und da muſs man ſich oft mit em Schreiben ſo gut wie es gehn will behelfen.

Meine älteſte Schweſter Charlotte hat es doch geſagt: „Es iſt kein Wunder, daſs der kleine Merkel grämlich wird und täglich unleidſamer thut. Wir an ſeiner Stelle machten es alle nicht anders. Oder giebt es unter der Sonne einen unglücklichern Liebhaber, der, wie er, 360 Briefe an ein Frauenzimmer erlaſſen und auf keinen einzigen Antwort erhalten? — Nein, es iſt zu toll.“ — So hat ſie geſagt: ſehen Sie, und ich habe mir die Sache zu Herzen genommen, daſs ich mich feſt entſchloſſen habe, mein beſter Herr Merkel, Ihnen hiermit förmlich zu antworten.

Vorher aber erlauben Sie mir, daſs ich Sie mit einem partikulairen Vorfall in unſerer Familie, der mir insbeſondere begegnet iſt, bekannt mache. Nehmlich — die Zunge verſagt mir den Dienſt; aber es hilft nichts, es muſs heraus — ich bin — ich habe — ich will lieber gleich von

vorn anfangen. Die Sache iſt die: Mein Bruder, der vor nigen Jahren in Jena ſtudirte, drang, als er wieder von der Univerſität zurük kam, mit ſo ſiegreichen Gründen auf mich ein, daſs ich — nun, erſchrecken Sie nicht, mein lieber Herr Merkel — ach, dem Uebel iſt nun einmal nicht abzuhelfen — ja, ich bin eine förmliche Idealiſtin. „Um Gottes Willen!“ hör' ich Sie auffchreien, und die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen. — Sein Sie ruhig, kleiner Ungeſtüm, ruhig! Wiſſen Sie, edelſter Biedermann, es hat ſo viel nicht zu bedeuten. Meine kleine Wirthſchaft, ſo wie die Welt, die Küche, die Nähtade: alles bleibt in ſeinem Gange. Ihre Briefe auch, und ſomit iſt uns ja allen geholfen. Alſo ich bin eine Idealiſtin, d. h. — denn ich weiſs, was für ein determinirter Verehrer von der Klarheit Sie ſind — „ich bilde mir ein, alles, was ich draufsen höre,

ſehe, fühle, wahrnehme, und empfinde gehe nur von innen und in mir ſelbſt vor.“ — „Entſetzlich! entſetzlich!“ — Stille, mein Freund, gelaſſen! ruhig! Haben Sie ſich denn ſelbſt in Ihrem Leben nichts eingebildet? O mein Beſter: ich kann Ihnen von guter Hand verſichern, daſs Sie ſich nicht nur eingebildet haben, ſondern auch noch einbilden und einzubilden fortfahren werden. Z. B. Sie bilden ſich ein, ein kompetenter Kunſtrichter zu ſein; und alle geſcheidten Leute in Deutſchland — und nehmen Sie mir es nicht übel, aber mein Bruder der Idealiſt iſt gewiſs einer von den geſcheidteſten — behaupten gerade das Gegentheil. Sie bilden ſich ferner ein über Sprache, Versmaaſs, Poeſie, Metrik, Kunſt, und wie alle dieſe ſchönen Gegenſtände weiter heiſsen mögen, ein beſonderes entſcheidendes und ſchneidendes Wort im Publikum mitſprechen zu dürfen: und alle verſtän-

dige Leute in Deutſchland behaupten wieder, daſs Sie in keiner von allen dieſen Sachen au fait ſind. Zuletzt bilden Sie ſich auch noch ein, den feinen Ton im Umgang mit Frauenzimmern zu treffen — wie der Umſtand beweiſt, daſs Sie es gar nicht müde werden, Briefe an uns zu ſchreiben — und ihre ergebenſte Dienerin Sophie — denn dies iſt mein Taufname — auf die Sie aber deshalb keinen Groll werfen werden, nimmt ſich die Freiheit zu behaupten, daſs ſich in allen Ihren Briefen keine Spur von denjenigen Eigenſchaften findet, die Sie zu einem liebenswürdigen Geſellſchafter und zum Umgang mit unſerm Geſchlecht geſchickt machten. Ey, mein lieber Herr Merkel, wer ſich ſo beſonders viel einbildet, wie Sie: ſoll denn der nicht auch einem armen Frauenzimmer, dem noch dazu die Schwachheit ſeines Geſchlechts zur

Entſchuldigung dient, eine kleine unſchuldige Einbildung zu gut halten?

So — Nun erſt dieſer Punkt von den gegenſeitigen Einbildungen zwiſchen uns beiden berichtigt iſt, kann ich mir auch eher ein Herz faſſen, und Ihnen geradezu entdecken: daſs die Krankheit bei mir zuweilen auf einen ſo bedenklich hohen Grad ſteigt, daſs ich mir einbilde — alle Ihre 360 Briefe an ein Frauenzimmer, denken Sie! hätten nicht Sie ſelbſt, ſondern ein Frauenzimmer: ich, Ihre gehorſame Dienerin, Sophie, hätte ſie geſchrieben. Nun, nun, lachen Sie nicht; es iſt etwas im Inhalt dieſer Briefe, was einen ſolchen Irthum begreiflich macht. Z. B. die liebenswürdige Süffiſance; dieſer Ton von Anmaſsung und Oberflächlichkeit; das Abſprechen und vollends das beſtändige Zanken und Rechthaben iſt, nehmen Sie mir es nicht übel — aber Sie ſehen, daſs ich ſelbſt auf

Unkoſten meines Geſchlechts gerecht bin — nicht allein weiblichen, ſondern ſogar ächt allweiblichen Urſprunges. Alſo, es giebt Augenblicke meines Lebens, wo ich mir ſteif und feſt einbilde, ich, Sophie, Sie mein Lieber, d. h. Merkel zu ſein; und Sie können nicht glauben, was mir dieſe kleine Perſonalität unter ſolchen Umſtänden zu ſchaffen macht. Wie ich mich mit ihr herumzanke, wie ich mich ausſchelte! O mein Beſter, Sie müſsten ſelbſt Zeuge davon geweſen ſein, um ſo etwas glaublich zu finden. Nicht ſelten übernimmt mich der Unmuth in einem ſolchen Grade, daſs ich mich ſelbſt folgender oder anderer Maſsen apoſtrophire:

Merkel, lieber Merkel! biſt Du toll? biſt Du raſend? biſt Du beſeſſen? Fanfarellen Dir in den Leib gefahren? — Wie? Du, der Du es über Dich gewinnen kannſt, die Oktavia einer Iphigenia, den Wal-

lenſtein einem Otto von Wittelsbach, die Proſa der Poeſie an die Seite zu ſetzen: Du unternimmſt es und ſprichſt von Poeſie? Du von Proſa? Noch mehr: Du, der Du in jeder Zeile Deiner Briefe weibliche Anmuth, Grazie, Zartheit und Milde — dieſe Blumen unſeres Geſchlechts, die uns alle Herzen gewinnen und zum Eigenthum machen — roh und hyperboreiſch mit Füſsen trittſt: Du wagſt es und ſchreibſt nun ſchon ins zweite Jahr Briefe für Frauenzimmer? Bedenke Dich! Wo biſt Du? Kind, wie iſt Dir? wie ſteht Dir der Kopf?

„Nein, es iſt kein Menſch ſo klug, daſs
er nicht eben toll
„Bei der gemeinſten Sache werden
könnte!“

Und dann möchte ich, wie Monsieur Con-

ſtant in der Selbſtbeherrſchung, meinen Kopf nehmen, ihn vor mir auf den Tiſch ſtellen, und — — Am Ende gelob' ich mir hoch und theuer, keinen Brief mehr an ein Frauenzimmer zu ſchreiben. Aber was hilfts? Ein neuer Poſttag kömmt, mit ihm ein Paket — und in dieſem „Merkels Briefe an ein Frauenzimmer.“ Ach mein liebſter Herr Magiſter, haben Sie auch wohl zuweilen dergleichen fürchterliche Anfälle? Rathen Sie doch, helfen Sie doch wenn anders noch Rath und Hülfe da iſt, und ſein Sie verſichert, daſs ich nie aufhören werde mich zu nennen

Ihre

dankbar ergebenſte

Sophie.

Zeitung f. d. e. W. 1803. No. 42.

Meiſter und Lehrling.

Jüngling.

Schüchtern nah' ich mich Ihnen, doch hoffend, geehrter Herr Doktor,
Wegen des kleinen Verſuchs, den ganz beſcheiden zur Durchſicht
Neulich ich vorgelegt und mir Ihr Urtheil erbeten:
Wenig noch hab' ich geleiſtet, wer weiſs das beſſer als ich wohl?
Doch der Anſtrengung, Sie wiſſen, gelang ja ſo viel ſchon.
So auch hoff' ich es ſoll mir künftig beſſer gelingen:
Jetzt nun bitt' ich um Ihr freimüthiges Urtheil Herr Doktor,

Ob in dem kleinen Gedicht ein kleines Fünkchen Talent wohl
Glimm' und ob nicht ganz mir die Bahn des Ruhmes gesperrt sei.

Merkel.

Schlüpfrig ist sie die Bahn und steil, ja wahrlich mein Bester,
Und so mancher schon fiel, der allzukeck es gewagt hat,
Rasch anlaufend des Helikon Höh'n zu früh zu erstürmen.
Sehen Sie nur den Trofs, den ich mit ewigen Güssen
Schwärzlicher Dinte, gemischt aus literarischem Staube
Und dem eigenen Geifer, aus Eifer täglich beschütte;
Sehn Sie da ist der Schlegel, den äufserst passend noch neulich

Mein sehr würdiger Freund, der Präsident des Theaters,
In den Expectorationen den wüthenden Schlegel genannt hat:
Herrlicher Kotzebue, er deckt in dem Buch von den Blössen
Unseres Zeitgeists kühn auch selbst das letzte Gewand auf,
Dass die Edelen ihn in naturalibus anschaun: —
(Reden Sie nicht davon; es hat der Treffliche diesmal
Sich die eiserne Stirn in dunkele Wolken gehüllet) —
Dieser Schlegel nun, sag ich, er wagt es kühn zu behaupten,
Alle die Dichter, die ich mit heiligem Zittern nur nenne,
Ramler, Klopstock selbst, und Matthisson. Schmidt in Werneuchen

Seien nicht Dichter, und gar am wenigſten Kotzebue ſei es;
Ja auch Wieland hätte wie lang [illegible]n nicht mehr geweilet
Auf Parnaſſus Höh'n, und ſei langweilig und kläglich.
Als er das Nützliche nun und Gute mit Füſsen getreten,
Fing er aus eigener Macht an Götzen ſich ſelbſt zu errichten;
Göthe nun ward ihm Gott und neben ihm glänzten die Andern,
Schlegel (der Raſende), Tieck, Novalis, Schütz und Bernhardi,
Und wie ſie ſonſt noch heiſsen, mir nach dem Namen bekannt kaum.
Tief ſchon regte der Grimm ſich und ärgerlich biſs ich die Feder,

Sehnlich erwartend, auch mich antaſten ſollt er, der Freche,
Daſs mit der Ruthe zurück zur Schul' ich ihn züchtigend peitſchte.
Doch umſonſt wohl harrt' ich, nicht eine Silbe mir ſchrieb er.
Länger nun konnt' ich's dulden im Rüſen nicht, ſchrecklicher Wuth voll
Schärft' ich den Gänſekiel, taucht tief ihn in Galläpfelblut ein,
Und verklagte die Clique bei allen Frauensperſonen
In umſtändlichen Briefen, da ſteht es ſchwarz denn auf weiſs nun,
Daſs die Leute mit nichten Poeten ſind, deswegen weil ſie —
Leſen Sie ſelbſt das nach, es bildet Ihren Geſchmack wohl.

Jüngling.

Oft ſchon las ich es und verſtand's und dankbar erlernt' ich,
(Denn handgreiflich iſt's) wovor man wohl ſich zu hüten!

Merkel.

Doch nun ſehn Sie, wie ſehr der Geiſt der Zeiten geſunken:
Von den Damen, an die die ſchönen Briefe gerichtet,
Schrieb Antwort' nur Ein' und ließs in der Zeitung zu Leipzig,
Elegante genannt, ſogar das Briefchen auch drucken:
Doch ich kann nicht ſagen, ob Ernſt es ſei, ob es Scherz ſei;
Bald ſcheint mir ironiſch das Ding bald ſcheint es, ſie liebt mich —

Doch das ſei, wie es will: ich faſste den muthigen Vorſatz
Mich mit Kotzebue ſelbſt, dem unvergänglichen Dichter,
Off- und defenſiv zu Schutz und Trutz zu verbinden,
Da nun entſtand der Brunnen, der unverſiegliche, welcher
Kühlenden Waſſers Fluth auf Deutſchlands Fluren ergieſset,
Doch mir ſelber ein Quell von herrlich blinkendem Lohne.
Da iſt nackt und bloſs das ganze Weſen geſchildert,
Göthe, wie oft ſchon, ach, wie oft ſchon hat er bereut es,
Daſs er die Clique geſchützt und mich verachtet, und daſs die

Jenaer Literaturzeitung ſo ſchlecht mich behandelt,
Und mein treflichſtes Werk, die Letten, ſo bitter getadelt.
Neulich noch hab' ich gezeigt, er habe ſich gröblich geirret,
Daſs er das galliſche bottes in deutſch mit Stiefel verdollmetſcht.
Kotzebue aber, der zeigt, daſs Göthe ſelbſt ja nicht deutſch kann —
Glauben Sie mir, mein Freund! nicht Einer mehr lebt von den armen
Schluckern, es hält Deutſchland ſie alle für todt und begraben.
Doch nicht allein das Schädliche tilg' ich, Gutes auch pfleg' ich:
Dort der Zöglinge Schaar die ſchon zur Fahne geſchworen:

Schreiber, und Zarnak, Kuhn, Schwalldoppler (Verdoppler des Schwalles)
Sehr harmonische Namen, die schon im Hexameter tönen!
Alle die schütz' und pfleg' ich; es bildet sich nicht in der Stille;
Wie einst Göthe gesagt, ihr Talent, nein, eben im Lärmen!
Früh schon lehrt' ich die Guten, nur gleich von Allem zu schwatzen;
Wenn sie geredet davon, dann werden sie bald es verstehn auch.
Also rath' ich auch Ihnen, geschätzter, fleifsig zu schreiben;
Was Sie auch bringen, ich druck's und lob' es, dann ist es gewifs gut.
Auch Ihr kleines Gedicht, es zeugt von frühem Talente,

Die Hexameter sind wohltönend, es liegt ja der Ton stets,
Wie ich Deutschland einst gar gründlicher Weise gelehret,
Auf der ersten der Silben im Daktylus und Spondäus.
Auch die Kritik versuchen Sie bald!

Jüngling.

Wie dürft' ich es wagen?

Merkel.

Ei, von mir geschützt, was wagen Sie? selber ja wagt' ich's,
Ich, den keiner geschützt, kühn war ich, aber besonnen!

Jüngling.

Doch, wie fang' ich es an?

Merkel.

Wie ich! Gleich sollen Sie hören,

Wie ich hinaufgeſtrebt zu dieſer Höhe des Urtheils,
Daſs, wo ich mich erblicke, der Kopf oft ſelber mir ſchwindelt;
Und dann fragen Sie nicht nach Anfang oder nach Ende.
Hennings Genius erſt bot mir gemächliches Lager,
Hier nun lernt ich Fehler zu riechen in Göthe's Gedichte,
Herrmann und Dorothea, — es iſt der Geruch ja der erſte
Kritiſche Sinn, den ich zur höchſten Schärfe gebildet; —
Bald auch lernte nun Schlegel, daſs ſeine Sonette Geklingel,
Daſs das Sonett überhaupt die ſchlechteſte Dichtungsart ſei,

Dafs die Terzine (die ich Triolett weit
schicklicher nannte)
Und die anderen Possen der italiçnischen
Dichter,
Die ich selber nicht kenne, noch auch zu
kennen begehre,
Ganz zu verwerfen sind und Deutschen
nimmer erlaubet,
Sagte, Petrarka soll' in Prosa verdeutschet
nur werden,
Nimmer im eignen Gewand' erscheinen,
das sei ja possierlich!
Kurz nichts blieb ungesagt, was schön und
passend mir vorkam!
So nun stieg' ich hinauf, dafs jetzo Böttiger
selbst, der
Aus Zwölftausend Bänden den Geist der
Alten ganz auszog.

(Den aus Neid jüngſthin Schelling den Schaamloſen nannte)

Viel Aufſätze mir ſendet zur Küche des guten Geſchmackes;

Gall ſelbſt nicht verſchmäht, von mir ſich loben zu laſſen.

Jüngling.

Warlich vortrefflich mein Herr! doch eine Bedenklichkeit bleibt mir:

Alles das iſt nun geſagt und oft und wieder geſagt ſchon,

Wie doch kommt's, daſs nicht das Publikum endlich ermüdet?

Merkel.

O da wiſſen wir Rath, wenn Niemand Tadel mehr achtet,

Göthe ſchweigt und Schlegel, und keiner ein Wörtchen erwiedert,

Helfen Erzählungen uns und Anekdoten, es reiſet
Kotzebue nach Welſchland und, was er geſehen, erzählt er
Einmal in unſerem Blatt, einmal im eigenen Buche —
Hat er nicht ſehr ſchön jüngſt den Cicerone getadelt,
Der ihm ein Bild erklärt und geſagt, der Held Alexandros
Sei gebildet darauf, die ſchöne Helena bei ihm!
Freilich vergiſst der Reiſende, daſs Alexander und Paris
Eins nur ſind, ein Andrer der macedoniſche König:
Doch wer könnte wohl aus frühen Zeiten der Schule

Solche Poſſen behalten? auch das wird leicht ihm vergeben,
Daſs er verwirrt' Taſſoni, mit Taſſo, dem herrlichen Dichter,
Als er den Einer erblickt, ich weiſs nicht wo, voll Bewundrung,
Der Taſſoni den Anlaſs gab zu ſeinem Gedichte —
Iſt es beinah doch eins! Doch weiter von unſerem Blatte;
Wenn uns nichts mehr hilft, ſo hilft der Patriotismus,
Nichts iſt edler und nützlicher auch; es drohet ein Feind uns!
Auf, Freimüthiger auf! was ruhſt du weibiſch im Laden!
Friedrichs Thaten hervorgeholt und ſchleudre ſie tüchtig

Mir an des Feindes Haupt und nimmer kehret er wieder.
Preufsen! Friederich lebt, in eurer Mitte noch lebt er,
Tugend belohnt er gern, auch mich wohl nimmer vergifst er;
Führ' ich den Krieg sehr schlecht auch mit dem Schwerdt und der Feder,
Gutes hab' ich gewollt für mich und Alle die Lieben. —

Jüngling.

Preufsen! Merkel! Friedrich! Kotzebue!
Auf in den Kampf nun!

Der lettische Horaz.
Sat. MDLXX.

——

Kunſt-Anzeige.

Es ſcheint ſeit einiger Zeit zweifelhaft geworden zu ſein, ob Scherz Lachen oder Weinen erregen, und ob Ernſt Unterhaltung oder Langeweile erregen müſſe. Dieſen Zweifel zu heben, dürfte ein Kupferſtich geeignet ſein, der ſo eben erſchienen und bei Hrn. Schropp und Comp. in Berlin für 8 Groſchen zu haben iſt.

Ein kurzer dicker Mann ſitzt, den Hut und Stock in der Hand, auf einem antiken Dreifuſs und nimmt mit einem ſelbſtgefälligen Lächeln die Kranze an, welche die Muſe der Dichtkunſt und die Muſe der Schauſpielkunſt, zum Lohn ſeiner Verdienſte, ihm aufſetzen. Gleich daneben erhält derſelbe, auf eine Schulbank darniedergelegt, ebenfalls zum Lohn ſeiner Verdienſte, eine handgreifliche Zurechtweiſung auf den

ſymboliſchen Theil der Freimüthigkeit. Einige der Umſtehenden ſcheinen ihr noch einige gute Lehren zu ertheilen. Auch das weibliche Geſchlecht ſcheint daran Theil zu nehmen. Gar lieb mag ihm dieſe Zurechtweiſung nicht ſein, denn er geſtikulirt gewaltig mit Handen und Füſsen. — Der Kupferſtich hat die Ueberſchrift: Scherz und Ernſt.

Zeitung f. d. e. W. 1803.

Noah der Deutſche.

Romanze.

Das Ohr befiedert ſaſs am Pult
Ein Mann, der ſchoſs mit Ungeduld
Auf einer Jagd nach Witze
Bald hin, bald her die Mütze;
Er dachte ſo in ſeinem Sinn:
Ich Meiſter Unfried Schnörkel bin
Voll Geiſt und Kraft, wie Einer
Und hochſtudirt, wie Keiner!

Nun kam die Feder hintern Ohr
Und aus dem Pult Papier hervor;
Die freche Stirne rieb er:
„Ihr Schreiber alle — schrieb er —
Mich nehm' ich aus, seid Lumpenpack,
Euch fehlt Kritik, euch fehlt Geschmack;
Ja weit umher erschall' es,
Euch fehlt nicht mehr, als Alles!"

„Jean Paul ist toll und butterweich,
Arm an Verstand, an Thränen reich,
Sein Affe, Lafontaine;
Die Clique fletscht die Zähne,
Auch Schillern fehlt es hier und da,
Selbst Goethe klimpert nur lala;
Der Rest, ich kann's betheuern,
Heizt mit gemahlten Feuern."

Und aus des Mannes Tintefafs
Rann's unaufhörlich ſchwarz und naſs —
Trotz Gottes Regenbogen
Erſtickt' in Well'n und Wogen
Durch allgemeine Sündenflut
Er, Mann für Mann, die böſe Brut
Der Deutſchen ſchönen Geiſter.
Gleich einem Hexenmeiſter

Die guten armen Teufel die,
Wie kläglich ſchrie'n um Mitleid ſie! —
Er aber fuhr in Wettern
Fort, alle zu zerſchmettern.
Nur mit der Thierheit ſchwamm umher
Auf den Gewaſſern ſelber Er,
Von Segeln bloſs und Maſten,
Wie Noah in dem Kaſten.

So gab er nun die Blöfsen fein,
Gebärdend ſich nicht eben fein
Bei ſeines Kieles Feſten,
Vor allem Volk zum Beſten;
Doch ach! kein frommer Sohn erſchien,
Von hinten her zu decken ihn,
Denn alle, alle machten
Es ſo, wie Ham — ſie lachten.

— — Ich fand zufällig in der brillanten Gesellschaft einen gelehrten Sprachforscher, und, was noch mehr sagen will, einen abergläubischen Sprachforscher, welcher die Namen der Menschen für vorbedeutend hielt, und aus den Reimen auf dieselben, der Versetzung der Buchstaben u. s. w. allerlei schlichen und prophezeien wollte. Ich machte mich an diesen, von der übrigen Gesellschaft vernachlässigten Mann heran, und nach einigen gleichgültigen Reden fragte ich ihn, was er von dem Namen Merkel hielte, neugierig seine Charakterisirung meines berühmten Landsmannes zu hören. Nach einigem Bedenken erwiederte der Pedant: „Ich kenne zwar den Mann nicht, glaube auch schwerlich, dass jemand einen so unglücklichen

Namen führt, sollte es aber sein, so muſs er streitsüchtig und grob sein, und einen höchst widrigen Eindruck machen, denn erstlich reimt sich in der ganzen Deutschen Sprache nichts auf diesen Namen, als eben Ferkel, welches letztere Wort bisher reimlos war, sodann kommt durch die Versetzung der Buchstaben heraus: Ekel und Rekel; und endlich würde, wenn jemand mich Herr Merkel anredete, es mir immer klingen, als sagte er mir: Herr leck' er m., welches einen unangenehmen Eindruck auf mich machen würde." Hier liefs ich den Mann stehn, der so unwissend in der schönen Literatur war, dafs er solche Thorheiten als Wahrheit zu Markte bringen konnte.

Memoiren eines Liefländers.

Th. I. S. 319.

Prinz Bimbam.

Dieſer Prinz zieht mit ſeinem Gouverneur aus, um Geiſtesbildung zu ſuchen. Kaum ſind ſie ausgezogen, ſo ſtoſsen ſie auf einem Kreuzwege auf den alten Kronos. — Eine unbeſchreiblich alte hagere Mannsgeſtalt drückte einen Schubkarren mit erſchrecklich viel Stoſsen Papier beladen vorwärts. Der Gouverneur (Invalido), ein alter Bekannter von ihm, fragt, wie es gehe? und der Alte antwortet: „Ja, man hat „jetzt ſeine volle Laſt mit den Journalen. Du „weiſst, ich war immer ihr Todtengraber. „Kronos frafs immer ſeine Kinder.

Nun, und was ſchleppſt du hier zu Grabe?

„Man arbeitet ſich gern ein wenig vor —: „Romane des Mannes u. ſ. w., Revolutionsge„ſchichten, Jahrbücher, Komödien, Reiſen; „noch ſchleppe ich mich hier mit den alten „Leichen der eilf ſchlafenden Jungfrauen, die „am Spieſs gebraten wurden, u. ſ. w. Iſt eine „Ladung bei Seite, ſteht die andere ſchon „bereit: das endet nicht.“

„Hier im Winkel liegt noch allerhand när„riſcher Plunder, der gern oben hinaus möchte „— wozu aber Rath werden ſoll. — Es ſind „Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtig„ſten Produkte der ſchönen Literatur! Sie ſollen „im Reiche des Duns zur Feier der Göttin zu „Raketen und Schwärmen verarbeitet werden, „wenn anders das eingewäſſerte Zeug brennen „will.“

Prinz Bimbam, ein Mährchen für Jung und Alt.

Epigramme.

An Garlieb Merkel.

Wohl unſterblich du biſt, das wiſſen wir, aber unſterblich
Wie Mauſolus, vom Grab, welches dir Andre gebaut.

Ob dir ein anderer Sinn mag fehlen, das nicht entſcheid' ich;
Aber wenigſtens weit haſt du 's im Riechen gebracht.

Alles beurtheilſt du, als wenn du ſo Alles verſtändeſt,
Alles verſtehſt du nicht! Alles nicht heißt hier wohl Nichts!

Unter der Eſelgeſtalt verbarg Apulejus den Menſchen;
Fröhliches Mährchen bisher: aber, Verkehrteſter du,
Auch das Mährchen ſogar verkehrteſt du ſchon uns zum Abſcheu,
Da ſich in Menſchengeſtalt jetzo der Eſel uns zeigt.

Beiſſeſt du, Männchen? o beiſs noch heftiger, daſs ich gewiſs ſei,
Männern von Sinn und Verſtand müſſe gefallen mein Werk.

Fichte'n verdankt Nicolai Unſterblichkeit, Kotzebue Schlegel'n:
Doch Gott Vater allein ſänge dein würdiges Lob.

Epigrammenleſe S. 43a.

Briefe über Hamburg und Lübeck von (Garlieb) Merkel.

— — — Der Verfaſſer dieſer Briefe iſt Herr Merkel, eben der, welcher ſein Publikum bisweilen durch Kritiken über ſchöne Literatur amüſirt: ein Virtuoſe in der ſchätzbaren Kunſt, über alles, was er nicht verſteht und kennen zu lernen Luſt hat, mit gutem Muth abzuſprechen, der dabei die für einen Kritikus von Profession beneidenswerthe Gabe beſitzt, ſich durch einen edlen Zorn über Vollkommenheiten, die er nicht begreifen kann oder an groſsen Menſchen wahrnimmt, die ihn überſehen, für das Gefühl ſeiner eignen Kleinheit ſchadlos zu halten. Der Theil alſo unſerer Leſer bis zu welchem ſein Name und ſeine Schreibereien hingedrungen ſind, wird ſich ſogleich beim Anblick dieſer

Namens auf dem Titel des angezeigten Buches nicht erwehren können, an ein wenig viel Anmafsung und Süffisance, an Schiefheit des Urtheils, an beifsige Tadelsucht, an frostige Witzelei und an schlechten Literaturton zu denken, und dies alles in diesen Briefen reichlich wiederfinden. — — —

— — — Doch nimmt man den Verfasser und sein Buch nicht so ernsthaft, wie das wohl am besten ist, so kann man Nutzen und Vergnügen davon haben. Man kann nehmlich lernen, wie man über gewisse Dinge nicht schreiben mufs und durch den Glanz, welchen der Schriftsteller von sich wirft, sich den Kritiker transparent machen. — — —

— — — Nun, da ihm alles ausgemacht Grofse schon anfängt lacherlich zu werden, so hat man die Hofnung, dafs er endlich bald — denn Zeit ist es — sich selber so lächerlich

vorkommen wird, wie er es Andern ſchon längſt iſt. Denn nach ſeiner Meinung iſt ja doch ſchwerlich jemand gröſser an Verſtande, als Er.

Zeitung f. d. e. W. 1801.

No. 96.

Seit zwei Jahren ſpielt Herr Merkel — wie er in der Einleitung des erſten Briefs zum dritten Jahrgange ſeine Beſtimmung jüngſt noch ſelbſt angab — in ſeinen unterhaltenden Briefen den mächtigen Critikus Schuhu, den nächtlichen Feind aller Tag- und Nachtvögel in der ſchönen Literatur. Ein erklärter Feind von Nachtigallen, Lerchen und andern dergleichen Singvögeln: wo er eins dieſer Thierchen habhaft werden kann, ſchnaps! hat er's beim Kopfe und rupft's. Wenn's nur immer Mäuſe gäbe! Denn Mäuſe findet er ſo delicieux wie Lerchen, und die ſchönſte Lerche ſchnabelirt er, wie eine Maus. Er hat Correſpondenz mit allen Malcontenten in der ganzen Welt. — —

Merkel iſt weder ein wiſſenſchaftlicher, noch ein poetiſcher Geiſt. — Seine Briefe, ſo wie ſeine Schriften überhaupt, zeigen keine Spur von Gefühl, nur rhetoriſche Declamazion aus der Phantaſie. Eine ſolche todte Dürre und Erſtorbenheit des Gefühls! — —

Humanes Intereſſe (nicht Rezenſenteninteresſe) an den Gegenſtänden der Literatur, das den Geiſt gewöhnt, Alles Gute ohne jede andere Rückſicht als weil es gut iſt, mit Liebe aufzunehmen und den Kreis ſeiner Bildung dadurch zu erweitern, es mag auch kommen, von wem es nur immer wolle, iſt Herrn Merkel durchaus fremd. Er horcht erſt immer, wo möglich, heraus, auf welcher literariſchen Seite, gleich als wäre die Literatur ein politiſches Engliſches Parlement, ſich Jemand befinden möge; wobei er freilich ſchon lächerliche Mifsgriffe genug that, ſo daſs er nach irrig befundener Voraus-

ſetzung in Abſicht dieſes Punkts, ſchwach genug war, ſein ganzes günſtiges früheres Urtheil über Jemanden und deſſen Produkte zurückzunehmen. — — Sogar ächtrealiſtiſche, merkantiliſche Rückſichten haben auf Herrn Merkel Einfluſs. — — So befangen in ſeinen Sympathieen und Antipathieen, daſs ihm bei den Gegenſtänden derſelben nirgends zur Vernunft ein Ausweg offen bleibt: koſtet es ihm wenig, gegen Etwas ſein Verdammungsurtheil bloſs darum auszuſprechen, weil es gegen ſeine Sympathieen und Antipathieen verſtöſst. Bis zum Beiſpielloſen machen ſie ihn blind und ungerecht. Wer — ich ſage nicht an den Gebrüdern Schlegel; wer — an Goethe etwas Gutes findet, hat es bei ihm verthan. — Er wagt ſich an Goethe's Meiſterwerke mit frecher Hand. Mit ſeiner ganzen poetiſch-grammatiſchen Laſt fällt er über die deutſche Iphigenie.

die er nur durch Hülfe der Bothe'ſchen Ueberſetzung mit Euripides vergleichen kann *); und der Werther — man höre nur den einſichtsvollen Kritiker — ſoll eine Nachahmung des Saint Preux aus Rouſſeau's Heloiſe ſein. —

Am allerwenigſten kennt Herr Merkel ein wiſſenſchaftliches Intereſſe an Literatur. Für Wiſſenſchaft hat er durchaus keinen Sinn. Er ſchrieb ein politiſches Werk: aber keineswegs bedurft' er dazu Grundſätze der Politik, wo er die Rechte, Verhältniſſe der Individuen, der Stände und Staaten gegen einander hätte in Anſchlag nach Grundſätzen bringen müſſen: es iſt nur eine polemiſch-politiſche Schrift. So ſteht es um Merkel in der Philoſophie, in der Geſchichte, in der wiſſenſchaftlichen Aeſthetik,

*) Merkel kann nicht Griechiſch; nur nothgedrungen Latein! Anmerk. d. Herausg.

wo er auf die erſten Gründe des Schönen zurückgeht; kurz überall, wo es auf wiſſenſchaftliche Einſicht, Kenntniſſe und Intereſſe für Wiſſenſchaft ankommt. Ich würde dieſe Seite nicht berühren, weil Niemand für natürliche Beſchränktheit verantwortlich ſein kann: wenn ſich Herr Merkel nicht auch da mit gleicher Süffiſance das Anſehen des gewaltigen Kritikers gäbe. Das Wiſſenſchaftlich Falſche fällt ihm gar nicht als falſch auf; darüber lieſt er hin und verläſst ſich übrigens auf ſeine groſse Kunſt zu ſchimpfen und zu ſchmähn. Noch ſchrieb er kein wiſſenſchaftliches Wort: und in der Aeſthetik, wo er es nicht immer vermeiden kann, in die wiſſenſchaftliche Theorie einzugehn, giebt er ſtets die lächerlichſten Blöſsen, wenn er ſich auf die letzten Gründe des Schönen einläſst. —

K. G. Schelle: Garlieb Merkel als Schriftſt. u. Kritik. S. 3. 9. u. f. f.

Die beiden Freimüthigen als Profodielehrer.

Schon einmal hatte ſich der Freimüthige No. 1 das Anſehn gegeben, als ſei er ein — vorzüglicher Kenner des Mechaniſchen der Dichtkunſt. Man hat das, ſo lächerlich es war, wie Manches, ihm in ſeiner Verzweiflung hingehn laſſen. Man hat es ſogar nicht genügt, als er einen verdienten Komponiſten, wegen Vernachläſſigung einer ausländiſchen Profodie meiſterte, und bei der Gelegenheit doch ſelbſt (S. 99) ſtatt von kurzen und langen Silben zu reden, von kurzen und langen Füſsen ſprach, welches doch warlich arg und für einen Verſekünſtler, eben ſo arg war, als wenn ein Mathematiker die Linie ein Vieleck nennen wollte. Jedoch die neuerlich erfolgte Klugthuerei des Frei-

müthigen No. 2 ist zu anmaſsungsvoll, als daſs man auch ſie hinſchlüpfen laſſen könnte. Dieſer belobte Herr nehmlich (und zwar abermals, indem er einen Andern in Herders Adraſtea meiſtern will, wo man doch doppelt vorſichtig ſein ſollte, beſonders wenn man eben verſprach: eine Uebereilung nicht wieder eintreten zu laſſen) lehrt S. 636 lächerlicher Weiſe folgendes:

„Vollkommene Hexameter müſſen ſich gleich„ſam von ſelbſt ſkandiren“ (alſo doch nur gleichſam?) „indem man ſie lieſt“ (So? Nicht auch indem man ſie hört? —) „Dies iſt „nur dann möglich, wenn der Akzent immer „regelmäſsig“ (Nicht nur immer, ſondern auch obendrein regelmäſsig —) „auf die erſte Silbe „der Spondeen und Daktylen fällt“ (So? — Alſo bei Trochäen braucht er's nicht? Oder gibt es überhaupt Dactylen, deren erſte Silben

ohne Akzent sind?—) „Die übrigen dürfen gar „nicht betont sein.“ — So? — Also auch die zweite Silbe im Spondeen darf gar nicht betont sein? — Gleichwohl aber besteht jeder Spondee (— —) blos und allein aus zwei langen Silben. Und doch soll die zweite Silbe nicht betont sein? — Beim Himmel! dem vortrefflichen Lehrer muss man folgenden, sich gleichsam von selbst skandirenden Hexameter zurufen, dessen beide Spondeen in ihren zweiten Silben aber ja betont werden müssen:

Kind! Kind! Willst du uns lehren, so bitten wir, lerne du selbst erst! —

Man hat hier, um den Hexameter zu schaffen, zwei ächte Spondeen neben vier ächten Daktylen mit Fleiss aufgesucht; so schwer auch in unserer Sprache ächte Spondeen zu finden sind; denn der scherzhafte Apollo, welcher, als die

Füſse des deutſchen Hexameters, nur Daktylen und Spondeen angiebt, ſcheint gar nicht zu wiſſen, daſs der deutſche Hexameter, ſelbſt der beſte, nur ſehr ſelten aus Daktylen und Spondeen, vielmehr faſt immer aus Daktylen und Trochäen beſteht. — Und gleichwohl will er Lehren über den deutſchen Hexameter geben?

Kind! Kind! Willſt du uns lehren, ſo bitten wir: lerne du ſelbſt erſt!—

Mr.

Zeitung f. d. e. W. 1803.

No. 151.

Merkel, der profunde Kritikus.

— — Ein Kritiker unſerer Zeit, der Gedanken
Nicht zu tadeln vermag: der tadelt Verſe; des Leeren
Zeiht er dieſen; der Härte jenen. Gemeine durchſtreichet
Er mit fertiger Hand, beſchneidet die üppigen Glieder,
Bis die Knochen noch ſtehn, und trägt wie Schöppenſtädts Bürger
Licht in Säcken ins Haus, macht bei zweideutigen Stellen
Anfangs ein Bocksgeſicht bis er ſie faſste und tadelt:
Nimmt dem Satze ein Und und hängt an jenes ein Aber,
Hängt ein Comma dort, dort Apoſtrophe im Worte.

8. Die Dichtkunſt des Horaz, überſ. von Wieland. 22ſte umgearbeitete Aufl. S. 257.

Das feine Ohr.

Gleich dem thatenlosen Schüler der Ethik
Horst du in der Poetik
Gras wachsen; aber hörest nie
Den Lorbeer rauschen im Hain der Poesie.

Klopstocks Epigramme S. 14.

Offenbarung.

Wer mag wohl die holde Jungfrau kennen,
Der ein gar lieb Männlein Briefe weihte?
Gebt mir doch Bescheid, ihr lieben Leute:
Kann mir keiner ihren Namen nennen?

„Ich bin's, ich! Ich will es frei bekennen,
„Ich bin's, die er so gelehrt erfreute,
„Mir ward seine Liebe einst zur Beute,
„Und ich werde nie von ihm mich trennen."

Wer sie ist? — Ihr werdet's nicht errathen,
Doch ich will's geradezu verkünden:
Dortchen Lebenreiter ist ihr Name!

Sonst Maitresse mehrerer Soldaten,
Jetzt verschmäht, entstellt durch häufig Sünden,
Ward sie jenes Männleins Herzensdame!

Gedichte aus neuer Zeit.
Th. II. S. 42.

An Gaulieb Merkel.

Viel Neid und Hunger trieb die trocknen Räder,
Da du zu deinem Pindus aufgefahren,
Dem Blocksberg, zu den andern Heldenſchaaren,
Die Kotzebue anführt und Schikaneder.

Umſonſt wohl führt man gegen euch die Feder,
An dir und Kotzebue hat man's erfahren:
Dies ſchöne Paar trieb keiner noch zu Paaren,
So hart man euch auch ſtäupt' das nackte Leder.

Wir wiſſen's wohl! ſo gehts auf dieſer Erde:
Doch dich zu beſſern ſollt es nicht geſchehen,
Dem Volk nur ſollt' es dienen zum Exempel.

Nicht daſs der Delinquent humaner werde,
Nein, daſs das Volk ſein Schicksal möge ſehen,
Drückt man ihm auf die Stirn den heiſsen
Stempel.

Gedichte aus d. Italieniſchen
S. 271.

Geschichte

der

hamburgischen Begebenheiten

während

des Frühjahrs 1813.

London 1813.

Geschichte

der

hamburgischen Begebenheiten

während des Frühjahrs 1813.

Die Geſchichte der Tage, welche der Verfaſſer dieſes zu beſchreiben unternommen, ſchien anfangs in dem Aufſtehn anderer Städte und Landſchaften Deutſchlands, wozu damals Hoffnung und Ausſicht war, ſich wiederholen zu müſſen, und nur als mitwirkendes Glied einer allgemeinen Anſtrengung die öffentliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen zu können. Seitdem aber die Anſtrengungen dieſer Stadt ohne Nachahmung geblieben, und ſie allein in Folge derſelben von einem Schickſal getroffen worden, das wie ein großes Trauerſpiel die Theilnahme der Zeitgenoſſen heftig erregt hat, ſeitdem ſteht ihre Geſchichte auch für ſich als Ganzes da, und gewinnt eine von den allgemeinen Begebenheiten auch unabhängige Wichtigkeit.

Der Verfasser konnte nicht ohne die höchste Bewegung des Geistes und Herzens die unter seinen Augen geschehenden Vorgänge betrachten, und faßte früh den Gedanken, sich einen Antheil an dem Geschehenden wenigstens durch dessen Ueberlieferung und Ausbreitung zu erwerben. Von diesem Vorsatz konnte ihn der Schmerz über den Ausgang eine kurze Zeit ablenken, die obige Betrachtung aber und die Erwägung der gegenwärtigen Umstände mußten ihn lebhafter wieder darauf zurückführen.

Denn noch hat niemand den Schlüssel dieser Begebenheiten dargereicht, niemand das Innere beleuchtet, das Urtheil der Menge wie der Bessern schwankt in entgegengesetzten Irrthümern, und die Unkunde entstellt wie die Lüge mit verläumderischen Zügen das edle Bild dieser vaterländischen Thatsachen. Auch konnte nicht so leicht die Wahrheit sich oben erhalten inmitten des Kampfes so vieler Leidenschaften und Meinungen, denen insgesammt das Licht der klaren Einsicht fehlen mußte. Denn schon im Allgemeinen zieht sich alles den Staat Betreffende bei uns Neuern in die Heimlichkeit stiller Verhandlungen zurück, und ih-

rer Art nach können die Gründe und Triebfedern deſſen, was ſichtbar geſchieht, nur wenigen Menſchen bekannt ſein; in Hamburg aber war außerdem noch ein Zuſammenfluß von ungewöhnlichen Verwickelungen, die theils die Lage des Ortes, theils das Verhältniß der Staaten herbeiführte, und welchen allein die unglückliche Stadt unterlag.

Die Kenntniß einzelner ſolcher Umſtände beſitzen nicht Viele, die ganze Reihefolge derſelben iſt nur äußerſt Wenigen bekannt. Der Verfaſſer war ſo glücklich, einen Standpunkt zu finden, der ihm die Erforſchung des Einzelnen und den Ueberblick des Ganzen gleichermaßen erlaubte. Diejenigen, welche eingeweiht ſind, werden leicht erkennen, wie ſehr oder wenig der Verfaſſer es iſt; diejenigen aber, die bloß Augenzeugen der Erſcheinungen waren, mögen von der Wahrheit in Darſtellung dieſer einen günſtigen Schluß auf die Wahrheit der anderen Angaben machen, für welche ihnen keine Prüfung möglich iſt.

Die Spannung, in welcher der Anfang des Jahres 1813 die Gemüther durch ganz Deutſch-

land fand, hatte in kurzem den höchsten Gipfel erreicht, aus der dumpfen Erwartung mußten heftige Bewegungen hervorgehn. Der Haß gegen die französische Herrschaft war durch alle erfinnlichen Maaßregeln der Strenge, der Beschränkung und der Argliſt weniger zurückgedrängt, als genährt worden, und zeigte ſich offenbarer und gährender, je näher die jammervollen Reſte des in Rußland untergegangenen Heers den Anblick einer Niederlage brachten, für welche weder Erfahrung noch Einbildungskraft einen Maaßſtab hatten; die Berichtigung, ſtatt, wie ſonſt gewöhnlich, das Gerücht mehr und mehr zu beſchränken und auf geringere Angaben zurückzuführen, fand unaufhörlich zu ſteigern und hinzuzuthun; ein weit gräuelhafteres Verderben hatte der franzöſiſche Kaiſer ſeinem eigenen Heere gebracht, als jemals einem fremden. Jeder fühlte in Deutſchland, daß der Augenblick der Freiheit gekommen ſei, nur wie er zu ergreifen ſei, lag noch in dunkler Ungewißheit. Mit ſehnſüchtigem Verlangen ſahen die Völker, die ohne Führer und Häupter und ohne gegenſeitiges Vertrauen hülflos in tauſendfachen Banden verſtrickt lagen, nur dem Annähern der ſiegreichen Ruſſen entgegen, um allgemein zu den Waffen zu greifen.

Der ungeduldige Eifer der Unterdrückten erwartete dieſen Zeitpunkt nicht überall gelaſſen. Zwar in den verbündeten Staaten, in Preußen und Sachſen, hatte die ſträfliche Sorgſamkeit der Behörden durch Erfüllung eingebildeter Pflichten zu verhindern gewußt, daß die zahlloſen Veranlaſſungen, die das Volk fand, drohend und ſtreitend gegen die Franzoſen aufzutreten, niemals etwas Allgemeines hervorbrachten, ſondern immer als einzelne Vorfälle ſtill vorübergingen. Aber im franzöſiſchen Gebiet ſelbſt, zum Zeichen, daß Furcht vor den aufgedrungenen Behörden weniger zurückhalte, als Ehrfurcht vor den rechtmäßigen, in einer von der ruſſiſchen Hülfe noch ſehr entlegenen Stadt, in Hamburg, wo die Einführung der franzöſiſchen Gewalt recht im Gegenſatze mit dem vorigen Freiheitsglück zur unerträglichſten Qual und Lebenshemmung geworden war, brach am 24ſten Februar bei einem unbedeutenden Anlaß am Altonaer Thore die vieljährige Zerknirſchung furchtbar aus. Die große Menſchenmaſſe, die ſich wegen einer durch die Douaniers mit beleidigendem Trotz ausgeführten Durchſuchung mehr und mehr verſammelt hatte, drang aufgeregt und kühn auf dieſe verhaßten Diener der verhaßteſten Anſtalt ein, überwältigte

sie ungeachtet des Feuers, das sie gaben, zertrümmerte das Wachthaus, und machte eine lange Reihe starker Pallisaden, welche den Andrang hemmten, in einem Augenblicke verschwinden. Der siegesfrohe Haufen tobte sodann wüthend durch die Straßen der Stadt, suchte die französischen Beamten auf, die theils geflohen, theils versteckt waren, plünderte die ihnen gehörigen Häuser, und bezeigte auf alle Weise den heftigsten Abscheu und Haß gegen die aufgedrungene Herrschaft. Weil jedoch in der bewegten Menge weder Einheit noch Absicht war, noch ein Führer, der ihr beides hätte geben können, so verlor sich der Aufruhr nach und nach in dem Dunkel der Nacht, und der Gewerbsthätigkeit, der sogleich am folgenden Tage jedermann wieder nachging. Auch einige dänische Husaren, die auf dringendes Ansuchen der nach dem ersten Schrecken wieder zum Vorschein gekommenen Franzosen endlich in die Stadt gekommen waren, trugen zur Beruhigung um so mehr bei, als das Volk sie nicht fürchtete, sondern ehrte und als Brüder aufnahm, um zu zeigen, daß es sie von der Sache der Franzosen sondere. Mit Aerger und Grimm mußte die französische Regierung sehn, bis zu welchem Grade sie verhaßt sei, es blieb ihr

nicht einmal der Ausweg, den Vorfall auf Rechnung eines übelgesinnten, unruhigen Pöbels zu schieben, denn keine Verletzung des Eigenthums, keine Mißhandlung, keine Ausschweifung war geschehn, die sich nicht lediglich auf die französische Regierung bezogen hätte, ja beim Plündern einiger Kassen waren Leute aus dem untersten Volke so entfernt von jedem Gedanken des Eigennutzes gewesen, daß sie die vollen Beutel jubelnd auf die Straße unter die Menge ausgeworfen. Inzwischen hatten die Franzosen mit großer Vorsicht wieder angefangen, ihre Gewalt auszuüben; sie zogen die angesehenen Bürger mit zu Rathe, besorgten mit ihnen gemeinschaftlich die Angelegenheiten, und vertrauten der Bürgerschaft sogar Waffen an, wodurch ihr der Schein einer lobenswürdigen Beeiferung für die neue Regierung aufgedrungen wurde. Hier bestätigte sich die Wahrheit, daß nichts so sehr den Muth und das Können des Einzelnen lähmt und seinen Willen unwirksam macht, als die Verstrickung in neue, wenn auch noch so oberflächliche Amtsobliegenheiten, zumeist aber durch regelmäßige Bewaffnung, die den Willen des Bürgers in dem Gehorsam des Soldaten fesselt. Die angeordnete Bewaffnung wurde

von den Bürgern zwar größtentheils in der Absicht eines nahen bessern Zwecks angenommen; allein das Mißtrauen und die Furcht waren doch schon wieder so sehr gestiegen, daß man die Regierung dadurch mehr beschützt, als bedroht glaubte, und kaum zu verhindern wußte, daß nicht den ersten Schlachtopfern, welche die Regierung als Rädelsführer des Aufruhrs in der ersten Betäubung des Volks ohne Widerstand hatte erschießen lassen, andere zahlreichere nachfolgten. Die Franzosen hatten jedoch erfahren, was ihnen von den Hamburgern bevorstehn könnte, und täuschten sich nicht über den Gebrauch, welchen jene einst von den verliehenen Waffen machen würden. Die Gährung dauerte unaufhörlich, bald lauter, bald stiller, fort. Bei der Abwendung Dännemarks von der französischen Sache, bei dem gänzlichen Mangel an Besatzung, dem Entferntsein aller Hülfe, und der Annäherung der Russen gegen die Elbe, konnten die Franzosen auf keine Weise diesen wichtigen Punkt zu behaupten hoffen, und nur in dem von Stralsund her erwarteten General Morand und dessen gleichwohl nur schwachen Truppen, schimmerte für sie einige Hoffnung; vor der Ankunft derselben aber konnten sie nicht einmal

wagen, irgend etwas fortzuschaffen, was dem Volke das Bild des Abzugs hätte geben können.

Inzwischen hatten die Russen Berlin besetzt, nachdem blos einige Regimenter die ganze Macht des Vicekönigs von Italien darin eingeschlossen gehalten, und acht Tage vorher der russische Oberst Tettenborn an der Spitze von tausend Kosacken auf eine in der Kriegsgeschichte fast beispiellose Art die mit 8000 Mann unter dem Marschall Augereau besetzte, und mit vielen Kanonen, die auf den Plätzen und in den Straßen aufgepflanzt standen, vertheidigte Stadt nach allen Richtungen durchsprengt hatte. Die jetzt völlig entschiedene Theilnahme Preußens an dem Kampfe gegen Frankreich gab den weitern Unternehmungen der Russen eine neue Begründung und größeren Spielraum. Schon früh hatte man ein Hauptaugenmerk auf Hamburg gerichtet, welches in jeder Rücksicht der günstigste Ort schien, die beabsichtigte Erhebung von ganz Deutschland zu beginnen und zu fördern; die von dort einlaufenden Nachrichten beschleunigten die Ausführung eines dahin beschlossenen Zuges. Diese Unternehmung kam an einen Mann, der sie zuerst angeregt und betrieben hatte, und

vor allen andern geschickt war, sie mit glänzendem Erfolge zu führen.

Der Freiherr von Tettenborn, der in österreichischen Diensten die vielleicht beste Schule der Kriegserfahrung viele Jahre durchgemacht, und seinen Namen sowohl durch seine im ganzen Heere ausgezeichnete Tapferkeit, als durch seine Anstellung bei den Botschaften in St. Petersburg und Paris berühmt gemacht hatte, war vor dem Anfange des letzten Kriegs in russische Kriegsdienste getreten, und hatte auch dort seinen glücklichen Unternehmungsgeist durch viele ruhmvolle Gefechte, besonders auch durch die Einnahme von Wilna, bewährt. Mit der glücklichsten Persönlichkeit begabt, die seine Erscheinung eben so bedeutend als einnehmend macht, ist er ganz dazu geeignet, die Begeisterung auf sich zu ziehen, und kraftvoll im entscheidenden Augenblicke fortzureissen; durch keine Widerwärtigkeiten außer Fassung zu bringen, ist er eben so geschickt, die Umstände zu benutzen, als sie herbeizuführen, und welcher Reichthum von Hülfsmitteln und Auswegen ihm zu Gebote steht, wird sich aus den folgenden Blättern hinlänglich ergeben, wenn man betrachtet,

gegen was alles und wie lange er gerungen. Man schien darauf schon zu rechnen, daß man von ihm etwas Außerordentliches auch unter den größten Schwierigkeiten erwarten könne, indem man ihm zur Einnahme einer umwallten und in durchschnittener Gegend liegenden Stadt blos Reiterei nebst zwei Stücken leichtes Geschütz gab.

Mit diesen Truppen marschirte der Oberst Tettenborn am 12. März von Berlin ab, und ging rasch vorwärts in das Meklenburgische, wo er in Ludwigslust am 14ten März eintraf, und durch die Entschlossenheit seines Betragens nach einer kurzen Unterredung den Herzog entschied, sich für die gute Sache, der er im Herzen stets zugethan gewesen, auch öffentlich sogleich zu erklären. Der Beitritt dieses Fürsten konnte des guten Beispiels wegen wichtig werden; die Folge der Ereignisse gab aber auch seinen der Zahl nach freilich nicht ansehnlichen Hülfstruppen für die Vertheidigung von Hamburg einen großen Werth. Von Ludwigslust ging der Marsch auf Lauenburg, wo der Vortrab der Russen am 15ten März kaum eingerückt war, als die Nachricht einlief, daß der französische General Morand, der mit etwa 2500

Mann Fußvolk und einiger aus Douaniers bestehenden Reiterei nebst 16 Stücken Geschütz aus Schwedisch-Pommern nach der Elbe zog, am nemlichen Tage in Mölln angekommen sei, und bei dem Anblick einiger vorausgeschickten Kosacken dort Halt gemacht habe. Er wandte sich aber in der Ungewißheit über die Stärke und Absicht dieser Truppen noch während der Nacht nach Bergedorf, wo sich die Douaniers und Depots, die in dem gährenden Hamburg den Eingebungen der Furcht nicht länger widerstanden hatten, mit ihm vereinigten. Morand glaubte sich stark genug, die von jenen schon ganz aufgegebene Stadt noch zu seiner Zuflucht machen zu können, und bezeigte Lust, dorthin zu marschieren, wurde aber von den dänischen Truppen, die 3000 Mann stark und mit zahlreichem Geschütz zur Deckung ihrer Gränzen aufgestellt waren, zurückgewiesen. In dieser Verlegenheit mußte er sich wenigstens in Bergedorf und in den Vierlanden zu behaupten suchen, und schickte deßhalb 500 Mann mit 8 Kanonen eine Meile aufwärts nach Escheburg, den von Lauenburg heranrückenden Russen entgegen. Der Oberst Tettenborn ließ durch den Oberstlieutenant Benkendorf, der seinen Vortrab führte, den

Feind sogleich angreifen, und den ganzen 16ten März bis in die Nacht unaufhörlich beschäftigen. Die Gegend war den Russen sehr unvortheilhaft; von Escheburg bis Bergedorf ist ein einziger Engweg, den der Feind hielt, und dessen linke Seite nach dem Elbufer, des niedrigen und durchschnittenen Bodens wegen, für Reiterei unzugänglich, die rechte Seite aber nur in einem großen Bogen zu umgehn ist. Der Eifer und die Gewandtheit der Kosacken ersetzte bald den Nachtheil dieser Umstände, und viele Freiwillige saßen ab, um mit dem Feinde zu Fuß zu plänkeln. Sie, deren Vortrefflichkeit größtentheils in ihren Pferden und in ihrer eigenthümlichen Fechtart besteht, zeigten sich auch hier, wo sie auf jene Vorzüge verzichten mußten, äußerst brauchbar, und thaten durch wohlgezielte Schüsse dem Feinde, der mit Kartätschen ihr Hurrah erwiederte, vielen Schaden; sie schlichen unerschrocken bis nahe an die feindlichen Kanonen, ungeachtet des Feuers derselben, heran, und nahmen die Artilleristen zum Ziel. Bei dieser Gelegenheit sei uns erlaubt, über die Führung der Kosacken eine Bemerkung zu machen. Das Urtheil mancher Generale und Offiziere ist ihnen nicht günstig, und sieht in ihnen nur unbrauchbares, ungeordne-

tes Volk, während andere mit ihnen außerordentliche Dinge auszurichten wußten. Der Grund dieser Verschiedenheit des Urtheils scheint sich leicht zu ergeben. Eine gewisse Engherzigkeit schleicht sich von jeher in unsere militärischen Formen ein, die, wie bekannt, nicht immer die des Krieges sind, und selbst achtbare und übrigens einsichtsvolle Männer bleiben, wie ganze Kriegsheere, in diesen Formen so lange befangen, bis irgend ein großer Durchbruch von frischer Kraft durch ungewöhnliche Mittel sie zerstört oder neu belebt, und das Militärische alsdann mit dem Kriegerischen wieder in Uebereinstimmung bringt. Die Führung der Kosacken aber ist mit dieser Engherzigkeit durchaus unverträglich, und fordert etwas Hinreißendes und Genialisches. Bei diesen Leuten ist die Art und Weise, mit welcher man sie nimmt, und zu rechter Zeit und am rechten Orte anwendet, alles. Wer das nicht versteht, der kann mit einem in unablässiger Zucht gereiften Kriegsheer in einzelnen Fällen diesen Mangel überwinden, mit den Kosacken aber schwerlich etwas ausrichten.

Während diese Kosacken den Feind von vorn mit Plänkeln beschäftigten, schickte der Oberst Tet-

Tettenborn eine andere Abtheilung Kosacken auf Umwegen nach Bergedorf, welche die Feldwachen des Feindes überfielen, und in Unordnung bis in die Stadt zurücktrieben, wo alles von Furcht und Schrecken erfüllt wurde. Andere Partheien gingen in der rechten Flanke des Feindes gegen den Zollenspieker vor, so daß die Gefahr, abgeschnitten zu werden, ihn auf das äußerste beunruhigen mußte. General Morand, hierdurch und durch die kühnen Angriffe bestürzt, hatte schon in der Nacht sein Gepäck bei dem Zollenspieker über die Elbe geschickt, und brach am 17ten März ganz in der Frühe mit allen seinen Truppen dahin auf, um gleichfalls überzugehn, und seinen Rückzug fortzusetzen. Der Oberst Tettenborn folgte ihm auf dem Fuße nach, und drängte ihn dergestalt, daß eine Viertelstunde von dem Zollenspieker der Feind sich gezwungen sah, Halt zu machen, und auf einem queer laufenden Deiche eine Batterie von sechs Stücken aufpflanzte, welche den einzigen Deich, auf welchem man sich nähern konnte, bestrichen. Auch hier saßen viele Kosacken ab, nahmen die Büchse, und plänkelten zu Fuß, jedoch mit geringerem Erfolg, weil der Feind zu sehr gedeckt stand. Der Oberst Tettenborn aber ließ

ungeachtet der Ueberlegenheit des feindlichen Geschützes, das vortheilhaft gestellt war und lebhaft feuerte, seine beiden Kanonen auf dem Deiche vorfahren, von denen jedoch nur die eine zum Feuern kam, und durch ihre Schüsse so sehr auf den Feind wirkte, daß derselbe eilig die Flucht ergriff, sich unter hitziger Verfolgung in die Boote warf, die zur Ueberfahrt bereit standen, und sechs schon eingeschiffte Kanonen den Kosacken zurücklassen mußte.

Diese zwei Tage fortdauerndes Gefechts hatte man in Hamburg und in der umliegenden Gegend in freudigbanger Erwartung und ungeduldiger Hoffnung zugebracht. Einzelne Reiter aus der Stadt hatten schon in der Gegend von Escheburg sich bei den Russen eingefunden, und waren Zeugen der glücklichen Gefechte gewesen, von denen bald überall das Gerücht erscholl und die ganze Bevölkerung von Hamburg in die lebhaftesten Ausbrüche heftiger Leidenschaften versetzte, die durch eine schon am 17ten hineingesprengte Streifparthie Kosacken gewaltsamer aufgereizt wurde. Nach der Beendigung des Gefechts gegen Morand befand sich der Oberst Tettenborn den Nachmittag des

17ten in Bergedorf, als einige Herren des Raths als abgeordnete der Stadt Hamburg zu ihm kamen, und ihn einluden, sie von dem drückenden Joche zu befreien, das die französische Gewalt ihnen aufgelegt habe. Hier war es, wo der Oberst Tettenborn seinem Unternehmen gleich anfangs die glücklichste Wendung und für die deutsche Sache das nachahmungswürdigste Beispiel gab, indem er den Abgeordneten erklärte, er könne sie als Abgeordnete einer französischen Stadt nicht anerkennen, und werde nicht einen Fuß nach Hamburg setzen, bevor nicht die Hamburger selbst das Werk ihrer Befreiung angefangen, die französischen Behörden abgeschafft, ihre eigenen aber hergestellt hätten. Diese Erklärung war kaum nach Hamburg zurück gebracht, als ihr auch schon Genüge geleistet war, die französische Regierungsform wurde aufgehoben, die alte Verfassung wieder eingesetzt, und Rath und Bürgerschaft zusammenberufen. Hamburg trat hierdurch wieder als ein freier, selbstständiger Staat auf, und gewann einen Vortheil, der für die Gegenwart weniger erheblich scheinen konnte, aber für die Zukunft unschätzbar werden mußte, indem er der von nahen und fernen Herrschern oft beneideten, oft bedrängten und zu Zah-

lungen genöthigten Stadt die Aussicht künftigen Bestehns in ihrer alten Freiheit durch das Völkerrecht, und also doch einigermaßen, sicherte; dagegen Hamburg, wenn es als eroberte Stadt betrachtet worden wäre, leicht in Ausgleichungen beim Frieden seine glückliche Unabhängigkeit konnte zum Opfer bringen müssen.

Am Mittage des 18ten März hielt der Oberst Tettenborn seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Nie gab es ein größeres Fest; das ganze Dasein einer ungeheuern Bevölkerung verlor sich in das eine Gefühl der wiederkehrenden Freiheit, und alles Gewicht der Erinnerung vieljährigen Unglücks und Leidens fiel an diesem Tage von den aufgerichteten Gemüthern ab. Aus allen Winkeln, wohin er sich hatte zurückziehn müssen, drang der Ausdruck der wahren Empfindungen und Gesinnung mächtig hervor und vereinigte sich in den lauten Ruf der Begeisterung. Die Leidenschaft und Gewalt des Herzens, die hier wie aus tausend Röhren hervorsprudelte, vermag kein Bemühn der Einbildungskraft zu schildern, und jeder auch minder bedeutende Umstand dieses Einzugs wurde durch die unaussprechliche Herzlichkeit und Liebe,

die sich in allem offenbarte, rührend und groß. Bis zwei Meilen von Hamburg waren dreißig Bürger zu Pferde den russischen Truppen entgegen gekommen, und zogen sodann mit lautem Jubel vor ihnen her, um sie in ihre Stadt einzuführen. Je näher man der Stadt kam, desto ansehnlicher wurde die Schaar dieser Begleiter, desto lauter und begeisterter tönte ihr unaufhörlich erneuertes Hurrahrufen, das in der bei jedem Schritt zahlreicher versammelten Volksmenge tausendfach wiederhallte. Die Ehrengarde zu Pferde stand an dem sogenannten letzten Heller, wo der Nebenweg, den die russischen Truppen von Bergedorf herkamen, wieder in die durch das dänische Gebiet abgeschnittene Hauptstraße fällt, in Parade aufmarschirt, und setzte sich an die Spitze des voranreitenden Zuges, dem sich weiterhin die Schützengilde anschloß. Gärten, Landhäuser und Alleen, die sich weit von der Stadt hinaus erstrecken, waren von einer ungeheuern Menge Menschen besetzt, ein unabsehbares Gewimmel breitete sich, wohin die Augen blickten, verwirrend aus. Immer neue Wogen von Hurrah und Lebehoch kamen dem annähernden Zuge entgegen, während zu beiden Seiten und weit im Rücken das Geschrei mit Heftigkeit

fortdauerte. Zwischendurch vernahm man den Gesang der Kosacken, die ihre vaterländischen Lieder angestimmt hatten. Vor dem Thore überreichten die Abgeordneten des Raths und der Bürgerschaft dem Obersten Tettenborn die Schlüssel der Stadt. Im Thore selbst bekränzten drei weißgekleidete Mädchen den Obersten mit Blumen, indem sie ihn als Retter und Befreier willkommen hießen, unter lautem Beifallrufen des Volks. Jetzt stieg der Jubel und die Begeisterung auf den höchsten Gipfel. Das Gedränge in der Stadt nahm überhand. Die Fülle der Menschen war nur Eine große Fluth, die, wie ein langsamer Strom in seinen Ufern, durch die engen Straßen fortrückte, und jeden Augenblick schwellend stockte. Alle Glocken läuteten, Freudenschüsse aus Flinten und Pistolen dauerten ununterbrochen fort, alles war trunken und außer sich vor Entzücken. Vivat Kaiser Alexander, unser Erretter, unser Erlöser! und Hurrah! und Vivat Wittgenstein! Vivat Tettenborn! und Heil den Russen, den Kosacken, und Heil und Lebehoch ohne Zahl und Aufhören schallte durch die Lüfte, das alles davon erzitterte. Aus den Fenstern wehten Fahnen und Flaggen; Frauen und Mädchen schwangen weiße

Tücher; Hüte mit grünen Zweigen sah man auf Degenspitzen und hohen Stangen getragen, oder jauchzend durch die Lüfte geschleudert. Man drängte sich, mit Gefahr zertreten zu werden, zwischen die Pferde, bekränzte sie mit grünen Zweigen und Blumen, die zum Theil aus den Lüften geflogen kamen, ja man küßte selbst, die Pferde im Uebermaße des Gefühls. Man sah weinen und lachen vor Freude, Alt und Jung die Hände dankend zum Himmel erheben, Bekannte und Unbekannte einander umarmen und Glück wünschen, mit seinem Todfeinde wollte sich jeder versöhnen um dieses Tages willen, eine allgemeine Bruderliebe hatte die Menschen ergriffen. In allen Straßen waren Brustbilder des Kaisers Alexander aufgestellt, und mit Lorbeern bekränzt; vor jedem derselben hielt der Oberst Tettenborn still, senkte den Degen, und brachte seinem Kaiser ein Hurrah, das jauchzend von dem Volke wiederholt wurde. Unter tausend verschiedenen Ausbrüchen berauschten Entzückens gelangte der Oberst bis zu seiner Wohnung, wo der Jubel ununterbrochen fortwährte. Er war der Held des Volks geworden, seine Unternehmung hatte ihm die öffentliche Meinung, sein Anblick alle Herzen gewonnen, und

gewiß trug seine glückliche Persönlichkeit nicht wenig zu der Schönheit dieses herrlichen Tages bei. Die Stadt war Abends erleuchtet, auch hier erfand der Eifer des begeisterten Volks alle nur ersinnlichen Mannigfaltigkeiten, um den Antheil an dem allgemeinen Entzücken, jeder auf besondere Art, darzuthun. Im Schauspiel wiederholte sich das rauschende Getümmel des Beifalls, sobald der Oberst mit seinen Offizieren in der Loge erschien, alle Zuschauer, auch die Frauen, standen, und sangen feierlichst God save the King, worauf das Schauspiel begann und unzähligemal bei jeder leisen Anspielung durch ungeheuren Beifall unterbrochen wurde. Als der Oberst das Schauspiel verließ, spannten ihm die Bürger die Pferde aus, und zogen ihn mit Jubelgeschrei im Triumph nach Hause; wo sie ihn auf ihren Schultern aus dem Wagen trugen.

Am folgenden Tage erschienen sogleich zwei Bekanntmachungen, in welchen der Oberst auf höhern Befehl den Hamburgern freie Schiffahrt und Handlung ankündigte, und alles französische Eigenthum anzugeben und einzuziehn befahl. Die angefüllten Douanenspeicher, die vorgefunden wur-

den, und für mehr als 400,000 Thaler eingezogener Waaren enthielten, ſchenkte er der Stadt, damit das nachzuweiſende Eigenthum den ehemaligen Beſitzern unentgeldlich zurückgegeben würde. Die alte Regierung der Stadt, die als eine freie und ſelbſtſtändige Macht angeſehn wurde, erhielt den Auftrag, dieſes Geſchäft, ſo wie alle andern ihr Inneres betreffenden Einrichtungen, zu übernehmen, und nach ihrer herkömmlichen Weiſe anzuordnen. Dieſes großmüthige Verfahren von Seiten des Oberſten gab ihm auf die Dankbarkeit der Hamburger neue Anſprüche, und überall wurde ſein Name geprieſen und ſein Ruhm verherrlicht. Daß es ſeine Nachtheile hat, dem Volke als ein zu großer Wohlthäter zu erſcheinen, haben viele alte und neue Beiſpiele dargethan, allein wir rühmen doch immer die, deren edler Trieb ſolche Klugheit nicht achtete.

Unmittelbar nach dieſen Anordnungen wandte der Oberſt Tettenborn ſogleich die ganze Kraft ſeiner Thätigkeit auf die Werke des Kriegs, und die neuen Streitkräfte, die hier geſchaffen werden ſollten. Die Rückſicht auf den Feind durfte keinen Augenblick vernachläßigt werden, die Mittel,

ihn zu bekämpfen und die Völker zum bewaffneten Aufstande gegen ihn zu bringen, blieben das Wichtigste und Erste, was vor allem andern nöthig war. In Hamburg konnte man, durch den Schein der Gegenwart verführt, sich leicht der Täuschung hingeben, daß von den Franzosen gar nicht mehr die Rede zu sein brauche, und ein großer Theil der Einwohner überließ wirklich sich nur allzusehr diesem Wahne, der überhaupt in Deutschland großen Raum gewonnen hatte, und an die Stelle des frühern Glaubens an die Unüberwindlichkeit der Franzosen getreten war. Worauf es aber in diesen Zeiten ankomme, und wohin zunächst die vereinigte Kraft aller Gutgesinnten sich zu wenden habe, eröffnete der Oberst Tettenborn gleich am 19ten März durch folgenden Aufruf:

Hamburger!

Ihr löstet die unter der französischen Regierung bestandenen Behörden auf, noch ehe die russischen Truppen euer Gebiet betraten, und setztet die alten herkömmlichen Behörden wieder ein. Diese männliche und würdige That, womit ihr das Werk eurer Rettung

begonnen, und euch dem ganzen Deutſchland als Beiſpiel aufgeſtellt habt, macht euch der Zufriedenheit meines erhabenen Kaiſers und der Achtung der ruſſiſchen Nation werth. Nicht in eine neufranzöſiſche, ſondern in eine altdeutſche Stadt führtet ihr uns ein, und ſo nur durften wir euch als Brüder begrüßen. Euer Jubel bei unſerm Einzuge in eure Stadt hat jeden unter uns tief bewegt; doch, ihr deutſchen Männer und Brüder! eure Freude wird nur alsdann erſt die wahre Bedeutung gewinnen, wenn ihr Hand mit anlegt an das große Werk der Befreiung Deutſchlands. Zu den Waffen demnach, wem die Unterdrückung eine Schmach war; zu den Waffen für Vaterland und Recht! Noch iſt das Werk der Rettung nicht vollbracht, und darum denke keiner bis dahin an Erholung und Genuß. Das ehrenvollſte Geſchäft iſt jetzt, das Schwert zu ziehen, und die Fremdlinge vom deutſchen Boden zu verjagen, die bereits drei hundert Meilen weit von den ſiegreichen ruſſiſchen Heeren verfolgt werden. Schande und Schmach für jeden, der in dieſer verhängnißvollen Zeit, wo um die höch-

sten Güter des Menschen gefochten wird, die Hände in den Schooß legt. Noch einmal also: zu den Waffen! Zu den Waffen! Unter dem Schutze meines erhabenen Kaisers werdet ihr euch unter eigenen Panieren versammeln, und ich freue mich, daß mir das Loos beschieden, euch zuerst gegen den Feind zu führen, und Zeuge eurer Tapferkeit zu sein.

Tettenborn.

Der Oberst kündigte hierauf dem Rath- und der Bürgerschaft an, daß er dem Auftrage seines Kaisers zufolge eine hanseatische Legion aus freiwilligen Jägern zu Fuß und zu Pferde errichten werde, die als Bundestruppen der Hansestädte für die Dauer des Krieges mit den übrigen verbündeten Truppen vereinigt fechten sollten. Die Aufforderung, sich zu dieser Legion zu melden, erging unter dem 20sten März, und zugleich wurde ein ähnlicher Aufruf an die Stadt Lübeck erlassen, wo unterdessen der Oberstlieutenant Benkendorf mit einigen russischen Truppen eingezogen war, und dieselbe Begeisterung und Freude wiederholt gesehn hatte.

Der Zulauf, um ſich unter die Freiwilligen einſchreiben zu laſſen, war außerordentlich. Nach wenigen Tagen ſchon betrug die Anzahl der Eingeſchriebenen mehrere Tauſend, wovon jedoch ein Theil, weil Kräfte und Alter nicht immer dem Eifer entſprachen, abgewieſen werden mußten. Viele angeſehene junge Leute, die der ſorgfältigſten Erziehung genoſſen hatten, und in üppiger Lebensweiſe aufgewachſen waren, ſah man hier als Gemeine eintreten. Manche, die kurz vorher durch große Summen ſich von der franzöſiſchen Conſcription losgemacht und Stellvertreter gekauft hatten, eilten mit Freuden ſich jetzt ſelbſt unter die Waffen zu ſtellen.

Der Oberſt Tettenborn hatte gleich anfangs den Herren des Raths erklärt, daß er mit allen möglichen Geldverhältniſſen, die bei Errichtung der Legion vorkommen würden, nichts zu thun haben wollte, ſondern bloß anzeigen werde, was zur Ausrüſtung der Truppen nöthig ſei, die Anſchaffung ſelbſt aber der Stadt überlaſſe. Es wurden daher durch Rath- und Bürgerſchluß 200,000 Thaler als vorläufige Summe für die Koſten der Errichtung bewilligt, und einer eigends dazu be-

ſtellten Equipirungs-Commiſſion die Verwendung davon übertragen. Wer irgend von den Summen, welche Hamburg von jeher zu politiſchen Ausgaben verwendet hat, unterrichtet iſt, und da weiß, mit welch äußerſter Leichtigkeit Millionen aufgebracht und in den ſchon unglücklichen Zeiten noch Hunderttauſende hingegeben wurden, die man zu erſparen nicht einmal den Verſuch machte, der wird über die Geringheit jener angewieſenen Summe erſtaunen, zumal wenn man bedenkt, welchen Zweck und welchen Gewinn für Hamburg es hier galt. Es iſt bemerkenswerth, daß der Rath ſogar nur die Hälfte jener Summe anfänglich in Anregung brachte, und grade die Bürger, die ſie zahlen ſollten, die vorgeſchlagene Summe verdoppelten. Aber freilich zeigte ſich ſchon hier, noch mehr aber in der Folge, ein Unterſchied der Geſinnung, der die nachtheiligſten Wirkungen äußerte, und wohl eingeſehn, aber nicht abgeändert werden konnte. Die Anordnungen aller Art wurden von den hamburgiſchen Behörden ſo unzulänglich und langſam betrieben, daß ganze Tage der koſtbarſten Zeit verloren gingen, und nichts zu Stande kommen wollte. Hinderniſſe wurden angeführt, Schwierigkeiten erörtert, Beſorgniſſe ge-

zeigt, Sicherungen verlangt, und Anſtöße genommen, wo, am rechten Ende gefaßt und mit klarem Sinne angeſehn, die Sache von ſelbſt gehn mußte. Der Oberſt mußte mit unſäglicher Mühe und Anſtrengung überall ſelbſt anordnen und befehlen, mußte in die kleinſten Einzelheiten der Ausrüſtungen eingehn, und am Ende doch bei den Behörden durch das Anſehn der Gewalt durchdringen. Die entſchiedene Sprache, die bei dieſen Gelegenheiten geführt wurde, half jedoch auf einige Zeit, und brachte regſamere Thätigkeit hervor. Die folgenden Worte über die innern Verhältniſſe Hamburgs werden darthun, wie ſowohl jene Unannehmlichkeiten als auch manches andre Uebel, das ſich ſpäter entwickelte, tief in der Sache begründet waren.

Die Hamburger waren ein wirklich freies Volk, der Obrigkeit aus Wahl und mit Bewußtſein untergeben, und durch einen kräftigen Geſetzeszuſtand in der glücklichſten Verfaſſung erhalten. Die Unabhängigkeit konnte jedem Einzelnen, ſobald er es wollte, das Gefühl des perſönlichen Geltens erhöhen, ſie mußte ihn auf ſich ſelbſt, ſein eigenes Wirken und Wollen ganz vorzüglich anweiſen, und ſeinen Charakter kräftigen. Die Hamburger ſind

daher auch von allen Zeiten her mehr, als andere Großstädter, beherzt und kühn gewesen, zum Raufen aufgelegt, und auch der Geringste, weit entfernt, sich etwas bieten zu lassen oder ohne Noth zu dulden, ist zu dreisten Rückwirkungen stets bereit, wie man denn im Auslande allgemein den Hamburger für grob ausgiebt. Die starken Arbeiten, der Matrosenverkehr und die Wohlhabenheit trugen sämmtlich dazu bei, diesen Sinn zu nähren. Diese Züge bildeten sich bei dem Mittelstande in eine große bürgerliche Thätigkeit aus, die auf mannichfache Art offenbar geworden, in friedlichen Zeiten durch strenge Ehrbarkeit des Lebens und durch, bis zum Eigensinn getriebene Rechtschaffenheit des Handels, in bedrängten Umständen durch große Aufopferungen, in diesen letzten Zeiten durch den außerordentlichen Eifer, mit welchem man Hand anlegte, und die Sache des Vaterlandes führen half.

Ueberhaupt waren von jeher die Gedanken der Hamburger auf den Staat gerichtet, und zwar weniger auf die großen, nach außen gestellten Verhältnisse desselben, als vielmehr auf dessen innere, stille Einrichtungen, die nirgends so eigenthümlich, reich-

reichlich, zweckmäßig waren, als in dieser nur durch künstliche Vereinigung rastloser Thätigkeiten bestehenden, an sich landarmen, zum Theil auf morastigen Inseln unter vielem Ungemach zusammengedrängten Stadt. England mit den anlokkenden Bewegungen seines politischen Lebens lag hier den Blicken näher, Frankreichs Veränderungen fanden hier vorurtheilsfreiere Beurtheilung, die Kraft altdeutscher Staatseinrichtungen war hier länger lebendig geblieben, und mit Einem Worte, was die Zeit nur immer bedurfte, fand sich vielfach vorbereitet und angesammelt. So hatte auch Hamburg immer eine große Menge trefflicher praktischer Männer und edler Patrioten, deren rastlose Thätigkeit das Gemeinwesen herrlich förderte, und ein unendlich nützliches Wirken im stillen Leben des vaterstädtischen Kreises verbarg; das Andenken der Büsch, Reimarus, Sieveking, Kirchhof und vieler Andern, die diesen ähnlich waren, lebt selbst in diesen Zeiten der Zerstörung und des Leichtsinns noch fort. So viel Vortreffliches fand sich in Hamburg vor, so viel Großes war möglich durch die nun zum Ausbruch freier Thatkraft wieder berufene Gesinnung, wäre nicht dies alles großentheils gelähmt, ja wohl gar zerstreut und

vernichtet werden durch einen Umstand, der nicht unglücklicher hätte sein können! Die Sache verhielt sich, wie folgt. Als noch vor dem Einzuge der russischen Truppen die freie Verfassung hergestellt wurde, war es wohl bei klugen und einsichtsvollen Männern zur Sprache gekommen, ob denn so unbedingt die alte Verfassung wieder anzunehmen, und die Regierung grade denselben Händen, die sie ehemals geführt hatten, zu übergeben sei. Es galt hier die folgenreiche Entscheidung zwischen der Wahl eines ganz neuen Raths, und der Wiedereinsetzung des alten, dessen Mitglieder zum Theil noch jetzt dieselben Aemter, wie vorher, nur mit dem Unterschiede, daß sie französische Formen hatten, verwalteten. Das Ansehn und Herkommen sprach für letzteres, die Erwägung dessen, was zu leisten sei, für jenes; die Furcht, im ersten Augenblick solcher lebhaften Bewegung das Gewicht früheren Ansehns und Gewohnheit nicht entbehren, und die Hoffnung, nach und nach doch die gewünschten Aenderungen herbeiführen zu können, entschieden zuletzt für die unbedingte Einführung der alten Verfassung mit allen noch vorhandenen ehemaligen Mitgliedern derselben. Der größte Theil der Rathsherren war alt und schwach, der Ge-

ſchäfte entwöhnt, und ohne Neigung, ſich aufs neue damit zu befaſſen. Abgeſtumpft für die Würden, welche in der franzöſiſchen Zwiſchenzeit ihre Bedeutung verloren hatten, und unfähig, ſich in das Alte zu finden, wie etwas Neues anzunehmen, zeigten dieſe Männer weder guten Willen noch Thätigkeit, die wenigen Beſſern hatten nicht Kraft genug, die geſammte Laſt der Arbeiten zu tragen, und waren ohnedies auf keine große politiſche Rolle vorbereitet; ſo kam es denn, daß alles, was die ausübende Gewalt betraf, wie aus einer andern Zeit herbeigeholt, ohne Sinn für die Bedürfniſſe der Gegenwart, ohne Geiſt für ihre Leitung blieb. Ebendaſſelbe galt von dem Collegium der Oberalten, und den andern Ausſchüſſen der Stadt, ſo wie von den Anführern der Bürgerwachen, nirgends fand ſich unter den wirklich in der alten Verfaſſung Angeſtellten ein Mann, der, Kraft ſeiner Stelle und ſeines Amtes, mit überwiegendem Nachdruck gehandelt und gewirkt hätte. In der Bürgerſchaft war Friſche, Lebendigkeit und Eifer, in den Behörden ohne Ausnahme Nichtigkeit, Beſorgniß und Unfähigkeit. Alle Verſuche, dies zu verbeſſern, mußten vergeblich ſein, ſo lange nicht der Rath erneuert wurde, eine Maaßre-

gel; die niemand vorzuschlagen eilte, und deren Ausführung allerdings viel Mißliches haben mochte. Es war also eine Regierung vorhanden, die nichts von dem erfüllte, um dessentwillen sie da war. Der russische Befehlshaber mußte sie anerkennen, sich an sie wenden, mit ihr verhandeln, und mittlerweile selbst alles befehlen und einrichten, was von ihr hätte ausgehn sollen. Wenn bei manchen Dingen hinreichend ist, daß man sie geschehn mache, einerlei, ob gern oder ungern, so giebt es dagegen unendlich viele, bei denen ohne den persönlichen guten Willen und Eifer des Ausübenden nichts erreicht wird. Es ist unmöglich den Menschen das Innere zu befehlen, und grade das Innere nur konnte hier wirksam werden, grade die freie Neigung und Kraft mußte hier die obliegenden Arbeiten verrichten helfen, um ihr Gelingen möglich zu machen. Statt dessen ergab sich, so oft mit den Behörden zu unterhandeln war, Beschwerde, Verdruß, Unordnung und Unzulänglichkeit, ja selbst hin und wieder, doch, zur Ehre der Stadt sei es gesagt, selten, ausdrücklich und unverkennbar übler Wille. Diese Mühseligkeiten und Hindernisse erfuhren nicht allein die fremden Militärpersonen, sondern auch die edlen

Bürger, die mit lebhafterem Eifer ſich das Wohl des Ganzen angelegen ſein ließen, und nicht ohne Geſetzmäßigkeit wirken wollten. So geſchah es, daß die ganze Stadt, ohne ihr Verſchulden, oft unvertheilhafter erſchien, als die Geſinnung und Bereitwilligkeit der Einwohner verdiente, und daß die Möglichkeit großer Kraftwirkungen in der Erbärmlichkeit der Regierenden faſt erlöſchen mußte. Statt im Bewußtſein ihrer wiedergekehrten, und von den Ruſſen anerkannten Selbſtſtändigkeit frei und kräftig zu handeln, wagte die Regierung kaum, die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, daß ſie das Befohlene ausgeführt hatte; ſtatt mit Dännemark, mit England und Preußen unverzüglich eigene, zur Befeſtigung der vaterſtädtiſchen Sache, nothwendige Verbindungen anzuknüpfen, konnte ſie kaum die Abgeordneten an den Kaiſer Alexander auf den Weg bringen. — Man könnte noch Vieles anführen, was eben ſo verſäumt worden iſt, wenn nicht an dieſem ſchon genug wäre. Die Regierung war und blieb in allen Stücken nichtig, und daher fanden die mannigfachen, ſchönen Kräfte nirgends Einheit und Zuſammenhang. Die Zeit von einem halben Jahre hätte in lebendiger Entwickelung das Zerſtreute

sammeln und ordnen, das Verwahrloſte aufnehmen können, und nach und nach wäre die gewünſchte Einheit entſtanden; dieſe Zeit wurde den Hamburgern nicht gewährt. Nach der großen Schuld, die hier auf die Umſtände fällt, kann man nur wenige Schuld noch den Menſchen zurechnen.

Nach dieſer Abſchweifung kehren wir zu den Arbeiten zurück, die jetzt in Hamburg alle Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Die Errichtung der hanſeatiſchen Legion ging raſch vorwärts. Die theils dem Feinde abgenommenen, theils als altes Eigenthum der Stadt vorgefundenen Kanonen gaben Veranlaſſung, auch eine Abtheilung Artillerie zu errichten, und der Legion einzuverleiben. Man verſchrieb die fehlenden Waffen aus England, man erbaute Lavetten und Pulverwagen, errichtete ein Laboratorium, ſorgte für die Beſpannung, ließ Waffen aller Art verfertigen und ausbeſſern, ſchaffte die übrigen Rüſtungsſtücke ſo gut als möglich herbei. Die ſonſt an Hülfsmitteln ſo reiche Stadt bot für die militäriſchen Bedürfniſſe deren unglaublich wenig dar; für manches mußte unter großen Schwierigkeiten aus dem Däniſchen Rath

geschafft werden; die Unbekanntschaft mit allen kriegerischen Anordnungen und Beziehungen setzte jedem Schritte unausweichliche Hindernisse entgegen, die nur durch unermüdete Aufsicht und unverdrossene Selbstbemühung endlich weggeräumt werden konnten. Es fehlte sehr an gedienten Offizieren, gänzlich an Unteroffizieren für die neuen Truppen, Vorschriften und Anleitungen zum Dienst und zur Uebung wurden daher um so nöthiger, und man eilte dieselben abzufassen. Außer den Hanseaten bildete sich nach des Obersten Tettenborn Befehl und Anleitung ein Bataillon Lauenburger in Ratzeburg unter dem Major Berger, auch diese waren größtentheils ohne Waffen. Ein anderes Bataillon aus den Herzogthümern Bremen und Verden wurde auf gleiche Weise in Stade zusammengebracht. Der englische Oberst Graf Kielmannsegge warb hannöverische Jäger. Inzwischen hatte sich in Haarburg, Lüneburg, Stade und in dem ganzen Striche Landes längs der Elbe bis gegen Bremen ein Aufstand gebildet, der Befehle, Waffen, Unterricht und Hülfe von dem Obersten Tettenborn forderte, und so viel möglich erhielt. Verlaufene französische Soldaten, Douaniers, ja sogar Gensd'armen und Offiziere

brachten diese Leute täglich als Gefangene nach Hamburg ein, wo es jedesmal alle Mühe kostete, die Wuth des besonders auf die Douaniers erbitterten und mit Steinen und Koth werfenden Pöbels bei solchem Anblick im Zaume zu halten. Vom Zollenspieker, aus dem Billwerder, Ochsenwerder und den Vierlanden fanden sich Leute ein, die sich erboten, den Landsturm in ihrer Gegend einzurichten und anzuführen; sie erhielten Befugniß und Unterweisung. Auch hier gab es oft mit der Schwäche und Besorglichkeit der Behörden zu kämpfen, und Schwierigkeiten zu behandeln, die nicht immer ohne Strenge zu beseitigen waren. Ueberall traten die alten Beamten wieder in Wirksamkeit, die meisten hatten auch bei der französischen Regierung ihre Dienste fortgesetzt, und veränderten mit dem neuen Eintausch ihrer alten Titel nicht immer die inzwischen eingesogenen fremden Gesinnungen; in einem kleinen Umkreise waren die Behörden verschiedener Länder, die Rechte mannigfacher Oberherren zu berücksichtigen. Die Gegenstände des Handels und der Schiffahrt, obgleich übrigens ganz den Verfügungen der hamburgischen Regierung anheim gestellt, mußten doch in vielem Betracht die Aufmerksamkeit des russi-

schen Befehlshabers erfordern; sie waren mit der von ihm befohlenen Ausrüstung zweier Kaper und anderer sowohl bewaffneter als zum Transport von Pferden eingerichteten Schiffe eng verknüpft. Eine andere Beschäftigung gab die anbefohlene und mit aller Strenge ausgeführte Einziehung des französischen Eigenthums, und die sorgfältige Aufmerksamkeit, welche auf die zahlreichen Franzosen gewendet werden mußte, die sich zum Theil seit längerer Zeit in Hamburg aufhielten, und zu welchem viel Gesindel zu rechnen war, das während des Aufenthalts französischer Beamten und in ihrem Dienste sich eingenistet hatte. Dieses alles auszukehren, hätte eine längere Zeit erfordert, besonders da die Bevölkerung Hamburgs eben so gemischt, als in unzählige Winkel innerhalb und außerhalb der Stadt vertheilt ist. Hiezu kommt noch, daß die hamburgische Regierung, nach der großartigen Weise der meisten Freistaaten, für diese Art Polizei so gut wie gar kein Fach hatte, und die Russen dies ganz allein versehn mußten, ohne Mitwirkung und Hülfleistung dazu bestimmter Leute. Der nichtswürdigsten Verräther, die das öffentliche Urtheil einstimmig brandmarkte, war eine große Anzahl vorhanden, vernehme und ge-

ringe, arme und reiche; gefährlicher noch mußten die versteckten sein, deren Treiben weniger bekannt geworden war. Die Untersuchung der auf mancherlei Angebungen verhafteten Personen nahm viele Zeit weg, war mühsam, und blieb ungenügend; man wählte die Schlimmsten einstweilen heraus, und bestimmte sie zur Aussetzung an der französischen Küste. Es half nicht, daß Manche dort den gewissen Tod zu finden vorgaben, weil die französische Regierung sie verfolge, Andere ihren Haß gegen Napoleon darthun wollten, fanden sich doch sogar Emigranten, die ungeachtet ihrer adelstolzen und royalistischen Gesinnungen dem Dienste der Emporkömmlinge verkauft waren. Wenn dem einen Transport von ungefähr 30 Personen, der wirklich abgeführt wurde, alle Tage ein ähnlicher nachgefolgt wäre, so hätte man Hamburg nach zwei Monaten einigermaßen als gereinigt ansehn können. So aber blieb die Stadt leider von französischem Anhange, der sich freilich nirgends zeigen durfte, durchdrungen. Es ist unglaublich, in wie feine Kanäle des täglichen Lebens, der Einrichtung und Gewohnheit, ja der Gedanken und Gemüther der französische Einfluß zu dringen weiß; auch der Bessere wird unvermerkt

davon untergraben, und verliert bei allem Haſſe gegen das Ausland nach und nach in dem unaufhörlichen Verkehr ſeine Eigenthümlichkeit an daſſelbe. Um wie viel leichter gewinnt dieſer Einfluß die Schlechten und Böſen, bei denen das Verbrechen gegen die gute Sache der Staaten ſich an Verbrechen gegen die bürgerliche Ordnung anſchließt! In Hamburg waren bloß Leute der letztern Art für die Franzoſen eingenommen und thätig, kein ſonſt ſchätzenswerther Mann, der bloß im Irrthum gewirkt hätte, befand ſich, ſo viel wir wiſſen, unter ihnen. Die größte Strenge, der furchtbarſte Schrecken wäre hier vonnöthen geweſen, um das Uebel auszurotten, und ſelbſt blutige Schauſpiele hätte man nicht tadeln können. Ein Heer von franzöſiſchen Kundſchaftern konnte ſich in dieſer Volksmaſſe nicht allein verbergen, ſondern auch frei bewegen, und es iſt nicht zu berechnen, wie viel die Gelindigkeit, die bald ſtatt der gemißbilligten erſten Strenge auf höhern Befehl angenommen wurde, der Sache im Ganzen geſchadet hat. Entſchiedene Maßregeln verſichern die Gemüther und beruhigen den Geiſt; und um der Guten willen mehr, als wegen der Schlechten, iſt in Staatsſachen beharrliche Strenge nützlich. Der Eifer aller Unterge-

ordneten wird irre und läßt nach, ſobald er von ohnehr geringeren Ernſt zu ſehen meint. Viele Männer, von denen Beiſtand zu erwarten war, betrugen ſich im Gegentheil ſogar hinderlich, und trieben es bis zu unangenehmen Auftritten, wobei ſie, wie natürlich, den Kürzern zogen.

Inzwiſchen hatte der engliſche Major Kenzinger von Helgoland aus mit einigen hundert Mann Kuxhaven beſetzt, und den Aufſtand der Bauern bei Bremerlehe, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, unterſtützt. Der Oberſt Tettenborn ſetzte ſich ſogleich mit ihm in Verbindung, und erfuhr zu ſeinem Leidweſen, daß von Helgoland ſchon vor einiger Zeit alle vorräthig geweſenen Gewehre wieder nach England abgeführt worden, ein beklagenswerther Zufall, deſſen Nachtheil durch nichts erſetzt werden konnte. Jedoch eilte der Oberſt, die mit England aufgeſchloſſene Verbindung möglichſt zu benutzen, und ſchickte einen ruſſiſchen Offizier mit Briefen an den Prinzen Regenten und an den ruſſiſchen Bothſchafter nach London ab.

Der nahen Nachbarſchaft wegen mußten die Dänen die ganz beſondere Aufmerkſamkeit der Ham-

burger ſowohl als der Ruſſen auf ſich ziehen. Das Verhältniß zu Dännemark behielt, ungeachtet der bezeigten Annäherung des Kabinets zu der allgemeinen Sache, zwei ſchwierige Seiten, die ſo viel als möglich umgangen werden mußten. Die Ruſſen waren Verbündete der Engländer und der Schweden, von denen die erſteren wegen der alten Beleidigungen, die letztern wegen der vorhabenden neuen, dem Könige von Dännemark gleich verhaßt waren. Die Schiffahrt auf der Elbe konnte ohne die Einwilligung der Dänen nicht Statt finden, die Verbindung mit den engliſchen Schiffen mußten ſie wenigſtens nicht zu hindern verſprechen. Die vielfach gewundenen Gränzen von Hamburg gegen Holſtein, die durch den friedlichen Lebensverkehr in ſo großer Nähe großentheils nur in der Einbildung noch beſtanden, machten Vergünſtigungen und ſtillſchweigende Uebereinkünfte unentbehrlich. Der Oberſtlieutenant Haffner, Commandant in Altona, bot zu allem die Hand, was die Ruſſen wünſchen konnten. Doch in Rückſicht der verlangten Entfernung vieler von Hamburg weggegangenen Franzoſen, die in Altona frei das Geſchäft des Ausſpähens trieben, waren alle Vorſtellungen und Beſchwerden lange fruchtlos, und

dieſe nachtheilige Sorgloſigkeit dauerte ungeachtet des von däniſcher Seite oft wiederholten Verſprechens bis zu Ende fort. Die überwieſenen Spione, die noch in der letzten Zeit ergriffen wurden, waren ſämmtlich von Altona hereingekommen.

Die Mitwirkung des Kronprinzen von Schweden zu dieſem Kriege war längſt erwartet, ſie ſchien nun bald erfolgen zu müſſen, und es war wichtig, von allem, was auf dieſer Seite vorging, unterrichtet zu ſein, und daſſelbe zum Beſten der hamburgiſchen Angelegenheiten zu benutzen und vorzubereiten. Dies geſchah mit der größten Aufmerkſamkeit.

Eine andere Verhandlung mit dem Herzoge von Meklenburg-Schwerin, den der Oberſt Tettenborn um die Truppen erſuchte, die derſelbe als Leibwachen hielt, hatte unmittelbar den glücklichſten Erfolg, indem der Herzog ſich ſogleich entſchloß, ſeine 500 Grenadiere zu miſſen, die er bald darauf unter Anführung des Oberſten Both nach Hamburg ſchickte.

Alle dieſe zahlreichen und mannigfaltigen Er-

schäfte, die in unendliche Verwickelungen und Einzelnheiten übergingen, lasteten mit vielen andern ganz auf den Schultern des Obersten Tettenborn, der seine militärischen, unmittelbar den Feind betreffenden Obliegenheiten mit diplomatischen Maßregeln, mit den Geschäften so verschiedener Errichtungen, mit den Rücksichten für mannigfache Regierungen und Völker, mit der Entscheidung polizeilicher und sogar kaufmännischer Fälle, mit dem bald schonenden, bald strafenden Anregen lässiger Behörden, mit Verhören, Verabredungen und Berichten, in unaufhörlichem Wechsel und Drang der Arbeit verbinden mußte. Es ist unmöglich, die Thätigkeit zu schildern, die in dem Hauptquartier von früh Morgens bis spät in die Nacht herrschte, und von dort nach allen Richtungen ausging. Wir müssen gestehn, nie eine größere Arbeitsamkeit und unermüdeteren Eifer gesehn zu haben, als der Oberst Tettenborn in dieser Zeit darthat; weit entfernt, irgend einer persönlichen Regung nachzugeben, oder auch nur den begeisterten Ehrenbezeugungen eines dankbaren Volks, das ungeduldig auf seinen Wegen harrte, entgegen zu kommen, oder irgend einem andern Reize der so mannigfach dargebotenen Befriedigung erlaubten Ehrgeizes zu

folgen, erfüllte er vielmehr jeden Augenblick dieser bewegten Tage mit dem schönen Berufe, der ihm zu Theil geworden war. Mit treffender Urtheilskraft und schneller Findung wußte er das Nothwendige einzusehn und herbeizuführen, die Umstände zu benutzen, Hindernisse zu entfernen, das Unerwartete zu verarbeiten. Die Ueberlegung konnte selten Treffenderes angeben, als die erste Eingebung des Augenblicks schon dargeboten hatte.

Für alle die zahlreichen Arbeiten und Geschäfte waren nur wenige Offiziere, die sich nicht immer darin einheimisch finden konnten, zu verwenden, und dem guten Willen mußte überlassen bleiben, was unter minder angestrengten Verhältnissen höherer Aufsicht und Leitung unterzuordnen war. Unter den wenigen, welchen der Oberst Tettenborn unbedingt vertrauen durfte, und die ihm wahrhaft Gehülfen waren, stand indessen der damalige Major, nachherige Oberstlieutenant Pfuel oben an, ein Mann, dessen Reichthum scharfsinniger Gedanken und trefflicher Kenntnisse die willkommenste Gestalt nützlicher Anwendung besitzt, und die angebornen Gaben zur Führung militärischer Sachen mit den Schätzen des Fleißes ausstat-

ſtattet und fördert. Ihm lag beſonders die Errichtung des hanſeatiſchen Fußvolks ob, welches er befehligen ſollte, wie der Graf Joſeph Weſtphalen die Reiterei; allein ſeine Thätigkeit breitete ſich über alle Abtheilungen der Geſchäfte aus, und zeigte in allen Stücken die völligſte Hingebung.

Während man auf ſolche Weiſe von allen Seiten thätig war, lief die Nachricht ein, daß der Oberſt Tettenborn zum Generalmajor ernannt, und durch die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche vom Kaiſer alles bisher Angeordnete und Eingeleitete gebilligt worden. Die vorgeſchlagenen Offiziere bei den neuerrichteten Truppen wurden unbedingt beſtätigt, und den ruſſiſch-kaiſerlichen Offizieren, deren Ehren- und Feldzeichen ihnen zu tragen erlaubt wurde, völlig gleichgeſtellt.

Der General ſetzte mit mehr Nachdruck und Anſehn das angefangene Werk fort, als es der Oberſt für die Folge gekonnt hätte, und fand ſich nur in Einem gehemmt, was freilich weſentlich war, nämlich in der mit Bedacht ausgeübten Strenge, die, wie ſchon erwähnt worden, höhern

Orts nicht für nöthig gehalten und daher mißbilligt wurde.

In der Bürgerschaft zeichneten sich Ludwig von Heß und Friedrich Perthes durch ihren Vaterlandseifer aus. Ersterer, der als Schriftsteller vortheilhaft bekannt ist, war früher in schwedischen Diensten Offizier gewesen, und lebte jetzt seit vielen Jahren als Arzt in Hamburg. Früheren Anregungen gemäß trug ihm der General Tettenborn die Errichtung und Führung einer Bürgergarde auf, die, durch Rath- und Bürgerschluß bestätigt, endlich nicht ohne Widerstand der ehemaligen Bürgerwachen, wobei die gänzliche Spaltung nur durch die nachdrücklichen Maßregeln des Herrn von Heß verhindert wurde, zu Stande kam. Sie wurde in sechs Bataillons, jedes zu 1200 Mann, abgetheilt; eine Anzahl wohlhabender Bürger dienten zu Pferde; späterhin wurde außer der hanseatischen auch städtische Artillerie errichtet, deren Dienst von Bürgern, welche sich demselben freiwillig widmeten, versehn wurde. Jeder Bürger vom 18ten bis zum 45sten Jahre sollte zu dieser Garde gehören, die von Offizieren aus ihrer Mitte befehligt, und zunächst zur Ver-

theidigung der Stadt beſtimmt wurde. Als ein eigenthümlicher Denker wußte Heß die Gemüther, auch ohne äußerliche Beredſamkeit, durch glückliche Gedanken kräftig zu faſſen, und füllte eine geraume Zeit die Lücken, welche die Neuheit der Sache überall übrig ließ, durch fortreiſſende Bewegungen aus, bis endlich das Sinken ſeiner perſönlichen Kraft dem allgemeinen Sinken der Meinung weniger nachfolgte, als voranging. Ihm zur Seite ſtand Friedrich Perthes, ein edler deutſcher Mann, voll beweglichen Geiſtes, der in einem lautern und empfindungsreichen Gemüth Wurzel geſchlagen hat. Seine unermüdliche Thätigkeit im Anregen, Berathen, Ausgleichen und Zurechtſprechen wirkte mehr, als äußerlich in die Augen fiel. Die anerkannte, untadliche Rechtſchaffenheit des Mannes, und die ihm eigene Mäßigung des Handelns, hatten ſchon früher ſeinem ſtillen Thun großen Einfluß bei den Mitbürgern, ſeiner Perſon Zuneigung und Vertrauen bei den Wohlgeſinnten und Edlen verſchafft. Nicht vergeſſen dürfen wir hier des Eifers, womit faſt alle Prediger in ihren Canzelreden die Sache des Vaterlandes zu fördern ſuchten; ihr Wirken konnte in Hamburg noch manches Gemüth von einer

Seite anregen, die hier noch nicht so völlig wie in andern Städten erstorben war. Auch einige andere öffentliche Bemühungen schriftstellerischer Art sind dankbar anzuerkennen. Ein Rechtsgelehrter, Dr. Benecke, gab eine kleine Schrift unter dem angenehmen Titel: Heergeräthe für die hanseatische Legion, heraus, in welcher geschichtliche, äußerst zweckmäßige Nachrichten mit edlen Ermahnungen verbunden sind; die Grundsätze der letztern, wie die Abfassung der erstern, sind gleich musterhaft und vortrefflich, und wir tragen kein Bedenken, diese Schrift für die bei weitem beste zu erklären, welche diese Zeitbegebenheiten hervorgerufen haben. Der Verfasser einer andern Schrift, patriotische Beherzigungen betitelt, ist nicht bekannt geworden; auch sie enthält viel Vorzügliches. Ein Liederbuch für die hanseatische Legion, aus alter und neuer Zeit gesammelt, verdankte man dem Bruder eines Mannes, dessen früher Tod, man weiß nicht, ob mehr der Kunst oder seinen Freunden, schmerzlich war. Der unzähligen Flugschriften, Tageblätter und Lieder vom unterm Range, die täglich erschienen, erwähnen wir nicht. Alte Zeitungen lebten wieder auf und neue entstanden. Unter diesen war der deutsche Beobachter

besonders heftig, und hatte unter allen deutschen Blättern wohl die meiste Kühnheit. Man hielt sich schadlos für den erlittenen Zwang, und las eifrig die dargebotenen Schriften.

In Lübeck wiederholte sich beinahe jedes, was in Hamburg geschah; die geringere und weniger zusammengesetzte Volksmenge gestattete dort ruhigere Uebersicht, und der Ordnungsgeist und die Tüchtigkeit der Einwohner zeigten ihre vortheilhafte Wirkung auch in den jungen Kriegesschaaren, welche die Stadt zur hanseatischen Legion beitrug, und welche sich an Haltung und Auswahl vor den Hamburgern auszeichneten. Den dortigen Zustand im allgemeinen giebt folgendes Schreiben des Oberstlieutenants Benkendorf an den General Tettenborn zu erkennen:

Mein Herr General!

Indem ich die Ehre habe, Ihnen die noch offenen Listen über den Fortgang der hiesigen Rüstungen einzusenden, kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen auch im allgemeinen die erfreulichsten Berichte über die Stimmung und den Eifer der hiesigen Einwohner mitzutheilen.

Die Zahl derjenigen, welche sich freiwillig zu den Waffen gestellt haben, und die hoffentlich in kurzem über tausend begreifen wird, könnte zwar schon allein für den guten Geist beweisen, der in Lübeck herrscht, und so kräftige Anstrengungen hervorbringt; allein auch auf jede andere Art, öffentlich und im Stillen, hat sich die Vaterlandsliebe und der Sinn für edle Hingebung bewährt, welche man von einem braven und der Freiheit noch nicht allzu lange entwöhnten Volke erwarten konnte. Die schöne Begeisterung für die gute Sache hat sich nicht minder wirksam in der Summe sowohl, als in der Art der freiwilligen Gaben bezeigt, die noch täglich für die neuen Bewaffnungen zuströmen, und zu welchem besonders Frauen mit ausgezeichnetem Eifer beigetragen haben, indem sie ihren letzten Schmuck darbrachten, dessen äußerliche Zierde sie freilich nie so schmücken konnte, wie die edle Gesinnung, die sie demselben entsagen hieß. Ich bekenne mit Freuden daß ich alle Ursache habe, mit dem, was gegenwärtig geschieht, zufrieden zu sein, und daß ich das feste Vertrauen hege, die genom-

menen Maaßregeln und die eifrige Thätigkeit der Bürger immer wirksamer werden zu sehn.

Ich sage Ihnen, mein Herr General, den lebhaftesten Dank, für den glücklichen Auftrag, den Sie mir ertheilt haben, die ersten Schritte dieser frohen Bewegungen einzuleiten.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Lübeck, den 31sten März 1813.

Benkendorf.

Mittlerweile hatte der General Tettenborn die Hälfte seiner Reiterei über die Elbe auf der Straße nach Bremen vorgesandt. General Morand, der ohne Noth sich mit seinen Truppen bis zur Weser zurückgezogen hatte, schien seinen Fehler wieder gut machen zu sollen, und rückte, vermuthlich auf ausdrücklichen höheren Befehl, wieder gegen die Elbe vor, indem sogar die Absicht geäußert wurde, auch Hamburg wieder zu besetzen. Die Kosacken schwärmten um das geschlossene Fußvolk herum, und neckten und beunruhigten dasselbe, ohne darum seinen Marsch hindern zu können. Sie zogen sich nach Maaßgabe

seines Vorrückens zurück, und der Feind kam wieder in die Gegenden, welche gegen ihn die Waffen ergriffen hatten. Die Nachricht von der Annäherung der Franzosen erregte in Hamburg Bestürzung und Sorgen, Geflüchtete vom linken Elbufer verbreiteten Angst und Schrecken; man hatte sich zu sehr dem Taumel des Glücks überlassen, um nicht auf solche Wechsel, wie jetzt plötzlich als möglich erschienen, gänzlich unvorbereitet zu sein. Diese niederschlagenden Eindrücke wirkten zu heftig und zu allgemein auf die Menschen, als daß man nicht hätte versuchen sollen, ihnen den Trost, den man mit Wahrheit geben konnte, in einigen beruhigenden Worten zu sagen. Der General Tettenborn ließ folgenden Aufruf anschlagen.

Hamburger!

Einige unter euch scheinen beunruhigt über das Anrücken der Franzosen von Bremen her, ich finde daher nöthig mit euch zu reden, damit ihr es wißt, um was es sich handelt. Der Feind, der sich ohne Grund vom linken Elbufer bis Bremen zurückgezogen hatte, rückt wieder, wie vorauszusehn war, auf der

Straße von Bremen vor, um die Bewegungen auf dem platten Lande zu dämpfen. Doch er wird die Bewegungen auf dem platten Lande nicht dämpfen, sondern nur noch mehr zu seinem Verderben aufregen. Meine Anstalten sind getroffen. Die Sturmglocke geht im ganzen Lande; von allen Seiten ziehen die Bauern, von Offizieren geleitet, und von 600 Kosacken unterstützt, heran gegen den Feind. Es ist dieselbe Abtheilung, die ich vor zehn Tagen über die Elbe geworfen habe, und auch jetzt bin ich allein hinreichend, um allen ihren Unternehmungen die Spitze zu bieten.

Hamburger! ihr würdet 20,000 Feinde nicht zu fürchten haben, wenn ihr muthvoll seid, und bereit das Eurige zu thun. Die wenigen Hunderte, ohne Reiterei, und bald von allen Seiten umringt und geängstigt, dürfen euch nicht beunruhigen. Der Feind ist nicht im Stande etwas zu unternehmen. Um so weniger, da die Corps der Generale Czernitscheff, Benkendorf und Dörnberg bereits am 25sten dieses Monats

bei Werben über die Elbe gegangen sind, alle diesseits gestandenen feindlichen Vorposten aufgehoben, und ihre Vorposten bereits bis Salzwedel vorgeschoben haben.

Hamburg, den 27sten März 1813.

Tettenborn.

Niemals hat sich eine Versicherung dieser Art glänzender bewährt. Man vertrauete zwar den gegebenen Hoffnungen gern, niemand aber konnte eine solche Erfüllung erwarten, wie die, war, welche alsbald erfolgte. Da man erfuhr, daß bei den Truppen des Generals Morand viele Sachsen befindlich, so ließ der General Tettenborn einen Aufruf an sie ergehn, der sie zum Uebergehn aufforderte, und also lautete:

Sachsen!

Hört, was ich euch sagen werde; ihr seid betrogen und verrathen. Die Franzosen schleppen euch im Lande herum, hierhin, dorthin, um das Landvolk zu schrecken, daß in gerechter Wuth über die von den Franzosen erlittenen Mißhandlungen überall die

Waffen ergreift, sie schleppen euch herum, um unter eurem Schutze sich selbst vom Untergange zu retten. Ihr seid von tausend Kosacken und Jägern umringt, und schon läutet die Sturmglocke im ganzen Lande. Alles, was deutsch ist, steht auf, und ihr nur wollt noch fechten für eure Unterdrücker, und gegen die, welche euch befreien wollen? Ihr wißt nicht, was vorgeht; die russischen und preußischen Heere rücken bereits unaufhaltsam in eurem Vaterlande vor; in Dresden sprengte Davoust eure schöne Brücke aus Muthwillen, um sich an den Einwohnern zu rächen, die dem General Regnier die Fenster eingeworfen und einige drohende Reden gegen übermüthige Franzosen ausgestoßen hatten. Ueberall flieht der Feind aus eurem Vaterlande, alle Gegenden verheerend, durch welche er zieht. Jetzt bedenkt und erwägt! Wollt ihr noch fechten gegen uns, so ist Untergang, schmählicher Untergang euer Loos; denn jeder Deutsche, so hat der Kaiser, mein Herr, befohlen, der mit den Waffen in der Hand gefangen wird, soll nach Sibirien geschickt werden. Wollt ihr dagegen nicht

fechten für eure Feinde, so werdet ihr an uns eure Brüder finden.

Hamburg, den 29sten März 1813.

Tettenborn.

An demselben Tage erschien auch noch folgende Bekanntmachung an die Einwohner Hamburgs, deren unruhige Besorgniß schon wieder einigermaßen in thätigen Eifer übergegangen war, und nur durch wenige Uebelgesinnte noch genähret wurde:

Gerüchte, wie die, welche gestern im Umlauf waren, liefern einen untrüglichen Probestein des Muthes und der Festigkeit des Volks. Hamburger! ich habe den eurigen bewährt gefunden, und ich lobe das Vertrauen, das ihr in die Maaßregeln setztet, die von mir zur Sicherheit der Stadt genommen waren. Eure Selbstvertheidigung darf sich jedoch nicht bloß auf ein augenblickliches Aufgebot, das nur im Momente der Gefahr Statt findet, gründen, sondern muß gehörig vorbereitet und geordnet sein. Damit ihr Vertrauen zu euch selbst gewinnet, soll

die Bürgergarde unverzüglich organiſirt werden. Eilet, euch einſchreiben zu laſſen, eilet, ein mächtiges Bollwerk gegen jeden vorrückenden Feind aufzuſtellen. Heß iſt euch zum Anführer geſetzt, vertraut ihm, wie er euch vertraut. Das große Ziel der Befreiung im Auge, muß jeder mit ſeiner ganzen Kraft es zu erreichen beitragen, und Hamburg müſſe unter allen Städten des ſich befreienden Deutſchlands groß, würdig, und kraftvoll gerüſtet daſtehn.

Tettenborn.

Bevor jedoch der Erfolg dieſer Anordnungen wirkſam werden konnte, übereilte den Feind, unter welchem leider die Sachſen mitbegriffen bleiben mußten, das Verhängniß. Der großbrittanniſche General Dörnberg war mit einem Corps von einigen Tauſend Ruſſen und Preußen ſchon am 14ten März bei Werben über die Elbe gegangen, mußte ſich aber vor der feindlichen Uebermacht, die ſich von Magdeburg aus gegen ihn wandte, wieder auf das rechte Elbufer zurückziehn. Inzwiſchen rückte General Morand mit 3000 Mann

und 11 Kanonen über Tostädt nach Lüneburg vor, wo die Einwohner früher unter dem Beistand von 50 Kosacken eine französische Schwadron, welche die Stadt besetzen wollte, mit den Waffen in der Hand zurückgetrieben hatten. Ein hartes Schicksal schien die unglückliche Stadt zu erwarten, und keine Hülfe sie davor retten zu können. Die Franzosen waren kaum eingerückt, als sie auch schon die Schlachtopfer aussuchten, die ihrer Rache fallen, und am Vormittage des 2ten Aprils erschossen werden sollten. General Dörnberg hatte sich aber mit den Generalen Czernitscheff und Benkendorf vereinigt, war aufs neue über die Elbe gegangen, und gegen Lüneburg im Anzug. Sie trafen zu rechter Zeit ein, griffen den Feind an, und nach einer hartnäckigen Gegenwehr, in welcher der General Morand selbst tödtlich verwundet wurde, mußte das ganze Corps, so viel noch übrig waren, die Waffen strecken, daß auch fast nicht Ein Mann davon kam. Ein glänzenderes Gefecht und ein vollständigerer Sieg können schwerlich gefunden werden. Vom General Tettenborn hatten 600 Kosacken mit gewirkt, den Feind im Rücken genommen, und von allen Seiten eingeschlossen.

In Hamburg verbreitete dieſes Ereigniß die außerordentlichſte Freude, die zaghaften Gemüther wurden beruhigt, man faßte wieder Vertrauen und neuen Eifer für die Sache des Vaterlandes. Dieſer Ausgang brachte alles wieder in Bewegung, was in der Erwartung und Ungewißheit deſſelben geſtockt hatte. Jetzt erſt glaubten ſich endlich auch die an den Kaiſer von Rußland abgeordneten Rathsherren mit Sicherheit auf die Reiſe begeben zu können.

Die hanſeatiſchen Truppen baldigſt ins Feld zu ſtellen, beſonders da der gänzliche Mangel an Fußvolk doch anfing mißlich zu werden, wurde nun für den General das nächſte Ziel. Zwei Bataillons und ſechs Schwadronen gab Hamburg, Lübeck ſechshundert Mann zu Fuß und zwei Schwadronen. Das erſte Bataillon wurde dem Hauptmann Stelling anvertraut, das zweite dem Hauptmann Glöden; die ſechshundert Lübecker bildeten mit zweihundert Preußen, die der Hauptmann Lucadu gebracht hatte, unter Anführung dieſes Offiziers das dritte Bataillon. Ein Bürger von Hamburg, Namens Hanfft, hatte eine ganze Schwadron auf ſeine Koſten

errichtet, und sich selber dazu gestellt; wofür ihm der General den Rang eines Staabsrittmeisters gab. Zwölf Stücke Geschütz, wovon sechs reitende, wurden den beiden Hauptleuten Wertheim und Spoormann übertragen, welche sich damals grade in Hamburg aufhielten, und die schöne Gelegenheit, mit ihren Kenntnissen zu dienen, nicht vorbei lassen wollten. Sehr schwer hielt es jedoch, die nöthigen Artilleristen zur Bedienung der Kanonen zusammen zu bringen, da unmöglich, wie bei den andern Truppen, bloß Neulinge dabei angestellt werden durften. Noch immer fehlte es an Waffen; nicht allein, daß keine Gewehre da waren, auch Pistolen und selbst Säbel waren nicht in hinlänglicher Menge aufzutreiben, daher man eine große Anzahl Piken, die schnell zu schaffen waren, unter die Leute austheilte, und auch einige hanseatische Schwadronen mit Lanzen bewaffnete, die ihnen nachher verblieben. Die Bürgergarde, die fleißig geübt wurde, fing an, sich nach und nach in das ungewohnte Neue zu finden; das Lächerliche und Spielende, welches immer den Anfang solcher Einrichtungen bezeichnet, wich schneller, als man erwarten konnte, der strengen Ernsthaftigkeit, die den Kriegsanstalten

gr=

gebührt, und von Herrn von Heß durch ein entschiedenes Angreifen der Sache trefflich befördert wurde. Wären unter allen diesen Truppen nur tausend Mann Preußen, oder andere deutsche Soldaten von einiger Dienstkenntniß und Kriegserfahrung gewesen, so hätte sich das Neue, dem es nur an Unterricht und Muster fehlte, bald an dem Alten erzogen, und wäre ihm gleichartig geworden. Allein man hatte nichts, was man auch nur zum Vorbilde hätte hinstellen, und den Bürgergarden und Hanseaten zur Nachahmung empfehlen können.

Die Bewegung des Generals Morand, die mit der Niederlage bei Lüneburg geendigt hatte, war jedoch nicht ganz so planlos gewesen, als sie beim ersten Anblick scheinen mochte. Es zeigte sich gleich darauf, daß sein Vorrücken gemeinschaftlich mit andern Truppen, die von der Elbe kamen, bestimmt worden und Lüneburg zum Vereinigungspunkte angegeben war. General Montbrun rückte mit 4000 Mann, denen der Marschall Davouſt an der Spitze der Haupttruppe folgen sollte, am 4ten April wieder in Lüneburg ein, wo er aber statt des Generals Morand nur die

Spuren ſeiner Niederlage fand. General Dörnberg hatte ſich nach Boitzenburg zurückgezogen, um den Uebergang über die Elbe, den der Feind mit ſeiner Macht wohl hätte verſuchen können, zu vertheidigen. Hamburg war aufs neue bedroht, die Stadt war offen, zwar mit Wällen umgeben, aber dieſe ohne Bruſtwehren und Thore, und die Brücken zu den Eingängen ganz unterdammt, ohne hinlängliches Geſchütz, die Beſatzung faſt nur Reiterei. Die Einwohner befanden ſich aufs neue in großer Bewegung; man hatte durch die frühere Unruhe ſchon gelernt, daß Hamburg der Schauplatz kriegeriſcher Ereigniſſe werden könne, und auf ernſthafte Prüfung gefaßt ſein müſſe. Willig gab ſich der Muth und Eifer der Einwohner dieſem Gedanken hin, man zweifelte nicht, ſich gegen den verhaßten Feind durch eigene Kraft zu behaupten, und ſah ſich nur ängſtlich nach Mitteln und Wegen um, wie der vorhandene Stoff ſich zweckmäßig geſtalten und verwenden ließe. General Tettenborn verſäumte keinen Augenblick, um die Maaßregeln zu treffen, welche die Umſtände erforderten und zuließen. Die Truppen wurden in Bereitſchaft geſetzt, die gefahrvollen Punkte ſoviel als möglich bewacht, und die

Ueberschwemmungen dergestalt vorbereitet, daß sie auf den ersten Wink geschehn konnten. Glücklicherweise waren in diesen Tagen einige tausend Gewehre aus England angekommen, und konnten sogleich vertheilt werden. Der Major Berger, der mit seinem Bataillon in Ratzeburg nur auf Waffen gewartet hatte, setzte sich sogleich nach deren Empfang in Marsch gegen die Elbe. Das erste hanseatische Bataillon marschirte nach Bergedorf, das dritte nach dem Zollenspieker, während das zweite noch in Hamburg blieb. Auch einige hanseatische Reiterei rückte schon aus; die erste Schwadron war unter der Leitung des russischen Rittmeisters Herbert, eines verdienten, schon ehemals in österreichischen Kriegsdiensten ausgezeichneten Offiziers, innerhalb acht Tagen ganz geschaffen worden. Dreitausend Bürger konnten ebenfalls mit Gewehren versehn werden. Beim Zollenspieker kamen am 6ten April die ersten hanseatischen Truppen mit den Franzosen ins Gefecht. Eine Abtheilung von 20 lübeckischen Schützen nebst 10 Dragonern zu Fuß waren über die Elbe gegangen, um Nachricht von dem Feinde einzuziehn. Sie stießen beim ersten Dorfe auf etwa 80 Mann französischen Fußvolks, mit welchen

sie sogleich ein lebhaftes Geplänkel anfingen, worin die Franzosen einige Leute verlohren, und zwei Lübecker verwundet wurden. Der Feind wagte sich trotz seiner Ueberlegenheit fast gar nicht hervor, und die Hanseaten gingen unverfolgt und ohne weiteren Verlust über die Elbe zurück. Die Kosacken hatten ebenfalls fortdauernd glückliche Scharmützel, und täglich sah man in Hamburg Gefangene und Ueberläufer, bald in größerer bald in geringerer Anzahl einbringen. Der Feind fand nicht rathsam an der Elbe zu verweilen, wo zahlreiche Streifpartheien in seinem Rücken jeden Augenblick seine Verbindung unterbrachen, und ihm bei plötzlichem Ueberfall das Beispiel des Generals Morand schreckend vorschweben mußte. Er zog sich von dem Ufer zurück, General Montbrun räumte am 9ten April Lüneburg und der Marschall Davoust ging mit allen seinen Trüppen hinter die Aller zurück, deren Brücke er sorgfältig abbrach. Den größten Theil der russischen Reiterei nebst zwei hanseatischen Schwadronen und zwei russischen Kanonen sandte hierauf der General Tettenborn unter Anführung des Oberstlieutenants Benkendorf gegen die Weser, und bis vor die Thore von Bremen. Viele einzelne Unternehmungen und

Plänkeleien, die immer glücklich ausfielen, übten die neuen Truppen, die mit den Kosacken vereint den Dienst versahen, und hielten den Feind in Unruhe.

Man hatte jedoch bei dieser Gelegenheit eingesehen, wie nothwendig es sei, Hamburg vor einem ersten Anfall zu schützen und war bedacht, die Stadt in ordentlichen Vertheidigungsstand zu setzen. Diese Aufgabe war nicht klein. Der General Tettenborn ließ durch den Major Pfuel die ganze Gegend in Augenschein nehmen, und die Punkte bestimmen, wo Schanzen angelegt werden sollten. Die erste Vertheidigungslinie war zwar die Elbe mit ihren zahlreichen Inseln vom Zollenspieker bis Haarburg, allein bei einer Ausdehnung von vier Meilen blieb es schwer, jeden Punkt derselben mit so wenigen Truppen zu vertheidigen, und es war zu vermuthen daß es dem Feind bei wiederholten Angriffen gelingen müsse, irgendwo durchzubrechen. Die ganze Gegend besteht aus Niederungen, die durch Deiche gegen Ueberschwemmung geschützt und mit unzähligen Gräben durchschnitten sind. Der ganze Billwerder konnte unter Wasser gesetzt werden, und die zweite

Vertheidigungslinie bilden, in welcher die Stellung am Eichbaum von besonderer Wichtigkeit war. Die Hauptsache blieb aber immer die nächste Vertheidigung der Stadt durch ihre Wälle, und einige vorliegende Werke, die theils aus alter Zeit übrig waren, theils errichtet wurden. Der Hammerbrook, der ganz überschwemmt wurde, machte von dieser Seite Hamburg unangreifbar, so lange die Brücken über die Bille vertheidigt wurden, und hier waren die vortrefflichsten Vorkehrungen getroffen. Ueberall an den bedrohten Stellen wurden Schanzen aufgeworfen und Geschütz aufgefahren. Die Wälle selbst und die Enveloppe erhielten ihre Brustwehr wieder, so wie auch die Außenwerke vor dem Steinthore; die Eingänge wurden durch Schanzen gedeckt, die unterdammten Thorbrücken wieder in ihren ehemaligen Zustand gebracht, indem man die Erde in tiefen Einschnitten wegnahm und den Graben herstellte. Auch auf der sogenannten Feddel, dem Grasbrook gegenüber wurden Schanzen angelegt. Alle diese Arbeiten wurden mit Eifer betrieben und bis zu Ende thätig fortgesetzt, so daß man über das, was in der kurzen Zeit fertig oder doch seiner Vollendung nahe war, nicht genug erstaunen

konnte. Die Franzoſen ſelbſt, ſo gern ſie die Anſtalten der Ruſſen verkleinert und geſchimpft hätten, konnten nicht umhin, das Geleiſtete öffentlich zu loben. Auſſer dem Major Pfuel hatte der Hauptmann Schäfer, ein vorzüglicher Ingenieur-Offizier, das größte Verdienſt um dieſe Sache; in dem weiten Bereich dieſer Befeſtigungen ordnete er alles ſelbſt an, führte die beſtändige Aufſicht, und leitete alles mit eben ſo großem Eifer, als Geſchicklichkeit; ſpäterhin, als die Geſchäfte ſich ſo ſehr häuften, daß ihm die Sache faſt ganz überlaſſen blieb, wirkte er im ſtillen mit unermüdeter Anſtrengung fort, und war nicht allein geſchäftig die Schanzen gegen den Feind anzulegen, ſondern auch ſie gegen ihn zu vertheidigen, wie er denn auf der Inſel Wilhelmsburg, auch auſſer ſeinem Beruf, freiwillig unter die vorderſten Plänkler ins heftigſte Feuer ging. Zu gleicher Zeit war auch die Unzulänglichkeit der Bürgergarde vielfach zur Sprache gekommen, und die wohlgeſinnteren Bürger ſelbſt wünſchten nichts eifriger, als ſie geregelt und in ſtrengerem Dienſt unterrichtet zu ſehn, um ſie aus dem ungewißen Schwanken zu reißen, in welches die Unwiſſenheit Aller über das was zu thun ſei, und wie man ſich zu be-

nehmen habe, sie immer wieder bringen mußte. Friedrich Perthes war hierzu besonders thätig, und indem er auf das Schönste zur Einigkeit rieth und wirkte, und als Freund den Herrn von Heß auf alle Weise unterstützte, war er zugleich bedacht, von einer andern Seite zu ersetzen, was diesem fehlte. Man bedurfte eines einsichtsvollen, kriegserfahrenen und dienstkundigen Offiziers, der mit dem Herrn von Heß gemeinschaftlich an der Spitze stehn, und die Formen, die zu militairischer Brauchbarkeit unentbehrlich sind, nach und nach einführen sollte. Der General Tettenborn konnte keinen seiner Offiziere diesem Geschäft ganz hingeben, dem nur wenige im Stande waren vorzustehn, und das niemanden anlocken konnte, der schon an seinem militairischen Platze stand. Um so glücklicher war es, daß grade derjenige, welcher durch Herz und Geist und Kenntniß dazu am meisten erwünscht sein mußte, wenigstens diesen Auftrag zum Theil erhielt. Der Freiherr von Canitz, vom preußischen Generalstabe, ein Offizier von ausgezeichneten Verdiensten, der früher mit dem General Yorck in Rußland gewesen, und von diesem, so lange die preußischen Waffen noch ruhen mußten, zu dem General Tettenborn,

der ihn bald schätzte, geschickt worden war, sollte dem Herrn von Heß mit Rath und That an die Hand gehn. Dies geschah mit dem besten Erfolg, und es wurde geleistet, was nur immer in der kurzen Zeit und unter diesen Umständen möglich war. Freilich wäre zu wünschen gewesen: daß er ganz und gar den Oberbefehl über diese Bürgergarde übernommen hätte, allein eben so sehr schien der Geist dieser Anstalt einen Hamburger, und einen Bürger zum Anführer zu erheischen, als das Verhältniß eines preußischen Offiziers zu diesem neuen nicht auffordern konnte. Er verfaßte jedoch, außer dem wohlthätigen Einfluß, den er im allgemeinen ausübte, für die Bürgergarde eine schriftliche Anweisung und Regel, wie sie sich sowohl vor dem Feinde als auch in jedem andern Dienste zu benehmen habe, und legte so den Grund zu einer Anordnung und Brauchbarkeit, die leider nicht Zeit behielt sich zu entwickeln.

War in diesem Zweige der hamburgischen Angelegenheiten vieles, was den treuen Freund der vaterländischen Sache bekümmerte, und nach Mittel aussehn ließ, das Gehemmte zu fördern, das in falscher Richtung Schreitende zu berathen, so

mußte in andern, die nicht so unmittelbar mit der russischen Behörde zusammenhingen, und durch deren Antrieb bekräftigt werden konnten, der Mangel an lebhafter Regsamkeit und geordnetem Eingreifen zu wahrer Verwirrung werden, für welche man vergebens sich nach Hülfe umsah. Es wurde bei dieser Gelegenheit zum Erstaunen offenbar, wie karg unter die Menschen die Gabe staatsordnender Einrichtungen, die Fähigkeit zu gesetzgeberischer Wirksamkeit, vertheilt sind. Jeder weiß, was Noth thut, jeder erkennt den Fehler, wo es gebricht, jeder fühlt sich willig zum Guten zu helfen; aber öffentliches Auftreten, entschlossenes Anfangen, und Fortreissen der Genossen wird durch tausend Umstände des bürgerlichen und geselligen Lebens gehindert, so daß es dann immer an dem Ersten fehlt, ohne welchen die zahlreichen Zweiten und Dritten sich in ungenutzter Anlage verlieren. Der Mangel an sittlichem Halt in den Begriffen und die Abwesenheit fester Grundzüge in den Gemüthern des Volks hindern jede durchgreifende Maßregel Einzelner, die nicht von Gewalt, ja von Schrecken begleitet ist.

Eine Aussicht jedoch, diesem Uebel in der Folge

abgeholfen zu ſehn, zeigte ſich auch für Hamburg in der Errichtung eines Verwaltungsraths für das nördliche Deutſchland, der von dem Kaiſer von Rußland und dem Könige von Preußen eingeſetzt und der Leitung des Miniſters, Freiherrn von Stein übertragen wurde. Die Lage der Dinge forderte laut einen ſolchen Mann, wie der Freiherr von Stein war, in deſſen ſtarker Seele die Theilnahme an der guten Sache zu heftiger Leidenſchaft wurde. Sein kräftiger Wille war von großem Verſtande und ausgedehnten Kenntniſſen unterſtützt; ein untadlicher Wandel und vorwurfsfreie Reinheit in ſeiner frühern Staatsverwaltung gaben ihm das Recht furchtloſer Strenge und Wahrheit gegen jedermann. Als ſeine Gehülfen nannte man die treflichſten Männer. In Hamburg hatten Viele gewünſcht den preußiſchen geheimen Staatsrath Niebuhr mit Verwaltungsaufträgen in ihrer Mitte zu ſehn; ſeine anerkannte Rechtſchaffenheit und bewährte Geſinnung mußten das größte Vertrauen zu ihm in einer Stelle erwecken, für welche die genauſte, durch Erforſchung und Ausübung erlangte Kenntniß der Handelsverhältniſſe und kaufmänniſchen Geſchäfte, ihn eben ſo ſehr, als die damit in ſeltnerem Verein ſtehende

große Gelehrsamkeit ihn zu dem öffentlichen Lehrstande eignete, den er, um sich neuerdings den Staatssachen zu widmen, wieder verlassen wollte. Da die verbündeten Mächte säumten an die Spitze der hamburgischen Sachen einen Mann zu setzen, der Einheit und Fortgang in ihre verwickelten Verhältnisse brächte, so hegte man sogar den Gedanken, sich aus eigener Bewegung einen solchen zu berufen, der, als ein schon in Diensten befindlicher Staatsmann, leicht Bestätigung gefunden hätte.

Das Gerücht nannte bald den geheimen Staatsrath von Heidebreck, bald den geheimen Staatsrath Stägemann, den die preußische Regierung nach Hamburg schicken würde, jedoch man hatte kaum Zeit gehabt, sich in dieser Rücksicht der Besorgniß oder Hoffnung hinzugeben, als die Ernennung des russischen geheimen Raths von Alopeus zum Commissarius für die befreieten Länder nördlich von der Elbe alles weitere Verhandeln darüber abschnitt. Welcher Wirkungskreis hier offen war geht aus der allgemeinen Schilderung von dem Zustande der Hamburger hervor, blieb aber fortwährend nur aus dem, was man

fehlen fühlte, nicht aus dem, was man geschehn sah, zu ermessen, da der ernannte Commissarius sich wohl eine Zeitlang in der Nähe von Hamburg aufhielt, aber nie selber dort erschienen ist, noch sich sonst irgend der dasigen Angelegenheiten angenommen hat.

Inzwischen hatte der General Tettenborn von Seiten der Dänen immer größere Annäherungen erfahren, sie bewarben sich fortdauernd angelegentlichst um die Freundschaft der Russen und suchten dieselbe durch zuvorkommende Gefälligkeit zu verdienen. Nicht nur die Russen und Hamburger, sondern auch die Engländer selbst fanden die Elbschiffahrt vollkommen frei, von Altona selbst segelten Schiffe nach England ab, und der Postenlauf daher ging späterhin, als die Elbe wegen der französischen bewaffneten Fahrzeuge unsicher wurde, größtentheils durch das dänische Gebiet ohne irgend ein Hinderniß. So war auch an die Behörden in Hollstein der königliche Befehl ergangen, die von den Russen wieder eingesetzten Regierungen anzuerkennen und mit ihnen als solchen zu verhandeln. Der lebhafte Wunsch mit den Russen in enge Freundschaft zu treten wurde

noch auffallender bewiesen durch die unter der Hand geschehene Erklärung der dänischen Befehlshaber in Hollstein an den General Tettenborn, daß sie von ihrem Könige den Befehl hätten, alle ihre dortigen Truppen, sobald der General es verlange, zur Besatzung von Hamburg und Lübeck ihm zu überlassen. Was damit gemeint sei, klärte sich bald durch ein Schreiben des russischen Generallieutenants Fürsten Sergius Dolgoruky auf, der am 23sten März mit besondern Aufträgen des Kaisers in Kopenhagen angekommen und in die lebhaftesten Unterhandlungen mit dem dänischen Kabinet getreten war. Die milde und wohlwollende Gesinnung Alexanders hatte wie überall so auch hier den Weg der Güte und Ausgleichung versuchen wollen, und den Fürsten Dolgoruky deshalb beauftragt dem dänischen Hofe für den Verlust, der durch früher abgeschlossene Verträge einmal über ihn verhängt war, Entschädigungen zu versprechen, falls Dännemark gleich auf der Stelle den Verbündeten gegen Frankreich beitreten wolle. Der dänische Hof war sogleich geneigt, die längst beneideten, stets mit verrätherischer Hinterlist und doch vergeblich angefeindeten Hansestädte zuförderst

an sich zu bringen, und um diesen Preis sowohl Norwegen als dem Bündnisse mit Frankreich zu entsagen. Der Fürst Dolgoruky erfreut über das schnelle Gelingen seiner Unterhandlung und von Eifer für die gute Sache beseelt, welche dadurch einen so mächtigen Zuwachs erhielt, ging in die dänischen Vorschläge ein, und sagte die einstweilige Besetzung der beiden Städte zu. Allein der Kaiser Alexander, der in die Staatskunst zuerst wieder Gerechtigkeit und Großmuth zurückgebracht hatte, war weit entfernt die Freiheit dieser Städte gefährden zu lassen. Der Fürst Dolgoruky forderte inzwischen den General Tettenborn auf, ungesäumt Hamburg und Lübeck dänischen Besatzungen einzuräumen, und dafür die Mitwirkung dieser Truppen gegen die Franzosen zu gewärtigen. Der General Tettenborn, höchst betroffen über eine Zumuthung, die den Fortgang des so glücklich begonnenen Werkes plötzlich zu hemmen, das Beispiel des Aufstandes für das übrige Deutschland zu zerstören, und alle reichen Hülfsquellen eines so wichtigen Orts der deutschen Sache zu entziehen drohte, war weit entfernt derselben Folge zu leisten. Er durchschaute diese Sache in allen ihren Folgen in Bezug auf

die Verhältnisse sowohl der Staaten als des Krieges, und versagte einen Schritt, der eben so sehr seinem menschlichen Gefühl widersprach, als dem Vortheile seines Kaisers entgegen schien. Er antwortete dem Fürsten Dolgoruky, daß er eine Sache von so großer Wichtigkeit nicht ohne ausdrücklichen Befehl seiner unmittelbaren Obern entscheiden könne, und beförderte sogleich Eilboten in das Hauptquartier, um über diesen Vorfall zu berichten und die wahre Lage der Dinge würdigen zu lassen. Was er voraus gesehn hatte, geschah, man lobte seine richtige Ansicht der Verhältnisse und die zurückhaltende Klugheit seiner Maßregeln; indem die allzu eifrige Bemühung des Fürsten Dolgoruky, der jedoch in der besten Absicht seine Vollmacht überschritten hatte, getadelt, und späterhin ganz gemißbilligt wurde. Den Dänen, die ihrer erhaltenen Vorschrift zufolge zudringlicher ihre Mitwirkung anboten, und Hamburg und Lübeck zu besetzen sich bereit erklärten, dankte der General mit großer Höflichkeit für ihr willkommenes Anerbieten, von welchem er Gebrauch zu machen versprach, sobald die Umstände, die jedoch in diesem Augenblick noch nicht dringend wären, es erheischten. So sahen sich die Dänen, die

nach ihren Nachrichten erwartet hatten, ihre Bereitwilligkeit nur zeigen zu dürfen, um eiligſt in dieſe Städte gezogen zu werden, zu ihrem unangenehmen Erſtaunen durch ihr eigenes Wort nur für den Fall gebunden, um den es ihnen grade am wenigſten zu thun war; ſie ſollten die Freiheit der Städte vertheidigen helfen, der ſie auf immer ein Ende zu machen dachten. In ihrem Aerger darüber gingen ſie ſogar ſo weit, durch allerlei Schleichwege von Seiten der hamburgiſchen Bürger Dännemarks Schutz begehren zu laſſen, und ſuchten deshalb die Geſinnungen und Abſichten der ruſſiſchen Regierung verdächtig zu machen; wie denn auch alle die erzählten Verhandlungen, die ruſſiſcher Seits unterdrückt und verworfen wurden, durch die Dänen zur öffentlichen Kenntniß gelangten, indem ſie dieſelben mit Zuſätzen und Auslaſſungen auf allerlei Wegen in Hamburg und Altona auszubreiten ſuchten, und dadurch denn doch manchen Wohlgeſinnten allerlei Bedenken gaben. Die däniſche Regierung konnte gleichwohl durch das Ausweichen des Generals Tettenborn von ihren Hoffnungen nicht abgebracht werden, ſondern verfolgte dieſelben nur deſto eifriger. Sie mag gemeint haben, ihre treuloſe Argliſt an den Höfen

der Verbündeten wieder zu finden und ihnen an die Stelle Schwedens treten zu können, so daß dieses verlassen und entblößt übrig bliebe; zu diesem Zwecke selbst schien die Aussöhnung mit England, trotz alles früher gepriesenen Ehrgefühls, das angeblich jedem Frieden mit diesem Lande im Wege stand, nicht schwer zu unternehmen. Der Graf Carl Moltke wurde an den russischen Kaiser in das Hauptquartier nach Kalisch, der Graf Joachim Bernstorf mit großen Vollmachten nach London abgeschickt, um Dännemarks Beitritt zu dem allgemeinen Bunde abzuschließen und zu bedingen. Beide gaben auf ihrer Durchreise durch Hamburg dem General Tettenborn die größten Zusicherungen über die Entschiedenheit des Königs, und wiederholten nachdrücklichst das Anerbieten dänischer Hülfstruppen, womit auch die Briefe des Fürsten Dolgoruky aus Kopenhagen, und die Anzeige des dänischen Generals Wegener und des Oberstlieutenants Haffner, daß sie den Befehl hätten auf die Aufforderung des Generals Tettenborn ihre Truppen marschiren zu lassen, vollkommen übereinstimmten. Während alles dieses verging, fing es an nach einem langen, noch nicht gehörig begründeten und-

gewiß höchſt nachtheiligen Stillſchweigen der verbündeten Waffen, nach und nach an der obern Elbe lebhaft zu werden, und alles deutete auf ein nachdrückliches Vorrücken der Heere. Die Schweden, die noch zögerten, die Dänen, die bereit ſtanden, beide ſchienen kaum noch einigen Theil an dem Feldzuge gewinnen zu können. Das, was geſchehn war, ſchien über das, was bevorſtand, zu täuſchen. Die nordiſchen Hülfstruppen konnten der, wie man meinte, anderweitig genugſam verbürgten Sicherheit Hamburgs ein überflüſſiger Zuwachs erſcheinen, die Aufſtände in den Ländern jenſeits der Elbe verſprachen einen ungeheuren Stoff zur Bildung neuer Kriegsvölker, die auch im Mecklenburgiſchen, in Hamburg und Lübeck thätig fortgeſetzt wurde. Dieſe und ähnliche Betrachtungen mögen wohl Urſache geweſen ſein, daß man nicht für nöthig hielt, neue Truppen nach der untern Elbe abzuſenden, indem nur etwa 150 Mann preußiſcher Dragoner unter dem Major Schill, eines Bruders des bei Stralſund gebliebenen, als einziger Nachſchub eintrafen, ſondern wohl geſorgt zu haben glaubte, wenn man noch einen General dorthin abſchickte, um den Oberbefehl des Kriegsheers zu übernehmen, das im nördlichen Deutſch-

land entstehn sollte, und das freilich in diesem Augenblick nur aus den Truppen der Generale Tettenborn, Dörnberg, Czernitscheff und Benkendorf, bestand. Der Generallieutenant Graf Wallmoden, der den österreichischen Kriegsdienst bei der Annahme der unwilligen Theilnahme dieses Heers an dem Kriege gegen Rußland mit dem großbrittannischen vertauscht hatte, und zugleich dem russischen angehören sollte, überkam den Oberbefehl und traf am 17ten April in Hamburg ein. Der Ruf seiner Auszeichnung in frühern Feldzügen, seines hellen Blicks für die Verhältnisse, seiner tapfern Entschlossenheit vor dem Feind und der edlen Eigenschaften seines Gemüths war ihm vorausgegangen und vielmals wurde sein Name in Deutschland mit großen Erwartungen genannt. Hätte er eine hinlängliche Truppenzahl mitgebracht, so würde sein Erscheinen große Erfolge bewirkt und ganz Niedersachsen und Westphalen in Flammen gesetzt haben; so fand er aber nur die frühern Abtheilungen vor, die bis jetzt jedes für sich abgesondert mit Erfolg thätig arbeiteten, deren Zusammenziehung unthunlich blieb, und deren von einander entfernte Wirkungen durch durch die scheinbare Einheit nur neuen

Schwierigkeiten unterlagen. Dem General Wallmoden gebührt das Lob dies eingesehn und um des Vortheils der Sache willen auf einigen Glanz verzichtet zu haben; er überließ dem General Tettenborn die Leitung der hamburgischen Angelegenheiten beinah ganz, und begnügte sich mit der unmittelbaren Anführung der übrigen Truppen. Die glücklichen Züge, die er mit denselben gegen den General Sebastiani und den Marschall Davoust unternahm, mußten für Hamburg ohne Einfluß bleiben, da sie nicht weiter verfolgt werden konnten.

Der General Tettenborn der neben den andern zahllosen Geschäften auch noch häufig den Uebungen der Fußvölker beiwohnte, und sowohl die Hanseaten und Bürgergarden als auch die Arbeiten an den Festungswerken fast täglich in Augenschein nahm, hatte über diesen Rüstungen den Feind nicht aus den Augen verloren, sondern den größten Theil seiner Reiterei nebst zwei russischen Kanonen unter Anführung des Oberstlieutenants Benkendorf gegen die Weser vorgeschickt, und vor Bremen, wo seit dem 27sten März General Vandammè angekommen war, um größere

Thätigkeit in die vom General Carra St. Cyr nur läſſig betriebene Kriegsanſtalten zu bringen, fielen häufig kleine Gefechte vor, die ſtets zum Vortheil der Ruſſen blieben. Faſt täglich wurden in Hamburg Gefangene eingebracht. Mit Ungeduld ſah General Tettenborn dem Tage entgegen, an welchem er an der Spitze der neuen Fußvölker ausmarſchiren könnte, um das dem Feind ſo lang überlaſſen gebliebene und unter Mißhandlungen ſeufzende Bremen ebenfalls zu befreien und als Hanſeſtadt wiederherzuſtellen. Man hatte unabläſſig mit unſäglicher Anſtrengung an der Ausbildung dieſer Truppen gearbeitet; in der Erwartung ſie in kurzem ſo weit gefördert zu ſehn, daß ſie dem Feind entgegen geführt werden könnten, wurde am 21ſten April in der großen St. Michaelis-Kirche die feierliche Weihe der Fahnen angeordnet, die von edlen Hamburgerinnen kunſtreich und prächtig geſtickt worden waren. Der ehrwürdige Senior der hamburgiſchen Prediger Dr. Rambach verrichtete die Feierlichkeit vor einer großen Verſammlung, in Gegenwart der Generale Wallmoden und Tettenborn und des Senats, unter Paradirung aller anweſenden Truppen. Die allgemeine Stimmung machte den Tag zu einem

rührenden und begeisternden Feste, und die vaterländische Gesinnung zeigte sich hier noch vielfach empfänglich, durch die frommen Eindrücke kirchlicher Gebräuche gesteigert und befestigt zu werden. Auch das für die Einwohner der Hansestädte eingeführte Zeichen des rothen Kreuzes im weißen Felde wurde nun immer häufiger am Hut getragen, und bald ohne irgend ein Gesetz so allgemein, daß sich niemand ohne dasselbe zeigen durfte. Der Feind, welcher die russischen Truppen keinen ihrer häufigen Vortheile mit Nachdruck verfolgen sah, urtheilte bald, daß es ihnen ganz an Fußvolk mangeln müsse, und wollte daher den Schimpf, von einigen Kosacken und Hanseaten auf Bremen beschränkt zu sein, nicht länger ertragen. Er rückte mit etwa 3000 Mann zu Fuß und 6 Kanonen am 22sten April gegen Ottersberg vor und drängte die ausgestellten Posten bis Rothenburg auf den Haupttrupp zurück, indem die einzelnen Kosacken die dichten Massen des Fußvolks wohl, wie früher, umschwärmen aber nicht durchbrechen und also ihren Marsch nicht aufhalten konnten. Allein kaum hatte die Reiterei sich vor Rothenburg vereinigt, als der heftige Angriff derselben, von zwei Kanonen unterstützt, die

Franzosen sogleich in die Flucht warf, die unausgesetzt bis nahe vor die Thore von Bremen fortdauerte unter beständigen Kartätschenfeuer, das rasch vorrückend die flüchtigen Reihen niederwarf, und dem Feinde mehrere hundert Mann tödtete und verwundete, während die Reiterei ihm über hundert Gefangene und alles Gepäck wegnahm, das derselbe mit sich geführt hatte. Die hanseatische Reiterei hatte an diesem Geschäft rühmlich Theil genommen, und die gute Vorbedeutung, die man daraus für das Betragen des hanseatischen Fußvolks nehmen konnte, wurde eine Aufforderung mehr, dasselbe bald auf die Probe zu stellen, und etwas Ernstliches damit gegen den Feind zu unternehmen. Den Tag darauf ging eine sächsische Abtheilung, 60 Mann stark, mit ihrem Offizier an der Spitze, von den Franzosen zu den Russen über, indem sie lieber für die deutsche Sache als für die ausländische fechten wollten. Die Mannschaft rückte mit Waffen und Zeug unter Anführung ihres Offiziers in Hamburg ein, wo sie alsdann dem zweiten Bataillon der Hanseaten einverleibt wurde. Der früher erlassene Aufruf an die Sachsen war also doch nicht ganz fruchtlos geblieben, wie sehr auch ein befestigtes Vorurtheil dem

Offizier, und vielfache Hinderniſſe anderer Art dem Soldaten dieſen kühnen Schritt des Uebergehns erſchweren mögen. Die vielen Deutſchen, die der General Vandamme unter ſeinen Truppen hatte, waren eben ſo geſtimmt wie dieſe Sachſen, und man mußte nur eilen, ihnen die günſtige Gelegenheit zu bieten, durch welche die Geſinnung zur That werden konnte. Die kleinen Gefechte dauerten inzwiſchen fort; ohne Unterlaß wurden Gefangene eingebracht, und eben ſo oft ſolche, die von den Landſtürmern und bewaffneten Bürgern ergriffen waren, als ſolche, die ſich den Koſacken hatten ergeben müſſen. Unter den erſtern befanden ſich häufig Offiziere, und unter andern ein Adjutant des Marſchalls Davouſt, Namens Lachelle.

Dieſe guten Ausſichten ſah man leider bald vereitelt, indem die Franzoſen mit großer Uebermacht eine wohl erſonnene Bewegung ausführten, die vor der Hand das linke Elbufer zu räumen zwang. Ein hannöveriſcher Poſtmeiſter hatte einen franzöſiſchen Kourier, der als Ueberbringer wichtiger Befehle durchreiſte, todt geſchlagen, und die Papiere deſſelben an den General Tettenborn

nach Hamburg eingeliefert. Man ersah daraus, daß der Feind gesonnen sei, die bei Lüneburg durch Morands frühe Niederlage vereitelte Bewegung zweier von verschiedenen Seiten auf einen und denselben Punkt vorrückenden Truppenabtheilungen in größerem Maßstabe zu wiederholen. Der Marschall Davoust rückte mit 12,000 Mann in der Richtung von Lüneburg vor, während der General Sebastiani mit 8000 Mann von der Elbe her gegen Gifhorn marschirte. Die sämmtlichen verbündeten Truppen in dieser Gegend waren nicht einer einzelnen dieser Abtheilungen gewachsen, um so weniger also den vereinigten, und die vorgerückte Reiterei mußte daher, um nicht in augenscheinliche Gefahr zu gerathen abgeschnitten zu werden, ungesäumt von der Weser zurück auf das rechte Elbufer gezogen werden. Der Rittmeister Herbert war mit 100 hanseatischen Reitern und 250 Kosacken am 27sten April noch in Ottersberg, und zog sich, von 4000 Mann und 4 Kanonen angegriffen, nach Rothenburg auf den Oberstlieutenant Benkendorf zurück, wo ein sehr glänzendes Gefecht Statt hatte, in welchem der Feind mit großem Verlust zurückgetrieben und verfolgt wurde. Allein da die Franzosen

indeſſen ſchon in Lüneburg eingerückt waren, ſo mußten auch die ſiegenden Truppen ihren Rückzug antreten. Dieſer geſchah ohne Verluſt mit großer Ordnung, nur eine kleine Anzahl zerſtreut geweſener Koſacken konnte Haarburg nicht mehr gewinnen, ſondern mußte ſich zu Stade einſchiffen, und kam auf dieſe Art am 30ſten April nach Hamburg. Die Schiffe auf dem jenſeitigen Elbufer hatte man ſoviel als möglich auf das diesſeitige gezogen, oder zerſtört, und die Inſeln und Uebergangspunkte mit Truppen und Geſchütz beſetzt. Der Marſchall Davouſt hatte ſich mit dem General Sebaſtiani vereinigt und blieb eine Zeitlang erwartend ſtehn, bis ſich letzterer wieder von ihm trennte, und nach der Gegend von Magdeburg zurückkehrte. Nun ſtellte der Marſchall Davouſt ſeine Hauptmacht in Lüneburg und Winſen auf, von wo aus er die hauptſächlichſten Uebergänge über die Elbe bedrohte, während er abwärts nach Stade und Cuxhaven Abtheilungen ſchickte, welche dieſe Orte beſetzten, indem der Major Kenzinger ſich von letzterem Orte mit ſeiner engliſchen Mannſchaft an Bord der daſelbſt liegenden Kriegsſchiffe zurück begab.

Von jetzt an trat für Hamburg die verhäng-

nißvolle Zeit ein, da von Tage zu Tage in unaufhaltsamer Entwickelung sein Untergang näher kam, der nur durch den stets mit neuen Mitteln erneuerten Widerstand noch eine Zeitlang aufgehalten wurde, bis die Erschöpfung dieser Mittel mit der Vermehrung der des Feindes in schrecklichem Gegensatze stand, der längere Gegenwehr unmöglich machte. Bei der großen Uebermacht der Franzosen konnte man nicht hoffen, durch Angriffe die Vertheidigung kräftig zu führen, man sah sich auf die trostlose Vertheidigung durch bloßes Abwehren beschränkt, und für lange Zeit angewiesen, alle seine Bewegungen ohne Freiheit bloß auf die des Feindes einzurichten. Die Franzosen näherten sich dem Elbufer langsam und mit Vorsicht, es vergingen einige Tage, ehe sie über Winsen hinaus sich in Haarburg festsetzten. Der General Tettenborn hatte mit äußerster Sorgfalt alle Schiffe, Kähne und Boote von dem jenseitigen Ufer auf das diesseitige bringen lassen, um dem Feinde den Uebergang auf jede Art zu erschweren. Aber freilich konnte die weite Strecke des Ufers von Haarburg bis Cuxhaven mit allen zahlreichen Inseln, Flüssen und Kanälen nicht so bewacht werden, daß nicht theils Schiffe versteckt geblieben,

theils von der dänischen Seite heimgekehrt wären; in einer auf den Verkehr zu Wasser seit Jahrhunderten eingerichteten Gegend, wo fast jeder Anwohner des Stroms ein Schiffer ist, und selbst die täglichen Bedürfnisse des Lebens von den Bauern zu Schiffe nach den Märkten geführt werden, ließ sich um so weniger in der kurzen Zeit eine genügende Maßregel verfügen, als man an die meisten Orte nur den Befehl, nicht aber Leute ihn auszuführen, schicken konnte, und ein großer Theil des Ufers, das dänische der ganzen Länge Holsteins nach, der russischen Anordnung nicht Folge zu leisten brauchte. Dessenungeachtet hatten die Franzosen in der ersten Zeit große Mühe, auch nur einige Kähne zu finden und als sie deren eine geringe Zahl versammelt hatten, sahen sie dieselben gleich darauf durch eine dazu ausgesandte Abtheilung Mecklenburger abgeholt. Sie ließen jedoch nicht nach, sich deren neue zu verschaffen, und an dem Eifer, womit sie dieselben zum Theil auf Wagen aus den innern Flüssen herbeiführten, konnte man entnehmen, auf wie ernstliche Unternehmungen es abgesehn war. So hatten sie unter andern auch aus der Este eine Anzahl Schiffe geführt, und Leute aus der um-

liegenden Gegend gepreßt, welche sie nach Haarburg bringen sollten. In der Nacht des 6ten Mai's schifften etwa 100 Mecklenburger unter der eigenen Anführung des Obersten Both dahin, stiegen unter dem feindlichen Feuer ans Land und stürzten auf die Franzosen los, die mit Hinterlassung einiger Todten und Verwundeten die Flucht ergriffen. Man setzte die gepreßten Leute in Freiheit, und sie entliefen sogleich voller Freuden in ihre Heimath, die Schiffe, ein und zwanzig an der Zahl, wurden weggeführt. Ein Schiffer, der einen Franzosen zur Aufsicht hatte, damit er nach Haarburg schiffte, sperrte ihn, als er seekrank wurde, in die Kajüte ein, und meinte, da doch die Franzosen sagten, sie wollten nach Hamburg gehen, so wäre es wohl am besten ihn gleich dorthin zu bringen. Unter solchem vielfältig wiederholten Verdruß und Mühe brachte der Feind einige Fahrzeuge endlich zusammen, baute aber, da sie nicht hinreichten, zu gleicher Zeit Flöße, die zum Uebersetzen von Truppen dienen sollten. Der Marschall Davoust war inzwischen nach Bremen zurückgekehrt und hatte dem General Vandamme die Leitung der Sachen überlassen.

Der General Tettenborn hatte seinem Entschlusse gemäß, Hamburg auf das Aeußerste zu vertheidigen, so sehr auch dieser Entschluß von solchen, denen die Wichtigkeit des Platzes mit jeder Kriegs- und Staats-Rücksicht darin verschwand, daß er eine unmilitärische Stellung war, getadelt wurde, folgende Maßregeln zu der nun beginnenden Vertheidigung genommen. Der größte Theil der Reiterei wurde aus der Stadt, wo sie nur hindern konnte, und wenn es unglücklich ging, gefährdet war, hinausgezogen und auf das Land verlegt. Das Fußvolk, in allem etwa 3300 Mann stark, wurde folgendermaßen vertheilt. Das erste hanseatische Bataillon besetzte die Insel Wilhelmsburg, das zweite die Stellung beim Eichbaum und dem Ochsenwerder, das dritte den Zollenspieker und die Hooper Schanze; jedes dieser Bataillons zählte ungefähr 600 Mann. Das Lauenburgische Bataillon von 700 Mann war in Bergedorf und beim Zollenspieker vertheilt; ein Bataillon aus Bremen und Verden, etwa 300 Mann, rückte ebenfalls nach Bergedorf, welches der einzige Verbindungspunkt war, der im Fall eines Unglücks mit dem General Wallmoden übrig blieb. Die hannöverischen Jäger, nur

100 Mann, verſtärkten das Bataillon Hanſeaten auf der Wilhelmsburg. Zur Beſetzung der Stadt Hamburg ſelbſt blieb das Bataillon Mecklenburger, 400 Mann ſtark, von denen jedoch auch zwei Kompagnien auf Wilhelmsburg ſtanden, und ungefähr 3000 Bürgergarden übrig, denn nur ſoviel hatte man von 7200 gehörig bewaffnen können. Von dem ſchweren Geſchütze, das man auf der Hamburgiſchen Admiralität zahlreich vorgefunden hatte, waren zwei Vierundzwanzigpfünder auf Lavetten gebracht und beim Zollenſpieker, und auf der Spitze von Wilhelmsburg gegenüber Haarburg, ſo wie an jedem dieſer beiden Punkte noch zwei Kanonen und eine Haubitze aufgepflanzt worden. Von den Schiffen, die man zum Kriege ausgerüſtet und bemannt hatte, lag ein Kutter von ſechs kleinen Kanonen bei Haarburg, und ein anderes Schiff von eben ſo viel Kanonen beim Zollenſpieker, die Hamburgiſche Jacht von acht Kanonen vor dem Hafen. Die Seeleute welche ſich darauf befanden, waren ſo wenig, wie ihre Anführer, mit dem Kriegsdienſt vertraut, und dieſer Umſtand verminderte ſehr den Gebrauch einer Waffe, bei der mehr als bei jeder andern Kenntniß und Urtheil den tapfern Muth unterſtützen

ſtützen müſſen. Die Ueberſchwemmungen wurden bereit gehalten, die Schanzarbeiten unabläſſig fortgeſetzt. Der General Tettenborn ſäumte nicht, ſeine Lage ſowohl dem General Wallmoden und in das kaiſerliche Hauptquartier, als auch nach London und Stralſund zu berichten, an welchem letzteren Orte ſtündlich der Kronprinz von Schweden erwartet wurde, deſſen Truppen ſchon größtentheils im Mecklenburgiſchen ſtanden, und den Franzoſen an Zahl ſogar überlegen waren. Aus England erwartete man eine Anzahl Kanonierſchaluppen, die zur Beherrſchung der Elbe und ihrer Inſeln unentbehrlich und von dem General Tettenborn dringend gefordert worden waren; zwar konnte ihre Ankunft durch die Dänen bei dem fortdauernd feindlichen Verhältniß mit England erſchwert, aber ſelbſt durch die Kanonen von Glückſtadt nicht ganz gehindert werden, und man durfte hoffen, daß das Wiſſen um die Sendung des Grafen Bernſtorff nach London die Kommandanten in Holſtein weniger ſchwierig machen würde.

Von der Höhe des St. Michaelisthurms beobachtete man jede Bewegung des Feindes ganz

genau, man ſah ſeinen Uebungen und Anſtalten zu, und zählte im voraus jedes Stück Geſchütz, das er in ſeine Batterien aufführen wollte. Noch glaubte man ihm die Spitze bieten zu können, und griff öfters an, indem man bald die Uebungen durch Kanonenſchüſſe ſtörte, bald mitten in der Nacht vierundzwanzigpfündige Kugeln in das Lager ſandte, und ſogar mit kleinen Abtheilungen über die Elbe ging. Am 6ten Mai früh ging eine Abtheilung des zweiten hanſeatiſchen Bataillons von dem Ochſenwerder aus auf das jenſeitige Ufer; noch ehe dieſes erreicht war, ſprangen die jungen Leute ungeduldig aus den Kähnen ins Waſſer, und wateten dem Deiche zu, den der Feind als einen feſten Poſten beſetzt hielt; der ungeſtüme Angriff warf ihn auf ſeine Unterſtützungspoſten zurück, wo das Gefecht anderthalb Stunden lang mit hartnäckiger Tapferkeit von den Hanſeaten fortgeſetzt ward, die ſich vor dem überlegenen Feind erſt dann zurückzogen, als ſie ſich verſchoſſen hatten. Ihr Verluſt war gering, er beſtand in zwei Todten und zehn Verwundeten, während der Feind durch die Ueberraſchung und anfängliche Flucht viele Leute verloren hatte. Durch einen unglücklichen Zufall war der bei

Haarburg aufgestellte Kutter ohne Schuß verloren worden, indem während der Ebbe, da er auf dem Grund lag, einige Franzosen herangeschlichen und hinaufgeklettert waren, wo sie die schlafende Wache niedermachten und die Besatzung gefangen nahmen. Damit dieses Schiff den Franzosen, die es stark besetzten und flott zu machten suchten, nichts nutzte, so schoß man es von Wilhelmsburg völlig zusammen und tödtete oder verwundete zu gleicher Zeit einen großen Theil der Besatzung, deren Klaggeschrei man vernehmen konnte. Auch das Schloß von Haarburg wurde mehrmals beschossen und mit Granaten beworfen, weil man das französische Hauptquartier darin vermuthete; der Versuch es in Brand zu setzen, wollte jedoch nicht gelingen.

Es fand kein Zweifel darüber Statt, daß Hamburg sich in einer höchst bedrohten Lage befände; die französischen Truppen sah man mit jedem Tage sich vermehren, und nach Maßgabe dieser Vermehrung sich zu ernstlicheren Unternehmungen bereiten. Sie waren meistens ungeübte neue Soldaten, doch dieser Umstand traf leider die Truppen, denen die Vertheidigung Hamburgs

oblag, in größerm Maße, und war bei den Franzoſen, die wegen ihrer Zahl und Stellung die Angreifenden ſein mußten, durch die Kräftigung, welche der Angriff gewährt, einigermaßen aufgewogen. Der Fürſt Dolgoruky, der in dieſen Tagen aus Kopenhagen in Hamburg eintraf, verſicherte, die Dänen würden niemals zugeben, daß die Franzoſen wieder nach Hamburg kämen; allein es war dem General Tettenborn nicht verborgen geblieben, daß die Dänen, ſchwierig über die vereitelte Hoffnung die Hanſeſtädte auf eine leichte Art an ſich zu bringen, noch immer in ſchwankender Ungewißheit ſchwebten, und manche zweideutige Schritte thaten, indem ſie mit den Franzoſen neue Verbindungen ſuchten. Die Einwohner der Stadt, die nach und nach durch die Ereigniſſe von den Genüſſen der Freiheit, denen ſich in ſchwärmeriſcher Täuſchung ihre Gedanken wähnten hingeben zu können, ſtärker und ſtärker auf die Arbeiten und Drangſale der Freiheit gewieſen wurden, bezeigten fortdauernd großen Eifer; doch war es denjenigen nicht zu verargen, die ihre Stadt ſchon als verloren anſehn mochten; die ſpäter zahlreich gewordenen Auswanderungen, beſonders der Frauen und Kinder, fingen ſchon

allmählig an; sie konnten jedoch nicht auffallend sein, weil ringsum das Holsteinische mit Landhäusern besäet ist, die das Eigenthum von Hamburgern sind, und jetzt eben auch, wie gewöhnlich für den Sommer, bezogen wurden. Viele befrachtete und leere Schiffe segelten aus dem Hafen, wenn auch nur nach Altona, um sicherer zu sein. Der Handel stockte mehr und mehr, jeder zog seine Summen zurück und alles dachte nur an Waffen und Krieg, wozu vorzüglich die unterste Volksklasse beitrug, die sich besonders thätig und muthvoll zeigte, und keine andere Meinung, als die der hartnäckigsten Gegenwehr aufkommen ließ. Die Gewalt, womit der Donner des Geschützes unwillkührlich das Gemüth in furchtbare Einbildungen versetzt, übte jedoch auch hier ihre zauberhafte Wirkung häufig aus, und ein hallender Kanonenschuß brachte anfangs die ganze Stadt in Unruhe und Bedenklichkeit, die Behörden dachten wenigstens das Geld zu retten, und stellten jede Auszahlung, oft der dringendsten Bedürfnisse, ein, bis man nach und nach einigermaßen erkannte, wie unwirksam und nichtsbedeutend oft die heftigsten Kanonaden sind. Das Vertrauen im allgemeinen war sehr gesunken, man sah nirgends eine

Bürgschaft der Ausdauer, die Vorfälle an der obern Elbe konnten zwar erfreuen, aber noch war dort nichts entscheidendes vorgegangen, und hier der schon bis Bremen zurückgedrängt gewesene Feind wieder im Angesicht. Die Maßregeln der Regierung krankten noch an denselben Uebeln, durch welche seit Jahrzehenden alles unglücklich gegangen war; bis zur Ungeduld ermüdete Oesterreichs Zögern, dessen Grund man nicht einsah, und die Nachsicht mit Sachsens König, der durch Bitten und Schonung aller Art eben so sehr, als durch Gründe, vergeblich zur Theilnahme an der guten Sache aufgefordert war; die Unterhandlungen schienen auf unbegreiflichen Wegen herumzuirren; die Führung der Kriegsheere glaubte man, falls sie in den rechten Händen sei, doch in den Hindernissen befangen, mit denen wir sie von jeher umstrickt sahen, so oft ein Feldherr nicht wagte unumschränkt zu sein. Selbst die Reinheit der Absichten bei den Verbündeten wagten Manche zu bezweifeln, die von Vorschlägen gehört hatten, welche dem dänischen Hofe gemacht sein sollten, zufolge deren Hamburg und Lübeck ihre Freiheit, für die man sie fechten ließ, einbüßen könnten. Man verbreitete dies dänischer Seits

gefliſſentlich, und ſuchte dem Argwohn ein glaubwürdiges Anſehn zu verſchaffen, indem der Herr von Riſt, däniſcher Geſchäftsträger in Hamburg, vorgab, genau davon unterrichtet zu ſein. Die Unſicherheit und der Zweifel ſetzten kluges Zurückziehn an die Stelle des vordringenden Eifers, und nur der Umſtand, daß die Meiſten nicht mehr zurück konnten, ſicherte der guten Sache eine große Anzahl heftiger Vertheidiger. Die engliſchen Behörden hielten ſogar für nöthig, um bei den hannöveriſchen Unterthanen nicht alle Luſt zur Theilnahme erſterben zu ſehn, in die Zeitungen eine Bekanntmachung einrücken zu laſſen, die aus höherem Auftrag die Zuſicherung enthielt, daß England niemals in die Abtretung Hannovers willigen würde.

In dieſer Lage der Dinge wurde die Stadt plötzlich durch die Nachricht erſchreckt, daß der Feind auf Wilhelmsburg gelandet ſei, und indem er die flüchtigen Schaaren vor ſich hertreibe, mit Macht gegen Hamburg vorrücke. Die Inſel Wilhelmsburg hat einen flachen Marſchboden, der überall von Waſſergräben durchſchnitten iſt, ſo daß man ſich mit Truppen und Geſchütz nur auf den Deichen bewegen kann, welche rings in

mancherlei Bogen die Insel vor der Fluth schützen, und selbst diese sind bei schlechtem Wetter kaum zu befahren. In Betracht dieses Umstandes hatte der General Tettenborn die südliche Spitze der Insel wegen ihrer Entlegenheit von aller Unterstützung als durchaus unhaltbar gegen einen ernsthaften Angriff im voraus preisgegeben, und weil man doch einmal, um die Elbe und Haarburg zu bestreichen, das Geschütz dorthin hatte bringen müssen, von wo es weder zurückzuschaffen noch zu vertheidigen war, die Maßregel getroffen, die Kanonen auf der Stelle unbrauchbar machen zu können. Als der günstigste Ort für den Widerstand war der nördliche Theil der Insel und die sogenannte Feddel ausersehn, wo auch an Verschanzungen thätig gearbeitet wurde. Als daher in der Nacht vom 8ten auf den 9ten Mai der General Vandamme unter Begünstigung der Dunkelheit mittelst zusammengebrachter Flöße eine starke Abtheilung Truppen, deren 5500 Mann bei Haarburg versammelt standen, übersetzen und auf Wilhelmsburg landen ließ, mußte der Oberst Kielmannsegge, welcher auf der Insel den Befehl führte, auf jeden Fall seine vordern Posten zurückziehen und seinen Widerstand von der Feddel

aus gehn lassen, wie der nachherige Erfolg bestätigte. Allein der Feind hatte unglücklicherweise die äußersten Feldwachen in sträflicher Ruhe überrascht, und war deshalb schneller herangekommen, als man von seiner Landung benachrichtigt war. Die Unordnung und Verwirrung, welche dadurch unter den jungen und unerfahrnen Truppen entstand, ging bald, nach einigem wiederholten Zusammentreffen mit dem Feind, in übereilte Flucht über, und hätte den Verlust der ganzen Insel nach sich ziehen können, da eine geraume Zeit das Bemühen der wenigen Offiziere, die für solche Fälle Erfahrung und Kenntniß hatten, irgend eine zweckmäßige Anordnung zu machen, vergeblich blieb, und selbst die Feddel in dem Getümmel dem Feinde zugänglich werden konnte. Dieser hatte zugleich einen Angriff auf den Ochsenwerder gemacht, und fing an, sich darin auszudehnen, indem er die 600 Hanseaten allmählig zurückdrängte. Der General Tettenborn ließ sogleich von Bergedorf und dem Zollenspieker her das lauenburgische und das dritte hanseatische Bataillon dem auf Ochsenwerder gelandeten Feind in die rechte Flanke rücken, und denselben lebhaft angreifen; die Franzosen widerstanden nicht lange, sondern schifften

sich mit einem Verlust von 200 Mann wieder ein, indem die Batterien auf dem jenseitigen Ufer ein heftiges Feuer machten, um den Rückzug zu decken. Die Hanseaten hatten etwa 150 Mann verloren, worunter 7 Offiziere. – Nach Wilhelmsburg sandte der General 2 Kompagnien Mecklenburger zur Unterstützung, und den obengenannten Rittmeister Canitz, der die Leitung des Ganzen übernehmen sollte; dieser sammelte die zerstreuten Truppen, stellte ihre Reihen her, und flößte ihnen durch die Sicherheit seines Wesens Muth und Vertrauen ein, dann trat er selbst an die Spitze der Mecklenburger, die er mit wenigen Worten angeredet und ermahnt hatte, und begann den Angriff. Alles rückte im Sturmschritt vor, und ehe man zum Handgemenge kam, warf sich der Feind eiligst in die Flucht, die er durch Anzünden einiger Häuser und einer Mühle zu decken suchte. Während des Vorrückens traf der Rittmeister Canitz plötzlich auf den dänischen Oberstlieutenant Haffner, der als Parlementair zu den Franzosen gegangen war, um ihnen anzukündigen, daß die Dänen ihnen die Rückkehr nach Hamburg nicht erlauben würden. Er, nebst ungefähr zwanzig Franzosen, die ihn begleiteten, fielen in die Hände

der Russen, die ihn sogleich losgaben, den Haufen Franzosen aber gefangen erklärten, weil auch die Franzosen während des kurzen Waffenstillstandes, den die Dazwischenkunft des Oberstlieutenants Haffner auf einen Augenblick veranlaßte, einige Hanseaten hinterlistig gefangen genommen hatten. Der Feind wurde darauf wieder unter das Feuer seiner jenseitigen Kanonen verfolgt, und in weniger Zeit die ganze Insel gereinigt, bis auf die südliche Spitze, die von dem feindlichen Geschütz bestrichen wurde. Dies Gefecht hatte dem Feinde an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 300 Mann gekostet. Die Hanseaten und Mecklenburger hatten 150 Mann verloren, worunter 13 Offiziere. Die Kanonen hatte man vernagelt zurückgelassen. Das Gefecht war glücklich geendigt worden, allein dieser gute Erfolg konnte nicht die Einsicht täuschen, die es für die Hamburger ebensowohl, als für den General und seine Offiziere in Rücksicht der Schwäche und Mißlichkeit der ganzen Lage eröffnet hatte. Dem Feinde konnte diese Lage wenigstens nicht ganz verborgen geblieben sein, er durfte ohne bedeutenden Nachtheil denselben Versuch hundertmal wiederholen, der ihm nur Leute, woran er Ueberfluß hatte,

kostete, während auf der andern Seite der Sieg die schon so geringe Truppenzahl vermindern, und ein einziger Unfall beim Zollenspieker, Ochsenwerder oder auf Wilhelmsburg alles aufs Spiel setzen mußte. Der General Tettenborn meldete seine Lage durch Kouriere aufs neue, an allen Orten, wo er glaubte Hülfe und Unterstützung zu erlangen, während er zugleich eifrig daran dachte, die vorhandenen Mittel in sich selbst zu verstärken. So abgeneigt von jeher alle Kriegsleute sind, den Befehl von Landstürmen, Aufgeboten und andern, mehr durch Willen und Eifer, als Zucht und Uebung, bestehenden Bewaffnungen zu übernehmen, weil bei diesen so oft das Versagen wie das tapfere Bestehn überrascht und ihr Benehmen nicht zu berechnen ist, so gab doch der General Tettenborn sich der Nothwendigkeit des Augenblicks willig hin, und versuchte sich auf die Bürgergarden zu stützen, die seinem Wunsche allerdings begierig entgegen kamen, und Antheil an der Vertheidigung der Stadt zu nehmen, ja gegen den Feind auszumarschiren begehrten. Herr von Heß hatte in der kurzen Zeit dennoch eine gewisse Ordnung und Haltung eingeführt; der Ernst und das Gewicht der Ueberlegung ihres

Zustandes entfernte jeden Uebermuth, und machten Gesetzmäßigkeit und Eintracht wünschen und fördern. Sie mußten dem Feinde furchtbar sein, da dem einzelnen Soldaten der Volksaufstand schrecklicher und verderblicher ist, als der feindliche Krieger, und jedem bekannt war, daß diese Bürger genug gegen ihren ehemaligen Herrscher verbrechen hatten, um wohl zu fühlen, welche Strafen sie abzuwehren hätten.

Die getroffenen Vorkehrungen bewährten sich äußerst früh. Nachdem es nämlich den Vormittag des 10ten Mai's ruhig geblieben war, entstand plötzlich gegen Mittag ein großer Allarm, es hieß die Franzosen wären 7000 Mann stark in Billwerder eingedrungen und rückten gegen das Steinthor. Die Trommeln gingen in allen Straßen, die Sturmglocken wurden geläutet, Reiter sprengten hin und her, alles eilte zu den Waffen, Schaaren von Flüchtlingen, mit Weibern, Kindern und Gepäck zogen zu den Thoren hinaus, und schlugen größtentheils den Weg nach Altona ein, wo man sich einstweilen am sichersten glaubte. Die Bürgergarden eilten auf ihre Waffenplätze, und fanden sich jetzt zum Ernst zahlreicher ein,

als jemals zuvor zu den Uebungen. Es war ein herzerhebender Anblick diese wackern Bürger mit Muth im Blick, das Gewehr oder die Pike in der Hand, aus ihren Häusern hervorstürzen, durch die Straßen eilen, und bei ihren Bataillons eintreten zu sehn. Das friedliche, gewerbfleißige, üppige Hamburg schien statt des Goldes jetzt nur Eisen zu begehren. Wie alles bereit stand, und gegen den Feind auf die Wälle zu marschiren dachte, ergab sich, daß der Lärm bloß durch ein unbedeutendes Scharmützel, bei dem einige Schüsse gefallen, veranlaßt worden, und kein Franzose mehr diesseits der Elbe sei. Der General Tettenborn war unterdessen nach dem sogenannten letzten Heller hinausgeritten, wo der bedrohte Punkt zu sein schien, und hatte persönlich alle Maßregeln angeordnet, um der etwanigen Gefahr zu begegnen. Ein Bataillon Bürgergarden wurde nach dem Grasbrook, ein anderes bis zur blauen Brücke beordert, wo sie gleich alten Truppen unter freiem Himmel biwouakirten. Jedoch blieb alles ganz ruhig. Die Dänen, ungeachtet sie bei diesen Ereignissen lauer geworden waren, und eine Veränderung in den Absichten ihres Hofes voraussehn konnten, hatten gleichwohl noch keinen Gegenbefehl

erhalten, und ſollten ihrem Verſprechen gemäß zur Vertheidigung Hamburgs beitragen; der General Tettenborn, durchdrungen von der Einſicht der Unzulänglichkeit ſeiner eigenen Mittel, und ohne Hoffnung deren gröſsere noch zu bekommen, dachte daher Fremde herbeizuziehn, und der entſtandene Tumult gab ihm Anlaß, die Dänen zur Hülfsleiſtung aufzufordern, die man mit Fleiß nur in der äuſserſten Noth begehren wollte, weil zu befürchten ſtand, daß die einmal hereingezogenen Truppen nicht wieder hinauszubringen ſein würden; aus gleichem Grunde, um nicht ganz in ihre Hände zu gerathen, wurde auch nur eine mäßige Truppenzahl gefordert, die ſchon durch ihr bloſses Daſein gut auf die Bürger und niederſchlagend auf die Franzoſen wirken mußten. Der General Tettenborn hatte die Unterhandlungen darüber mit dem Oberſtlieutenant Haffner in Altona, und dem General Wegener, der in der Gegend von Schiffbeck einige tauſend Mann befehligte, angefangen, und trotz dem, daß man ſich ſchwierig zeigte, ſo weit geführet, daß der General Wegener endlich Abends auf dem letzten Heller perſönlich erſchien, und alles Verlangte zu leiſten verſprach.

Am folgenden Tage, den 11ten Mai, blieb alles ruhig. Es kam ein französischer Parlementair, der Oberstlieutenant Regest, vom Generalstabe des Generals Vandamme, bei dem Bleckhause am Eingange des Hafens an, und wurde von dort unter Begleitung zweier Offiziere nach dem Baumhause gebracht. Sein Verlangen den General Tettenborn zu sprechen wurde ihm rund abgeschlagen, daher er sich bequemen mußte, ein Schreiben vom General Vandamme abzugeben, und seinen mündlichen Auftrag den beiden Offizieren zu sagen. Er begann mit der prahlerischen Erwähnung des Siegs, den sein Herr bei Groß-Görschen erfochten haben sollte, und schloß mit der Aufforderung der Uebergabe von Hamburg, um diese wichtige Stadt nicht der Verwüstung auszusetzen. Einige zurechtweisende Antworten brachten ihn bald außer Fassung, und er wußte nun in seinem Aerger bloß über die lange Zeit zu klagen, die er auf Antwort warten mußte, da man seine Papiere nach dem letzten Heller hatte schicken müssen, wo der General Tettenborn sie erst bei seiner Wiederkehr von einer Besichtigung vorfand, und sogleich beantwortete. Gegen Abend fuhr der Parlementair ab, nicht ohne Schauder über

über den Anblick des zahllos am Hafen wimmelnden Volkes, das in seiner Wuth kaum zu zügeln war. Als es dunkel geworden, kam er unvermuthet zurück, unter Betheurungen, daß die Franzosen ihn jetzt nicht mehr erkennen, und vom Ufer todtschießen würden, worauf man ihm denn bewilligte auf dem Blockhause zu bleiben, von wo er am andern Tage nach vielem ungebehrdigen Betragen über Wilhelmsburg nach Haarburg zurückkehrte. Das Volk bezeigte ein großes Vergnügen darüber, daß ihn der General Tettenborn nicht hatte sprechen wollen, und obgleich über seine Sendung nichts bekannt gemacht wurde, so war es doch bald ruchtbar, daß seine Aufforderung schnöd abgewiesen worden. Den 11ten Abends waren nun auch Dänen in Hamburg eingerückt, zur unbeschreiblichen Freude der Einwohner, die sich nun schon ganz gerettet und für immer gesichert glaubten; ein Bataillon nebst 10 Kanonen rückte auf den Grasbrock, ein anderes wurde auf dem Hamburgerberg aufgestellt, ebenfalls von einer Batterie unterstützt, während andere Truppen sich bei Bergedorf versammeln sollten, um den Zollenspieker im Auge zu behalten. Mit unglaublichem Eifer wurde für die Dänen von den Bürgern

gesorgt; nur daß sie im Bivouak lagen, sonst konnten sie Gäste scheinen, die man eingeladen um sie zu bewirthen, so reichlich wurde ihnen an Speise und Getränken das Beste dargereicht, wie sie es wohl niemals genossen hatten. Sie erschienen endlich einmal als gute Nachbaren, die in der Noth hülfreich bei der Hand sind, und diese guten Leute hatten in der That keinen andern Wunsch, als nun wirklich einmal auf die Franzosen loszuschlagen, mit welchen sie durch einen verabscheuten Bund, der ihren Groll eben so sehr heimlich genähret, als öffentlich zurückgehalten hatte, so viele Jahre hatten vereinigt scheinen müssen.

Um die Dänen gleich in die Sache thätig einzuführen, und ihre Anwesenheit bestens zu benutzen, wollte der General Tettenborn am folgenden Tage einen allgemeinen Angriff auf Wilhelmsburg machen, wozu auch einige Kompagnien Bürgergarden sich freiwillig erboten. Hier aber zeigte sich die kleinherzige Angst der dänischen Anführer auf die kläglichste Weise; sie hatten nach ihren früher erhaltenen Befehlen gehandelt, die sie jetzt weder auszuführen noch zu unterlassen wagten; sie sahen wohl, daß mit dem General Tettenborn

nicht zu ſcherzen ſei, ſondern daß er es ernſtlich vorhabe, ſie mit aller ihrer Macht mitten in den Krieg hinein zu verwickeln, und zu Maßregeln zu treiben, die in Kopenhagen gemißbilligt werden könnten, auf der andern Seite wollten und durften ſie doch nicht als unnütze Knechte daſtehn, während ſelbſt die Bürger ins Feuer gingen, und ſo kamen ſie denn nach vielen Unterhandlungen überein, daß ihre Truppen, ihr Geſchütz und ihre Kanonenboote vertheidigungsweiſe aus ihren jetzigen Stellungen dem Feinde nach Hamburg vorzudringen, wehren würden; daß aber nur zwei Kompagnien auf Wilhelmsburg hinüber geſchifft werden ſollten, um die dortige Beſatzung zu verſtärken. Die Franzoſen wurden von der Seite der Feddel lebhaft angegriffen; Dänen, Mecklenburger, Hanſeaten, Bürgergarden, alles wetteiferte an Tapferkeit, und die Brigade leichter Truppen des Generals Gengould wurde in die Flucht geſchlagen. General Vandamme eilte hierauf ſelbſt herbei, und ſtürzte mit der Diviſion Dufour auf die Verbündeten, die in zu lebhaftem Verfolgen ihre Ordnung nicht genug bewahrt hatten, und nun, von der großen Uebermacht gedrängt, ſie ſo ſchnell nicht wieder finden konnten. Das Gewehrfeuer war

sehr heftig, eine Viertelstunde noch hielten die kleinen Schaaren den Andrang der großen Massen zurück, dann aber mußten sie den Rückzug nach der Feddel nehmen. Hier war eine Kanone auf dem Deiche aufgepflanzt, die aber den Feind nicht beschiessen konnte, weil die eigenen zurückkommenden Truppen den Weg versperrten. Eine Schanze lag seitwärts des Deiches, um die Rückkehrenden aufzunehmen, die von hieraus dem Feinde, der auf dem Deiche marschiren mußte, jedes weitere Vordringen untersagen, und sich gegen eine viel größere Uebermacht halten konnten. Unglücklicherweise ergriff der Schrecken des plötzlich herangenaheten Gefechtes eine Anzahl von einigen hundert Schanzarbeitern, die aus der Schanze auf dem Deich und eiligst rückwärts nach dem Ueberschiffungsplatze flohen, ihr Hinausdringen hinderte die Truppen sich in die Schanze zu werfen, vermehrte die Verwirrung, und riß endlich alles in die übereilteste Flucht fort; alles zog nun an der Schanze vorbei, statt sie zu besetzen und den Feind zu hemmen, stürzte sich in die bereitstehenden Schiffe, und fuhr nach dem Grasbrook über. Man machte den Dänen den Vorwurf, die Flucht begonnen zu haben, die Hanseaten waren

die letzten, und verloren am meisten, unter andern ihren Bataillons-Kommandanten, der mit einer Anzahl seiner Leute in die Schiffe nicht mehr aufgenommen werden konnte und gefangen wurde. Auch die Dänen und die Bürger hatten einige Mannschaft verloren, ein Paar der erstern aber, die gefangen worden waren, schickte der General Wandamme zurück, indem er behauptete, mit Dänemark nicht im Kriege zu sein. Das verlorne Geschütz war von geringem Werthe. Das zweite hanseatische Bataillon hatte unterdessen von dem Ochsenwerder [illegible]) Wilhelmsburg übergesetzt und gleichfalls die Franzosen angegriffen, indem es besonders nach dem Ueberschiffungspunkte der Franzosen zwischen Haarburg und Wilhelmsburg vorzudringen suchte, um sie abzuschneiden und den andern von der Feddel andringenden Truppen entgegen zu werfen. Der Anfang war ungemein glücklich, bald aber drang der Feind, der inzwischen durch die Brigade Reuß verstärkt worden war, mit großer Uebermacht auf die Hanseaten ein, die eine Stunde weit bis zu ihrem Landungsplatze in guter Ordnung und unter beständigen Feuern zurückwichen; auch hier konnten die Schiffe die ganze Mannschaft nicht auf Einmal übersetzen,

sie fuhren mehrmals hin und her, und holten immer mehrere Leute ab, die noch auf dem Wasser fleißig feuerten, während die Zurückbleibenden entschlossen gegen den Feind Stand hielten, der sie von allen Seiten umgab, und ihnen zurief, sich zu ergeben. Mit dem Rücken gegen das Wasser, im Angesicht und zu beiden Seiten die feindliche Uebermacht, blieb ihnen, als sie sich verschossen hatten, nichts anderes übrig. So fiel auch der Kommandant dieses Bataillons mit etwa 300 Mann in feindliche Hände.

Der traurige Ausgang dieser Gefechte ist nicht zu verwundern, wenn man die Uebermacht der Franzosen, die selbst aus den Berichten des Generals Vandamme, wo nur von Brigaden und Divisionen die Rede ist, hervorgeht, und gegen welche höchstens 1700 Mann gefochten, in Anschlag bringt, und doch lag es nur an einigen kleinen Zufällen, die oft im Kriege so bedeutend werden, und sich nicht beherrschen lassen, daß nicht der Tag zum Nachtheil der Franzosen endigte.

Da der Feind jetzt Meister von ganz Wilhelmsburg und der Feddel war, so konnte er aus

dieſer Nähe die Stadt mit Granaten bewerfen, und es war vorauszuſehn, daß dies eine groſſe Beſtürzung hervorbringen würde. Die beiden hanſeatiſchen Bataillons waren gröſtentheils aufgerieben, der Ueberreſt erſchöpft und zerſtreut. Der üble Erfolg verbreitete allgemeinen Mißmuth; die Bürger hatten Augenblicke der Entflammung, wo ſie begehrten die Feddel und Wilhelmsburg wieder zu nehmen, allein in ihrer Unkunde des Kriegs quälten ſie ſich neben dieſem Muthe auch wieder mit tauſend Meinungen und Beſorgniſſen unnüz ab. Ueberall waren gefährliche Poſten, viele darunter von entſcheidender Wichtigkeit, und nirgends eine Truppe, auf deren Ausdauer man hätte rechnen können. Die geringſte Unternehmung des Feindes, die jezt gelang, konnte den Fall des Ganzen herbeiführen. Zwar legten einige däniſche Kanonenboote ſich zwiſchen die Inſeln und die Stadt, allein der Wechſel der Ebbe und Fluth hinderte ſie, zu den günſtigen Stellen hinzubringen, und ſie beſtrichen nur einen Theil der Uebergangspunkte. Der General Tettenborn nahm ſein Hauptquartier auf dem Grasbrook, und ließ hier, der Feddel gegenüber, einige Batterien errichten; ungefähr tauſend Bürger und einige Mecklen-

burger nebſt den Dänen biveuakirten rückwärts davon. Als Befehlshaber dieſes Theils wurde der Oberſt Both beſtellt. Auf dem Hamburgerberge ſtanden Bürger mit ihrem Geſchütz, und die Dänen mit dem ihrigen; der Oberſtlieutenant Genderſtrup vom Iſumſchen Huſarenregiment führte hier den Befehl. Das Bataillon von Bremen und Verden, unter Anführung des Majors Buſch, wurde nach dem Stadtdeiche gezogen, und ihm ebenfalls Bürger zugegeben, von denen auch eine ſtarke Abtheilung zur blauen Brücke geſchickt wurde. Den Hafen, die Thore, das ganze Innere der Stadt hatten die Bürger beſetzt. So war die Lage der Dinge nach dem unglücklichen Verluſte der Inſeln, nicht eben tröſtlich, doch nicht ganz ohne Hoffnung. Allein ſie ſollte nicht lange mehr ſo verbleiben, und gleich an demſelben 12ten Mai erhielt der General Tettenborn eine Nachricht, die nicht unheilbringender hätte ſein können. Der Graf Bernſtorff war in England gar nicht angenommen, ſondern ſchimpflich zurückgewieſen worden, indem das engliſche Kabinet mit Dänemark nur im Einverſtändniſſe Schwedens unterhandeln wollte. Bei der Gemüthsart des Königs von Dänemark war

die Wirkung einer ſolchen ſchmachvollen Beleidigung leicht zu berechnen, es ſtänd zu erwarten, daß er in ſeinem Grimm ſich aufs neue an Frankreich anſchlieſſen, oder wenn nicht dies, doch auf jeden Fall ſeine Truppen zurückziehn werde; es war nicht anders möglich, in fünf bis ſechs Tagen mußte der Befehl dazu aus Kopenhagen da ſein, denn der Graf Bernſtorff war bereits am 10ten zu Glückſtadt ans Land geſtiegen. Dieſe ſchreckliche Vorausſicht ſo lange als möglich geheim zu halten, um bis auf die letzte Stunde der däniſchen Truppen noch verſichert zu ſein und die Bürger nicht allen Muth verlieren zu laſſen, mußte des Generals erſte Sorge ſein, die zweite auf Mittel zu ſinnen, den unabwendbaren nahen Verluſt durch irgend eine neue Hülfe zu erſetzen. Die dringendſten Berichte ſandte er an den General Wallmoden und in das große Hauptquartier; allein hier war man genug mit ſich ſelbſt beſchäftigt und hätte lieber Hülfe genommen als gegeben, und der General Wallmoden hatte den gemeſſenen Befehl, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die obere Elbe und die Gegend von Magdeburg zu wenden. Der Kronprinz von Schweden war noch nicht angekommen, Briefe und abgeſandte

Boten erwarteten ihn in Stralsund. Unter diesen Umständen blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, ob nicht die Schweden, die im Mecklenburgischen, den Kronprinzen abwartend, stillagen, auch ohne unmittelbaren Befehl die Rettung Hamburgs unternehmen wollten. Der General Tettenborn wandte sich an den General Döbeln, der mit einer schwedischen Division Hamburg am nächsten stand, und schilderte demselben die bedrängte Lage Hamburgs, allein die Unterhandlung zog sich in die Länge und blieb noch unentschieden. Die Franzosen säumten indeß nicht, ihre Fortschritte zu benutzen, und neue zu versuchen. Nachdem sie sich auf der Wilhelmsburg festgesetzt und von dieser Seite der Stadt nahe gekommen waren, trachteten sie auch den Uebergang beim Zollenspieker zu erzwingen, wodurch Bergedorf und die einzige Verbindung Hamburgs mit dem General Wallmoden bedroht worden wäre. In der Nacht des 13ten Mai's, nachdem die Hooper Schanze auf dem jenseitigen Ufer von den Hanseaten schon früher hatte geräumt werden müssen, landeten etwa 220 Franzosen unter einem heftigen Kanonenfeuer auf einer kleinen Elbinsel beim Zollenspieker, um zum weitern Uebergang vorläufig

festen Fuß zu fassen. Der Major Berger hatte aber nicht sobald ihren Landungsplatz in der Dunkelheit entdeckt, als er Bretter über einige Boote werfen und einige hundert Mann unter dem Hauptmann Lucadu dahin überschiffen ließ. Die Kähne des Feindes waren grade zurückgekehrt, wahrscheinlich um andere Truppen nachzuführen. In dieser Lage blieb ihm nur die verzweifelteste Gegenwehr übrig, und anderthalb Stunden unterhielt er das heftigste Gewehrfeuer, dann aber stürzten die Hanseaten und Lauenburger voll Ungeduld mit dem Bajonett auf ihn los, der sogleich die Waffen wegwarf und sich gefangen gab. Einige, die sich durch Schwimmen retten wollten, ertranken, 70 waren geblieben, die übrige Mannschaft, worunter 40 Verwundete, gefangen. Der Verlust der Verbündeten betrug 24 Mann, worunter 2 Offiziere. Diesem verunglückten Versuch folgte kein zweiter, man begnügte sich gegenseitig von Zeit zu Zeit das Geschütz auf einander spielen zu lassen, wo die vierundzwanzigpfündigen Kugeln dem Feinde großen Schaden verursachten, und unter andern ein Paar Schiffe voll Franzosen, die sich vom Ufer in den Strom gewagt hatten, in Grund bohrten. Der Wechsel von Bestürzung

und Freude, den dieſe Vorfälle erregten, erhielt alles in unruhiger Spannung, die nahe Bedrängniß führte bei allen Stürmen der Gedanken und Gemüther immer aufs neue zu der ungewöhnlichſten Thätigkeit. Die Zahl der Arbeiter an den Wällen wurde verdoppelt und verdreifacht. Die Bürger raffften die Menſchen von den Straßen dazu weg; ohne Waffen durfte ſich kein Menſch mehr blicken laſſen; die Thore wurden genau bewacht, Pferde und Wagen zum Dienſte der Stadt zurückgehalten, kein Mann hinaus gelaſſen, damit ſich niemand der Schanzarbeit und den Waffen entzöge; wer im geringſten verdächtig ſchien, wurde angehalten und auf die Hauptwache geführt, die bald mit Verhafteten angefüllt war. Alles dieſes thaten die Bürger aus eigener Bewegung mit dem größten Eifer, der freilich oft genug ſich in unnöthiger und verkehrter Thätigkeit abmüdete; zum Verwundern iſt es, wie bei dieſer Maſſe von Bewaffneten, die zum Theil ohne Befehl und Aufſicht blieben, und aus allen Volksklaſſen zuſammengetreten waren, während ſo vieler heftiger Anläſſe, nichts Ausſchweifendes noch Unwürdiges, keine Beleidigung noch Unordnung vorfiel. Der General mit dem größten Theil ſeiner Offiziere, alle Truppen

und die meiſten Bürgergarden befanden ſich außerhalb der Stadt, der Senat und die übrigen Behörden der Stadt hielten ſich zurückgezogen, keine Regung ging von ihnen aus, keine Abſicht oder Geſinnung wurde von ihnen in dieſen ſtürmiſchen Tagen kund gegeben. Das was ſie nothgedrungen beſorgen mußten, die Verpflegung der Truppen unter andern, geſchah mit der größten Unordnung, auf manchen Poſten litten die Leute über 24 Stunden Mangel, in einer Stadt, wo alles in Fülle und die Zahl der Truppen höchſt gering war, aber ſogar die eigenen Bürger, die unter tauſend Ungemach auf entlegenen Poſten ſtanden, wurden häufig vergeſſen. Die Zahl der abgegangenen Sendungen von Lebensmitteln war meiſt größer, als die der angekommenen. Der ſchlechten Anſtalten wegen kann die Stadt das Vierfache deſſen bezahlt haben, was wirklich verbraucht worden iſt. Die Menſchen waren höchſt aufgebracht über dieſe Behörden. Man ereiferte ſich beſonders gegen den jetzt wieder als Rathsherr eingetretenen ehemaligen Maire Abendroth, der dieſes wie die meiſten Geſchäfte verſah. Am 1-ſten Mai glaubte man mit anbrechendem Tage durch den Nebel große Maſſen franzöſiſchen Fuß-

volks auf der Feddel zu sehn, die gegen das Ufer marschirten um sich einzuschiffen, sogar Kanonen meinte man zu sehn, und hielt nun den nachdrücklichsten Angriff auf den Grasbrook, der nun nicht mehr zu vertheidigen schien, für gewiß, ja die Wälle der Stadt selbst sah man schon in den Händen des Feindes. Die Sturmglocken und Trommeln riefen die Einwohner zu den Waffen, während das Flüchten der Wehrlosen nach Altona und auf das Land das Getümmel vermehrte. Die Batterien auf dem Grasbrook donnerten unaufhörlich, und grausenvolle Ungewißheit, ob der Feind nicht schon gelandet sei, ob er vordringe, machte den Zustand der Einwohner verzweifelnd. Die Allarmplätze waren jedoch mehr als jemals von Bewaffneten erfüllt, indem auch solche, die sich sonst dem Dienst entziehen mochten, sich jetzt einfanden. Als der Nebel verging, sah man keinen einzigen Franzosen auf der Feddel, ihre Besatzung lag ruhig hinter den Deichen und von Batterien fand sich keine Spur. So wurde auch in den folgenden Tagen, da alles still blieb und der Feind sich begnügte seine künftigen Angriffe vorzubereiten, niemand der eingetretenen Ruhe froh, sondern alles lebte in angstvoller Erwartung, die von dem

kleinſten Anlaß in heftige Bewegung geſetzt wurde. Das Unglück, das ſich näherte, kündigte ſich den geſpannten Gemüthern in finſterer Schrecklichkeit an, die Mittel es abzuwehren, lagen zu ſehr vor Augen, als daß jetzt nicht ihr Mißverhältniß unwiderſprechlich eingeleuchtet hätte, und die ruhigen Dänen erſchienen durch dieſes Ruhigbleiben ſchon als eine unzulängliche, unzuverläßige Hülfe; daß der General Tettenborn bei ſeinem kühnen und kriegsmuntern Geiſte mit den Dänen keinen Angriff unternehmen ſollte, ſchien undenkbar, und da dennoch der Angriff auf Wilhelmsburg unterblieb, ſo konnte man die Urſache nur in dem ſchlaffen Willen der Dänen ſuchen, welches für die Einwohner leicht ſchlimmer war, als wenn es an dem General gelegen hätte. Und doch wußten ſie nicht einmal recht, wie die Sachen ſtanden, und kennten die Folgen der unerwarteten Rückkehr des Grafen Bernſtorff nicht ganz überſehen.

Sie konnten ſich in andern Augenblicken mit der Fortdauer der däniſchen Hülfe, mit der Annäherung der ſchwediſchen, mit herbeieilender ruſſiſcher oder preußiſcher Verſtärkung, mit dem Siege bei Groß-Görſchen und deſſen Wirkung

auf den Zustand an der Niederelbe schmeicheln und trösten, während der Eingeweihte längst von allem diesen wenig oder nichts hoffen durfte, und er, so oft er sein Auge irrend umher warf, von allen Seiten nur immer mehr und mehr die Hüllen einer verhängnißvollen Wahrheit hinwegfallen sah. Die unglücklichen Menschen aus ihrer Täuschung, sofern diese noch bestand, zu reissen, verbot die Klugheit, um nicht die letzte geringe Kraft zu lähmen, sie absichtlich darin zu befestigen, wäre ein grausames Spiel gewesen, daß man doch nicht durchführen konnte. Unter diesen Umständen schien das Beste, ganz zu schweigen, und die Lage selbst reden und wirken zu lassen, da die Triebfedern zur verzweifeltsten Gegenwehr nicht erst herbeigeführt zu werden brauchten, sondern jedem in das Bewußtsein gedrückt standen. Die in den Zeitungen eingestreuten Nachrichten von dem Vorrücken der schwedischen Truppen an die Elbe, und andere dergleichen Dinge, waren nicht auf die Hamburger, sondern auf die Franzosen berechnet, die über Altona die Tagsblätter bekamen, und durch solche Angaben allerdings langsamer und vorsichtiger wurden. Es erschien kein Aufruf, kein Tagesbefehl, der Versprechungen gegeben oder gefordert hätte,

hätte, man konnte nur sagen, was nicht nöthig war zu sagen, denn der Wille und die Gesinnung bedurfte keiner Bearbeitung, sondern nur Vertrauen auf sich selbst und auf nahen Beistand; letzterer mußte fremden Mächten durch kluges und glückliches Unterhandeln gleichsam abgezwungen, ersteres in dem gährenden Volke selbst entwickelt werden, und freilich ist eine Bevölkerung von 150,000 erregten Menschen ein Stoff, aus dem sich unendliche Kräfte entwickeln können; wo ein solcher gegeben ist, darf man nichts für unmöglich halten, man mußte wenigstens abwarten, was für Mittel noch an das Licht treten würden, denn was ein Volk thun wird, läßt sich nicht berechnen und vorhersehn, und man durfte Hamburg nicht aufgeben, so lange es sich nicht selbst aufgab. Die Bürgergarde war der kleinste Theil des Volks. Sie war durch den anhaltenden Bivouak während einer regnigten Zeit, und durch den vielen, von ihr aus großem Eifer übertriebenen Dienst, nach wenigen Tagen erschöpft, und unzufrieden begehrten Viele nach Hause. Es wäre ihnen recht und lieb gewesen, von dem General angeführt mit ganzer Macht sich in offene Schlacht zu stürzen, und in blutiger aber kurzer Entscheidung Tod oder Freiheit

zu ſuchen; allein die Oertlichkeit überall durchſchnittener Gegend, die an unzähligen Stellen bewacht werden mußte, durch Waſſer, Dämme, Schiffe, Häuſer überall bedingt, geſtattete durchaus keine Wirkung groſſer Maſſen, und keine einfache Führung derſelben, und ſo legten die Umſtände den Hamburgern grade den härteſten Theil des Kriegs auf, der mehr im ſtandhaften Ertragen unaufhörlicher Mühſale und Beſchwerden, und im willigen Hingeben an die Einzelheit geringfügiger Leiſtungen, als in den Anſtrengungen der Schlacht und den begeiſternden Zuſtänden der Gefahr beſteht. Der General Tettenborn ſah nur zu bald erfüllt, was er vorausgeſehn hatte; kaum war man in Kopenhagen von der Abweiſung, die der Graf Bernſtorff erfahren hatte, unterrichtet, als auch ſogleich an die däniſchen Truppen der Befehl abgeſandt wurde, ſich zurückzuziehn und Hamburg ſeinem Schickſale zu überlaſſen; dieſer Befehl traf am 18ten Mai in Hamburg ein, und ſollte ſogleich ausgeführt, ſo wie den Franzoſen ſein Inhalt angezeigt werden. Der General Tettenborn überhäufte den General Wegener und den Oberſtlieutenant Haffner mit Vorſtellungen und Ermahnungen, um ſie zu einem Aufſchub zu

bewegen; alles was die Lage Dänemarks und der Verbündeten, die schon geschehenen Feindseligkeiten gegen Frankreich, das auf Wilhelmsburg vergossene dänische Blut, die Ehre der dänischen Truppen und ihre eigene Bestürzung über diese Umkehrung, was die persönliche Gesinnung und die Kunst der Ueberredung nur immer darbot, wurde angewandt, um wenigstens 24 Stunden zu gewinnen, die denn endlich auch zugestanden wurden, mit dem Versprechen, daß erst nach deren Ablauf dänischer Seits die Franzosen von dem Zurückziehn der Truppen benachrichtigt werden sollten. Diese kurze Frist benutzte der General Tettenborn, um aufs neue Eilboten an den General Döbeln zu senden, so wie an alle Behörden, von denen für Hamburg zwar nicht in diesem Augenblick, aber doch später Hülfe zu erwarten war, und für welche die Nachricht dieser Veränderung große Wichtigkeit haben mußte. Als endlich am 19ten Abends, da es schon dunkel geworden war, die dänischen Truppen wirklich abzogen und von dem Grasbrook und Hamburgerberg ihr Geschütz wegnahmen, verwandelte sich aller noch übrige Muth in trostlose Niedergeschlagenheit. Die Meisten gaben alle Hoffnung auf, die Stadt, die

mit dieſer Hülfe nicht gegen die groſſe Uebermacht ſicher geweſen war, ohne dieſelbe noch länger zu behaupten. Zwar verkündigte der General Tettenborn unmittelbar darauf die Annäherung der Schweden, die der General Döbeln inzwiſchen wirklich verſprochen hatte zu ſchicken, allein theils hielt man dieſe noch für entfernt, theils hatte ein durch die lange Gewohnheit entſtandenes Gefühl ihrer Lage die Hamburger in dem nachbarlichen Beiſtand der Dänen eine viel ausdauerndere Sicherheit hoffen laſſen, die allerdings wegen der Nähe von Altona und wegen des ganzen hollſteiniſchen Elbufers durch eigenen Vortheil verbürgt ſchien. Um die Sache auf das Aeußerſte zu bringen gaben auch ſogleich in derſelben Nacht die Franzoſen ihre Kunde von dem Abzug der Dänen dadurch zu erkennen, daß ſie die Stadt aus Kanonen und Haubitzen heftig beſchoſſen, indem ihre Batterien auf der Feddel in der Zwiſchenzeit troz des hindernden Regens fertig geworden waren. Der Schaden, den ſie anrichteten, war nicht beträchtlich und auf einen kleinen Theil der Stadt beſchränkt, während ängſtlicher Schrecken, den der nächtliche Donner des Geſchützes und der Anblick der hoch in den

dunkeln Lüften fliegenden Granaten verurſachte, die ganze Stadt erfüllte. Seinen eigenen Kräften allein überlaſſen, ſchien Hamburg in dieſer furchtbaren Nacht einem nachdrücklichen Angriff erliegen zu müſſen, den man jeden Augenblick erwartete. Die Wachſamkeit war überall verdoppelt, die Poſten verſtärkt, alle Offiziere in Thätigkeit; ohne großen Verluſt ſollte der Feind nicht eindringen, ſo gewiß auch ſeine große Zahl von Truppen ihn dies am Ende ſichern mußte; den eingedrungenen konnte man hoffen in den Straßen noch zu vertilgen. Allein der Angriff unterblieb, und auch das Beſchießen der Stadt, das den Kriegsleuten überhaupt wenig bedeutet, und aus den Batterien auf dem Grasbrook noch ziemlich erwiedert wurde, hörte gegen Morgen auf. Der Tag fand viele Hamburger ſchon auf der Flucht, Altona war überfüllt mit Ausgewanderten, die zum Theil ihre beſten Habſeligkeiten mit ſich führten; tief in dem Hollſteiniſchen, in Kopenhagen ſogar und London, ſuchten viele die Zuflucht gegen ein Uebel das ſich, ihrer Meinung nach, nicht auf Hamburg beſchränken würde.

Den ganzen folgenden Tag, wie auch die

Nacht, und wieder den folgenden Tag, blieb alles ruhig.

Unbegreiflicherweise versuchten die Franzosen während dieser ganzen Zeit keinen Angriff, ja hielten sogar mit dem Beschießen inne, da doch keine Zeit ihnen günstiger sein konnte, als diese, wo die entblößte Stadt ihnen beinahe preisgegeben stand. Sie müssen aber schlecht unterrichtet gewesen sein, oder vielleicht den Dänen noch nicht getraut haben, die allerdings nicht alle die Gesinnungen ihrer Regierung theilten. So vergingen diese Tage unter ängstlichem Harren, die Besorgniß stieg desto höher, je länger die Hülfe ausblieb, und mit Schrecken dachte man daran, daß der Feind nicht lange über den Zustand der Stadt getäuscht bleiben könne. Endlich erschien der ersehnte Augenblick, und am 21sten Abends langten drei schwedische Bataillons, die der General Döbeln abgesandt hatte, unter dem General Boye bei Hamburg an, zwei davon rückten sogleich durch die Stadt nach dem Grasbrook und dem Hamburgerberge, während das dritte zur Erhaltung der Verbindung in Bergedorf stehn blieb. Der General Tettenborn war ihnen vor das Stein-

ther entgegengeritten, wo eine Abtheilung der Bürgergarde aufmarschirt stand, und eine große Menge Volks die ankommenden Retter mit Jubelgeschrei empfing. Man athmete wieder freier, und glaubte, nachdem man diese Tage glücklich überstanden, für die Zukunft weniger befürchten zu dürfen.

Auch war es die höchste Zeit, daß diese Truppen ankamen, denn gleichsam als ob der Feind durch irgend einen wunderbaren Einfluß nur eben so lange zurückgehalten worden sei, bis ihm wieder etwas entgegengesetzt werden konnte, begann er grade in dieser Nacht wieder seine Angriffe, und auf so kühne Weise, daß wenn er ein gleiches Wagestück in anderer Richtung versucht hätte, die größte Gefahr daraus entstanden wäre. Die hamburgische Jacht lag bei dem Hafen in der Elbe vor Anker, und hatte außer den Seeleuten etwa 30 Mann Hanseaten zur Besatzung. Die Franzosen hatten ungefähr 170 Mann in eine Penische und 16 Boote geworfen, um während der Nacht dieses Schiff wegzunehmen. Sie ließen ihre Fahrzeuge leise stromab treiben, und kamen geräuschlos und unbemerkt in der Dunkelheit an

das Schiff. Die Hanseaten griffen eiligst zu den Waffen, und vertheidigten sich eine halbe Stunde lang mit heftigem Gewehrfeuer; allein die französischen Seeleute benutzten ihre große Ueberzahl, und während ein Theil von ihnen durch Feuern die Besatzung beschäftigte, zugleich mit einer andern Abtheilung das Schiff zu ersteigen, welches ihnen auch vollkommen gelang; sie nahmen die Hanseaten gefangen, kappten die Anker, und fuhren mit aufgespannten Segeln davon. Indessen hatte der Tag angefangen zu dämmern und man sah nun auf der ganzen allarmirten Linie am Ufer was geschehen war. Der Feind mußte nahe vorbeisegeln, und gerieth in ein furchtbares Feuer von drei Batterien und zwei Bataillons, welches ihn dergestalt bestürzte, daß er nicht allein der Gegenwehr, sondern auch der Lenkung des Schiffes vergaß, das alsbald auf den Sand lief. Jetzt wurde das Feuer noch mörderischer, da jeder Schuß sein festes Ziel hatte. Die Franzosen warfen sich in die Boote, um ihr Heil in der Flucht zu suchen, allein mehrere dieser Boote wurden in Grund gebohrt, die übrigen, von Todten und Verwundeten erfüllt, entkamen mit genauer Noth. Die Jacht wurde darauf wieder

genommen, die Hanſeaten befreit, und dagegen viele Franzoſen, die ſich darauf verſpätet hatten, gefangen gemacht. Der Verluſt des Feindes betrug 132 Todte und Verwundete, während die Hanſeaten nur 13 Mann verloren hatten. Als die Fluth zurückkehrte brachte man die Jacht in den Hafen. Ein ſo nahes und heftiges Gefecht hatte wieder die ganze Stadt in Bewegung gebracht, man glaubte den Feind auf dem Hamburgerberg gelandet, und dankte Gott, daß den Abend vorher die Schweden angekommen waren. Der gute Ausgang der Sache konnte nicht ganz für den Schrecken und die Beſorgniß, die man ausgeſtanden hatte, ſchadlos halten, man ſah im Grunde nichts gewonnen, ſondern nur einen Verluſt, vielleicht auf kurze Zeit, entfernt, und erhielt die beunruhigende Einſicht, wie viele Blößen die hamburgiſche Vertheidigung dem Feinde zu benutzen laſſe, die einzeln wohl zu decken ſeien, aber durchaus nicht alle zugleich. Die Franzoſen fingen auch bald aufs neue an die Stadt zu bombardiren, und beſchoſſen ſie die ganze Nacht vom 23ſten auf den 24ſten mit der größten Lebhaftigkeit ohne großen Schaden zu thun; das Feuer wurde noch ehe es recht ausbrach jedesmal glücklich

gelöscht, und nur einige Bürger durch Kugeln schwer verwundet. Am meisten fürchtete man für das ungeheure Theermagazin auf dem Deiche, allein zum Glück richteten die Franzosen ihr Geschütz nicht dahin, und man gewann Zeit, die Tonnen in die Ebene zu rollen und Haardecken und Erde darüber zu werfen. Der General Tettenborn war bald auf dem Grasbrook, bald auf dem Hamburgerberg, bald in der Stadt, um alles selbst zu leiten und anzuordnen, und die Thätigkeit aller Art durch seine Gegenwart zu beleben. Er hatte die Truppen der entgegengesetztesten und jetzt gegen einander feindlich gestimmten Völker nach einander zu dem Einen Zweck der Vertheidigung Hamburgs glücklich herangezogen, und er durfte hoffen, jetzt, da das Schlimmste überstanden war, die Stadt fernerhin behaupten zu können, und, wenn nur erst Zeit gewonnen sei, auch größere Unterstützung nach und nach ankommen zu sehn. Es konnte dann die Stadt, selbst bei weiterem Rückzuge des Hauptheers, ein fester in sich geschlossener und mit allen Vortheilen der offenen See ausgestatteter Waffenplatz für die Verbündeten bleiben, der bald im Stande sein konnte, eine Belagerung auszuhalten.

Allein das Betragen der Dänen, die täglich mit den Franzoſen eifrige Verhandlungen pflogen, erweckte ſchon jetzt Bedenklichkeiten, die alle dieſe Ausſichten zu vernichten drohten.

Die darauf folgenden Tage waren zwar wieder ruhig, aber die düſtere Erwartung, in der alles ſchwebte, gönnte niemanden ſich in dem Genuſſe dieſer Ruhe zu erholen. Man mußte beſtändig in Bereitſchaft ſtehn, die Bürgergarden waren unaufhörlich im Dienſt, ein großer Theil des Volks durch Schanzarbeit, die angeſtrengt betrieben wurde, beſchäftigt. Man ſah kein anderes Gewerbe mehr, als das Bezug auf den Krieg hatte, niemand ging ohne Waffen, aller Verkehr und Erwerb ſtockte; da die bivouakirenden Bürger von der Stadt verpflegt werden mußten, ſo wurde der Dienſt zuletzt für die ärmeren Einwohner die Quelle des Lebensunterhalts.

Die Dänen hatten inzwiſchen das Einrücken der Schweden in Hamburg, von wo ſie in zehn Minuten nach Altona marſchiren konnten, als für ſich gefährlich betrachtet, und ihre Truppen mit allem Geſchütz aus Altona zurück nach Blan-

kenese gezogen; sie stellten sich an, als wäre alles nur auf sie abgesehn, und machten erst recht aufmerksam auf ein Verhältniß welches von diesen Schweden wenigstens für den Augenblick vergessen war. Der Kronprinz von Schweden, der endlich am 17ten in Stralsund angekommen war, hatte seinerseits eine gleiche Besorgniß wegen der Nähe der Dänen für die schwedischen Truppen gefaßt, die sich in Hamburg gleichsam in einem Sacke eingeschlossen befanden. Er mißbilligte das Betragen des Generals Döbeln, und rief diese Truppen durch den General Lagerbrinke sogleich aus Hamburg ab. Seltsame Verwickelung der Verhältnisse, da die Dänen und Schweden aus gleichem Grunde dieselbe Sache thaten! Der Kampf gegen die mißlichen Beziehungen, in welche die nordischen Mächte gerathen waren, wurde zu groß, das Schicksal einer einzelnen Stadt mußte sich dem entgegenstrebenden Andrange der Staatskunst ganzer Reiche, die hier einen zu nahen Berührungspunkt fanden, unterordnen. Die schwedischen Truppen marschirten am 25sten Mai Abends wirklich von Hamburg ab. Welche Bestürzung unter den Einwohnern, welche Niedergeschlagenheit unter den Truppen dadurch entstand, ist kaum zu

beſchreiben. Es gehörte der ausdauernde Muth und die beharrliche Geſinnung des Generals Tettenborn dazu, um nach dieſem zweiten Fehlſchlagen das er in ſeinen Unternehmungen erfuhr, nicht ganz zu verzweifeln, aber der Schmerz ſelbſt, von dem ſein Inneres bei dieſen Vorgängen zerriſſen ſein mußte, wurde ihm zum neuen Anreiz, ſeine Thätigkeit zu verdoppeln, ſeine Kraft zu ſpannen und gegen alle zum Untergang verſchworne Gewalten eines hartnäckigen Geſchicks nicht minder hartnäckig zu ringen.

Die dringendſten Vorſtellungen gingen an den Kronprinzen von Schweden, dem die Wichtigkeit dieſer Stadt, ihre jetzige Lage und ihr bevorſtehendes Unglück ans Herz gelegt wurde, um ihn zur Rettung derſelben zu bewegen; für ganz Deutſchland konnte Hamburg das beſte wie das abſchreckendſte Beiſpiel werden. Auch die beſondere Theilnahme, die dem Kronprinzen für dieſe Stadt aus früherer Zeit, da er als Gouverneur in den angenehmſten Verhältniſſen mit den Einwohnern geſtanden, übrig ſein mußte, wurde in Anſpruch genommen, und ſollte durch die Abgeordneten Pariſh, Gries und Karl Sieveking,

welche die Stadt, um den Kronprinzen um Schutz anzurufen, abgesandt hatte, noch lebhafter angeregt werden. Allein selbst im günstigsten Falle, wenn der Kronprinz alles gewährte, mußten viele Tage hingehn, bevor die Hülfe eintreffen konnte, die mit jeder Stunde, welche dieser Zustand fortdauerte, Gefahr lief zu spät zu kommen. Es blieb daher nichts übrig, um nur einigen Halt in die Sachen zu bringen, als von dem General Wallmoden einige Verstärkung zu beziehn. Dieser sandte das preußische Bataillon Borck, welches zwar nicht sehr stark war, aber dagegen aus Kerntruppen bestand, die bei Lüneburg ruhmvoll entschieden hatten, und ihres vortrefflichen Anführers, des Oberstlieutenants Borck vollkommen würdig waren. Sie trafen am 27sten Mai in Hamburg ein, und brachten einen neuen Schirmer von Hoffnung für die Einwohner mit, welche dieser Truppen endlich glaubten gewiß sein zu können.

Wunderbar genug blieb auch jetzt, nach dem Abzuge der Schweden, wie früher der Dänen, der Feind ganz ruhig, und wagte keinen Angriff, ja ließ sogar im Bombardiren der Stadt nach.

Er dachte auf eine leichtere Art zu deren Beſitz zu gelangen, als durch einen Angriff, der immer gefährlich blieb, und deſſen Gelingen ſogar eine große Menge Leute koſten mußte. Die Dänen waren das Mittel, welches ihnen dies alles erſparen ſollte. Die Unterhandlungen zwiſchen Altona und Haarburg wurden täglich lebhafter; der Präſident von Kaas war aus Kopenhagen angelangt um in das Hauptquartier Napoleons zu reiſen, und hielt ſich unterwegs in Haarburg eine Zeitlang bei dem Marſchall Davouſt auf; was man von den gepflogenen Unterhandlungen erfuhr, deutete nicht allein auf Annähern, ſondern auf ein völliges Anſchließen Dänemarks an Frankreich. Bei dem vertrauten Verkehr zwiſchen den Nachbarſtädten, die ſich in vieler Hinſicht als eins betrachteten, und denen die kaufmänniſchen Verbindungen ein engeres Band blieben, als das, womit jede einer andern Regierung angehörte, waren die geheimſten Anzettelungen der Dänen in Hamburg bald bekannt, man ſprach laut davon, daß ihre Truppen mit den Franzoſen vereinigt die Stadt angreifen, oder dieſelbe für jene durch Uebereinkunft mit den Ruſſen wenigſtens zu beſetzen trachten würden, und ſo ſahen die unglücklichen

Hamburger aus denen, die noch eben ihre Bunde
genossen und Beschützer gewesen, plötzlich ih
verderblichsten Feinde werden, und zwar Feind
gegen welche man weniger Vorkehrungen getroff
hatte, weil ihre Freundschaft sich höchstens
Neutralität schien verändern zu können. Unt
dem Schutze der Elbe waren die Befestigung
gegen die Franzosen, auch während der Arbei
schon hinlänglich zu vertheidigen. von dem Lan
her boten die noch unvollendeten tausend Blöße
Es fehlte beinahe ganz an Pulver wegen d
großen Verbrauchs in der letzten Zeit, der Vo
rath reichte nur noch auf einige Tage hin, u
das wenige Geschütz auf den Wällen war oh
Bedienung. Dies alles, und die Erwägung, da
wie auch der Krieg enden möge, Dänemark f
Hamburg immer der nächste Nachbar bleib
würde, in dessen Händen fortdauerndes Unh
oder Heil schon durch die Beherrschung der El
liege, machte die Einwohner gänzlich verzage
Herr von Heß, als Befehlshaber der Bürg
garde, der schon lange mit abwechselndem Erfo
gegen die mannigfaltigen Stimmungen gekämp
hatte, und zum Theil von ihnen niedergebeu
war, erschien bei dem General Tettenbor

und machte ihm förmlich die Anzeige, daß auf die Bürgergarden ferner nicht zu rechnen sei, und namentlich gegen die Dänen niemand fechten würde. Die Hamburger befanden sich allerdings in einer fürchterlichen Lage; ohne alle Möglichkeit der Aussöhnung mit Frankreich, bedrängt und bombardirt von der Uebermacht eines rachesinnenden Feindes, sahen sie eine Stütze nach der andern weichen, eine Hoffnung nach der andern verschwinden, und nirgends einen aufrichtigen Freund erscheinen. Niemand sah den andern entschlossen, jeder war es nur bedingungsweise, daß die Andern es wären, und so erlosch der beste Eifer im Mangel an gegenseitigem Vertrauen; es stand kein Begeisterter auf, der auch allein, auch den schmählichsten Tod zu sterben bereit gewesen wäre, kein fortreißender Beruf zeigte sich, der, ohne rechts und links zu sehn, wie ein Pfeil abgeschossen nach nur Einem Ziele strebt. Sie sahen alle auf den General Tettenborn, der ihnen einen heldenmüthigen Entschluß ausführen helfen, aber nicht

vorschreiben konnte. Es wäre schön gewesen, dies gutgesinnte, eifrige Volk durch hinlängliche Kriegsmacht, wo möglich weit vorwärts in anderer Gegend schützen und vertheidigen zu können, und ihnen den reinen Gewinnst der Freiheit in ungetrübtem Glücke beschieden zu sehn; ganz Deutschland und die gesammten Heere hätten ihm solche Wohlthat freudig gegönnt und gern herbeiführen geholfen; allein es war nun einmal auf einen andern Punkt gekommen, und das Geschick hatte seine härtesten Loose hier vertheilt, die keine Wahl zwischen Gutem und Bösem, sondern nur zwischen Bösem und Bösem gestatteten. Es war einmal jetzt, gleichviel durch wessen Schuld, mit Hamburg auf das Aeußerste gekommen, und hier galt nun nichts, als sich bis zur Verzweiflung zu wehren. Aber obgleich der Reichthum und Wohlstand von Hamburg nicht in diesen Häusern und Einrichtungen besteht, die ohne freien Handel fast gar nichts werth sind, und die Betriebsamkeit, die Kenntniß und das Vertrauen des Handels, ihr

wahrer Reichthum, sie überall hinbegleitet hätten, so schauderten dennoch alle vor dem Gedanken, ihre Stadt den Flammen zu überantworten, und dem Feinde zum Gegenstande seiner Wuth nur eine rauchende Brandstätte zurückzulassen. Als der General Tettenborn ihnen nichts mehr zu bieten hatte, als rothe Fahnen und Pechkränze, zogen sich die Unseligen zurück, für die es eine Wohlthat, nicht Grausamkeit, gewesen wäre, wenn man, sogar wider ihren Willen, das Heldenwerk Rostopschins wiederholt hätte. Tausende haben es seitdem bereut, nicht diesen Untergang gewählt zu haben, allein es war nöthig, daß erst die Wiederkunft der Franzosen mit allen Gräueln der überlegtesten, langsamen Zerstörung ihnen jene schnelle wünschenswerth machte. Zwar in der untersten Volksklasse lebte wohl Entschluß und Kraft genug, auch das Gewaltsamste auszuüben, und ihr durfte man auch zutrauen daß sie noch in den Straßen, falls es dahin gekommen wäre, gekämpft hätte, allein schön und groß

blieb einzig die freie Uebereinstimmung, der einmüthige Beschluß, von einer edlen Bürgerschaft gefaßt und mit Ruhe und Besonnenheit ausgeführt, nur so wurde der Zweck erfüllt und ein würdiges Beispiel gegeben, während die Auftritte des losgelassenen Pöbels nur Schauder und Entfremdung bewirken konnten. Noch einmal erschien für Hamburg ein günstiger Sonnenblick, um dann ganz und für lange Zeit von seinem Himmel zu verschwinden. Der Kronprinz von Schweden hatte nämlich nicht unterlassen, Hamburgs Schicksal zu Herzen zu nehmen, und nicht nur den Abgeordneten der Stadt seinen unverzüglichen Beistand zugesagt, sondern am 27sten Mai kam auch der General Rosen von Seiten des Kronprinzen zu dem General Tettenborn, um demselben den Anmarsch neuer schwedischer Truppen anzukündigen. Ein Theil derselben sollte in Hamburg selbst einrücken, die Hauptmasse aber dem General Wallmoden zu einer kräftigen Unternehmung auf das linke Elbufer und gegen Haarburg verstärken, um

die Franzoſen durch dieſen Angriff im Rücken zu nöthigen, von ihrem Angriff auf Hamburg abzulaſſen. Nichts konnte erwünſchter ſein, und ſchon war alles abgeredet, als noch der General Boye eintraf, um wegen der ſchwediſchen Truppen von den Dänen, durch welche ſie in Hamburg jeden Augenblick eingeſchloſſen werden konnten, eine Art Sicherſtellung zu verlangen. Er forderte nur, daß die däniſchen Generale ſich verpflichteten, jede Aenderung ihres bisherigen Betragens 48 Stunden vorher anzuzeigen, ehe ſie darnach zu handeln anfingen.

Mit dieſem Auftrage ging der General Boye am 29ſten Mai ſelbſt nach Altona und der General Tettenborn ſchlug alle ihm durch thätige Bearbeitung und Klugheit eröffnete Wege ein, ſeinen mannigfaltigen Einfluß auf die däniſchen Behörden diesmal geltend zu machen.

Während dieſer Verhandlungen hatten die

Franzosen die mehrtägige Ruhe durch einen unerwarteten raschen Angriff wieder unterbrochen. Sie waren früh vor Tages Anbruch am 29sten von Wilhelmsburg aus nach dem Ochsenwerder übergegangen, hatten die schwachen Posten des lauenburgischen Bataillons daselbst überall zurückgedrängt, und sich bereits sehr ausgedehnt und festgesetzt in dieser Insel, als der General Tettenborn davon benachrichtigt wurde. Er eilte sogleich in Person dahin, und führte die weichenden Truppen gegen den Feind in eine günstige Stellung zurück, wobei er im dichtesten Kugelregen beinahe sein Leben eingebüßt hätte. Da die Franzosen mit Macht übergegangen waren, und sich in dieser Richtung schienen fortbewegen zu wollen um die Russen von dieser Seite abzuschneiden, so ließ der General schleunig das Bataillon Preußen aus der Stadt in die wichtige Stellung beim Eichbaum marschiren, um diese um jeden Preis zu halten, bis der mit dem General Wallmoden verabredete Angriff den Feind von

ſelbſt zum Rückwege nöthigen würde; er ſelbſt nahm ſein Hauptquartier bei der Billkirche.

Die Lage war mißlicher als je; um dem Angriff im Ochſenwerder zu begegnen war die Stadt entblößt worden, wurde dieſe angegriffen, ſo konnte man nichts dahinſchicken, was nicht anderswo eine Lücke gelaſſen hätte, und ſo blieb nur die Rechnung auf die ungewiſſe Hoffnung übrig, daß die Franzoſen den Angriff auf die Stadt ſelbſt nicht machen würden. Mit Ungeduld erwartete man die Ankunft der Schweden und die Verſicherung der Dänen; von beiden erhielt der General Tettenborn zugleich Nachricht. Die Schweden, ſtatt in Bergedorf einzutreffen, hatten ſich tiefer in das Innere des Landes zurückgezogen; die Dänen hatten ſich dagegen auf zweien Punkten verſammelt und ſtanden ſchlagfertig in Altona und in Schiffbeck, ſo daß ihre Stellung und Abſicht gleich feindlich erſchienen, ſie brauchten

nur vorzurücken um Hamburg selbst und alle dortigen Truppen unrettbar einzuengen.

Auf das Verlangen des Generals Boye hatte der, statt des abgerufenen Generals Wegener in Hollstein jetzt den Befehl führende Generalmajor Schulenburg geantwortet, nur zwei Stunden vorher, ehe er zu feindlichen Verfahren überginge, würde er die Anzeige davon machen. Zugleich erhielt man durch vertraute Menschen die Gewißheit, daß zwischen den Dänen und Franzosen ein Vertrag abgeschlossen, und die dänische Kriegsmacht in Hollstein den Verfügungen des Marschalls Davoust überlassen sei, daß also jeden Augenblick ein förmlicher Angriff, von ihnen selbst, oder über ihr Gebiet von den Franzosen, zu erwarten stehe. Unter diesen Umständen, bei der Mißstimmung der Bürgerschaft, dem Mangel an Schießbedarf, der geringen Truppenzahl, der Entfernung der Schweden und Treulosigkeit der Dänen, sandte

der General Tettenborn, der sich noch immer außerhalb der Stadt bei der Billkirche befand, um die Fortschritte des Feindes auf diesen Punkten zu hemmen, an den Major Pfuel in der Nacht auf den 30sten Mai den Befehl die Stadt zu räumen, und durch den Billwerder den Rückzug nach Bergedorf anzutreten. Der Rath hatte schon früher aus eigenem Antrieb die Uebergabe der Stadt berathschlagt, und sandte jetzt Abgeordnete nach Altona um die dänische Vermittelung zu erbitten, in dem letzten Augenblick wie in dem ersten seiner kleinmüthigen Schwäche getreu.

Herr von Heß löste durch eine schon früher gedruckte Bekanntmachung die Bürgergarde förmlich auf, die der That nach schon nicht mehr beisammen war, und sich in den letzten Tagen nur in sehr geringer Zahl auf den Sammelplätzen eingefunden hatte. Die angesehensten Einwohner, besonders solche, die sich auf irgend eine Weise

für die Freiheit Hamburgs hervorgethan hatten, befanden sich zum Theil schon im Dänischen, theils begaben sie sich jetzt dahin. Der Abzug der Truppen, ungefähr 800 Mann, geschah in aller Stille und mit der größten Ordnung, einige Schüsse, welche die Franzosen gegen Morgen von der Feddel in die Stadt thaten, wurden noch von allen Batterien auf dem Grasbrook beantwortet.

In Altona wurde der Generalmarsch geschlagen, und die dänischen Truppen setzten sich in Bewegung.

Während des Zuges durch den zwei Meilen langen Engweg des Billwerders sah man der ganzen Länge nach dänische Truppen mit zahlreicher Artillerie aufgestellt, die Artilleristen mit brennenden Lunten bei den Kanonen, die links hinter unzugänglichen Verhauen an der Gränze

die Landstraße bestrichen. Eine Stunde später hätten sie vielleicht schon Befehl zum Angriff gehabt und das kleine Häuflein wäre in den Engen des Billwerders vernichtet oder gefangen worden. Der General Schulenburg hielt auch nicht einmal die zugesagte zweistündige Aufkündigung, sondern fing den Krieg an, ohne ihn zu erklären; die Dänen rückten in Hamburg ein, und verfolgten sogleich durch das Steinthor den Nachtrab der Russen, nahmen vier hanseatische Reiter gefangen und wechselten noch am Abend mit den Kosacken bei Bergedorf einige Schüsse. Von Bergedorf an machte das preußische Bataillon die Nachhut, und der Tag sollte nicht vergehn, ohne die Franzosen noch daran zu erinnern, daß nicht ihre Tapferkeit Hamburg wieder gewonnen habe. Bei der Nettlenburger Schleuse waren sie in zahlreicher Menge auf Stegen und übergelegten Brettern übergegangen und drängten die preußischen Plänkler zurück. Der Obristlieutenant Borck eilte dahin, setzte sich an die Spitze seiner

Leute, redete sie kräftig an, und setzte ein hartes Wort darauf wenn einer einen Schuß thun würde; so stürzten sie mit gefälltem Bajonett auf die Uebermacht des Feindes, und machten alles nieder, was ihnen auf dem Wege war. Es fiel kein Schuß, der Feind verlor über 400 Mann, von denen ein Theil durch Bajonett und Kolben, ein Theil im Wasser umkam, nur wenige retteten sich über den Fluß zurück. Von den 80 Preußen, die dieses Heldenstück ausgeführt, wurde nicht einmal einer verwundet, zum Beweise, daß es die Truppen schonen heißt, wenn man sie mit dem Bajonett angreifen läßt.

Der General Tettenborn kam ohne weiter verfolgt zu werden und ohne irgend einen Verlust am 31sten Mai nach Lauenburg, wo er an die Truppen des Generals Wallmoden angelehnt stand, und ehe wieder von der einen oder andern Seite etwas begonnen wurde, die Nachricht des

abgeschlossenen Waffenstillstandes erhielt. Wie es der Stadt Hamburg erging, nachdem die Dänen den Franzosen Platz gemacht hatten, möge ein Augenzeuge erzählen dem zu einer solchen Schilderung der erbitterte Schmerz Kraft giebt, und der nicht scheut die herzzerreißende Wirkung des vaterländischen Trauerspiels wie Phrynichus in verwünschendem Danke zu erfahren.

Ueber

ie Schweiz.

Von einem

hweizerischen Vaterlandsfreunde.

Herausgegeben

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Stuttgart und Tübingen
er J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1815.

KÖNIGL. UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Vorwort des Herausgebers.

Aus mancherley Gründen kann der Verfasser dieser Schrift sich jetzt noch nicht nennen; glücklicherweise bedürfen ihr innerer Gehalt und ihre edle Absicht nicht erst der Bürgschaft, die der schriftstellerische Name des hochgeschätzten Urhebers ihr allerdings zu geben vermöchte. Kein unbefangener Leser wird erkennen, daß hier mit mehr Tiefe und Geist gesprochen worden, als wir gewöhnlich pflegen, den bestimmten Verhältnissen des Staats gewidmet zu sehen, und daß die Ansicht der Thatsachen auf jener Wahrhaftigkeit beruht, welche einem edlen und gemäßigten Gemüth unvermeidlich ist. Dennoch soll diese Schrift, deren Zweck zunächst dahin geht, den beynah allgemeinen Irrthum über die vielfach verworrenen Schweizer-Angelegenheiten zu berichtigen, und deren Trefflichkeit viel umfassendere Gegenstände zu erhellen vermag, nicht ohne Namen erscheinen, damit sie auch im Aeußern nicht den zahllosen Flugschriften beygezählt werden könne, für welche die dunkle Namenlosigkeit nur das Zeichen scheuer Parteysucht ist. Ich übernehme sehr gern die öffentliche Bekanntmachung, indem ich das Vertrauen, welches mich dazu

beruft, als höchst ehrenvoll zu schätzen weiß, und durchaus nicht finden kann, daß ich irgend einer dem deutschen Vaterlande so verwandten Sache meinen Namen an sich für fremd halten müßte.

Wien, den 2. Februar 1815.

K. A. Varnhagen von Ense.

Ueber die Schweiz.

Die Schweiz ſteht im Hintergrunde der Zeiten, beſonders beleuchtet vom Geiſte ihres einzig großen Geſchichtſchreibers, in einem zauberiſchen Glanze da. In einem ununterbrochenen Fluſſe von Geſchlechtern, die Stamm und Namen ihrer Voreltern würdig fortpflanzten, wälzte ſich auch der heilige Strom des Großen und Guten, welches man als dort gleichſam einheimiſch anzuſehen gewohnt war, herrlich und ſelig fort bis in die jüngſten Tage hinab. Selbſt zur Zeit, als die benachbarte, wie ſie genannt ward, große und aufgeklärte Nation beſeſſen von der Idee deſſen, was das kleine und einfache Volk Jahrhunderte lang mit ernſtem gefahrloſem Selbſtbewußtſeyn in der Wirklichkeit beſaß, ein Raub von unſinniger Raſerey und anſteckender Selbſtvergeſſenheit wurde, und noch zur Zeit, als ganz Europa mit der Fülle ſeiner Kultur und Macht ein Opfer der Folgen jener ungeheuern Ausſchweifung dieſer Nation zu werden in Gefahr ſtund, ſelbſt auch damals noch lebte im Schoße der Alpen, und in den ſie umlagernden Thälern jenes auserleſene Volk, geachtet von dem größten Uebermuthe, den je ein menſchliches Herz genährt, umfriedet mitten im Sturme, und glücklich, edel und kräftig fortſtrebend trotz aller Verwüſtung. Ja es konnte mit Recht ſcheinen, als ob es durch die Prüfung und Noth von mancher Schlake erſchlaffender Zeitläufe gereinigt, ſeinem Urweſen wieder näher gekommen, ſich ſelbſt erſt recht wieder finden ſollte.

Die drückende Weltherrschaft des Einzigen war hier weniger drückend. Es war hier weniger Welt, und es gab weniger zu herrschen. Die Herrschaft selbst bricht sich natürlicherweise leichter an der Armuth, der Unschuld, der Einfalt, und der diesen Eigenschaften beywohnenden stillen und sichern Kraft. Diese Kraft auf sich selbst nun durch Nothwendigkeit, wie in frühern Zeiten durch freye Wahl, zurückgeleitet, verlor durch die ihr abgerungenen Opfer nicht so viel an Stärke, als sie ehevor in ihrem übel bestellten Hauswesen, durch ihr Entfremden in sich selbst, und durch ihr üppiges Reislaufen verloren hatte. Diese Kraft wirkte stillbeglückend unter den besondern Formen, die in mancher Hinsicht vielmehr als ein wohlberechneter Vertrag der Nation in sich selbst, als für ein blindes Machtgebot eines Fremden anzusehen waren, einer Zukunft entgegen, die auch die äußern Verhältnisse wieder auf ihren gerechten und ehrenvollen Stand zurückzuführen versprechen konnte. Diese Zukunft ließ sich durch menschliches Vermögen nicht erringen, nur von der göttlichen Vorsehung erwarten.

Bis dahin standen die Schweizer groß im Handeln, und nicht klein im Dulden, würdig ihrer Väter, und ihre Art und ihren Ruhm treu und rein bewahrend da.

Wie ganz anders erscheint nun aber dieses Volk seit einem Jahr, und zwar vorzüglich seit dem die ganze neuere Weltgeschichte erhellenden Tage, da das einen ganzen Welttheil und mehr umfassende Joch einer beyspiellosen Despotie vom Geschick berührt, und von großen Menschen überwältigt, gebrochen ward? Seit jenem ewig denkwürdigen Zeitpunkte, von welchem an eine neue Lebenssaat von Freyheit, Recht, Freude und Glück in der weiten und großen Welt aufgehen zu wollen scheint, scheint in dem Lande, welches sich in neuerer Zeit so recht eigentlich als die Geburtsstätte dieser Götterkinder bewiesen hatte, all' dies untergehen zu wollen, und sich ein grauenvoller Tummelplatz kleinlicher Vor-

urtheile, verderblicher Leidenſchaften, ein Spielraum der Unruhe, der Zwietracht, der Gewalt und Verfolgung zum Skandal der ganzen geſitteten Welt aufzuthun.

Es lohnt ſich der Mühe, zu unterſuchen, ob es denn wirklich ſo ſey, oder ob vielleicht die Welt unrecht ſehe; ob die Schuld in einer wahren, ſo unbegreiflich plötzlichen Erwartung des ſchätzbaren Volks, oder ob dieſe, nur ſcheinbar, in nicht genug bekannten Umſtänden liege, und was für Mittel da ſeyen, um auch die Eidgenoſſenſchaft, die ſelbſt in ihrem Gehalt und Streben ein weiſſagendes Vorbild dem groſſen Völkerbund vorging, wieder als ein würdiges Glied in den Kreis der europäiſchen Familie aufzunehmen?

Die Freyheit iſt eine Tochter der Nothwendigkeit — und kann daher nicht untergehen. Im Lande der Freyheit ſtammt ſie aus einer Doppellinie, aus einer geſchichtlichen moraliſchen, und aus einer geographiſchen natürlichen Nothwendigkeit ab. Von Uralters hat ſie ihren Sitz in Landſchaften, die ohne ſie Wüſten, und der Schandfleck unpopulärer Herrſchaft ſeyn würden, wie Müller ſagt. Durch das Ringen mit der Natur erhebt ſich die Menſchheit, noch mehr aber im Kampfe gegen Unterdrückung, und ſo entſtehen Staaten, die ohne außerordentliche Tugend nie Staaten geworden wären. Solche Staaten haben denn in ihrem Weſen etwas Transcendentes, Irrationales, ſind der wiſſenſchaftlichen Anſicht nicht leicht zugänglich, noch weniger dem empiriſchen Kalkul der Politik, und zeigen daher auch in ungemeinen Zeiten nicht nach dem Gange der übrigen Staaten erklärbare Erſcheinungen. So die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft.

Schon die Verſchiedenheit der Völkerſchaften, aus welchen die Eidgenoſſenſchaft beſteht, und deren jede als Stempel ihrer ungetrübten Freyheit ihren eigenthümlichen Charak-

ter trägt, die in Religion, Natur, Lebensweiſe, Kultur, Sprache u. ſ. f. in allen Elementen ihres Daſeyns weiter auseinander ſtehen, als viele ganz getrennte Völker, deutet darauf hin, daß das nicht oberflächlich daliegende Gemeinſame, nicht Dieſes und nicht Jenes ſey, und bey tieferer Forſchung wird ſich eben nicht leicht was Anderes auffinden laſſen, als der durch die hier athmende Urnatur ſo wie durch die Größe der Seelen bedingte Sinn für Freyheit und Recht, und ein ſich vor Jahrhunderten gegebnes Wort, ein Wort, welches die in ihrer Eigenthümlichkeit Unverſehrten zu nichts verband, als eidsgenöſſiſch frey und gerecht zu ſeyn, und ſich wechſelsweiſe und gegenſeitig in dieſem Streben zu erhalten und zu fördern.

Die Schweiz, als ganzer Staat, hatte demnach ein überaus ideelles Lebensband, welches zu ſchön und groß war, um je ganz die Wirklichkeit durchſchlingen und binden zu können. Es war genug, daß das zu Grund liegende Prinzip die Verwirklichung in Geiſt und Wahrheit anſtrebte, und auch dieſes war nur möglich, inſoweit, als das Wort dem Sinn treu blieb. Dies verborgne Lebensprinzip hatte, wie jedes Wort, ſeine Kraft nur in ſich ſelbſt, oder in der Wahrheit und dem Willen, welche allein dem Eide Bedeutung, Werth und Erfüllung geben können, war alſo eine ganz ungemeine, ſeltene, einzige, innere Kraft, aber eben dieſer Kraft konnte es an der äußern verbindlichen, oder der gewöhnlichen Stärke anderer Staaten, die in der Konſtitution, oder der Tendenz der Herrſcher oder der Gewalt u. ſ. f. liegt, gebrechen. Ein jedes Glied ſchloß ſeinen Sinn in ſich, gab ſein Wort von ſich, aber hatte keinen Bürgen, keinen Richter, keinen Rächer, als ſich ſelbſt. Eigentlich war es nur ein politiſches Gewiſſen, was der Hauptſache, auf die es bey dieſem Verein ankam, und für welche die Eidgenoſſenſchaft ſelbſt da war, nämlich der rechtmäßigen Freyheit, Realität gab.

Dieſe rechtmäßige Freyheit konnte daher wohl ſelbſt aus

dem einen und andern Bundesgliede weichen, oder ausgetrieben werden und die Eidgenossenschaft bestand noch, denn es kam förmlich nur darauf an, daß das Bundesglied nicht auf eine grobe auffallende Weise meineidig und wortbrüchig ward, und auffallen konnte selbst dies nicht, wenn dasselbe nur im Verhältniß und in Einzelnheiten seine positiven Verpflichtungen erfüllte, inzwischen konnte es dem Geist selbst entschlüpfen, und den Zweck fallen lassen.

So geschah es denn, ehe es sich die biedern alten Eidgenossen versahen, daß besonders auf der *westlichen Seite* der Schweiz einzelne Glieder in leiser Erwartung immer mehr und mehr vom ursprünglichen Wesen des Bundes abfielen, und an der Stelle des Gemeingeistes den Eigennutz zum Eidgenossen machten. Dieses Verderbniß ward erst recht vorherrschend im vorvorigen Jahrhundert, und zwar unter der Begünstigung Frankreichs; denn dem rein deutschen Volke konnte dies Uebel nur durch *undeutschen Einfluß* kommen. Es boten sich die Politik der fremden Könige, und die Selbstsucht derjenigen, die gern auswärts dienten, um zu Hause zu herrschen, bald die Hand.

Eine schlaue, stolze und herbe Herrschaft erhob sich unter den Freyen. Längst waren die Ritter mit Helm und Schild begraben, oder von ihren Stammburgen heruntergestiegen, als die Söhne der Jäger und Hirten, der Bürger und Bauern sich zu unpopulären Dynastien aufwarfen. Die vertrauten Siegel und Briefe moderten in den unzugänglichen Archiven der Gewalthaber. Der größte Theil der Nachkommen der Helden, welche unbezwungen im Kampfe für die Freyheit Großes gethan, wurden zu Plebeiern herabgesetzt, die Mitbürger in Unterthanen verwandelt; sie erlagen den innern Feinden ihrer Unabhängigkeit, welche ohne irgend eine rechtliche Wurzel ihrer Auszeichnung sich als sogenannte Patrizier ausschieden, und aller Art Privilegien sich anmaßten. Das von den Vätern ererbte Recht, das von den Söh-

nen lange Zeit geübte Recht, ſich die Magiſtrats-Perſonen zu wählen, und von ihnen Rechenſchaft über ihre Verwaltung zu nehmen, ging verloren. Die Regimentsfähigkeit, ſchon früherhin mit dem Stadtbürgerrechte verworren, wurde endlich in immer engere und engere Kreiſe von Familien zurückgezogen, die ihre Stellung eifrig benutzend die Anſprüche und Ausſichten anderer Stände unabläſſig ſchmälerten, und wuchernd aller Art Vorrechte und Vorzüge an ſich riſſen, die erſten Aemter des Staats, und die höchſten Würden der Kirchen ſich ausſchließend aneigneten, und ihren Enkeln, die in der gewiſſen Ausſicht ſich vernachläſſigend größtentheils zu Hauſe verwilderten, oder im Auslande ſich entſitteten, die Republik ſelbſt als ein Erbgut zurückließen. Das Mark des Landes ward aufgezehrt durch ein Aufſaugungsſyſtem zu Gunſten der Machthaber, ſchlimmer als ein noch ſo großes geſetzliches Auflagenſyſtem für das gemeine Beſte; es ward ein Menſchenhandel eingeführt für fremde Höfe, ärger und verderblicher als jede Konſcription, und was noch ungerächt zum Himmel ſchreit, die intellectuelle und moraliſche Bildung der großen Anlagen dieſer Völkerſchaften ward, wenn nicht offenbar zurückgehalten, doch höchſt läſſig betrieben.

Wir haben in dieſer Schilderung nicht übertrieben, wohl aber Manches weniger Erhebliche überſehen; es finden ſich die Züge zu einem weit grellern Gemählde zerſtreut in verſchiednen tief ſehenden und unparteyiſchen Schriftſtellern. Der blühende Zuſtand des Volkes in einigen Gegenden ſpricht nicht dagegen; das arbeitſame, gewerbfleißige und ſchönbegabte Volk hat Manches überwunden, oder läſſt ſich mit Grund eine Verwaltung preiſen, die dies nicht zu erdrücken vermochte? — Wenn die Macht der Verhältniſſe, und die Eigenthümlichkeit ſeiner Lage einem Staate erlaubt, ohne ſtehende Heere unabhängig zu ſeyn, und er eines ununterbrochenen dreyhundertjährigen Friedens genießt, wer ſoll da

nicht fordern dürfen, daß er in allen Künsten des Friedens, in Bildung und Reichthum ganz vorzüglich blühen sollte?

Uebrigens treffen diese Vorwürfe mehr als alle übrigen, wie wir oben schon andeuteten, die im westlichen Theile der Schweiz gelegenen Kantone, und ganz vorzüglich jene vier Aristokratien, welche, wie sich aus der Schrift: Stanian sur l'état politique de la Suisse en 1714 ergibt, schon damals eine eigne Gruppe bildend in einer ähnlichen Verfassung waren, wie wir sie unmittelbar vor der Revolution finden.

Wir übergehen hier, wie viele Versuche gemacht wurden, dieses System, an welchem noch eins der kleinsten Gebrechen war, daß der größte Theil der Nation durch keinen Wohlstand und kein Verdienst je zu irgend einer Theilnahme an der Verwaltung ihres eignen Vaterlands gelangen konnte, welches selbst alle Entwicklung und alles Fortschreiten derselben beschränkte, zu beseitigen und wie sie bald arglistig, bald gewaltthätig vereitelt wurden. Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht, wie die Eidgenossenschaft endlich selbst höchst nachtheilig als eine todte Form auf das noch leib- und lebhafte Wesen zurückwirkte, bis endlich bey Ausbruch der Revolution im benachbarten Frankreich sich vorzüglich in den vier aristokratischen Kantonen so viele Gährungsstoffe fanden, die auch ohne äußere Einwirkungen der Regierungen Untergang drohten, so zwar, daß die von Bern, Freyburg, Luzern und Solothurn endlich selbst ihr Unrecht und die Gefahr, es länger geltend zu machen, fühlend nach Abschwörung feyerlicher Eide zu Gott dem Allmächtigen öffentliche Urkunden ausstellten, daß sie ganz ungezwungen und freywillig die aristokratische Regierungform, als nicht mehr ihren Staaten angemessen, und nicht mehr haltbar für ewig abschaffen, und die Regierung

mit dem Volke durch Stellvertretung verbinden wollten.

So kam die angestammte staatsbürgerliche Freyheit wieder unaufgefordert von denjenigen, welche sie ihm entrissen hatten, an das Volk zurück, durch Akte, die in jeder Hinsicht rechtskräftig sind, und noch vor den Augen der Welt liegen. Fünfzehn Jahre lang besaßen die Völkerschaften wieder den durch keine Vorrechte geschmälerten Genuß der selbst nie erloschenen, nur, wie die Urkunden darthun, von den vorigen Machthabern usurpirten politischen Rechte.

In diesen fünfzehn Jahren machte das Volk keinen Mißbrauch von der ihm lange vorenthaltenen Gewalt, zum Beweis, daß es ohne Grund als unmündig behandelt worden, vielmehr geschah unter der seinen Stellvertretern vertrauten Verwaltung, wie auch bereits faktisch erwiesen ist, so viel Gutes, daß die Summe desselben das vorher in gleichen Perioden blühender Friedenszeit Geschehene weit übertraf. Im Ganzen war ein seit Langem nicht mehr gekannter reiner Geist eines menschenfreundlichen und gemeinnützigen Verkehrs erwacht, er erinnerte an die schönsten Zeiten des Vaterlandes, und ließ hoffen, daß die wahre innige Vereinigung aller Schweizer als die schönste Blüthe eines so einmüthigen Lebens in der Zukunft reifen würde.

Wer hätte es aber denken sollen, daß das Annähern der siegreichen Heere der für die edelste Sache verbündeten hohen Mächte in dem größten Theile der ehemaligen Regenten der vier aristokratischen Kantone, die nun wieder das Vaterland nur in ihren Familien zu sehen anfingen, die aberwitzigsten Hoffnungen, Ansprüche und Versuche wecken sollte? Die Befreyer Europa's, meinten sie frevelnd, wären nur gekommen, in der Schweiz Alles wieder umzukehren, das geliebte Gegenwärtige auszumerzen, und das verworfene Vergangene wieder mit Gewalt einzuführen, um ihnen wie-

der die ſelbſt aufgegebne Herrſchaft über Ihresgleichen zurückzuſtellen.

Die Verſammlung der Geſandten in Zürich hatte indeſſen einmüthig ihre Wünſche für die Neutralität ausgeſprochen, und wer wird dieſe Wünſche nicht dem friedſamen und ſchuldloſen Volke verzeihen? — Sind ſie doch ja ſelbſt dadurch gerechtfertigt worden, daß die großmüthigen Monarchen dieſelbe, den unvermeidlichen Durchzug ihrer Heere über einen Theil des Gebiets abgerechnet, in jeder andern Hinſicht gewährten! — Von den frevelhaften Umtrieben gegen dieſelbe, von den falſchen Berichten und unedeln Anſchwärzungen derjenigen, die mit ſchamloſer Zudringlichkeit die Sitze der Monarchen, und die Feldlager ihrer Heerführer beſtürmten, um in den Vertheidigern der größten Sache Begünſtiger ihrer kleinlichen Abſichten zu ſuchen, kein Wort! — darin liegt die größte Unehre der Nation! — Lieber richten wir unſern Blick auf die edle weiſe Verſammlung, die mit beſonnener Vaterlandsliebe am 29. Chriſtmonat 1813 zwar die Vermittlungakte aufhob, inſofern ſie durch die ſelbſtſüchtige Politik Napoleons mit ſeiner Oberherrſchaft in Beziehung ſtand, dieſelbe aber beybehalten wiſſen wollte, inſofern ſie die innern Verhältniſſe der Schweiz betraf, um aus dieſer bereits durch glückliche Erfahrung bewährten Grundlage den neuen Bund herzuleiten.

Kaum aber hatte die Schweiz auf dem Pfade ordentlicher Geſetzlichkeit von dem franzöſiſchen Joche ſich befreyt, als in ihrem Innern ſich, und zwar größtentheils in den Perſonen derjenigen, die ſich noch vor Kurzem als die dienſtbarſten Organe Napoleons bewieſen hatten, zum Erſtaunen und Unwillen jedes ehrliebenden Bürgers, die erſten Revolutionärs zeigten. Dieſe trennten ſich als Solche, die berufen ſeyen, die alte Ordnung der Dinge wieder herzuſtellen.

So ſahen wir dieſe ſeltſam-wandelbaren Menſchen, während in andern Kantonen nach dem Wunſche der Hrn.

Minister und der Anweisung der damaligen Tagsatzung die neue Konstituirung sich aus dem vorhandnen Zustande entwickelte, in den Kantonen Bern, Freyburg, Luzern und Solothurn die mit Revision und Reformation ihrer Verfassungen beschäftigten Regierungen durch Drohung, Täuschung, Argliſt und Gewalt verdrängen. Sie rissen nicht nur die Obergewalt an sich, sondern stellten selbst höchst unfreye, ihre Patriziate und Privilegien aufs Neue begründende, ohne Rücksicht auf die ewigen Rechte und billigen Ansprüche ihrer Mitbürger entworfne Verfassungen auf; besetzten auch ohne der Gesammtheit oder einzelnen Ständen auch nur den geringsten Einfluß auf die Wahlen zu gestatten, beynahe alle Stellen durch Individuen aus ihren Familien, denn sie erklärten sich für die rechtmässigen Nachfolger Derjenigen, welche im Jahr 1798 unter feyerlichen Eiden abgetreten waren, und waren selbst größtentheils Ebendieselben, und zugleich auch diejenigen, welche seither wieder als Glieder an der Mediationregierung Theil genommen und durch neue Eide an die unter ihr eingeführte Ordnung der Dinge sich gebunden hatten.

Diese Eidgenossen (?!!) traten nun auf als von Gott und Rechtswegen wieder daseyend, kündigten als gnädige Herrn und Obern der Städte und Republiken die eigensinnige und eigenmächtige Wiederherstellung der schon einmal in sich selbst zerfallnen Verfassungen mit willkürlichen Modifikationen und kränkenden Vorrechten wieder an. Die Bestrebungen ihrer Mitbürger, ihre angestammten und beurkundeten Freyheiten, und ihre wohlerworbenen und nie mißbrauchten Rechte zu bewahren, geschahen sie auch auf ganz gesetzlichem Wege durch Bittschriften, Vorstellungen, Protestationen u. s. f., wurden mit harter

Strenge zurückgewiesen. Alles war darauf angelegt, Schrecken zu verbreiten, und Unterwerfung zu erzwingen, und unabläſſig öffentlich und heimlich aller Art Mittel ins Spiel geſetzt, auch ſeit vielen Jahren ſelbſtſtändige Bundes-Glieder wieder zu unterjochen und dieſes Syſtem über die ganze Schweiz herrſchend zu machen. Aus dieſer Quelle all die Unruhen und Zwiſte, die in verſchiednen Gegenden unter verſchiednen Geſtalten ſich erhoben, und zu dieſem Zwecke die häufigen, eines Geßler's und Landenberg's würdigen gewaltthätigen Maßnahmen und Verfolgungen, die in den Kantonen Bern, Freyburg, Luzern und Solothurn an der Tagesordnung waren. Daher die vielen Verhaftungen, die langwierigen Prozeduren, die Militärexekutionen, die Landesverweiſungen, Feſtungſtrafen im Auslande, die Todesurtheile u. ſ. f., von welchen die öffentlichen Blätter mehrere Monate lang zu erzählen hatten. Der Kürze wegen verweiſen wir hier die Leſer, welche umſtändliche Kunde von den Urſachen und Folgen des obwaltenden Zwiſtes zu haben wünſchen, auf folgende Schriften:

In allgemeiner Hinſicht:

Lettres de Helvetus sur les diverses quæstions qui agitent la Suisse 1814.

Ueber den ſchweizeriſchen Bundesverein und die Anſprüche Berns.

Du Canton de Vaud et de la ville de Berne et de leurs rapports entre eux, et avec la Suisse.

In Bezug auf die vier Kantone insbeſondere:

1. Bern.

Was die gegenwärtige Regierung von Bern iſt, und was ſie nicht iſt;

Geſchichtliche Darſtellung der Urſachen der Unzufriedenheit des berneriſchen Oberlandes, und des Ganges der Begebenheiten daſelbſt.

2. Freyburg.

Exposition de la Situation politique du peuple Fribourgeois.

Observations sur la constitution emanée.

3. Luzern.

Die Freyheiten und Rechtsamen der Kantons-Bürgerschaft Luzerns nach dem Laufe der Zeiten;

Nachtrag zu dieser Schrift.

4. Solothurn.

Wahrhafte Darstellung der politischen Ereignisse im Kanton Solothurn;

Verfassung vom 2. Juni, entgegengestellt der vom 8. Juli.

Diesen Kantonen gegenüber behielt hingegen der weitaus gröſsere Theil, nämlich alle übrigen, die Mediationsregierung provisorisch bey, erkannte die Mediationsverfassung als die vorhandene Grundlage an, und entwickelte in ruhiger Durchsicht und durch rechtliches Vorschreiten den künftigen Zustand. Während also die Regierungen in diesen Kantonen sicher und mächtig durch die Liebe und Treue ihrer Mitbürger fortbestunden, und denselben durch ihre freysinnigen und wohlwollenden Gesinnungen und Verfügungen alle Segnungen eines ruhigen und wohlgeordneten Freystaates zusicherten, zeigte sich in auffallendem Gegensatze gegen sie eine Gruppe von Regierungen, die in völliger Lostrennung vom Volk sich selbst durch einen ganz revolutionären Akt eingesetzt, und nur durch Schrecken und Gewalt sich erhielten, auf welche denn ganz treffend passt, was Jean Paul in seinem Extrablättchen an die Curatores absentis populi sagt: „Ein solcher Staat hat wie ein erfrornes Faß Wein nicht seinen (Freyheit-) Geist verloren, sondern ihn nur aus einem wässrigen Umtrieb in einen Feuerpunkt gedrängt.“

Können wohl diese bedrängten Völkerschaften (die nur durch eine ihnen gegebne Hoffnung von entscheidender Selbsthülfe

hülfe abgehalten wurden,) je vergeſſen und aufgeben die höchſten Güter, die ihnen, wie ihren Brüdern, den Söhnen der gleichen Väter gebühren? Soll aus der Geſchichte und dem Leben derſelben mit einem Schlag, weil es die lüſterne Begierde einiger Wenigen ſo will, ausgeſtrichen werden, was ſeit fünfzehn Jahren ſie erfreute und erhob, was für ihren Wohlſtand und ihre Bildung geſchah, ohne daß ſie jeden Schritt mit theuern Opfern zu erkaufen nöthig hatten? Soll bey einer allgemeinen Wiedergeburt der Völker ein ſchöner Theil des urſprünglich ganz freyen Volks von ſeines Gleichen unterjocht werden dürfen? Werden wahre eidgenöſſiſche Brüder, wird der Rath großherziger Fürſten dies zugeben können?

Und welche menſchliche Macht wird es vermögen, ſo zwey ungleichartige, widerwärtige Syſteme, wie in den ſich entgegengeſetzten Verfaſſungen und Regierungen, die jetzt ſchon in geheimer Fehde ſich bekriegen, dicht neben einander in Ruhe und Friede zu erhalten? Wird nicht ein ſo geſpannter Zuſtand, wie jetzt hinter dem nur mit Mühe erhaltenen höchſt heterogenen Status quo liegt, beſonders wenn noch äußere Einflüſſe, die jetzt ſchon ſehr fühlbar die Parteyung begünſtigen, hinzukommen, in gewaltſame Bewegungen ausbrechen müſſen?

Dieſes iſt der große gefährliche Unterſchied, welcher die Schweiz nun ſcheidet, und um ſo tiefer, ſchärfer und auffallender, da die Regierungen jener [illegible] ariſtokratiſchen Kantone ſich nicht entblödeten, ſich als von Gott und Rechtswegen daſeyend hinzuſtellen, und dadurch dem Volke zu verſtehen zu geben, die entgegengeſetzten Regierungen ſeyen alſo auf den Teufel und das Unrecht gegründet! — Glücklicher Weiſe hat eben das Volk, und zwar beſonders das Volk in den ariſtokratiſchen Kantonen in Bezug auf ſeine geſtürzten Regierungen eine für dieſe Beweisart kritiſche Probe.

Es ſpricht mit dem Blindgebornen: „Wie? Dieſer ſollte vom Teufel ſeyn, und er hat mir die Augen eröffnet?“

Es muß daher auch der mit dem Grund der Zwietracht nicht näher Vertraute, nur nach einzelnen Erſcheinungen Urtheilende nothwendig ſehr irren. Er wähnt, wie die meiſten Ausländer, der Hader beziehe ſich blos darauf, ob die blaue und grüne Partie herrſchen, oder ob hier Ariſtokratie und dort Demokratie ſeyn ſoll? — Es iſt auch wahrhaftig nicht blos die Frage, ob es in einem wahren Freyſtaate, wofür man doch die Schweiz gelten laſſen will, ſteif geſchiedne und geſchloſſene Kaſten von Patriziern und Plebeiern geben könne, ſondern es iſt die für die Ruhe und das Wohl nicht nur eines Kantons, ſondern der ganzen Schweiz, und vielleicht auch eines Theils des Auslandes, höchſt wichtige Frage, ob Verfaſſungen und Regierungen, von welchen die einen durch wirkliche Revolutionen in ihren alten ehemaligen ariſtokratiſchen Zuſtand zurückgekehrt ſind, die andern hingegen ihre jetzige Beſchaffenheit mittelſt einer rechtmäßigen Evolution aus der vorhandenen Mediationsverfaſſung abgeleitet haben, in gleichen Staaten nebeneinander beſtehen können? Die Frage erhält dann ferner eine noch weitere und höhere Bedeutung, wenn man erwägt, daß unfehlbar ein jedes dieſer zwey Syſteme, wovon ſchon in der Gegenwart unverkennbare Spuren ſich finden, ſich mit der ihm von auswärts günſtig entgegenkommenden Macht befreunden, und zu Beförderung des gegenſeitigen Intereſſes ſich verbinden wird. Die Wahlverwandſchaft iſt beſtimmt durch die Tendenz, und es läßt ſich hierüber ohne beſondern Tiefſinn eine zuverläſſige politiſche Weiſſagung bilden, wenn man nur die egoiſtiſche regreſſive Tendenz des einen Syſtems und die humane progreſſive des andern ins Auge faſſt.

Hier finden wir uns dann unvermuthet durch das Neueſte zurückgeführt auf den älteſten Grund, von welchem

alles Unheil der Schweiz ausging. Es iſt das groſſe Uebel, daß ein Staat, der ein ſo hohes Problem, wie der ſchweizeriſche vermöge der gerechten Anſprüche ſeiner verſchiednen Völkerſchaften zu löſen hat, nur das freye Prinzip der Löſung und noch nicht das nothwendige Reſultat deſſelben gefunden hat. Der beſonders in dem von jeher ſeiner Natur treu gebliebenen Volke noch lebende friſche Sinn für die Freyheit und das vor Jahrhunderten gegebne Wort ſind noch da, noch vollkräftig, aber ihr äuſſeres öffentliches Leben, ihr Beharren, und ſich Fortbilden, und Neuwerden iſt zurückgeblieben.

Das Eine und das Viele, was hier verſöhnt werden muß, liegt nicht, wie man jetzt noch allgemein wähnt, in einem Einheitſyſteme, oder in einem Föderalismus, denn auch dieſe ſind nur Formen des öffentlichen Lebens, und taugen blos als ſolche, wie wir bereits erfahren haben, für ſich nichts, wenn ihnen das Weſen, das ſie beleben ſoll, fehlt. Ich komme hier zurück auf den Geiſt der Eidgenoſſenſchaft. Wer dieſen beſchwören könnte, könnte auch das Problem löſen, und er allein; denn eben dieſer Geiſt iſt es, welcher dieſe ſchöne Aufgabe bereits in der Geſchichte gelöst hat, indem er die Einheit in die Vielheit ſetzte. Die einzelnen Glieder waren im Ganzen ifrey, in ſich gleich, und unter ſich eins.

Nun iſt es leider anders; — doch noch nicht ganz, in der innerſten lebendigſten Tiefe noch nicht. Es hat das kerngeſunde Gefühl unſerer Nation gegen die unbedingte Einheit und die lockere Vielheit gleich edel und muthig gekämpft, von jeher ſicher erkennend, daß die Freyheit das Weſen nur von der Einheit, von der Vielheit aber die Form haben will; und in dieſem Augenblicke dämmert eben dieſer Nation aus dem neueſten Beſtand der Dinge die Ueberzeugung zu, daß ſie kein gröſſer Unglück treffen kann, als wenn das obige Verhältniß verkehrt

wird, wenn nämlich die Form nur in die Einheit, das Weſen hingegen in die Vielheit geſetzt, oder beſſer, verſetzt wird. Dann iſt das Wort bindend, gelöst aber der Sinn; dann kann die Freyheit ſelbſt ein Werkzeug werden der Sklaverey, und muß es werden, denn jene iſt ewig treu, dieſe aber immer falſch. —

Indem ich hier mich enthalte, was mir ganz nahe läge, ein Urtheil über die gegenwärtige Eidgenoſſenſchaft zu fällen, kehre ich wieder zu meinem Gegenſtande zurück.

Es ſey mir nun erlaubt, hier öffentlich zu ſagen, daß es mir zur Ehre des Vaterlandes zu gereichen ſcheine, daß doch die weitaus größere Zahl der Bundesglieder auch der That nach immerfort Eidgenoſſen geblieben ſind, indem ſie die Mediationsakte als ein nothwendiges Glied in der Reihe der durch den Zeitenlauf bedingten verſchiednen Geſtaltungen der Eidgenoſſenſchaft anſahen, indem ſie darthaten, daß ſie auch die fünfzehn Jahre hindurch, da dieſe Verfaſſung beſtand, dem ewigen Sinn und zeitlichen Wort treu geblieben, fern von Meineid und Wortbruch! — Indem ſie ferner, mehr beſorgt um das gemeine Beſte, als um ihr eignes, nicht eher niederreißen als aufbauen, nicht das Ganze der Gefahr der Anarchie ausſetzen wollten; indem ſie andererſeits jeder wohlthätigen Veränderung froh die Hand bieten, und ſich würdig an den allgemeinen Völkerbund anſchließen wollten; demnach die Mediationsakte nur inſofern aufhoben, als ſie der Schweiz eine unwürdige und drückende Beziehung auf Frankreich gegeben hatte.

Der mediationmäßige Zuſtand hatte die Schweiz durch die weſentliche Einheit des in ihr aufgeſtellten Grundſatzes von Gleichheit der Schweizer in politiſchen Rechten, und durch die den einzelnen Theilen derſelben zugegebne eigenthümliche Organiſation vom drohenden Untergange gerettet und das geſammte Volk wieder

näher auf die ihm eingeborne Beſtimmung, und eigentlich alte Verfaſſung, zurückgeführt. In ihr hatten ſich ſeit undenklichen Zeiten zuerſt wieder die verſchiednen Parteyungen verſöhnt, oder waren wenigſtens in die größte, ſtärkſte und würdigſte Partey, die Geſammtheit aller Stände verſenkt worden. In ihr waren die Erfahrungen der Revolution, welche die Schweiz bereits durchlaufen und geſchloſſen hatte, benutzt, das Bewährte der Vorzeit war nicht vergeſſen; die Verwaltungs-Weiſe hatte eine wohlwollendere Richtung aufs Ganze, ein umfaſſenderes und höheres Streben angenommen, ſie hatte den einzelnen Theilen einen ungehemmtern Verkehr und eine wohlthätige Wechſelwirkung gegeben; ihre Verfaſſung überhaupt war ein natürlicher, lebendiger Grund zu fernerer Entwicklung innigerer Vereinigung und beſſerer Ausbildung der Nation. Deßwegen war die Mediation-Verfaſſung beſonders in ihrer elementariſchen Grundlage geachtet von den Verſtändigen, geliebt von den Rechtſchaffenen, um ſo mehr, da in ihr ſelbſt das Gegenmittel ihrer Gebrechen, die Verbeſſerlichkeit, lag, was wohl nicht alle Verfaſſungen von ſich rühmen können.

Leider waren aber einzelne Intereſſen noch zu wenig ins Ganze aufgelöst, gewiſſe Organe noch zu ſehr der langgewöhnten ſelbſtiſchen Meinungen unterworfen, noch zu widerwärtig dem Geſammtleben geſtimmt, als daß nicht bey einer etwas ſtürmiſchen Witterung bey dem plötzlichen Wechſel der Atmoſphäre dieſelben in krampfartige und fieberhafte Zuckungen hätten gerathen ſollen. Den großen Umſchwung der Weltbegebenheiten ertrugen ſie nicht. Die kleinen Schwächlinge erkrankten und wurden verwirrt, und brachten gewaltige Störung ins Ganze; — kann es nun aber dem Schweizervolk zur Schande gerechnet werden, daß es ſolchen Verirrungen nicht nachgebend, und den Zuckungen und Schauern nicht erliegend, auch hier ſeine geſunde Stärke,

und noch nicht gesunkene Naturkraft bewährt? All' seine Bewegungen sind nicht die eines leichtsinnigen, ausschweifenden oder zügellosen Volks. Es sind naturgemäße heilsame Bestrebungen, den von ihm geahneten Hochpunkt seines Lebens zu erreichen, daher die vielfältigen Gegenwirkungen gegen das Unfreye, gegen das Fremdartige und Veraltete, das sich ihm von Innen aufzudringen suchte; Bestrebungen, die reiner Ausdruck des Triebes sind, den Müller folgendermaßen schildert: „In stiller Freyheit mit Würde zu leben, oder für dieselbe zu sterben — mehr und anders wollten unsre Väter nicht, und wollen wir mehr? — Derselbe Grundsatz ist unsre ganze Politik, seine Unschuld ist unser Schirm, seine Gerechtigkeit ist unser Stolz, und seine Nothwendigkeit gräbt ihn in die Gemüther."

Wer die Zeichen versteht, wird es endlich glauben müssen, daß auch noch heut zu Tage eine außerordentliche Tugend das Prinzip des politischen Lebens der Schweizer ist. Es ist dies Prinzip ebendieselbe moralische Kraft, die allein noch den ursprünglichen eingebornen Sinn der Eidgenossenschaft und das vor Jahrhunderten gegebne Wort darstellt; und dieser Sinn und dieses Wort, und ihre Eidgenossenschaft sind unser wahres, allein und ewig gültiges Recht — ein ganz andres, als jenes armselige und unselige, bereits in der Zeit untergegangene Recht, mit welchem, wie mit einem Feigenblatte, das vierköpfige Thier Stanian's vor den Augen der Welt seine Schaam zudecken möchte!

Allein es wisse: die Sache der Schweiz ist keine andre, als die von ganz Europa. Die edeln Fürsten und die guten Völker haben in glücklich beendigtem Kampfe gegen den Egoism ihre Freyheit, ihre Unabhängigkeit und Selbstständigkeit errungen, und es sind die Befreyer selbst auf der wahrhaft großen Tagsatzung mit dem einzigen

Werke beſchäftigt, edelmüthig der Menſchheit eine auf die ewige Gerechtigkeit gegründete Vermittlung zu geben.

Auch dieſer hochgeſinnte Rath des europäiſchen Völkervereins *ſteht zwiſchen den zwey Gegenſätzen, welche die Angel aller Umwälzungen ſind.* Es hatte das nun untergegangene Frankreich das Alte eigenſinnig in ein ſelbſtgeſchaffnes Neues umgewandelt, das denn bald überreif, und endlich ſchrankenlos wuchernd, nach kurzer Dauer vom Baum des Lebens abfiel; dagegen ſcheinen nun andre Staaten der Schwäche einer übermäßigen Reaktion preisgegeben, das Neue ganz wieder in das Alte umſtutzen zu wollen, das aber veraltet ſich ſelbſt überlebt hat, und nicht mehr grünen und treiben kann. In ihrer Weisheit und Milde ſcheinen daher die Erhabenſten der Sterblichen ihren großen Willen mit dem Schickſal zu befreunden, und den Lauf der Welt mit der Staatskunſt verſöhnen zu wollen.

Der Strom der Revolutionen wälzt ſich in zwey Richtungen durch die Welt. Das Uebereilen und Verſpäten iſt gefährlich. Im Erſtern verliert das Recht ſeine Form, im Letztern ſein Weſen. *Das Recht ſelbſt iſt nicht ein todtes, ſondern ein lebendiges Ding, deſſen naturgemäße Entwicklung durch die Zukunft nicht weniger als durch die Vergangenheit bedingt iſt.* Aus dieſem in den Welthändeln noch nicht gehörig gewürdigten Geſichtspunkte ergibt ſich die Nothwendigkeit bey allem Organiſiren, welches Menſchenhänden anvertraut iſt, den Lebensfaden, der nur in der Ewigkeit ſeinen Anfang und ſein Ende hat, und in der Zeit ihren Genoſſen immer die Mitte weiſet, nicht vorwärts und nicht rückwärts zu verkürzen oder abreißen zu laſſen.

Der Hochpunkt der Geſchichte ſcheint zu nahen, da dieſe wichtige Erkenntniß anſchaulich werden und wirkſam in's Leben dringen wird. Die guten Völker fordern nicht die alte Ordnung, und nicht die neue der Dinge, und die edeln Für-

ſten wollen ihnen nicht dieſe, und nicht jene geben, ſondern der Dinge beſſere Ordnung. Nach dieſer beſſern Ordnung der Dinge, oder vielmehr der Menſchen, ringt nun auch das ſchuldloſe friedſame Schweizervolk ſeit Jahr und Tag, und findet ſich in einem wohl harten, aber nicht unedlen Kampf gegen die meuteriſchen Verſuche, ihm dieſelbe zu entreißen. Eine ſchwere Probe hat dies Volk bereits ausgehalten, da in ſeiner ſeltſamen Lage Alles von Auſſen und Innen zuſammenlief, ſeine Verwirrung zu vergrößern, ſeitdem geweckt wurden die engherzigen Privatleidenſchaften eigenſüchtiger Menſchen, die, als ſie die große Stunde ſchlagen hörten, nicht anders wähnten, als ihr Tag ſey wieder gekommen, der Tag nämlich unerleuchteter Begriffe, unbändiger Begierden und begünſtigter Eigenſucht, der Tag, an dem die Weisheit der Väter ſich vollends in Thorheit verkehren und das alte Recht in neues Unrecht ausarten dürfte!

Vergebens ſtreben aber abgeſtorbene Wipfel, wenn ſie ſich auch umgekehrt in die Erde ſenken, wieder junge, lebenerfüllte Wurzeln zu werden. Dasjenige, was ſchon einmal das letzte Symptom der Auflöſung eines Staates war, kann unmöglich die Grundveſte ſeiner Wiedergeburt werden, und jenes Symptom der Zerrüttung iſt und bleibt, wie Alle wiſſen, wenn das Ganze den Kantonen, dieſe einzelnen Gemeinden, und endlich die nur wenigen Familien unterworfen werden.

Nicht um ihrer ſelbſt willen ſind die Unterſchiede, noch weniger zum Verneinen; ſondern da, wo ſie wirklich gegeben ſind, müſſen ſie ſich rechtfertigen und geltend machen dadurch, daß ſie durch Vereinigung dem Ganzen dienen, und Höheres geſtalten. Nur in dieſer Beziehung kann es bey uns Patriziate und Privilegien geben, in keinem andern Sinne; das Fortkommen iſt hier eben ſo wichtig, als das Herkommen, denn das Herkommen ſtützt ſich in Republiken eben nur auf dasjenige, wodurch das Fortkommen

bedingt iſt. Nur bewegliche, auf qualificirende Eigenſchaften gegründete, Stände können einen Freyſtaat vor Selbſtzerſetzung bewahren. Patriziſch und privilegirt ſind da nur die Menſchenſeelen, in deren Natur, wie Sokrates ſagt, von den Göttern geiſtiges Gold eingemiſcht ward.

Dieſes geiſtige Gold dürfte aber wohl ſchwerlich auch nur vorzugweiſe hinter gewiſſen Mauern, oder in beſtimmten Geſchlechtern vergraben liegen! Weit ſicherer dürfte es unter dem Geiſte weiſer Geſetze durch den Glauben und die Liebe eines eben ſo beſcheidnen als hochherzigen Volks zu Tage gefördert werden, ſo wie es auch dem Lichte zugänglich gemacht weit reichlicher entdeckt werden würde, als wenn es, in dunkeln Schachten vererzt, dem Zuge irdiſcher Schwere überlaſſen würde.

Ob dem ſchweizeriſchen Volk, dem aller Welt unbeleidigenden, wenn es ſich ſelbſt gegeben iſt, wie es denn von Uralters her war, ob dieſem Volke (und dazu gehören denn doch auch die Berner, die Freyburger, die Luzerner und Solothurner) vergönnt ſeyn ſoll, nach ſeinem Glauben und nach ſeiner Liebe unter der Form einer (nicht durch ſeine jetzigen Machthaber mit ſchnöder Selbſtſucht gezimmerten, ſondern einer) ſeiner Natur, dem Geiſt der Zeit, ſeinen Bedürfniſſen und Anſprüchen, und endlich vorzüglich dem herrſchenden Grundſatz der Eidgenoſſenſchaft angemeſſenen Verfaſſung ſein kleines Gemeinweſen ſelbſt zu verwalten, iſt demnach keine andere Frage, als ob dies Volk, ob dieſe Völkerſchaften frey oder unfrey ſeyn ſollen? — Und dieſe Frage erhält noch eine beſondere Bedeutung und hohe Wichtigkeit, wenn man bedenkt, daß der Stand der Dinge in Europa nun ſo iſt, daß das Deutſche ſich nur mit dem Freyen, und das Unfreye ſich nur mit dem Undeutſchen befreunden und verbinden kann.

Ihr dürfet daher, ihr vaterländischgesinnte Herzen! zuversichtlich die frohe Hoffnung nähren, daß die edelmüthigen Herrscher, in deren Händen das Schicksal von ganz Europa liegt, den ersten, großen und gerechten Geist, der im Rütli lebte, für den ächt-eidgenössischen, ihrem hohen Sinne selbst verwandten, erkennen, und in ihrer huldvollen Weisheit ihm allein die Herrschaft über die freyen Schweizer zusprechen werden.

Zur
Geſchichtſchreibung
und
Litteratur.

Berichte und Beurtheilungen

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Aus den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik
und andern Zeitſchriften geſammelt.

1838. 7152

Hamburg, 1833.

Bei Friedrich Perthes.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Seiner Excellenz

dem

Königlichen Geheimen Staatsminiſter,

Ritter des ſchwarzen Adlerordens ꝛc. ꝛc.

Herrn Freiherrn

Wilhelm von Humboldt

verehrungsvoll

gewidmet.

Nicht den beſondern Inhalt noch Werth dieſer Aufſätze, wohl aber die Richtung und Bahn, in der ſie hohen Vorbildern nachzufolgen ſtrebten, ſo wie den Lebenskreis, aus welchem dieſe ſich zuneigten, möge dieſes Blatt günſtig andeuten; welches in ſolchem Sinne Goethe'n und Friedrich Auguſt Wolf, wenn ſie noch lebten, hier mitanreden dürfte, ſeine Genehmigung aber jetzt von Euer Excellenz allein erbitten muß!

Inhalt.

		Seite
I.	Histoire de la révolution française, depuis 1789 jusqu'en 1814; par *F. A. Mignet*. Troisième édition. Paris, 1826. 2 vols.	1
II.	Mein Antheil an der Politik. I. Unter Napoleon's Herrschaft. II. Nach Napoleon's Fall. Der Kongreß zu Wien. Stuttgart u. Tübingen, 1823. 1826. 2 Bde.	19
III.	1. Franz v. Sickingen's Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. Durch Ernst Münch. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, 1827. .	37
	2. Bilibald Pirkheimer's Schweizerkrieg und Ehrenhandel mit seinen Feinden zu Nürnberg. Nebst Biographie und kritischem Schriftenverzeichniß. Durch Ernst Münch. Basel, 1826. . .	—
	3. Charitas Pirkheimer, ihre Schwestern und Nichten. Biographie und Nachlaß. Durch Ernst Münch. Nürnberg, 1826.	38
	4. Johann von Werth im nächsten Zusammenhange mit der Zeitgeschichte. Dargestellt von Friedrich Wilhelm Barthold. Berlin, 1826.	—
IV.	Histoire de France, depuis la fin du règne de Louis XVI. jusqu'à l'année 1825. Par l'abbé de *Montgaillard*. Paris, 1827. Tome I—V.	53
V.	Über den bürgerlichen Zustand Galliens um die Zeit der fränkischen Eroberung. Von Friedrich Roth. Nürnberg, 1827.	76
VI.	The life of Napoleon Bonaparte, Emperor of the French. By Sir *Walter Scott*. London, 1827. 9 vols.	85

Seite

VII. Mémoires inédits de Louis Henri de Loménie, comte de Brienne, secrétaire d'état sous Louis XIV.; publiés sur les manuscrits autographes etc. par *F. Barrière*. Paris, 1828. 2 vols. 105

VIII. August Ludwig von Schlözer's öffentliches und Privatleben; vollständig beschrieben von dessen ältestem Sohne Christian von Schlözer. Leipzig, 1828. 2 Bde. 127

IX. Mémoires du Duc *de Rovigo*, pour servir à l'histoire de l'Empereur Napoléon. Paris, 1828. Tome I—VI. 140

X. Programm zur dritten Sekularfeier der bürgerschaftlichen Verfassung Hamburgs, verfaßt von J. M. Lappenberg. Hamburg, 1828. . 167

XI. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Erster und zweiter Theil. Stuttgart und Tübingen, 1828. 2 Bde. 174

XII. Johann Georg Forster's Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. H. geb. H. Leipzig, 1829. 2 Bde. 188

XIII. Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel, Königlich preußischer General der Infanterie. Militärische Biographie. Von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1828. 2 Thle. 216

XIV. Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto. Berlin, 1829. Bd. 1. 2. . 231

XV. Histoire de l'assemblée constituante. Par *Alexandre Lameth*. Paris, 1828. 1829. 2 vols. 239

XVI. Mémoires de M. *de Bourrienne*, ministre d'état, sur Napoléon, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Paris, 1829. 10 vols. 244

XVII. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Dritter bis sechster Theil. Stuttgart und Tübingen, 1829. . 252

		Seite
XVIII.	Geſchichte Deutſchlands unter den fränkiſchen Kaiſern, von Guſtav Adolph Harald Stenzel. Leipzig, 1827. 1828. 2 Bde.	275
XIX.	An Herrn Schloſſer in Heidelberg	282
XX.	Mein Antheil an der Politik. III. Der Bundestag. Stuttgart und Tübingen, 1830. .	291
XXI.	Histoire du Congrès de Vienne. Par l'auteur de l'histoire de la diplomatie française. Paris, 1829. 3 vols.	298
XXII.	Briefe eines Verſtorbenen. Ein fragmentariſches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich. München, 1830. 2 Thle. . .	311
XXIII.	Histoire de France, depuis le 18 brumaire jusqu'à la paix de Tilsit. Par M. *Bignon*. Paris, 1829. 1830. Tome I—VI. . .	333
XXIV.	The Correspondence of Sir *John Sinclair*. London, 1831. 2 vols.	352
XXV.	Travels in the North of Germany. By *Henry E. Dwight*. New-York, 1829. .	369
XXVI.	Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner ſonſtigen Bekenntniſſe. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen, 1830. 2 Thle. .	376
XXVII.	Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état, sur les causes secrètes qui ont déterminé la politique des cabinets dans les guerres de la révolution. Paris, 1828. 1831. 4 vols.	387
XXVIII.	Briefe eines Verſtorbenen. Ein fragmentariſches Tagebuch aus Deutſchland, Holland und England. Stuttgart, 1831. 2 Thle. . .	400
XXIX.	Deutſche Denkwürdigkeiten. Aus alten Papieren. Herausgegeben von C. F. von Rumohr. Berlin, 1832. Thl. 1—3. . .	412
XXX.	Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de *Diderot*. Paris, 1830. 1831. 4 vols.	423
XXXI.	Über das Weſen der Hiſtorie und die Behandlung derſelben. Zwei Vorleſungen von Alexander Ziegler. Bern, 1831. . . .	435

Seite

XXXII. Das Büchlein von Goethe. Andeutungen zum beſſern Verſtändniß ſeines Lebens und Wirkens. Herausgegeben von Mehrern, die in ſeiner Nähe lebten. Penig, 1832. 441

XXXIII. Kleine geſammelte Schriften von Dr. Paul Uſteri. Aarau, 1832. 449

XXXIV. Friedrich der Große. Eine Lebensgeſchichte von J. D. E. Preuß. Erſter Band. Berlin, 1832. 459

XXXV. Das Leben des Königlich preußiſchen Staatsminiſters Friedrich Ferdinand Alexander Reichs-Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten, dargeſtellt von Johannes Voigt. Leipzig, 1833. 475

XXXVI. Mein Antheil an der Politik. IV. Einſamkeit. Stuttgart und Tübingen, 1833. (Auch unter dem Titel: Die Briefe des Freiherrn vom Stein an den Freiherrn von Gagern von 1813—1831. Mit Erläuterungen.) . 487

Nachtrag.

1. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Erſter bis dritter Theil. Tübingen, 1811. 1812. 1814. 503

2. Iſabella aus Ägypten, Kaiſer Karl's des Fünften erſte Jugendliebe; eine Erzählung. Melück Maria Blainville, die Hausprophetin aus Arabien; eine Anekdote. Die drei liebreichen Schweſtern und der glückliche Färber; ein Sittengemählde. Angelica die Genueſerin und Cosmus der Seilſpringer; eine Novelle. Von Ludwig Achim von Arnim. Berlin, 1812. 532

3. Landhausleben. Erzählungen von Ludwig Achim von Arnim. Erſter Theil. Leipzig, 1826. . . 537

4. Über Wilhelm Meiſter's Wanderjahre. Aus Briefen und Geſprächen. 1821. 541

		Seite
5.	Kleine Gedichte, von Fr. Rückert. 1822. . .	572
6.	Die Gemählde. Novelle von Ludwig Tieck. 1822.	575
7.	Die Gesellschaft auf dem Lande. Novelle von Ludwig Tieck. 1825.	578
8.	Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo, von H. Heine. Berlin, 1823.	581
9.	Reisebilder, von H. Heine. Erster bis dritter Theil. Hamburg, 1826. 1827. 1830. . . .	583
10.	Buch der Lieder, von H. Heine. Hamburg, 1827.	593
11.	1. Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535. Von Leopold Ranke. Erster Band. Leipzig und Berlin, 1824. 2. Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. Von Leopold Ranke. Leipzig und Berlin, 1824. .	596
12.	Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher. Von C. v. W. Berlin und Posen, 1824. 2 Thle.	601
13.	Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. Von C. v. W. Berlin und Posen, 1825.	606
14.	Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten, von Friedrich August von Stägemann. Berlin, 1828.	613

I.

Histoire de la révolution française, depuis 1789 jusqu'en 1814; par *F. A. Mignet*. Troisième édition. Paris 1826. 2 vols.

Dieſes Buch hat ausgezeichneten Beifall und ſtarken Eingang bei der großen Leſewelt gefunden, innerhalb zweier Jahre in Frankreich drei Auflagen, in den Niederlanden zwei Nachdrucke und in England und Deutſchland mehrere Überſetzungen erlebt. Franzöſiſche und engliſche Tagblätter haben von ihm gerühmt, die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution ſei hier zum erſtenmal nach ihrem ganzen Inhalt und Umfang, ſo bündig als klar dargeſtellt; auch hin und wieder deutſche Urtheile haben in dieſes Lob eingeſtimmt. Ein ſolch verbreiteter Erfolg wird uns zum Anlaß, das Werk auch unſrerſeits einer näheren Betrachtung auszuſtellen, durch welche ſich ergeben möge, wiefern dem günſtigen ſchnellen Rufe hier ein innerer nachhaltiger Werth entſpricht.

Der Verfaſſer hat unläugbar den größten und wichtigſten Stoff zum Gegenſtande ſeiner Arbeit erwählt, einen Stoff, der vor allen andern ſich heutiges Tages dem Schriftſteller wie dem Leſer zur Aufgabe darbietet. Fünfundzwanzig Jahre der furchtbarſten Erſchütterungen und gewaltſamſten Umwälzungen, welche jemals in der Weltgeſchichte während ſolches Zeitraums und in ſolchem Umfange erſchienen ſind; die Macht geiſtiger Grundſätze, in ihrer Wirkſamkeit ver-

gleichbar denen, welche die Reformation im sechszehnten Jahrhundert aufzeigte; die Gewalt kriegerischer Ausbrüche, wie sie im Gebiete der gebildeten Welt nur noch in Alexander's des Großen Eroberungszügen sich wiederfindet; diese ununterbrochene Folge von innern und äußern Kämpfen, Zerstörungen und Schöpfungen, wie sie von Frankreich ausgehend nach und nach über ganz Europa sich verbreiten, ja schnell in die andern Welttheile hinüberwirken; diese großen, verwickelten Ereignisse, mit allen ihren Tagesgebilden, Schwankungen, Übergängen, mit ihren reichen Hoffnungen und entsetzlichen Gräueln; dieses Gedränge von Talenten, Fehlern, Verbrechen und Tugenden, welche den wechselvollen Schauplatz stets erfüllt halten, — den ungeheuern Inhalt hat der Verfasser in dem Raume zweier mäßigen Bände zu verarbeiten unternommen. In raschen Umrissen, so verkündet er im Eingange, will er die Geschichte der französischen Revolution darlegen, und nicht nur den Gang derselben nach ihren Erscheinungen vor Augen bringen, sondern auch ihre mancherlei Krisen dem Verständnisse klar machen. Über das Verhältniß, in welchem hier die Mittel zur Absicht stehn, haben wir sogleich einige Bemerkungen anzubringen.

Ohne Zweifel bedarf die Geschichte, um unsrem Geist als ein Ganzes einzuleuchten, gedrängter Zusammenfassung und raschen Überblicks. Die ganze Kunst der Geschichtschreibung, könnte man sagen, besteht nur in Abkürzung, durch welche ein unendliches Mannigfaltige, unbeschadet der Eigenthümlichkeit des Besondern, in höhere Einheit gesammelt wird. Geistige Bezeichnungen treten an die Stelle einer Menge von Thatsachen, der äußere Umfang weicht der inneren Bedeutsamkeit, das Ergebniß überragt die Bestrebungen, die Namen selbst verschwinden allmählich, und die wenigen, welche sich dennoch erhalten, werden alsbald zu geistigen Bildern, an welchen die Wirklichkeit nur noch bedingten Antheil hat. Muß im Grunde alle Geschichtschreibung, auch die ausführlichste, welche man versuchen mag, auf diese Art verfahren, um wie viel mehr diejenige, welche vorsätzlich den engsten

Raum erwählt, um den reichſten Inhalt darin abzuſchließen! Das Maß, in welchem ſolche Verdichtung des geſchichtlichen Stoffes gelingen kann, iſt im Allgemeinen nicht feſtzuſetzen, ſondern in jedem gegebenen Falle von deſſen eigenthümlichen Bedingniſſen abhängig; dieſe nämlich beſtehn zwar zum Theil in dem Stoffe ſelber, der verarbeitet wird, zum Theil aber auch, und hauptſächlich, in dem Geiſte, der ſie verarbeitet. Wir laſſen alſo dahingeſtellt, in welch bündige Kürze vielleicht ein Künſtler der Geſchichtſchreibung einſt die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zuſammendrängen könne, ſo daß die urſprüngliche Geſtalt des Einzelnen dabei erhalten, oder auch in geiſtiger Weſenheit erſetzt werde; das ſiegende Talent wird ſich durch die That rechtfertigen. Wir haben es hier nur mit dem vorliegenden Buche zu thun, und von ihm in ſolcher Beziehung ſogleich auszuſagen, daß Inhalt und Umfang deſſelben keineswegs in befriedigtem Verhältniſſe ſtehen; der Erfolg zeigt offenbar, daß entweder dieſer Stoff überhaupt noch zu maſſenhaft für dieſe Einrahmung, oder der Bearbeiter noch nicht zu der Geiſtesmacht gereift iſt, deren das Unternehmen bedarf. Die Fülle des Mannigfaltigen, welche hier zuſammengefaßt worden, befindet ſich innerhalb des gewählten Raumes in ſichtbarem Zwange, die verſchiedenen Stoffe drängen und hemmen einander, die Begebenheiten gelangen nicht zur vollen Erſcheinung, ihre wichtigſten Seiten und wirkſamſten Beziehungen bleiben oft ganz verdeckt. Dieſer leidende Zuſtand, in welchem der Geſchichtsinhalt hier gleichſam ſo feſt eingepackt liegt, daß ihm darüber Form und Brauchbarkeit großentheils verloren geht, hat uns gleich vom Anfange des Leſens ein Gefühl entſchiednen Unbehagens gegeben, welches bis zum Schluſſe das gleiche geblieben iſt. Jene Abkürzung, zu der es nicht hinlänglich iſt, aus dem Ganzen Einzelnes herauszuſondern und hervorzuheben, ſondern für welche das Ganze in geiſtiger Höhe neugebildet und auf gediegenen Ausdruck gebracht werden muß, der dieſelbe Wahrheit und Einſicht wie der ausführlichere Erzählungsgang, nur in andren Mitteln, wiedergiebt, iſt dem

Verfaſſer keineswegs gelungen. Ohne den Anſpruch und das Beſtreben, die Geſchichte in ihrer Weſenheit leibhaft darzuſtellen, würde ſein Buch als ein Abriß, der die Grundlinien des Geſchehenen hinzeichnet und Richtung und Folge der Ereigniſſe durch einige ſtarke Striche im Allgemeinen andeutet, als eine Überſicht gelten können und als ſolche noch verdienſtlich genug ſein. Dergleichen Bücher ſind nützlich und nöthig, man kann ihrer nicht entbehren; aber man darf nur nicht glauben, mit ihnen ſchon die eigentliche Geſchichte zu haben, aus ihnen das Verſtändniß der Ereigniſſe vollkommen ſchöpfen zu können.

Zu dieſem letzteren Zwecke wird man ſich nach andrer Hülfe, nach andrem Anhalt umſehn müſſen. So lange nicht die Künſtlerhand des Genies uns durch ihre Gaben ſolcher Mühen überhebt, und [illegible]t dann noch, wenn wir ſeiner Leitung nicht blindlings, ſondern als Mitſehende folgen wollen, werden wir auf die größte Fülle des Mannigfaltigen, auf die ganze Breite der Nachrichten und Zeugniſſe, welche uns von einer Geſchichtszeit übrig ſind, zurückgehn müſſen, wenn wir das Innere dieſer Zeit wahrhaft anſchauen, die Weihe ihres Verſtändniſſes empfangen wollen. Zwar in den Anfängen aller Geſchichte, wo die geringe Stufe der Entwickelung nur wenig Mannigfaltiges darbietet, wo bloß äußerliche Vorgänge roher Gewalt, Krieg und Frevel um Beſitz und Herrſchaft, und ſelbſt Verbrechen und Tugend ſtets nur in derſelben Wiederholung uns entgegentreten, da können wenige Grundzüge leicht genügen, um die Folge der Geſchlechtalter und ſelbſt den Fortgang der Dinge zu bezeichnen. Aber ſobald in den Ereigniſſen und Schickſalen der Völker, mit fortſchreitender Entwickelung, geiſtige und ſittliche Bezüge die Oberhand gewinnen, dauern zwar jene rohen Vorgänge noch fort, welche gleichſam die irdiſche Mitbewegung zu der geiſtigen liefern, allein darin beſteht alsdann nicht mehr vorzugsweiſe der Gehalt der Geſchichte, ſondern das Eigenthümliche der beſondern Geſtaltung, das Ineinanderwirken des Geſtalteten, der Wechſel der Geſellſchaftszuſtände mit allen

ihren Lichtern und Schatten, die Aufgaben, welche ein gegebenes Zeitalter empfängt, und die Bahnen, welche daſſelbe brechen muß, — dies iſt es, was wir dann von der Geſchichte fordern, was ſie dann zu überliefern hat. Aber dieſes insgeſammt iſt nur in einem großen Detail ergreifbar, für welches das Maß jedesmal auch aus dem Stoffe ſelbſt ſich ergeben wird. Denn wie ſehr auch der Künſtler den Stoff beherrſchen und das Geſchehene, ſtatt in dem äußeren Körper, in dem inneren Geiſte wiedergeben mag, ſobald uns das Eigenthümliche des Beſondern zu ſehr ſchwindet, und die Vielartigkeit der einzelnen Erſcheinungen ſich im Allgemeinen verliert, ſo nimmt auch unſre Einſicht in das Ganze, unſer Verſtändniß und Antheil ab, und ſie ſteigen wieder, je nachdem jenes Eigenthümliche und Vielartige hervortreten kann. Wir empfinden dies ſehr wohl, wenn wir von dem Leſen irgend eines geſchichtlichen Handbuchs, wo nur das Allgemeine gegeben wird, zu umſtändlicheren Darſtellungen übergehn. So giebt z. B. Johann von Müller, mit ſeinem großen Takte für das Weſentliche, in ſeiner allgemeinen Weltgeſchichte auf wenigen Blättern von Ludwig's XIV. Regierung, Kriegen, Geiſteswirkung und andern Verhältniſſen einen bei aller Kürze ſachreichen und im Ganzen treuen Bericht. Aber wie anders leuchtet uns jene Zeit und ihr vielfaches Leben ein, wenn wir ſie in der ausführlicheren, das Beſondere mithervorhebenden, farbenreichen Schilderung Voltaire's betrachten! Und wie anders wiederum, wenn wir von dieſer Schilderung, die noch keineswegs genügt, zu der unendlichen Fülle von Denkſchriften, Briefen und andern Überlieferungen, welche jenem Zeitalter angehören, uns hinwenden! Wir fühlen dann alsbald, daß wir den eigentlichen Inhalt eines ſolchen Geſchichtsabſchnittes vorher nur ſehr unvollkommen eingeſehn, und wir müſſen bekennen, daß ein wahres Verſtändniß der Geſchichte zuletzt auf der genauen Anſchauung ihres Details, auf der möglichſt umfaſſenden Erforſchung ihrer Quellen beruht.

Gilt dies von jeder Geſchichtsperiode der ſchon entwickel-

teren Welt, um wie viel mehr von der neueſten, deren Inhalt ſich durch Verhältniſſe und Wirkungen auszeichnet, für welche ſich uns in aller früheren Geſchichte nur theilweiſe Vergleichungen darbieten! Die Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution haben überdies für uns eine nicht bloß geſchichtliche Anziehung, wie andre Vergangenheit, ſondern ſie wirken mit allem Reize andauernder Neuheit, in unmittelbarer Lebensbetheiligung auf uns; es iſt unſre eigne Geſchichte, die uns in ihnen noch als Gegenwart anſpricht, uns den Stoff liefert, mit deſſen Verarbeitung wir noch täglich beſchäftigt ſind. Die Geſchichtſchreibung iſt hier gleichſam ein Fortſetzen des Geſchehenen und ein Nachwirken in demſelben. Da werden alle Forderungen, welche wir an ſie machen, geſteigert, und nur die genauſte Kunde des Beſonderen und Einzelnen in dem tauſendgliedrig aufſteigenden Ganzen vermag uns den Gewinn zu bringen, den wir von entrückteren Gegenſtänden allenfalls auch nach andren Maßen annehmen. Wer die franzöſiſche Revolution will kennen lernen, muß die ausführlicheren Geſchichtbücher, die zahlreichen Denkſchriften zur Hand nehmen; den rechten Schatz der Kenntniß und Einſicht aber gewinnt doch nur der, welcher ſich entſchließt, die Quellen ſammt und ſonders, ſo viele deren eröffnet ſind, zu durchforſchen, und vor allen das Hauptarchiv aller Revolutionshandlungen, den Moniteur, in ſeiner ganzen Folge zu benutzen. Die Unmittelbarkeit dieſer Eindrücke, welche das Gepräge ihres Tages ſcharf an ſich tragen, läßt ſich durch nichts anderes erſetzen. Schon die Sprache, wie ſie in dieſen Reden, Berichten und Dekreten der verſchiedenen Zeiten und Partheien den Geiſt und die Macht der Zuſtände in allen Abſchattungen darſtellt, kann nur in ihren vollen Strömen, nicht an vereinzelten Beiſpielen oder Auszügen, gefaßt werden; in allem dieſen zeigt ſich eine eigne und wunderliche Atmoſphäre, die man eine Zeitlang geathmet haben muß, um ſo mancherlei Lebensverhältniſſe, die in ihr entſtehn und gedeihn, gehörig zu begreifen.

Dieſes vorausgeſetzt, haben wir, zu Mignet zurückkeh-

rend, ſeine Arbeit für durchaus unzureichend zu erklären; ſie muß es ſein, da ihr Stoff in ſo beſchränktem Raume ſich nach keiner Seite entfalten kann. Sie vermag nicht den Körper der Geſchichte zu geben, denn ihr gebricht die Fülle und Lebensfriſche des eigenthümlichen Beſondern, ohne welches die Erſcheinungen als ſolche nicht in ihrer Wahrheit beſtehn; noch gewährt ſie den Geiſt der Geſchichte, denn zu ſolcher Darſtellung iſt mehr Tiefe und Kraft der Betrachtung erforderlich, als der zwar geiſt- und talentvolle, aber an Jahren noch ſehr junge, und in Welt und Leben noch nicht gereifte Verfaſſer ſeinem Buche mitzugeben im Stande war. Zwar iſt es, unſres Bedünkens, der Geſchichte gar nicht unvortheilhaft, daß ihrer Bearbeitung ſich jugendliche Kräfte widmen, da nicht nur einzelne Erſcheinungen, ſondern ganze Zeiten aus einem Standpunkte begriffen ſein wollen, den leichter das begeiſterungsfähige als das erwägende Alter einnimmt; allein der Jugend gebührt in ſolchem Falle, Ausbreitung und Mannigfaltigkeit, nicht Kürze und Einheit zu bezwecken, und wenn wir in dieſer Hinſicht Mignet's Unternehmen für einen Mißgriff halten müſſen, ſo können wir dagegen in Thiers einen andern jungen Mann nachweiſen, der mit glücklicherem Plan und reicherer Ausführung eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution in dem Umfange von etwa zehn bis zwölf Bänden zu ſchreiben unternommen hat. Inzwiſchen wäre es eigen, wenn gerade das Mangelhafte und Verfehlte, welches wir der Anlage des Buches von Mignet ſchuld geben, bei den ſonſtigen Vorzügen, welche dieſes unläugbar beſitzt, am meiſten zu dem glänzenden Erfolge beigetragen hätte, der ihm zu Theil geworden! Wirklich will die Menge weniger das Vollſtändige und Ächte als das Bequeme und Schimmernde; ein ungefährer Überblick, mit ſo viel Namen und Beſonderheiten, daß die Einbildungskraft genugſamen Anhalt findet, iſt ihr lieber als eine genauere Kenntniß, die nicht ohne eine gewiſſe Beharrlichkeit und Folge zu erlangen iſt. Der Menge iſt dies jederzeit zu gönnen; auch für ihr Bedürfniß zu ſorgen iſt nöthig und ehrenwerth;

aber es ist billig, daß wenigstens gesagt werde, wie es sich damit verhalte, und was sie daran habe.

Außer dem allgemeinen Tadel, der das Unternehmen selbst betrifft, haben wir aber noch andere Rügen auszusprechen, welche den Verfasser näher angehn. Sein geschichtlicher Gesichtspunkt ist innerhalb der behandelten Gegenstände völlig beschränkt, und man kann nicht einmal sagen, daß er in diesem Kreise mit Unbefangenheit umherblicke. Der Vortheil, als ein junger Mann, der gleichsam die letzten Stürme der Revolution noch miterlebt, aber wegen seiner Jugend keine Mitthätigkeit dabei haben gekonnt, also den Ereignissen nah und doch fremd, die Geschichte derselbe zu schreiben, ist für ihn mehr scheinbar als wirklich. Die Partheilichkeit, welche aus persönlichem Mithandeln, aus vorgefaßter Überzeugung und fortwirkenden Sachverhältnissen entsteht, ist der Geschichtschreibung so gefährlich nicht; sie giebt wenigstens die eine Seite des Lebens in aller Stärke und hat in sich selbst ihr Gegenmittel; man erkennt bald, auf welches Maß die übertriebenen Angaben zurückzuführen, welche Ergänzungen nöthig sind. Dieser lebendigen Partheilichkeit entbehrt unser Verfasser allerdings, aber dies darf kaum als ein Vorzug gelten; dagegen hat er alle Partheilichkeit der Vorliebe, die aus einseitiger Betrachtung entsteht, und dies ist ein Fehler, der sich nur dann wieder in etwas ausgleicht, wenn glänzender Geist sich ihm verbunden hat, sonst aber ein bloßer Fehler bleibt. Wie bisher alle zahlreichen Darsteller der französischen Revolution einer oder der andern Parthei derselben vorzugsweise angehört haben, der des alten Regierungswesens, der Konstitution von 1791, der Gironde, der Republik, oder auch des Kaiserreichs: so bekennt auch Mignet sich deutlich genug zu einer derselben, und zwar zu einer, welche bisher eigentlich noch nicht vertreten worden ist. Seine Vorliebe für den Nationalkonvent und für denjenigen Theil der Direktorialregierung, in welchem jener fortlebte, zeigt sich offenbar, und leider ist dies die unglücklichste, welche er fassen konnte! Die außerordentliche Kraftentwickelung, welche Frank-

reich in dem genannten Zeitraume nach innen wie nach außen dargethan, muß zwar in Erſtaunen ſetzen und hat ſelbſt heftige Gegner der Revolution auf Augenblicke faſt zur Bewunderung hingeriſſen; auch mag es ſein, daß der Nationalkonvent in ſeiner Geſammtheit nicht unbedingt als ein Ungeheuer von Gräueln und Verruchtheit verdammt zu werden verdiene, — ſchon früh wollte Bertrand de Moleville einen beſſeren Beſtandtheil darin nachweiſen, und noch im Jahre 1819 erklärte der Königliche Miniſter de Serre in der franzöſiſchen Deputirtenkammer öffentlich von der Rednerbühne, die Mehrheit jener ſchrecklichen Verſammlung ſei wohlgeſinnt und nur unterjocht geweſen; — aber dennoch, wenn je in der Geſchichte eine Erſcheinung den Namen des Abſcheues und Entſetzens verdient, ſo iſt es jene der ſogenannten Schreckensregierung, deren Urſprung, Unterlage und Werkzeug der Nationalkonvent war. Jene ſcheußlichen Blutmenſchen und ihr verruchtes Treiben können niemals Vertheidiger finden, es iſt unmöglich, daß in der geſitteten Welt jemand ſich als ihren Anhänger bekenne; und allerdings auch Mignet kann und will dieſes nicht, er vermag nur mit Abſcheu jene Gräuel zu erzählen und muß ihre Urheber verdammen; aber gleichwohl verweilt ſein Blick vorzugsweiſe auf dieſer Zeit, und ſelbſt Franzoſen, die im Übrigen ſeiner politiſchen Denkart wohl beipflichten, wollten ſich gegen ihn des Vorwurfs nicht enthalten, daß er dieſe ganze Periode mit zu großer Milde, ihre ſchrecklichen Helden mit zu vieler Bewunderung behandelt habe.

Eine unvermeidliche Naturnothwendigkeit in der Geſchichte iſt das Prinzip, aus welchem der Verfaſſer den Wechſel der Ereigniſſe, die Übergänge und Geſtaltungen der Obmacht anzuſchauen und darzuſtellen bemüht iſt, und dieſes Prinzip, wie es an ſich zur Gelaſſenheit und Kälte führt, muß ihm der Troſt werden für ſo vielen Jammer und Abſcheulichkeit, über welche der Menſch eigentlich nie ſich tröſten ſoll; jene Nothwendigkeit iſt freilich im Gebiete des Wirklichen nicht mehr abzuläugnen, aber vor dem Wirklichen liegt

das Mögliche, und dieſe Zuflucht der Sittlichkeit, der Hoffnung ſollte dem geſchichtlichen Blicke ſtets offen bleiben. Allerdings, wie die Dinge einmal gekommen ſind, ſo mußten ſie kommen, vorausgeſetzt, daß dieſe Umſtände, dieſe Leidenſchaften, dieſe Zufälle, welche ſie begleiteten, auch ſo ſein mußten, wie ſie eben waren. Allein es iſt offenbar, daß in der Revolutionsgeſchichte, wie in jeder andern, der Wendepunkte viele vorkommen, wo durch einen veränderten Umſtand, dieſer möge nun dem Gebiete der äußeren Zufälligkeiten, oder dem der größeren oder minderen ſittlichen Wirkſamkeit angehören, die Bedingniſſe, unter welchen die Begebenheiten ſich geſtaltet, ja vielleicht deren Geſammtſtrömung, auf eine durchaus verſchiedene Weiſe geſetzt worden wären, und in aller folgenden Entwickelung die größte Abweichung Statt gefunden hätte. An ſolche Wendepunkte heftet ſich die geſchichtliche Betrachtung vorzugsweiſe, und ſie ſind es hauptſächlich, welche den reichſten Ertrag deſſen liefern, um deſſentwillen allein die Geſchichte eigentlich der Betrachtung werth iſt.

Der Verfaſſer giebt in einer kurzen Einleitung den ſchnellen Überblick des ehemaligen Regierungsweſens von Frankreich, aus welchem ſich die Revolution entwickelte. Hierauf erzählt er die eigentliche Revolutionsgeſchichte, nach der Verſchiedenheit der auf einander gefolgten Regierungsgewalten in ſechs größere Abſchnitte zuſammengefaßt, welche wiederum, nach den Hauptbewegungen der Ereigniſſe, in fünfzehn Kapitel ſich abtheilen. Aus dieſer ganzen Folge, von der ſogenannten konſtituirenden Verſammlung bis zum Kaiſerthum, ſind eigentlich nur die erſte und die letzte Periode ſo weit aufgehellt, daß ſich ein genügender Überblick davon faſſen läßt, beſonders wird über den Anfang der Revolution, nach allem, was ſeit der Wiederherſtellung des Königlichen Hauſes darüber bekannt gemacht worden, ſchwerlich noch irgend ein Aufſchluß von großer Erheblichkeit zu begehren ſein; alles andre hingegen, was zwiſchen jenen beiden Abſchnitten liegt, inſonderheit die Periode des Nationalkonvents und die des Direktoriums, iſt noch großentheils dunkel und bedarf man-

cherlei Durchforſchungen und Enthüllungen, die wohl ſo bald noch nicht zu erwarten ſind. Der Verfaſſer eines Abriſſes, einer Geſchichte der franzöſiſchen Revolution in zweien Bänden kann nicht grade verpflichtet ſein, neue Unterſuchungen zu liefern, neue Quellen zu eröffnen; doch iſt ihm Kenntniß und umſichtige Prüfung des Vorhandenen, ſo wie Genauigkeit in den Angaben, auch bei dieſer Kürze nicht zu erlaſſen. Wir dürfen annehmen, daß Mignet zum Behufe ſeiner Arbeit fleißige Studien gemacht, die Hauptſchriften geleſen, ſelbſt die unbequemen Bände des Moniteurs manchmal zur Hand genommen habe; ſchwerlich aber kann ſein Quellenſtudium für vollſtändig, ſein Fleiß für ausreichend erklärt werden, auch bei aller Ermäßigung, welche einem bloßen Handbuche in Hinſicht ſolcher Anſprüche zu gut kommen mag. Wir wollen den Verdacht, daß er ſtreckenweiſe ſeinen Vortrag lediglich aus den Denkſchriften von Ferrieres auszieht, nicht grade beſtätigen, über manche Vorgänge giebt es bei allen Schriftſtellern faſt nur dieſelbe Erzählung, und die Benutzung Aller mag dann der des Einen leicht ähnlich ſehn; wo er übrigens die Denkſchriften von Ferrieres, was ein paarmal geſchieht, namentlich anführt, geſchieht es offenbar in der Abſicht, nicht ſowohl die eigentliche Quelle für die Thatſache, als vielmehr das ſprechendſte Zeugniß von Seiten der Denkart zu liefern; in dieſer Art iſt es ihm auch einmal ſehr bequem, die Jakobinergewalt grade mit den Worten des im Revolutionshaſſe nicht zweideutigen Grafen von Maiſtre in eine glänzende Beziehung mit dem Königlichen Frankreich zu ſtellen. Allein von dem Vorwurfe der Flüchtigkeit und Ungenauigkeit können wir ihn doch keineswegs freiſprechen. Zuerſt haben wir manches zu vermiſſen, was nach unſrer Anſicht nicht fehlen ſollte. So ſind die Vorgänge, welche noch vor der Eröffnung der Nationalverſammlung, in den Provinzen, namentlich in Bretagne und in Dauphiné, Statt gefunden, und welche der Hauptſtadt gleichſam das Beiſpiel gaben, nur kaum genannt; der ganze Gegenſatz, in welchem überhaupt während der ganzen Revolution, von 1789 bis

1814, die Provinzen zu der in der Hauptſtadt herrſchenden Gewalt erſcheinen, iſt nicht genug hervorgehoben. Gar nicht erwähnt wird der Volksauflauf am 27. April 1789 gegen Reveillon, die unglückliche Vorſchule aller nachfolgenden Volkstumulte, und beſonders dadurch wichtig, daß die Anſtiftung und die Hülfsmittel des Herzogs von Orleans hier zum erſtenmal ihre verderbliche Wirkſamkeit übten. Der Einfluß dieſes Prinzen iſt gleich vornherein viel zu gering angeſchlagen; wir halten ihn für einen ſo mächtigen Beſtandtheil der Revolution, daß ohne denſelben die ganze Begebenheit einen andern Karakter empfängt. Ebenſo wird die Emigration, dieſe aufregende und nie ermüdende Gegenſtrebung, zu gering genommen und ſelbſt in ihrem Hauptanlaſſe unrichtig erfaßt; der Schmerz über die Abſchaffung der Adelsvorzüge, „la vanité des titres,“ wie Mignet ſagt, mag viele Edelleute lebhaft ergriffen und ihre Auswanderung beſchleunigt haben, ausgemacht aber iſt, daß der ſtärkſte und allgemeinſte Antrieb zur Flucht in dem Schrecken lag, welchen die Ausbrüche der Volkswuth durch die Ermordung der Staatsbeamten Fleſſelles, Foulon und Berthier unter allen Angeſtellten der höheren Klaſſe verbreiteten, ſodaß kein ſogenannter Ariſtokrat ſeines Lebens mehr ſicher ſchien; jene Abſchaffung, der Sturm der Baſtille und dieſe Ermordungen fallen freilich faſt in dieſelbe Zeit. Wenn der Verfaſſer dasjenige, was in der Revolution eine journée heißt und den eigentlichen Hochpunkt der revolutionären Kraft darſtellt, einen 14. Juli und 5. Oktober 1789, einen 10. Auguſt und 2. September 1792 u. ſ. w. nur ungenügend ſchildert, ſo iſt zwar zum Theil der Stoff ſchuld, der ſich in dieſen Auftritten am wenigſten dem engen Raume bequemen will, weil ihre Weſenheit in einer Menge von einzelnen Zügen, in den Bedingungen der Örtlichkeit, der Bewegung der Volksmaſſen und überhaupt des ganzen Lebens der Hauptſtadt ſich begründet; allein ein Theil der Schuld iſt auch des Verfaſſers, der mit ſeinem Stoffe nicht auf dem Reinen war; ſo iſt z. B. die Geſchichte des 10. Auguſt undeutlicher geblieben, als ſie es

vermöge der vorhandenen Nachrichten zu ſein braucht, ſelbſt wenn wir den Denkſchriften von Barbaroux nicht ganz trauen wollen, obgleich Aeußerungen wie „d'envoyer à Paris six cents hommes qui aussent mourir, et Marseille les envoyn“ doch wohl für ächt gelten müſſen!

Außer dieſen und andern Mängeln, theils der Anſicht und theils der Verarbeitung, haben wir aber auch noch andre zu rügen, die ſich ſtrenger nachweiſen laſſen. Der Verfaſſer will und kann zwar, bei ſeinem raſchen Fortſchreiten, auf das Beſondre wenig eingehn, doch iſt er nicht ſelten dazu genöthigt, wo das ganze Gewicht der Sache oder die eigentliche Farbe der Begebenheit auf dem Einzelnen beruht; hier nimmt er ſich daher Raum und giebt ausführlich, was er vorgefunden. In ſolchen Stellen dürften wir daher die größte Zuverläſſigkeit, die ſorgfältigſte Genauigkeit erwarten; deſto ſchlimmer, wenn ſie auch hier zuweilen vermißt werden muß! Ein Beiſpiel mag uns die Erzählung ſein von der Königlichen Sitzung am 23. Juni 1789, berühmt durch den trotzigen Ausbruch Mirabeau's gegen den Oberceremonienmeiſter Marquis von Brézé, als dieſer die Verſammlung des Tiers-Etat, welche nach der Entfernung des Königs, des Adels und der Geiſtlichkeit noch in Berathung verharrte, aufzufordern kam, gemäß den vernommenen Verfügungen auch ihrerſeits den Saal zu verlaſſen. Dieſe Antwort Mirabeau's iſt einer der Wendepunkte der Revolution, ſie entſchied plötzlich den ganzen geſpannten Zuſtand, die Staatsgewalt ging von der Regierung auf die Volksvertretung über, die Revolution hatte geſiegt, und allen folgenden Ereigniſſen war unwiderruflich ihre Richtung und ihre Stärke verliehn. Mignet erzählt die Sache ſo unrichtig als ausführlich; nach ihm hält Mirabeau, ſobald der König abgetreten, und ehe noch Brézé erſcheint, eine ganze Rede voll heftiger Äußerungen, die eine ganze Seite füllen; der Moniteur hat dieſe Rede nicht, noch findet ſie ſich in den Sammlungen der Mirabeau'ſchen; auch Bailly, Ferrieres und viele andre der glaubwürdigſten Schriftſteller erwähnen eines ſolchen Vor-

gangs nicht; nur Bertrand de Moleville theilt jene Äuſe-rungen mit, allein dieſer iſt, bei dem Schweigen der andern, hier kein Gewährsmann. Statt dieſer unächten Redensarten hätte Mignet beſſer die wirklichen Worte Mirabeau's mitge-theilt, welche dieſer gegen den Ceremonienmeiſter ſchleuderte, und welche ſo lauteten: „Les communes de France ont résolu de délibérer. Nous avons entendu les intentions qu'on a suggérées au roi, et vous qui ne sauriez être son organe auprès de l'assemblée nationale, vous qui n'avez ici, ni place, ni voix, ni droit de parler, vous n'êtes pas fait pour nous rappeler son discours: allez dire à votre maitre que nous sommes ici par la puissance du peuple, et qu'on ne nous en arrachera que par la puissance des baïonnettes.“ Zwar giebt der Moniteur, und Mirabeau ſelbſt in ſeinen Lettres à mes commettans, eine andre und weit ſchwächere Faſſung dieſer Antwort, allein der Moniteur und Mirabeau's eigner Bericht ſind hier im Fehle, und Beaulieu in ſeinen Essais sur la révolution française giebt den Aufſchluß, daß Mi-rabeau, noch in den dreiſteſten Wagniſſen voll Takt für ge-wiſſe Schicklichkeiten, ſeine allzukühnen geſprochenen Worte zum Behuf des Druckes ſo gemäßigt habe, wie ſie der Mo-niteur und er ſelbſt giebt; die Travaux de Mirabeau à l'assemblée nationale haben aber die richtige Lesart. Eine andre, vom Grafen von Eſcherny mitgetheilte Angabe hat zwar Brézé's eigne Erzählung für ſich, kann aber gegen die Mehrheit der entgegengeſetzten Zeugniſſe nicht beſtehn. Mi-gnet, der nur einen geſchwächten Schluß dieſer Antwort mit-theilt, ſcheint dieſes nähere Verhältniß der Sache gar nicht gewußt oder überſehn zu haben, welches ſeiner Aufmerkſam-keit allerdings wenig Vertrauen verdienen kann. Derſelbe Fehler findet ſich auch bei Thiers. In dieſer Art wäre noch manche Stelle zu berichtigen. Auch in ſolchen Angaben, wo der Irrthum leichter zu meiden war, nimmt es der Verfaſſer nicht allzu genau. Der Sturz Robespierre's am 9. Ther-midor des Jahrs 2 erfolgte unter gewaltſamſten Anſtrengun-

gen und bedenklichſten Zufällen. Das Hervortreten des Konventsmitgliedes Amar entſchied hier viel; er redete die Kanoniere an, welche Henriot gegen den Konvent beordert hatte, ſie erklärten ſich für Amar und ſchützten ihn gegen Henriot's Adjutanten, der ihn mit dem Säbel hauen wollte; die Erzählung Mignet's giebt nicht die richtigen Züge. So läßt er auch Robespierre, als dieſer, nach ſeiner erſten Befreiung, auf dem Stadthauſe zum zweitenmale ſeinen Gegnern erliegen muß, ſich mit eigner Hand durch einen Piſtolenſchuß tödten wollen; wir finden im Moniteur und in den meiſten andern Nachrichten, daß ein Gendarme auf ihn losgedrückt, und dieſer Schuß ihm die Kinnlade zerſchmettert habe. Eine nicht ganz richtige Vorſtellung giebt Mignet auch von einem andern Wendepunkte der Revolution, wo ſich der Krieg gegen das Ausland entſcheidet; der Satz, daß nicht wer den Krieg anfängt, ſondern wer ihn nothwendig macht, wahrhaft Urheber deſſelben ſei, fällt auf Frankreich zurück, denn unſtreitig war die franzöſiſche Revolution gleich im Beginn feindſelig gegen die auswärtigen Mächte; minder möchten wir tadeln, daß der Verfaſſer die Note des Fürſten Kaunitz vom 18. März 1792 an das „gouvernement français“ mit dem Namen eines Ultimatums bezeichnet; die Sache war es, wenn auch nicht die Form.

Die Kriegsbegebenheiten ſind ſehr kurz abgefertigt. Dies konnte bei dem engen Raume wohl nicht anders ſein. Aber in dem ganzen Gemälde der Revolution erſcheint hiedurch eine große Lücke, es fehlt die nähere Anſchauung deſſen, was in den Zeiten der Gräuel und des Schreckens die Zuflucht, und unter Napoleon's Herrſchaft der Troſt und der Stolz der Franzoſen ſein durfte. Napoleon als Beherrſcher des Innern findet in Mignet einen entſchiedenen Gegner, in Betreff des Auslandes aber wieder einen Bewunderer und Anhänger. In der Erzählung der Unglücksfälle, welche den Sturz Napoleon's herbeiführen, iſt durchgehends eine falſche Farbe, voll blendender Ausdrücke, welche der Eitelkeit der Franzoſen ſchmeicheln. Wir können manches dieſer Art ruhig

hingehen lassen, da gerade diese Seite der Ereignisse in einem großen Detail vielfach behandelt worden, aus welchem das Richtige dem unbefangenen Blicke sich immer leicht wieder herstellt. Wenn wir aber Verstöße finden, die auch der flüchtigsten Eile nicht entschlüpfen sollten, und für welche keine Kürze des Vortrags zur Entschuldigung wird, z. B. daß im Feldzuge von 1809 die Schlacht von Eßlingen (Aspern) der Besetzung von Wien vorangeht: so können wir freilich nur die Achseln zucken und schon ganz verzeihlich finden, daß, wenn Eigues und Neueres nicht sorgfältiger gehandhabt ist, Fremdes und Älteres ebenso vernachlässigt, und etwa Friedrich Wilhelm I. als erster König von Preußen angeführt wird!

Am glücklichsten ist der Verfasser in der Schilderung des Steigens und Sinkens der Revolution in ihren verschiedenen Stufenreihen, des Fortganges, wie mit ihren Feinden auch ihre innere Kraft anwächst, und jeder neue Angriff, bis zu einem bestimmten Hochpunkte, einen neuen Gegenschlag hervorruft; er folgt hierin hauptsächlich der Vorstellung, welche Bailleul in seinem Werke gegen die Frau von Staël vollständig durchgeführt hat, allein er folgt in eigner Anschauung und mit eigenthümlichem Geiste.

Das in den verschiedenen Epochen einander Entsprechende, Ablösende, Ersetzende aufzufinden und in scharfer Bezeichnung zusammenzustellen, ist sein vorzügliches Talent; in gedrängter Übersicht legt er bei jedem Wechsel der Dinge die Grundstoffe dar, aus welchen das Neue sich gemacht hat, und giebt die Grundformen an, in welchen es sich bewegen muß, mit bündiger Angabe, *was* jedesmal und *wie* es sich verwandelt hat. Diese Übersichten, welchen im Ganzen Wesenheit und Richtigkeit nicht abzusprechen ist, sind das eigentliche Verdienst des Buches; sie gehören dem Verfasser eigen an, sie schließen eine bestimmte Einsicht in das Innere der Revolution auf. Dagegen fehlt es innerhalb dieser Umrisse sehr an deutlicher Gestalt; der wahre Gesellschaftszustand von Frankreich, die Sitten, die Verhältnisse der verschiedenen

Klaſſen im Allgemeinen, ſelbſt die Einrichtungen und Geſetze, welche durch ihre Art und Wirkſamkeit zu den außerordentlichſten der Revolution gehören, ſind theils gar nicht, theils nur mit bloßem Namen angeführt, wiewohl eine nähere Erläuterung nöthig und oft mit wenigen Worten möglich geweſen wäre, z. B. über die Wahlformen, die Municipalitäten, die Gerichtshöfe, die Aſſignaten, das Maximum, die Requiſition und die ſpäter an deren Stelle getretene Konſkription für den Kriegsdienſt; alles dies war eben ſo wichtig als der republikaniſche Kalender, dem ein beſonderer Abſatz gewidmet iſt, und wichtiger als die von Sieyes nach dem 18. Brumaire beabſichtigte Konſtitution, die nicht einmal zur Ausführung gekommen und gleichwohl mit Vorliebe ausführlicher entwickelt iſt als irgend eine der andern, wenigſtens zu vorübergehendem Beſtande gelangten Konſtitutionen. Wie die Franzoſen zu dem Nationalkonvent kommen, für deſſen Geſtalt doch ſchon ſo viel vorgearbeitet war in den früheren geſetzgeberiſchen Verhandlungen, iſt durchaus unklar geblieben.

Die Darſtellungsweiſe Mignet's geht überhaupt auf das Karakteriſtiſche; mancher treffende Ausdruck giebt die Stellungen des Tages, die Verhältniſſe der Partheien, die Wirkungen der Perſönlichkeiten, gut zu erkennen. Wir haben ſchon angedeutet, daß in dieſem Bemühen ſehr oft die Mangelhaftigkeit der gewählten Raumverhältniſſe, nicht ſelten auch die Unzulänglichkeit der eignen Geiſtesmacht ihm entgegenſteht. Zum Belege der letztern Behauptung haben wir die Stellen anzuführen, wo er die Karakterzeichnung einzelner bedeutender Männer verſucht; die Hand eines Tacitus hier finden zu wollen, wäre wohl eine übertriebene Forderung, aber auch die Hand eines Voltaire, und noch vieler Andern, die in abſteigender Stufenfolge von jenem zu nennen wären, bleibt uns zu miſſen; der Zeichner fügt manche kräftige Einzelſtriche, auch treffende und geiſtreiche, und oft nicht ohne Geſchicklichkeit, zu einem Bilde zuſammen, aber ſie geben keinen entſchiedenen Geſammteindruck, und der eigent-

liche Kern, aus dem ein merkwürdiger Karakter sich oft in Einem Wort erschließt und aufhellt, kommt nicht an das Licht. Weder Maury und Cazalès, noch Mirabeau und Lafayette, noch Danton und Robespierre sind so gezeichnet, daß man, wie bei guten Bildnissen, sogleich das ursprünglich Lebendige in ihnen fühlte und eine innere Wahrheit, die sich, auch ohne die Möglichkeit äußerer Bestätigung, unmittelbar als solche darstellt, aus ihnen erkennte. So gleichfalls, wo das Urtheil oder auch die Betrachtungen des Verfassers hervortreten, können wir ihn nicht sonderlich loben; jenes erscheint oft befangen oder gar unbegründet, diese von geringem Gewicht; die gediegene Welterfahrung, erlangt durch vielfaches Selbstwirken, durch erlebten Kampf und Wandel der menschlichen Dinge, mangelt hier völlig und kann durch kein bloß geistreiches Bestreben ersetzt werden.

Der Stil des Buches ist eine der besten Seiten desselben; er bleibt sich bei dem Wechsel des Inhaltes größtentheils gleich; er ist rasch und kräftig, oft wie eine bloße Inhaltsanzeige fortrollend, und dann nicht am schlechtesten. Dieser belebten, jugendlichen Schreibart verdankt das Buch mit Recht einen Theil seines ausgebreiteten Erfolgs. Der Verfasser hat wohl schwerlich ein bestimmtes Vorbild vor Augen gehabt; wollte jemand ihm aber sagen, er habe sich auf den Bahnen des Sallustius bewegt, so würde er dies, auch ohne den Zusatz, daß er demselben nachgekommen, noch immer für schmeichelhaft genug halten dürfen.

Zum Schlusse können wir nicht unangemerkt lassen, wie sehr es wünschenswerth wäre, die französische Revolution einmal von einem Standpunkte betrachtet und dargestellt zu sehn, auf welchem nicht bloß die verschiedenen Partheien und alle damit verbundenen Erscheinungen innerhalb der Revolution, sondern auch sie selbst mit dem übrigen Europa, und dieses mit demjenigen, was es in den freieren Spielraum seiner Weltgegenden hinausgeworfen, ins Gleiche gesetzt erschiene. Wenn die Specialgeschichte der französischen Revolution lebendigen Ausdruck und Farbe schwerlich von andrer

als franzöſiſcher Hand empfangen kann, ſo möchte dagegen dieſe Weltgeſchichte der Revolution eher von einem Nicht-Franzoſen, und überhaupt ſo bald wohl noch nicht zu erwarten ſein, denn allerdings würde ein ſolches Werk, im Fall daſſelbe ein durchaus gelungenes ſein ſollte, ein ſicheres Zeichen ſein, daß die ungeheure Begebenheit, welche hier zum Grunde liegt, ſchon weniger die wirkende Kraft, als den gewirkten Stoff darböte, und alle ihre Schmerzen und Gräuel, wenigſtens in Geiſt und Seele des Geſchichtſchreibers, ſchon verwunden wären. —

II.

Mein Antheil an der Politik. I. Unter Napoleon's Herrſchaft. II. Nach Napoleon's Fall. Der Kongreß zu Wien. Stuttgart und Tübingen, 1823. 1826. 2 Bde.

Dankbar iſt es zu erkennen, wenn ein Deutſcher, und ein Staatsmann zumal, den großen Entſchluß faßt, ſeine Lebensbahn ſammt den Zeitläuften, durch welche ſie gegangen, der Welt in Denkſchriften darzulegen. Ich ſage mit gutem Bedacht: den großen Entſchluß; denn der Boden, welchen unſre Nachbarn, die Franzoſen, ſchon ſeit einem Jahrhundert völlig geebnet und zum anmuthigen Luſtwandeln eingerichtet haben, das Feld der Memoiren, iſt bei uns Deutſchen noch eine peinvolle Wildniß voll Schwierigkeit und Gefahr, nicht zum Vergnügen, ſondern nur in kühner Unternehmung zu betreten. Dort ſehen wir alle Klaſſen der Geſellſchaft, Miniſter und Marſchall, Prinzeſſin und Hofdame, Kardinal und Mönch, Modehändlerin und Zofe, Kammerdiener und Lakai,

kurz alles, was nur die Feder zu führen weiß, auf jenem wohlgepflegten Unterhaltungsplatze ſich vereint ergehn, jeder nach ſeiner Weiſe unter vielen Gleichbeſchäftigten bemüht, ſeinen gewohnten Gang heiter fortzuſetzen, durch Erzählung das Erlebte ſich und Andern nochmals zu vergegenwärtigen, das Gewonnene zu behaupten, das Verlorene und Verfehlte für die Gedanken herzuſtellen. Man muß geſtehn, ſie bewegen ſich Alle mit großer Leichtigkeit, man ſieht, die ganze Nation iſt ſolcher Übungen gewohnt, eine gewiſſe Freiheit und Anſtändigkeit des Benehmens iſt Allen gemein; will ein Sonderling, aus urſprünglicher oder angenommener Wunderlichkeit, die bequeme, breite Bahn verlaſſen, ſo mag er auf ſeine Gefahr, zum Staunen oder Lachen der Zuſchauer, querfeldein neue Wege ſuchen, es ſteht ihm frei, doch gezwungen iſt er dazu auf keine Weiſe. Wohl aber der Deutſche; denn dieſer, von ſolchem Triebe zum Luſtwandeln in jener Richtung angeregt, findet nicht bereiteten Boden, nicht aufnehmende Geſellſchaft Mit- und Vorauswandelnder, nicht anerkannte, ſchöne Form des Auftretens und Benehmens, nein, über Stock und Stein, durch Buſch und Bach, muß er für ſich allein in der Öde ſich mühſam durcharbeiten und ſoll vor aller Welt Augen, welche nur um ſo neugieriger und ſchadenfroher an dem Einzelnen haften, noch in Tracht und Geberde wie in Wort und Meinung ſtets einen Anſtand beobachten und eine Artigkeit darthun, die jedermann deſto heftiger von ihm verlangt, je weniger ein Muſter dafür noch nachzuweiſen iſt. Wahrlich es iſt kein Wunder, wenn unſere wenigen Memoirenſchreiber, unter ſolchen Umſtänden, nicht allzuglücklich gefahren, einige durch ihre mühſamen Anſtrengungen höchſtens Mitleid, andere durch ihr buntſcheckig geziertes Weſen nur Lachen erregt haben. Neben Goethe's Dichtung und Wahrheit haben wir nichts anderes Gelungenes zu nennen, und dieſes Werk ſelbſt, wie ächt deutſche Denkwürdigkeiten es auch mitenthalte, ſteht doch zu dem, was gewöhnlich mit dieſem Namen gemeint wird, ungefähr in dem Verhältniſſe wie der Fauſt deſſelben Meiſters zu an-

deren Trauerspielen. Wie das politische und höhere gesellige Leben in Denkschriften zu behandeln sei, haben wir noch nicht gelernt. Aber das Mißgeschick erster Versuche und Übungen kann deren wirkliches Verdienst nicht schwächen, sie sind gleichsam die Opfer, durch welche die künftige Vollkommenheit erkauft wird; wiederholte, häufigere Beispiele werden mit der auffallenden Seltenheit auch die auffallende Ungeschicklichkeit solcher an und für sich doch stets löblichen Bestrebungen austilgen. Wir haben im Deutschen, mit unverdrossener Müh' und Arbeit, nach vielen schlechten endlich gute Hexameter zu Stande gebracht; wir werden auch noch gute Memoiren bekommen. —

In der noch schwachen Zahl solcher verdienstlich Bemühten erscheint jetzt Herr von Gagern, mit bedeutenden Vortheilen, wie nicht zu läugnen, über seine Vorgänger, und gewiß auch, läßt sich annehmen, über manche Nachfolger. Seine Stellung in Lebens- und Weltverhältnissen, die ganze Art seiner Geistesbildung, seine eigenthümliche, selbst in Geschäften höchst bemerkbar gewordene Mittheilungsweise berechtigen zu ungewöhnlichen Erwartungen. Er geht auch in der That einen ganz besonderen Weg; er will nicht persönliche Lebensdenkwürdigkeiten noch eigentliche Geschichtsdarstellungen liefern, sondern sein Buch kündigt einen noch ganz anderen Zweck durch den Titel an: „Mein Antheil an der Politik." Daß der Name, dem dieses „Mein" angehört, nicht mitgenannt wird, könnte sogleich stutzig machen und hier eine unsichre Verknüpfung andeuten, sei es in der Sache oder in den Worten; zwar der Name findet sich glücklicherweise noch bald genug unter der Zueignung, sowohl des ersten als des zweiten Theils, aber nun ist man schon einmal mit dem Titel verfangen und findet diesen bei näherer Betrachtung eben nicht sehr wohlgegriffen. Die Politik, von welcher ein bestimmter Antheil hier herausgehoben werden soll, bleibt ein etwas unklares Abstraktum, nicht sonderlich geeignet, eine Mannigfaltigkeit von Konkretem, wie doch hier durch Antheil gemeint sein muß, als Bestandtheil zu haben. Ginge man

auf ſolche Bezeichnung ein, und wollten Mehrere dergleichen Antheile an der Politik für ſich ausſondern, ſo würde die letztere daſſelbe kleinſte Ergebniß oft nach vier, fünf, ſechs und mehr Seiten zugleich auszahlen ſollen, was doch unmöglich angeht. Aber das Wirrniß löſt ſich, ſobald man das perſönlich Geleiſtete in dem Antheil von dem ſächlich Geleiſteten in der Politik gehörig unterſcheidet und darnach den Titel ändert. Denn freilich iſt es wahr, daß in der Geſchichte von jeher ſtets weit mehr gethan und erſtrebt wird, als eigentlich herauskommt, daher es ſehr unbillig wäre, den Antheil an den politiſchen Bewegungen nur an den Ergebniſſen derſelben abzumeſſen. Herr von Gagern ſelbſt käme dabei offenbar zu kurz. Kein Menſch wird bezweifeln, daß Herr von Gagern dieſe in ſeinen Denkwürdigkeiten hier dargelegten Thätigkeiten ausgeübt, dieſe Anſichten gehabt, dieſe Geſinnungen gehegt habe; aber ſo viele Thätigkeiten durchkreuzen einander, heben einander auf, begleiten einander bald hemmend bald fördernd, und daſſelbe Zuſammentreffen und Widerſtreiten gilt von den Anſichten und Geſinnungen, ſo daß der einfache Ertrag aus ſo vielfachem Thun meiſt in gar keinem Verhältniſſe mehr zu dieſem ſteht; beſonders ſind die Thätigkeiten des Vermittelns, Ausgleichens und Friedenerhaltens ganz unendliche, welchen es nie an Stoff mangelt, deren Wirkung ſich nach allen Seiten verbreitet und gleichwohl in keiner beſonderen Geſtalt übrig bleibt. Daß Herrn von Gagern's politiſche Thätigkeit hauptſächlich von der bemerkten, ſo leicht verkennbaren und meiſt wirklich verkannten Art war, bezeugt ſelbſt der geiſtreiche Freund, deſſen Briefſtelle Herr von Gagern (Thl. II. S. 11) mittheilt, nach welcher der weſentlichſte Einfluß auf das Zuſammenwirken der minder-mächtigen deutſchen Regierungen zur Geſtaltung der deutſchen Bundesakte, und ebenſo die bedeutendſte Mitwirkung zum Ermäßigen der wegen Polen und Sachſen auf dem Kongreſſe zu Wien geſpannten Gemüther dem Herrn von Gagern eben in Gemäßheit jener Thätigkeiten zugeſprochen wird, ohne daß man es doch erkennen wolle, vielmehr ſei ſolche Erzäh-

lung, ſagt der Freund, den Juden ein Ärgerniß, den Griechen eine Thorheit; wobei denn, unter dem Namen der Juden und Griechen, hier die lieben Landsleute ſelbſt die Geſcholtenen ſind. Ich meinestheils bin weit entfernt, die Verdienſte des Herrn von Gagern geringer anzuſchlagen als er ſelbſt und ſein Freund, aber der Eifer, in welchen der letztere geräth, und jenes Nichterkennenwollen, und dieſes Ärgerniß und dieſe Thorheit beſtätigen nur die Meinung, daß, anſtatt des perſönlich Erlebten lieber das perſönlich Geleiſtete ſchildern zu wollen, ein minder ſicheres Abſehn und eine minder belohnende Arbeit ſei, ſowie auch, daß die Mißlichkeit des Titels dem Buche nicht bloß durch dieſen angehöre.

Der Zeitumfang, welchen Herr von Gagern in dieſen Denkſchriften vor ſich hat, begreift den letzten Verfall und völligen Untergang des deutſchen Reiches, und das neue Werden einer andern Geſtaltung, zuerſt des rheiniſchen und dann des deutſchen Bundes, alſo eine der größten Verarbeitungen und eine der wichtigſten Verwandlungen, welche den politiſchen Zuſtand unſrer Nation jemals betroffen haben. Dieſe Zeit, deren eigenthümliches Leben uns allzuſehr in Druck und Störung berührt hat, als daß wir ſeine Geſtalt immer unbefangen genug zu würdigen bereit wären, wird einſt in der Geſchichte der Deutſchen ein höchſtes Intereſſe auf ſich ziehen. Man wird ihren Erſcheinungen und Bedingniſſen eifrigſt nachſpüren und vielleicht, ungeachtet der ſo ungeheuer vermehrten Hülfsmittel, zu ihrer Aufhellung eben ſo begierig und vergebens nach ächten und ausreichenden Quellen forſchen, als jetzt nach denen des Mittelalters. Es iſt gewiß, daß unſere Gegenwart nicht weniger als frühere Zeiten unendlich vieles vernachläſſigt, mißachtet oder vergeudet, was uns, wie einſt den Nachkommen, in höchſtem Werthe ſtehen würde, wenn wir es, wie jene, als Ganzes aufzufaſſen im Stande wären. Aber in der Vereinzelung der unmittelbaren Lebensbezüge entgehen uns allzuleicht die allgemeinen Geſichtspunkte, und eine Geſchichte der Deutſchen als Zeitgenoſſe wahrhaft mit durchzuleben, iſt wohl noch ſchwieriger, als eine ſolche

zu ſchreiben, obwohl auch dieſe letztere Aufgabe ſchon als eine faſt unlösbare gilt. Das deutſche Leben des achtzehnten Jahrhunderts, die nächſte Zeit vor der völligen Auflöſung des deutſchen Reiches, dieſes Inbegriffs ſo vielfach getadelter und ſeitdem häufig genug wieder angerufener Staatsgebilde, iſt in ſolchem Betreff ganz beſonders ausgezeichnet, durch Anziehung ſowohl, als auch durch Schwierigkeit; der größte Reichthum, der mannigfachſte Reiz bietet ſich dar, wie jeder bekennen wird, der nur irgendwie in jene Zuſtände tiefer hineinzublicken vermochte; aber dieſes Leben erſcheint nirgends beiſammen, weder auf dem Markte, noch in der Kirche, weder im Heere, noch am Hoflager, weder in der Schule, noch in der Geſelligkeit, ſondern überall zerſtreut und überall anders, auf keiner Hauptſtraße begegnet man ihm, es will auf tauſend verſchiedenen, oft kaum noch merkbaren Wegen in ſeinen kleinſten Bezügen aufgeſucht ſein, ſogar der Staat ſelber, der doch als das zumeiſt Öffentliche hervorzutreten hat, nur in den Gedichten, in Still-Leben, Träumen. Vorzüglichen Dank haben wir deßhalb für jeden Beitrag auszuſprechen, welchen irgend Berufene uns zur Kenntniß einzelner Verzweigungen und Gebilde jenes Lebens aus ihrer perſönlichen Erfahrung und Erinnerung mittheilen, und ſolcher Dank gebührt unſerm Verfaſſer zuverläſſig in hohem Grade. Die Verhältniſſe deutſcher Staatsperſönlichkeiten, — beides, ſowohl der Staaten, als der Staatsmänner, — in jenen Zeiten und Schickungen der aus üppigem Frieden aufgährenden Umwandlungsſtürme, treten aus den vorliegenden Denkſchriften uns lebhaft vor Augen, wir ſehen einen beſtimmten Strich deutſchen Landes und Karakters unſern Blicken hell beleuchtet. Hier muß zuvörderſt erfreuen, unter allem äußeren Wechſel, der verhängt ſein mag, ſo viel Treue des inneren Karakters zu finden, ſo große Nachhaltigkeit, Fortdauer im Gewohnten, Milde, Billigkeit, wie ſich an dieſen Zuſtänden überhaupt kund giebt; Eigenſchaften, welche auch im Ganzen die des Mannes ſind, der dieſe Zuſtände ſchildert; ſeine Treue gegen das naſſauiſche Haus, ſeine Zuneigung für

das deutſche Vaterland verläugnen ſich nie, wenn auch ſonſt wohl die Spaltungen der Zeit zu mancherlei unerwünſchten, ja bedenklichen Rollen nöthigen. Am anziehendſten iſt der erſte Theil, und von dieſem wieder die erſtere Hälfte, welche den ſchon entlegneren Verhältniſſen, vor der franzöſiſchen Revolution und während derſelben, gewidmet iſt. Ich kann nur das Bedauern ausdrücken, daß Herr von Gagern grade dieſe Schilderungen allzu kurz abgefertigt hat; ſie brechen faſt immer ab, wo das Weitergehen und Ausführen erſt recht erwünſcht wäre; in Bezug auf dieſe Sachen hat Herr von Gagern wenigſtens von mir nicht den Vorwurf zu gewärtigen, den er im voraus verzeihen will, nämlich: „daß man hin und wieder das Geplauder des alternden Mannes rüge;“ im Gegentheil, er hätte meinethalben um ein gutes Theil redſeliger ſein mögen!

Herr von Gagern iſt im Jahre 1766 bei Worms auf dem reichsritterſchaftlichen Schloſſe ſeines Vaters geboren; die Erinnerungen eines Reichsritters, der „keines Fürſten Unterthan“, ſind in ihm noch lebhaft und gehen durch das ganze Buch; da ſich dieſe mit dem früheren Geſchlecht abſchließen und in keinem nachfolgenden wiederholen, ſo ſind auch ſie ſchon Denkmale einer unwiederbringlich dahingeſchwundenen Vergangenheit und geben dem Buche ihren eignen Reiz. Obwohl Proteſtant, beſucht Herr von Gagern in Worms die katholiſche, noch dazu von Exjeſuiten geführte Schule, und er rühmt ſich ihres guten, die Religionsſachen gar nicht berührenden Unterrichts. Nachher kommt er auf die Schule zu Zweibrücken, dann in des Dichters Pfeffel Erziehungsanſtalt zu Kolmar, welche, gleich vielen andern damaligen, auf militäriſche Weiſe eingerichtet war. Im ſechszehnten Jahre bezieht er die Univerſität Leipzig, ſpäter Göttingen. Des Vaters Verhältniſſe brachten ihn darauf in die Dienſte des Herzogs von Zweibrücken; was über Hof und Regierung dieſes kleinen Fürſten geſagt wird, iſt ſehr intereſſant; die großen politiſchen Bewegungen über die Erlöſchung der baieriſchen Kur im Jahre 1777 ſpielen hier ſtark

ein; Montgelas, damals noch Freiherr, und der Diplomatiker Pfeffel werden geſchildert. Um ſich zu einem höheren Staatsamte vorzubereiten, das ihm, als einem jungen Edelmanne, im voraus zu Naſſau-Weilburg zugedacht war, geht Herr von Gagern auf einige Zeit nach Wien. In Weilburg ſteht er bald, erſt 21 Jahr alt, neben dem faſt gleichaltrigen Fürſten, mit dem er in Leipzig ſtudirt hat, als Präſident an der Spitze des geſammten Landes; eine vortreffliche und muſterhafte Ordnung, eingeführt von ſeinem Vorgänger, dem Präſidenten von Botzheim, einem großen Staatsmanne, wie Deutſchland ihrer in den engſten Wirkungskreiſen ſo viele zählte, machte ihm die Sache leicht, das Regieren war unter ſolchen Umſtänden ein Genuß.

Dieſe glückliche Lage wird durch die Bewegungen der franzöſiſchen Revolution erſt von fern, dann in der Nähe geſtört. Über die damaligen Stimmungen in Deutſchland, das Benehmen der Höfe, den Antheil, welchen man in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft, in den Heeren, am wenigſten doch im untern Volke, zu Gunſten der Revolution wahrnahm, kommen merkwürdige Äußerungen vor. Endlich erſcheinen die franzöſiſchen Republikaner ſelbſt, den Grafen Euſtine an der Spitze; dieſem gegenüber ſpielt Herr von Gagern eine ſehr barſche, trotzige Rolle, auf die er nicht ohne Wohlgefallen zurückblickt; allein die rauheſten Kriegsleute laſſen oft aus Gutmüthigkeit oder Läſſigkeit mancherlei ſo hingehen, was nachher wohl ausſehen kann, als habe man ihnen aufgetrumpft, im Augenblicke ſelbſt aber ſo viel nicht bedeuten mochte. Aber Herr von Gagern erſpäht in ſeiner eignen Denkart die mächtige Einwirkung der Republikaner, er verwahrt ſich nur, daß er ihnen im Sinne des Königshaſſes und der Erbitterung nie angehört habe; dies erweiſt ſich auch alsbald, da er die Rettung der Königin von Frankreich, als einer geborenen deutſchen Fürſtin, zur Ehre der deutſchen Nation verſuchen will; er ſchreibt in dieſer Abſicht an die Königin und an den franzöſiſchen Nationalkonvent und bringt den Brief den drei bei den franzöſiſchen

Truppen in Mainz anwesenden Kommissären des Konvents, wo aber Merlin von Thionville sich bei Tische häßlich mit dem Messer geberdet, indem er sagt, es gefalle ihm nicht auf der Erde, so lange noch ein Edelmann übrig sei; zu schweigen, sagt Herr von Gagern hier, war das Klügste. Übrigens wollte er die Königin zu Paris im Namen der deutschen Jugend zurückverlangen, die rothe Kappe, bekennt er, hätte er unweigerlich genommen, mit den deutschen Handwerksburschen in Paris Kameradschaft gepflogen, des Geldes nicht gespart, das Äußerste gewagt; doch dieser Anschlag blieb in unverwirklichten Möglichkeiten stecken, wie so mancher andere. Herr von Gagern muß bald für seine eigene Sicherheit sorgen, wirkt aber dadurch nur um so eifriger für das Allgemeine; ein Aufruf zum engeren Verein gegen die Franzosen, ein Keim des Tugendbundes, die zur Sprache gebrachten Ur-Ideen von Landwehr und Landsturm, persönliche Drohungen gegen den kurpfälzischen Minister Grafen Oberndorf, die mächtigsten Hülfsmittel, wie man sieht, zu welchen der erregte Thateifer greifen kann, bleiben ebenfalls ohne Folge; indeß erkennt man, wie früh Herr von Gagern die Anstalten, welche später in Deutschland gegen die fremde Gewaltherrschaft wirklich durchgriffen, in sich getragen, wiewohl er die Ehre solcher Anschläge darum nicht gerade sich selber vorzugsweise beimessen will, sondern dieselben als „Ur-Ideen" gern noch früheren Eigenthümern überweist.

Den Frieden von Basel kann ein Deutscher, sagt Herr von Gagern, nur mit Abscheu nennen; von dem Augenblicke habe es geheißen: Rette sich wer da kann! und diese Sprache habe er selbst fortan häufig und geläufig geführt. Durch den Fortgang der Ereignisse verliert Herr von Gagern seinen bisherigen Boden und die darauf gegründete Wirksamkeit endlich ganz, er lebt als Vertriebener, bald mehr, bald weniger beschäftigt, bald in Berlin bald in Wien politische Rathschläge anbringend, doch immer ohne Erfolg; er muß zuletzt gestehn, daß der Frieden von Campo-Formio sich kaum besser ausnimmt als der von Basel. Vom Kongresse

zu Raſtatt hat er auch nicht viel Löbliches zu berichten; die Ermordung der franzöſiſchen Geſandten durch Szekler Huſaren wird hier, öffentlich, ſo viel ich weiß, zum erſtenmal, mit einem beſtimmten Verdacht gegen den Grafen Lehrbach verknüpft, weiterer Aufſchluß aber nicht mitgetheilt. In Folge der Verträge, welche den weltlichen deutſchen Fürſten Entſchädigungen für ihre an Frankreich gemachten Verluſte durch Einziehung deutſcher geiſtlicher Länder ſicherten, ging Herr von Gagern ſodann als naſſauiſcher Bevollmächtigter nach Paris, an den Hof Bonaparte's. Hier lebt er in der großen Welt und Geſellſchaft; Herr von Talleyrand, Frau von Staël und andere berühmte Perſonen treten hervor. Späterhin wird hier der Rheinbund geſtiftet, zu welchem Herr von Gagern, des: Rette ſich wer da kann! beſtens eingedenk, thätig mitgewirkt, ſowohl zum Vortheil ſeines naſſauiſchen Hofes, als auch den übrigen deutſchen Verhältniſſen zum Beſten, wie er ausführlich darzuthun bemüht iſt; im Grunde freilich war bei dieſen Dingen von deutſcher Seite nicht viel auszurichten.

Alle nachfolgende Thätigkeit des Herrn von Gagern ferner im Einzelnen zu begleiten, dürfte hier der Raum ſchwerlich erlauben; ich will aber die Hauptſachen der Reihe nach kürzlich anführen. Der Krieg des Jahres 1806 gegen Preußen läßt Herrn von Gagern in ſeinen diplomatiſchen Geſchäften dem Hauptquartiere Napoleon's folgen; die Dienſte, welche er hier gelegentlich dem kurſächſiſchen Hof erzeigt, hätten ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten in Dresden zuwenden können, allein die Sache blieb abermals ohne Verwirklichung. Herr von Gagern kam wieder nach Paris, wo Napoleon's gewaltige Stellung und Mittel Anreiz genug zu großen Planen ſein konnten, doch da derſelbe auf den ihm von fern hinterbrachten Vorſchlag, deutſche oder gemiſchte Kolonieen durch Herrn von Gagern nach Louiſiana führen zu laſſen, nicht geachtet hatte, ſo theilte dieſer ihm andere, wichtigere, weil er ihm nicht traute, lieber gar nicht mit; die Aufforderung an Napoleon, nicht halb, ſondern

lieber ganz Charlemagne zu ſein, ſich in Deutſchland wählen und krönen zu laſſen, da denn gegen die Ungehorſamen die deutſchen Geſetze von der Acht genug ſprechen würden, eine Reichskanzlei und den Reichshofrath zu beſtellen, ſich mit Rechtsgelehrten und Litteratoren zu umgeben, und endlich, dem Herrn von Gagern jährlich in Deutſchland zwei Millionen zu vertrauen, um damit in Ritterſchaft und drittem Stand dem neuen Kaiſer Anhänger zu gewinnen, dieſe Aufforderung hätte doch gewiß für Napoleon ſehr verführeriſch ſein müſſen, der die Millionen ohnehin verſchwendete, aber nicht ahnete, welch zweckmäßiger Gebrauch davon in Ritterſchaft und drittem Stand hätte gemacht werden können. „Es erging fürwahr ganz anders," ſagt Herr von Gagern; er ſelbſt mußte in Folge eines franzöſiſchen Dekrets, welches im Jahre 1811 alle auf dem linken Rheinufer Geborenen als Franzoſen anſprach und aus fremden Dienſten zurückrief, das naſſauiſche Staatsverhältniß aufgeben, und weil er nicht in Frankreich dienen wollte, zog er ſich nach Öſterreich, wo er ſeinem nunmehr entſchiedenen Haſſe gegen Napoleon Nahrung zu finden hoffte. Der Miniſter vom Stein ſchien für Männer in ſolchen Lagen ein Vorbild, in welchem man ſich gern ſpiegelte, aber den Unterſchied von dieſem Helden deutſcher Geſinnung zu ſo manchen Opfern ganz anderer Umſtände wird man leicht feſthalten.

Napoleon's Mißgeſchicke begannen, und Herr von Gagern ſah ein erweitertes Feld der Thätigkeit vor ſich; die Volksſtimme war ſo kräftig, daß ſie dem öſterreichiſchen Kaiſer ſelbſt, ſagt Herr von Gagern, nicht erlaubt haben würde, ferner Parthei für Napoleon zu nehmen; Herr von Gagern hatte ſchon gewählt und machte gemeine Sache mit der Volksſtimme; allein das Unglück verfolgt ihn auch hier, immer wird er vor der That gehemmt und von denen verkannt, für die er thätig ſein will. Seine Aufſtandsanſchläge ſchienen, wie er ſelbſt ſagt, dem Anſehn und der Hoheit des öſterreichiſchen Hofes gefährlich, und ehe ſie zur Ausführung gelangen konnten, wurde Herr von Gagern aus den

öſterreichiſchen Staaten verwieſen! Er tröſtet ſich mit den Worten: „Allerdings lag in mir auch der Ehrgeiz, zu zeigen, was ſtarke Karaktere vermögen. Das Schickſal hat es nicht gewollt.“ Indeß wird Herrn von Gagern's redlicher Eifer doch bald eingeſehn, und er begiebt ſich, mit öſterreichiſchen Winken, nach Breslau, wo die von Kaliſch dahin gekommenen Monarchen doch ihre innerſte Anſicht ihm, wie er ſelber meint, wohl nicht eröffneten. Von anderer Seite dagegen zeigt ſich erwünſchtes Zutrauen; in Prag hatte der noch nicht wieder eingeſetzte Kurfürſt von Heſſen den Herrn von Gagern in ſeinen innerſten Rath gezogen; nunmehr berief ihn eine Depeſche an die Spitze der Angelegenheiten des Prinzen von Oranien, und alsbald trat er in den Verwaltungsrath, welchen die verbündeten Herrſcher für die eroberten Länder unter Vorſitz des Miniſters vom Stein anordneten. Hierauf nahm Herr von Gagern die naſſauiſchen und niederländiſchen Intereſſen in den Friedensverhandlungen zu Paris, und dann beim Kongreſſe zu Wien, wohin er neben Herrn von Spaen als zweiter Bevollmächtigter geſandt wurde, mit lebhaftem Eifer und mit allem dem Erfolge wahr, der in den günſtigſten Verhältniſſen des oraniſchen Hauſes reichlichſt begründet lag.

Der Kongreß von Wien füllt den ganzen zweiten Theil dieſer Denkſchriften; in alle Verhandlungen und Verwickelungen dieſes wichtigen Zeitraums einzugehn, iſt aber hier nicht möglich. Leid iſt es mir, ſagen zu müſſen, daß hier auch das Intereſſe der Mittheilungen des Herrn von Gagern merklich abnimmt, ſei es, daß die Größe des Gegenſtandes weniger leicht zu verarbeiten, oder die Fülle des Mittheilbaren nicht ſo ergiebig war, oder auch der perſönliche Antheil an dieſem bedeutenden Stücke Politik mehr in eigentlichen Geſchäftsarbeiten als in großen, für die Einbildungskraft anziehenden Entwürfen beſtand. Wenigſtens wendet ſich der Vortrag des Herrn von Gagern hier mehr und mehr auf das Geſchäftliche und ſucht dieſes hauptſächlich hervorzuheben und zu belegen; Auszüge aus Verträgen, Prote-

kollen, diplomatiſchen Noten und Depeſchen nehmen im Text überhand, abgerechnet was dieſer Art in einem großen Anhange noch beſonders beigefügt iſt. Dieſe Miſchung von meiſt franzöſiſchen, auch mitunter engliſchen, Aktenſtücken und Beweisſtellen mit deutſcher Erzählung und Betrachtung verurſacht einiges Unbehagen; den wenigſten Leſern kann dieſes wiederholte Überſpringen aus der Kanzlei in den Salon und aus dem Salon in die Kanzlei gefallen. Der dritte Theil dieſer Denkſchriften, welcher wahrſcheinlich noch folgen und die Wirkſamkeit des Herrn von Gagern am deutſchen Bundestage darſtellen wird, möge ſich in dieſem Betrachte doch ja vor den Bundesprotokollen hüten, deren Ernſt und Schwere, bei aller Gleichheit des Idioms, ſich nothwendig ſträuben muß, in den immer etwas leichten Stil unterhaltender Denkſchriften eingeſchoben zu werden, wenn auch die eignen Vorträge und Abſtimmungen des Herrn von Gagern hierin zuweilen eine willkommene Ausnahme machen. Zudem ſind eigentliche Aktenſtücke für die politiſche Geſchichte nicht immer die ſicherſten Quellen und Belege; man müßte ſie vollſtändiger haben, als dies gewöhnlich der Fall ſein kann, um ihren Sinn und Zuſammenhang jedesmal richtig einzuſehn, und das eigentlich Wirkſame und Entſcheidende bewegt ſich im politiſchen Gebiete meiſt außerhalb der Bahnen, auf welchen ſich die breiten Verhandlungsſchriften fortarbeiten. Dafür ſind eben perſönliche Denkſchriften, daß ſie aus unmittelbarer Lebensanſchauung das Erlebte ſchildern, und ihr ganzer Vortheil geht verloren, wenn ſie wieder auf das amtliche Schriftweſen zurückkehren. Aber ein Deutſcher, das ſehen wir, kann faſt nicht anders, ſo ſtark die Schwingen der Anmuth ihn erheben, ſo ſtark wieder zieht die Aktenſchwere ihn herab, und unſere Retz, St. Simon, Ferrieres, Ségur ſehen ſich verurtheilt, immer auch ein bischen unſere Lünig und Meyern zu ſein! Dies einmal als Nationalnothwendigkeit zugeſtanden, wäre es jedoch ſehr unbillig, Herrn von Gagern's Sorgfalt nicht anzuerkennen; er war bemüht, ſeinem Buche jede zuverläſſige Bewährung einzuverleiben,

und dies bleibt zu loben, auch wenn der Ertrag nicht immer der Absicht entsprechen sollte. Einige merkwürdige Aktenstücke sind hier zuerst der Öffentlichkeit übergeben; die Kanzleien und Archive haben manches losgelassen, was sonst festzuliegen pflegt. Von seinem Fürsten hat Herr von Gagern die Vergünstigung erwirkt, seine eigenen Depeschen theilweise abdrucken zu lassen; hier tritt denn freilich die Betrachtung ein, daß dergleichen Schriften, auf welche, im Augenblick ihres Lebenspunktes, und noch eine Weile hernach von den betreffenden Personen, mit Recht der höchste Werth gesetzt wird, späterhin, und für Fremde, gar sehr an Interesse zu verlieren pflegen, es geht damit wie mit den Zeitungen, nur immer auf die neuesten ist man begierig, obwohl nicht zu läugnen, daß oft die älteren besser waren. Ferner, als Herr von Gagern sich zu diesen Denkwürdigkeiten entschloß, bedingte er mit dem Fürsten von Talleyrand, daß dieser ihm unverfängliche geschichtliche Fragen beantworten sollte; diese Fragen und Antworten sind mitgetheilt; bei dieser Gelegenheit sieht man wieder recht, wie schwer das Fragen ist, und wie leicht das Antworten, wenn man es dabei wie Herr von Gagern und der Fürst von Talleyrand macht, denn in der That ist wenig dabei herausgekommen. Ein zwischen dem österreichischen Gesandten in München, Grafen Friedrich von Stadion, und seinem Bruder, dem gewesenen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu Wien, geführter Briefwechsel, der nach des Ersteren Ableben auf seltsame Weise in Herrn von Gagern's Hände kam und von ihm, edler und zarter Weise, dem Letzteren zurückgestellt wurde, hätte reichere Ausbeute gewähren mögen, aber Herr von Gagern theilt nur ein paar unverfängliche Stellen daraus mit. In Betreff seiner Unterredungen mit Herrn Bartholdy, von welchem über die preußischen Verhältnisse allerlei Äußerungen beigebracht sind, ist Herr von Gagern weniger zart gewesen, wie er denn überhaupt den preußischen Staatsmännern durch das ganze Buch nicht sonderlich gewogen erscheint und in rücksichts-

loſer Art von ihnen ſpricht; vielleicht aber haben ſie vor Andren es auch um ihn verdient!

An Gelegenheit, die großen und kleinen Welthändel kennen zu lernen und in ihr Getriebe mitthätig einzugreifen, hat es Herrn von Gagern, nach allem Erwähnten, nun allerdings nicht gefehlt; ſeine Stellungen waren bedeutend genug, ſeine Verhältniſſe mannigfach, ſeine Hülfsquellen nicht gewöhnliche; gleichwohl ſcheint ſeine Auffaſſung und Darſtellung ſo vielfacher und lebensvollet Gegenſtände nur ſelten dieſen gehäuften Vortheilen zu entſprechen. Im entſchieden Großen wählt er oft nur die kleinſten Geſichtspunkte; die Bezüge der Dinge und der Perſonen zu einander erſcheinen oft völlig aufgelöſt, um nur den Einen Bezug, den näher oder entfernter an den Verfaſſer knüpfbaren, hervorzuheben; Urtheile bedingen ſich ihm hieraus oft von ſo ſeltſamer Art, daß zu ſeiner Meinung außer ihm ſchwerlich noch jemand ganz wird ſtimmen wollen. Überhaupt iſt das Ganze ſo geſtellt, daß nicht ſowohl die Begebenheiten Licht von der Perſon, als vielmehr die Perſon Licht und Glanz von den Begebenheiten empfängt, welche ringsher ſich um jene fügſam ordnen und das Bild derſelben von allen Seiten in bunten Farben zurückſpiegeln. Dieſe prachtvolle Heiterkeit iſt manchen ſtilleren Tugenden des Buches nicht günſtig. Die Biederkeit, deren wirkſame Gegenwart in dem Karakter dieſer Denkſchriften auch der Mißwollende ſelbſt nicht abläugnen dürfte, kann in der unvermeidlichen Selbſtbeſchauung, die ihr bereitet iſt, einiger Züge zu ſtark lächelnden Wohlgefallens ſich nicht erwehren. Auch die Beſcheidenheit hat manchmal von der ihr aufgedrungenen Stellung einiges zu leiden; am wenigſten jedoch die Gutmüthigkeit, welche ſich unter ſo vielfachen Verlockungen doch immer in faſt gleicher Haltung zeigt. Wie gegen ſich ſelbſt, iſt Herr von Gagern auch gegen Andre billig, und wenn er auch Ungunſt und Tadel lebhaft genug ausſpricht, ſo findet ſich in ſeinen Urtheilen doch nicht leicht Bitterkeit oder Schadenfreude. Selbſt die feindlichen Angriffe eines Lucheſini, der in ſeinen Denkwürdigkeiten ſon-

nenklar beweiſen will, daß Herr von Gagern in Paris treulos gegen das naſſauiſche Haus gehandelt habe, der Allemannia, welche ihn einen der erſten Urheber aller revolutionären Geſinnungen nennt, und des Manuſkripts aus Süddeutſchland, welches behauptet, daß er zu Wien beim Kongreſſe nur abgeſchmackte Dinge zu Markt gebracht habe, behandelt er mit Glimpf und Milde und führt ſie den Dilettanten des Tadels zu Liebe, wie er ſagt, in ſeinem Buche ſelbſt, ohne beſondre Widerlegung, mit obigen Worten an.

Art und Weiſe, die Dinge zu ſehn und zu nehmen, den ganzen Weltwirrwar zu behandeln und ſich ſelber darin darzuſtellen, will man bei dem Schriftſteller immer auch in ſeinem Stil und in ſeiner Sprache wiederfinden. Die Schreibart des Herrn von Gagern wäre in dieſer Hinſicht, dürfte jene Regel durchaus keine Ausnahme leiden, nicht eben das günſtigſte Zeugniß für ihn. Sie hat wenig Gleichmäßigkeit, im Gegentheil, ihre Wendungen und Sprünge halten ein unbehagliches Erſtaunen rege; ſie weicht bald nach der einen, bald nach der andern Seite über die Gebühr aus, giebt ſich nachläſſig der größten Bequemlichkeit hin und nimmt die gezwungenſte Feierlichkeit an, nicht wie es der Gegenſtand erfordert, ſondern wie es die Laune bringt; die Trivialität herabgekommener Geſellſchaftsausdrücke miſcht ſich mit der ſchwülſtigſten Geſchichtſchreiberſprache; der hohe Aufſchwung Johann von Müller's wetteifert mit dem leichten Geſprudel des Herrn von Pradt, dazwiſchen ſucht ein ſcherzender Witz, der nicht ſelten bis zum Schalkhaften ſich verſteigt, die flüchtige Grazie zu haſchen. So bekommt denn freilich das Ganze ein ziemlich buntes und wirres Anſehn, man erkennt, wie ſchwer es noch ſein muß, im Deutſchen bei ſolchen Mittheilungen Ernſt und Anmuth zu vereinigen. Einige Beiſpiele, wo Herr von Gagern in ſeiner Erzählung bald kanzleimäßig „ſeine Incumbenz erfüllt," bald ſalonredneriſch „nicht nur die groben Buchſtaben, ſondern ſelbſt die points sur les J hinreichend ſetzt," dann feierlich „der biedern Altvordern" gedenkt, dann ſchalkhaft „der deutſchen Dulcinea, die noch ihres Rit-

ters harrt," Erwähnung thut, beweiſen hinlänglich, wie zwiſchen Charybdis und Scylla die ſteuerloſe Fahrt ins Verderben führt. Eine Redensart wie: „Da ich in Glück und Wohlſtand dies Ruder geführt, dies Brot gegeſſen hatte," die ſich ſogar mit Vorliebe wiederholt; „Der Herr Fürſt von Uſingen hat ſo lange öſterreichiſches Brot und faſt kein andres gegeſſen," ſollte billig mit der verwandten: „Weß Brot ich eſſe, deß Lied ich ſinge," mit: „Meiner Wenigkeit," und andern ſolchen Geſchmackloſigkeiten unſres abgelegten Sprachplunders, in guter Geſellſchaft nie mehr erſcheinen. Daß aus der Miſchung der Tonarten indeß auch gute komiſche Kraftwirkung hervorgehn könne, beweiſt Herr von Gagern durch folgende Stelle, wo die gerügten Mängel im Verein faſt eine Tugend werden: „In Herrn von Talleyrand's Hauſe, — erzählt er, — wurde ein Pflegkind, die kleine Charlotte, erzogen, mit der größten Sorgfalt und Zärtlichkeit; ſie war gleichſam eine wichtige Perſon. Wie oft habe ich die Matadore, die alten Leute, Aranda, Philipp Cobenzl, Lucheſini, mit dieſem Kinde ſpielen ſehn, manchmal ängſtlich, ob ſie ſie konnten lächeln machen, und bemerkt werden. Wie oft ſah ich ein kleines Schooßhündchen ſchmeicheln und von einer Stelle zur andern tragen. Mit dieſem artigen Kind, jetzt einer artigen Frau, an Herrn Talleyrand's Vetter vermählt, habe ich auch gern geſpielt. Aber Herr Hans von Gagern hat dieſe altdeutſche Strafe des Hundetragens dort nicht erlitten." —

Jungen Männern, welche ſich dem diplomatiſchen Fache widmen, pflegt man das Leſen von Denkſchriften beſonders zu empfehlen; daß ſie außerdem die gehörigen ernſten Studien betreiben, ſetzt man wohl ohnehin dabei voraus. In dieſer Beziehung darf man ſie wohl aufmerkſam machen, daß ſie auch hier, neben der höheren Belehrung, manche nutzbare Winke für das perſönliche Leben finden, von welchen der Vortheil unmittelbar einleuchtet. Herr von Gagern war bei ſeinem erſten Erſcheinen in Paris nicht förmlich beglaubigt; an allem, was den Diplomaten Angenehmes wider-

fuhr, — Einladungen, Benachrichtigungen, Auszeichnungen, — nahm er Theil, doch hatte ſeine Stellung in andrem Bezug auch wieder ihr Unangenehmes, und da giebt er denn die Auskunft: „Dieſen Mißverhältniſſen ſuchte ich früh auch damit zu ſteuern, daß ich alſobald als vornehmer Herr zu leben anfing. Denn man gilt häufig an den Poſten, wie man ſich ſelbſt hinſtellt, und es war zeitig mein Augenmerk, mich von der Klaſſe läſtiger Sollicitanten zu ſcheiden. Damals war es um ſo bemerkter, da Equipagen und Eleganz noch unter die Seltenheiten gehörten. Alle die, welche etwa hofften, oder Miene machten, das zerſplitterte und gedrückte naſſauiſche Haus in den Hintergrund zu ſtellen, wo nicht gar zur Beute zu bezeichnen, wurden gleich damit beſeitigt, und ihnen dies Handwerk gelegt.“ Aber mit Equipagen und Aufwand iſt noch lange nicht alles gethan, auch die perſönliche Liebenswürdigkeit muß das Ihre leiſten, ſo bei Madame Recamier in Clichy: „Litteratur, Ritt und Gang im Wald, kleine Spiele, unſer deutſcher Plumpſack und Blindekuh, Geſang und Tanz waren in beſtändigem Wechſel. Ein und das andremal kamen ſie zu mir nach Bagatelle. Es iſt häufig den Diplomaten heilſam, modiſch zu ſein. In früheren Jahren war ich ein ſehr raſcher, bisweilen leidenſchaftlicher Tänzer. Die Kriege hatten unſren Nationaltanz, den Walzer, nach Paris gebracht. Scherzweis ſagte ich bisweilen, der Friede zu Luneville habe einen geheimen Separatartikel, vermöge deſſen der deutſche Tanz ihnen abgetreten ſei. Später iſt ſelbſt unſer Kehraus vom naſſauiſchen an den franzöſiſchen Hof gekommen.“ Aber ganz unverhohlen kommt endlich, beim wiener Kongreß, noch Entſcheidenderes zur Sprache. Herr von Gagern erzählt, er habe mit ſeinem Geſandtſchaftsgenoſſen, Herrn von Spaen, die erſte Zuſammenkunft in Bad-Embs gehabt; ſie durchlieſen die Inſtruktionen, die nicht viel beſagen konnten; das Vorbild, die Klugheit der Altvordern, und in der eignen Bruſt Redlichkeit und Nachdruck, ſchienen die beſten Quellen; gleich aber fährt Herr von Gagern fort, wie folgt: „Meine wichtigere Frage an den Herrn von Spaen

war, ob er einen guten Koch habe? Und als er ſie verneinte, mit dem Anfügen, er werde erſt nach dem Kongreß dort haushalten, ſchrieb ich ſogleich nach Paris, um mir einen der geſchickteren aus Véry's Anſtalt zu ſenden, nahm eine weibliche aus meinem Hausweſen zum inhaltſchweren Geſchäft der Dampfnudeln mit; ließ von Amſterdam fremde Weine in Fülle kommen und empfing ohne Anſtand und genügend die beſten Sorten des heimiſchen Rheinweins aus den fürſtlich naſſauiſchen Kellern. Dieſe Vorſicht kam mir zu Statten." Und der Verfolg des Buches ſelber zeigt, daß dieſe Verſicherung wohlbegründet iſt. —

Hiemit will ich meine Anzeige des reichhaltigen, belehrend-ergötzlichen Buches ſchließen. Mögen Andre mehr auf das Beſondre eingehn, als ich es hier kann; an Stoff zu Bemerkungen fehlt es hauptſächlich in dem zweiten Theile nicht, nur dürfte man oft in Verlegenheit ſein, wie man ſie gehörig vorbringen ſoll, wenn man nicht gradezu Herrn von Gagern ſelber nachahmen und zugleich ſo künſtlich figuriren und wieder ſo natürlich ſich gehn laſſen will, wie es ihm einzig gegeben iſt. Und wer möchte dies zu unternehmen wagen? Ich nicht. —

III.

1) Franz von Sickingen's Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. Durch Ernſt Münch. Erſter Band. Stuttgart und Tübingen, 1827. (Der zweite Band, die Urkunden enthaltend, wird nachgeliefert.)

2) Bilibald Pirkheimer's Schweizerkrieg und Ehrenhandel mit ſeinen Feinden zu Nürnberg. Nebſt

Biographie und kritiſchem Schriftenverzeichniß. Durch Ernſt Münch. Baſel, 1826.

3) Charitas Pirkheimer, ihre Schweſtern und Nichten. Biographie und Nachlaß. Durch Ernſt Münch. Nürnberg, 1826.

4) Johann von Werth im nächſten Zuſammenhange mit der Zeitgeſchichte. Dargeſtellt von Friedrich Wilhelm Barthold. Berlin, 1826.

Zweien großen und inhaltſchweren Zeiträumen unſrer deutſchen Geſchichte, den Zeiten der Kirchenreformation und des dreißigjährigen Krieges, gehören die Geſtalten an, deren Betrachtung uns in den vorliegenden Büchern dargeboten wird. Beide Zeiten, welche in genauer Verbindung denſelben inneren Kampf und die entſchiedenſte Umwandlung der Nation umfaſſen, ſind reich an großen und eigenthümlichen Helden, an bedeutenden Männern von höchſter perſönlicher Wirkſamkeit, eingreifend durch Geiſt, Geſinnung, Befehlsmacht, That. Die allgemeinen Begebenheiten zeigen jedoch den Einzelnen nur im Gedränge des heftigbewegten Lebens, im kurzen Augenblicke der höchſten Erſcheinung, im blendenden Lichte beſtimmter Auftritte, und ein näherer Antheil an der Perſönlichkeit ſelbſt, welche ſo erſcheint und wirkt, bleibt unbefriedigt, es ſei denn, daß ihr, in veränderter Betrachtung, das Allgemeine untergeordnet, und ſie aus dem aufzuräumenden maſſenhaften Gewirr, von welchem ſie großentheils überſchüttet liegt, hervorgearbeitet werde. Schlimm iſt es, wenn die Zeitgenoſſen dies verabſäumt haben, und ſpätere Nachlebende dieſe Mühe tragen ſollen; die Unmittelbarkeit des Lebens, in welcher mit dem Gegenſtande der Gleichzeitige ſich befindet, iſt bei der ſpäteren Auffaſſung nicht mehr zu erreichen. Leider iſt ſolches in Betreff der angeführten Zeiträume ſehr der Fall; für ſie iſt faſt alle biographiſche Arbeit noch jetzt auszutheilen, das Bedürfniß derſelben wird lebhaft von jedem

gefühlt, der die vaterländiſche Geſchichte mit nicht allzu flüchtigem Blicke zu durchſchauen wünſcht. Zwar fehlt es nicht an mannigfachen Bemühungen, an mehr oder minder glücklichen Verſuchen, beſonders in Abſicht der Reformatoren und ihrer gelehrten Hülfsgenoſſen; allein wo wäre, zum Beiſpiel, ſelbſt von Luther's Leben die Darſtellung, die an Gründlichkeit und Anmuth mit den Werken wetteifern dürfte, welche Frankreich in den Lebensbeſchreibungen Fénélon's und Boſſuet's durch den Kardinal Bauſſet beſitzt? Mit andern Helden jener Zeiträume ſteht es nicht beſſer, nur ſchlimmer. In Ermangelung der Geſchichtſchreiber haben unſre Dichter noch das Beſte gethan und uns die leibhaften Geſtalten eines Götz von Berlichingen und eines Wallenſtein ſo lebendig vor Augen geſtellt, daß der Geſchichtſchreiber nur wünſchen kann, in ſeinem Gebiet eben ſo wahr und treu darzuſtellen, als es in ihrer Art jene gethan.

Aus dieſer Anſicht müſſen wir die Wahl der Gegenſtände, welche die Verfaſſer obiger Schriften, ſo wie den Sinn, in welchem ſie dieſelben bearbeitet haben, ausgezeichnet loben. Ihr Verdienſt iſt zuvörderſt in Betreff des gelehrten Forſchens und der ſorgfältigen Arbeit, ſodann aber auch in Betreff der geiſtigen Auffaſſung und Richtung, ſo wie überhaupt des Strebens nach gerechter und angemeſſener Darſtellung, höchlich anzuerkennen. Bevor wir hierüber einiges noch Anzumerkende beifügen, wollen wir die dargeſtellten Bilder ſelbſt in ſchnellem Überblicke zuſammenfaſſen.

Franz von Sickingen, eines uralten rheinländiſchen Rittergeſchlechts, wird im Jahr 1481 auf dem Schloſſe Ebernburg bei Kreuznach geboren. Erziehung und Unterricht empfängt er, wie ſie der Zeit entſprechend ſeinem Lebenslaufe die brauchbarſten und förderlichſten ſein konnten; dem kriegeriſchen Muthe dient Waffenübung, dem offnen, hellen Kopfe mannigfach wirkſame Geiſtesthätigkeit zur Ausbildung; Gailer von Kaiſersberg, Johann Reuchlin, und ſelbſt der Schwarzkünſtler Doktor Fauſt, werden ihm durch Unterweiſung nützlich. So erwirbt er bald alle Vortheile der Kenntniß und

Gewandtheit, welche in den gelehrten Formen auf die Welt einwirkt. Denn merkwürdig ist es, wie in jener Zeit die Kunst des Sachwalters und die staatskluge Red- und Schreibfertigkeit nicht minder als Schwert und Lanze dem Ritter zur Waffe dienen. Zwar sein Vater, in gewaltthätige Händel verwickelt, die unglücklich ausfallen, hat das Geschick, als Hochverräther nach Kaiserlichem Spruch enthauptet zu werden; doch den Sohn hemmt dies in seiner Bahn auf keine Weise. Früh begiebt er sich, nachdem er geheirathet, in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz und dann des Kaisers Maximilian I., dem er in den Krieg gegen die Venetianer folgt, und dessen Zuneigung er für die ganze Folgezeit seines Lebens gewinnt. Heimgekehrt, findet er bald Anlaß, die von Partheien zerrüttete Reichsstadt Worms, welche seine Rechtsansprüche nicht beachtet, mit Krieg zu überziehen. Reiter und Landsknechte sammeln sich zahlreich in seinen Dienst, angesehene Ritter ziehen ihm mit ihren Mannschaften zu, theils Verbündete, theils Söldner; er belagert die Stadt, aller Abmahnung von Kaiser und Reich zum Trotz, bestürmt sie wiederholt, muß aber, da seine Mittel nicht ausreichen, endlich abziehen. Die über ihn ausgesprochene Acht hindert ihn nicht, seinem Unternehmungsgeiste bald andern Raum zu finden. Die ihm befreundeten Herren von der Mark, welche in den Gränzbezirken Frankreichs und Deutschlands eine selbstherrliche Macht zu behaupten wagten, erfreuen sich seines Beistandes gegen den Herzog von Lothringen, die Fehde wird indeß beigelegt, und Sickingen knüpft mit dem Herzog ein vortheilhaftes Dienstverhältniß an. Seine Freunde bringen ihn ferner mit dem Könige von Frankreich, Franz I., in Verbindung, er besucht denselben in Amboise, wird sehr hoch gehalten, gewonnen und empfängt, als Feldherr in des Königs Diensten, ansehnliche Geschenke und ein Jahrgehalt von 5000 Franken; fühlt sich jedoch dem Vertrauen des Königs allzu fern gehalten, und als ihm dieser keine Truppen zum eignen Gebrauch überlassen will, geht er unzufrieden fort. Seine nächste Fehde ist gegen die Reichsstadt Metz gerichtet;

wie in Worms, gab es dort Partheien; der einen, verdrängten, nimmt Sickingen ſich an, mit faſt 20,000 Mann zu Roß und zu Fuß rückt er vor die Stadt, welche, hart geängſtigt, in alles Verlangte willigt und, außer andern Summen für Sickingen's Heer, ihm ſelbſt 30,000 Goldgulden Abzugsgeld erlegt. Nun gedenkt er auch der Acht, die gleich ſeiner Fehde gegen Worms noch immer fortdauert; nach vielen Kämpfen und Schriften wird ein zweijähriger Stillſtand vermittelt, Sickingen zum Kaiſer nach Innsbruck eingeladen, wo er gnädigſt aufgenommen, der ganze Handel für einen Mißverſtand erklärt, und die Acht aufgehoben wird. Er weiß trefflich vor dem Kaiſer zu reden und ſeine Sache zu verantworten, verläßt die Dienſte des Königs von Frankreich und tritt in die des Kaiſers, der einen ſolchen Anführer und Truppenſammler ſogleich gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg zu verwenden hat. Aber kaum iſt Sickingen wieder am Rhein, ſo heben auch neue Händel mit der Stadt Worms wieder an, ſie verwickeln ſich mit Streitigkeiten der Geiſtlichkeit, andre Fehden gegen den Landgrafen von Heſſen, gegen die Reichsſtadt Frankfurt kommen hinzu, auf allen Seiten macht Anſpruch und Weigerung ſich durch Gewalt geltend, und im Übermaße dieſer verſchwindet auch das anfängliche Recht; die Behörden ſelbſt, welche den Frieden ſichern, das gemeine Weſen verwalten ſollen, müſſen als kriegführende Partheien auftreten. Endlich kommt der Zug gegen Würtemberg zur Ausführung; Sickingen, der unter allen Umſtänden ſeine Waffen und ſeine Geldkräfte mehrt, und deſſen Namen und Mittel ſchnell jede Truppenzahl herbeiſchaffen, bringt 8000 Mann und führt mit Georg von Frundsberg in des Kaiſers Auftrag das Heer des ſchwäbiſchen Bundes, der Krieg gewährt ſchnellen Erfolg und große Beute; Sickingen, bei dem Sturme von Stuttgart benachrichtigt, daß Reuchlin ſich in der Stadt befinde, trifft nachdrückliche Maßregeln zu deſſen Schutz. Inzwiſchen ſtirbt im Januar 1519 der Kaiſer Maximilian, und der König von Frankreich bewirbt ſich um die Kaiſerkrone. Sickingen, der

dem Könige bereits in einer Angelegenheit deutſcher Kaufleute, deren Rechtsanſprüche gegen franzöſiſche Unterthanen er an ſich gekauft und durch Gewalt bezahlt gemacht, auf deſſen Zuredeſtellung barſch geantwortet, „ihm habe außerhalb Deutſchland in Rechtsſachen niemand etwas zu befehlen,“ ſetzt ſich dem franzöſiſchen Einfluſſe kräftigſt entgegen, erklärt ſich, wie auch ſeine Freunde von der Mark, für den König Karl von Spanien, rückt mit 15,000 Mann auf den Fürſtentag nach Höchſt, dann vor Frankfurt, und drückt den franzöſiſchen Anhang durch dieſe Macht ſo völlig nieder, daß die Wahl Karl's, nunmehr als Kaiſer Karl V. genannt, ohne Hinderung erfolgt. Auch mit Geld unterſtützt Sickingen großmüthig den neuen Kaiſer, der dankbar dem kriegsmächtigen Ritter ſeine Huld bezeigt. Die Erhebung in den Reichsgrafenſtand lehnt Sickingen ab, wird aber des Kaiſers oberſter Hauptmann, Rath und Kämmerer. Zu einem Kriegszuge gegen den Herzog von Bouillon und die demſelben verbündeten Franzoſen borgt er dem Kaiſer 20,000 Goldgulden und ſtellt 16,000 Mann; er ſelbſt und ein Graf von Naſſau befehligen die geſammte Heeresmacht. Nach einigen Vorfällen kommt es zur Belagerung von Mézières, welches Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, ſo klug als tapfer vertheidigt; durch ſeine Liſt wird Sickingen zu falſcher Beſorgniß verleitet, die Belagerten nutzen den Vortheil, und die Kaiſerlichen, durch Mangel und Krankheiten ſchon bedrängt genug, ſehen ſich zum Rückzuge genöthigt, welchen Sickingen meiſterhaft anordnen hilft. Die Truppen müſſen, da der Kaiſer die Zuſagen wegen des Soldes nicht erfüllt, größtentheils abgedankt werden; außer dieſem hat Sickingen noch vielfachen andern Grund zur Unzufriedenheit. Sein Kriegsruhm und ſeine Reichthümer, die ſich nur ſtets vermehren, erheben ihm den Muth zu größeren, ſelbſtſtändigen Unternehmungen. Lebend in und mit dem Geiſte ſeiner Zeit, und deſſen Wendung und Vortheil ſcharf wahrnehmend, hat Sickingen den Anfängen der kirchlichen Reformation alsbald Gunſt und Theilnahme geſchenkt, ſich mit den Männern, die

wirksam in jener Richtung auftreten, kräftigst verbündet und baut nun große Plane, für die Sache sowohl als für sich selbst, auf den allgemeinen, für große Entscheidungen reifen Zustand der Dinge. Die Macht der Fürsten, schon längst dem Kaiser wie der Ritterschaft und den Städten furchtbar, soll gebrochen werden, zunächst die der geistlichen Fürsten, welche der Reformation und der mächtigen, von dieser entzündeten Volksstimmung entgegenstehn. Sickingen sucht die zerstreuten Elemente zu einer großen Gesammtwirkung zu vereinen; er nimmt Luther'n offenbar in Schutz, Ulrich von Hutten findet eine sichre Freistätte auf der Ebernburg, die heftigsten Schriften werden dort geschrieben und gedruckt, Sickingen selbst nimmt die Feder, und nicht ohne Glück. Die Ritterschaft am Rhein, in Schwaben und Franken beruft er zu einem Konvent nach Landau und macht daselbst Eröffnungen zu einem Bunde, der unter dem Vorwande gegenseitiger Schutzgewährung weitaussehende Plane verhüllt; die Verbündeten wählen ihn zum obersten Hauptmann. Die Verwandlung der geistlichen Kurfürstenthümer in weltliche dünkt so zeitgemäß für die Nation, als vortheilhaft für den kühnen Unternehmer; dem gelingenden Werke wird, so hofft man, die offene Zustimmung des Kaisers nicht fehlen. Das erste Absehn ist auf den Kurfürsten von Trier gerichtet, der ohnehin als Anhänger Frankreichs von jeher dem Kaiser feind war, und in dessen Gebiete die Stimmung zur Reformation schon stark arbeitet. Sickingen, welcher verschmähte, Reichsgraf zu werden, darf hoffen, als Kurfürst von Trier sich und sein Geschlecht verherrlichend zu erheben. Der Vorwand zum Kriege findet sich leicht; Sickingen läßt von andern Rittern sich deren Ansprüche gegen Trier abtreten, und ungesäumt macht er sie geltend. Mit 10,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern, die sein Name und sein Geld in größter Schnelle sammelt, rückt er ins Feld, erobert Blieskastel und St. Wendel, zieht dann vor Trier und belagert die Stadt mit äußerster Gewalt. Allein der Kurfürst bietet der fünfmaligen Bestürmung Trotz, Sickingen's erwartete Hülfsge-

nossen bleiben aus, der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von der Pfalz, der gemeinsamen Gefahr inne, verbünden sich gegen den unternehmenden Ritter, über welchen der Kaiser abermals die Acht aussprechen muß, und die vereinte Fürstenmacht rückt in aller Stärke gegen ihn an. Sickingen muß die Belagerung aufheben, doch führt er auf andern Seiten den Krieg lebhaft fort. Unfälle, welche seine Sache erleidet, beugen ihn nicht, die heftigsten Schmerzen der Fußgicht hemmen kaum seine Thätigkeit. Neuer Entwürfe und großer Aussichten voll, zieht er sich auf seine festen Schlösser. Die verbündeten Fürsten aber sind bedacht, einen großen Schlag zu thun, rasch ziehn sie, da er es am wenigsten vermuthet, vor seine Burgen mit großer Macht, in Landstuhl wird er selbst eingeschlossen und belagert. Zwar hält er sich tapfer, aber der Entsatz bleibt aus, die Mauern werden zerschossen, er selbst, als er an der Gicht leidend sich zur Besichtigung des Mauerbruches führen läßt, schwer verwundet. Schon sterbend unterzeichnet er die Übergabe. Mit Seelenstärke empfängt er an seinem Sterbelager die siegreichen Feinde, bespricht sie mit heldengroßer Milde und stirbt, unerschrocken und frei, wie er gelebt, im Mai 1523. Die Fürsten vollenden die Eroberung seiner Schlösser, theilen sich darein, und erst nach Jahren erlangen die Söhne, auf Fürsprache des Kaiserlichen Hauses, dieselben zum Theil wieder. Mit Sickingen starben seine großen Entwürfe, die neue Gestaltung des Reiches, die daraus hervorgehn konnte, blieb aus; die Reformation nahm ihren Gang in andrer Entwicklung, die Macht des Kaisers und die der Fürsten blieben im Kampf, aber die Ritterschaft kam seitdem nie wieder zu selbstständiger Kraft, sie blieb als Stand noch ansehnlich, aber weder im Einzelnen noch in Genossenschaft als kriegsmächtig bedeutend.

Ganz andrer Art erscheint Bilibald Pirkheimer, Zeitgenosse und Freund Sickingen's, aber in durchaus verschiedener Lebensrichtung. Zu Eichstädt, wo sein Vater, eines patrizischen Geschlechts von Nürnberg, in des Bischofs

Dienſten lebte, im Jahre 1470 geboren, empfängt er eine gleichfalls den Zeitverhältniſſen und ſeiner vorausgeſetzten Laufbahn vollkommen angemeſſene Erziehung. Auch er wird in ritterlichen und gelehrten Übungen beſtens unterwieſen. Sein Vater, in Geſandtſchaften und andern Staatsgeſchäften zu großem Anſehn gelangt, denkt ihn vor allem zum gründlichen Rechtsgelehrten und für den höhern Staatsdienſt auszubilden, er hält dem Knaben die beſten Lehrer, er nimmt ihn auf Reiſen mit, zu dem bewegten Leben der Höfe, der Reichsſtädte. Hierauf bezieht er die Univerſität zu Pavia, und neben der Rechtsgelehrſamkeit betreibt er zugleich mit Vorliebe die ſchönen Künſte, beſonders die Tonkunſt und die Litteratur der Griechen; um jedoch ſtrenger lediglich den Rechten obzuliegen, muß er die Univerſität von Pavia mit der zu Padua vertauſchen. Nach ſechs Jahren kehrt er aus Italien nach Nürnberg heim, wo ſein Vater unterdeß wieder ſeinen Wohnort genommen; er denkt am Hofe Kaiſers Maximilian I. ſein Glück zu ſuchen, aber die Heirath mit einer Patrizierin von Nürnberg hält ihn daſelbſt feſt, er tritt in den Rath und iſt ſogleich in der Mitte der vielfachen Regierungsgeſchäfte dieſer damals auch politiſch höchſt bedeutenden Stadt. Nach zwei Jahren (1499) wird er zum oberſten Feldhauptmann der Truppen erwählt, welche die Stadt dem Kaiſer und dem ſchwäbiſchen Bunde zu dem Kriege gegen die Schweizer ſendet. Er hält den nachtheiligen Krieg tapfer und ehrenvoll aus, iſt menſchenfreundlich und großmüthig, zügelt die Ausgelaſſenheit der Krieger, ſteht in Gnaden bei dem Kaiſer, erduldet aber auch manchen Unglimpf und Haß, wird verläumdet, ja des Einverſtändniſſes mit den Schweizern beſchuldigt, und wenn auch der Kaiſer ſeine Verantwortung gelten läßt, ſo bleibt doch eine tiefe Störung zurück, die ſich weit hinaus fühlbar macht. Nur Maximilian zeigt ſich ihm ſtets gewogen, würdigt ihn ſeines Vertrauens und erweckt durch Mittheilungen in ihm das Verlangen, eine vollſtändige Regierungsgeſchichte dieſes Kaiſers zu verfaſſen, was jedoch, da die näheren Hülfsmittel ausbleiben, nicht zur Ausführung

gelangt. Mit den ehrenvollſten Empfehlungsbriefen des Kaiſers kommt er nach Nürnberg zurück. Hier nimmt er, des Staatsweſens überdrüßig, ſeine Entlaſſung und lebt nun ganz in ſeinen wiſſenſchaftlichen Neigungen. Sein großes Vermögen, wie ſein vornehmer Stand und ſeine weitverzweigte Bekanntſchaft, dienen ihm trefflich, um koſtbare Handſchriften und erſte Druckausgaben von allen Orten herbeizuſchaffen; damals noch ſeltne griechiſche Autoren werden von ihm ins Lateiniſche überſetzt und ſo zuerſt in Deutſchland bekannt gemacht. Die Schmerzen des Podagras, an welchem er furchtbar leidet, überwindet er mit heitrer Laune, indem er deſſen Apologie ſchreibt; ein geiſtvoller Scherz in beredtem Latein. Auch ins Deutſche überſetzt er viele Stücke griechiſcher und lateiniſcher Autoren und erwirbt ſich dadurch ein neues Verdienſt. Für Münz- und Alterthumskunde gleichfalls zeigt er ſich thätig bemüht. Nach dreijähriger ſolcher Muße verliert er ſeine Gattin, tritt wieder als Rathsherr ein und unterzieht ſich mit Eifer wieder den Geſchäften, beſonders zahlreichen Geſandſchaften, wo er als kräftiger und einnehmender Redner glänzt. Noch durch Kaiſer Maximilian wird er zum Kaiſerlichen Rath ernannt; auch bei Karl V ſteht er ſehr in Gnaden. Durch zunehmendes Podagra genöthigt, nimmt er im Jahre 1513 abermals ſeine Entlaſſung und lehnt eine Ehrenbeſoldung ab. Gebildet, rechtlich, wohlhabend, wird er in ſeiner neuen Muße der thätige Mittelpunkt eines ehrenwerthen, geiſtvollen, bürgerlich und litterariſch tief einwirkenden Kreiſes. Seine Schweſter Charitas, Konrad Celtis, Cuſpinian, Trithemius, Hutten, Luther und Melanchthon, inſonderheit aber Reuchlin, Erasmus und ſein großer Landsmann Albrecht Dürer ſind die vorzüglichſten Theilnehmer dieſes regen Verkehrs, der nicht ohne einen bedeutenden Briefwechſel Statt findet. Mit den Reformatoren befreundet, iſt er ihrer Lehre im Ganzen günſtig, aber mit Eifer den gewaltſamen Zerrüttungen entgegen, welche dadurch in den weltlichen Zuſtänden des deutſchen Reichs, und auch Nürnbergs, hervorgerufen werden. Nachdem er ſo viel

Widerwärtiges noch erleben müſſen, von manchem Unmuth gedrückt, vom Podagra gepeinigt, ſtirbt er im Jahre 1530 überdrüßig, doch getroſt, im Beginn des Alters. Ein ſolcher Mann verdient wohl, daß ſein Leben geſchildert, ſein Wirken angeſchaut werde; jedoch kann dies auf genügende Weiſe ſchwerlich anders als in Geſtalt von Denkwürdigkeiten und ausführlichen Betrachtungen geſchehn, wozu die gegenwärtige Arbeit, durch Überblick und Stoffmehrung, vorbereitend mitwirken mag.

Charitas Pirkheimer, Bilibald's ältere Schweſter, iſt ein nicht weniger anregendes Bild. Sie wird in Nürnberg im Jahre 1466 geboren, empfängt eine nicht minder edle Erziehung als ihr Bruder, der mit Konrad Celtis ihren Unterricht im Lateiniſchen beſorgt. Sie lieſt mit Geſchmack die alten Schriftſteller und ſchreibt ſelbſt mit Anmuth; von der ſchönen Litteratur geht ſie, dem Bedürfniß und der Neigung damaliger Zeit gemäß, auch zur Theologie über, früh ſchon beſucht ſie das Kloſter St. Klara, worin ſie Nonne und bald nachher Äbtiſſin wird. Fromme Übungen und ſtrenge Sitten bewähren ihren geiſtlichen Beruf; mit der Welt bleibt ſie in geiſtreicher Verbindung, mit ihrem Verwandten Tucher, mit den Pflegern des Kloſters, Nützel und Imhof, mit Bilibald und beſonders mit Celtis; ſie wird verehrt als ein Muſter von Tugend und Bildung, Erasmus ſetzt ſie über alle Frauen Deutſchlands. Große Störungen bringt indeß die Reformation; Verſuche, das Kloſter den Neuerungen zuzuwenden, werden faſt gewaltſam wiederholt; Charitas beſteht harten Kampf, ſie wird zuletzt öffentlich in kirchlichem und litterariſchem Streite hervorgeſtellt! Auch mit dem Bruder, der ſich zwiſchen beiden Partheien findet, giebt es Verdrießlichkeiten; gekränkt und zurückgezogen ſtirbt ſie, bevor noch die Sachen ſich entſchieden haben. Ihre Schweſter Klara folgt ihr als Äbtiſſin, dieſer die zweite Tochter Pirkheimer's, Katharina, mit welcher, da das Kloſter ausſterben ſoll, die Reihe ſchließt. Die Briefe von Charitas, Klara und Katharina, theils aus dem Lateiniſchen überſetzt,

theils in ihrem urſprünglichen Deutſch mitgetheilt, ſind merkwürdig und anziehend, und wir ſehen durch ſie die Stürme der Reformation, wie vorher in ehrgeizigen Kriegsunternehmungen und politiſchen Verhältniſſen, auch in friedlichen Kloſterzellen eingedrungen walten.

Mit den Kämpfen des Ausbruchs der Reformation bilden die des dreißigjährigen Kriegs einen mächtigen Gegenſatz. Was in jenen Geiſtiges emporſtrebt, ſinkt in dieſen zu roheſter Weltlichkeit hinab, das höhere Ziel verliert ſich in niederen Zwecken, und die religiöſe Partheiung wird mehr und mehr politiſche; das deutſche Vaterland ſchwindet, ſtatt ſeiner und in ihm und mit ſeinen Kräften treten gegeneinander ausländiſche Gewalten auf. Waffen und Geiſtesbildung, früher ſo nah verbunden, trennen ſich, und die letztere erſcheint nur noch dienend; die Ritter mit ihrem Gefolg und Anhang ſind verſchwunden, an ihrer Statt finden wir Kriegsbefehlshaber, die aus jedem Stande, auch aus dem niedrigſten, zu den höchſten Würden aufſteigen, deren Macht aber nur von höherer Obergewalt ausgeht und dieſer entgegenſtrebend nur um ſo ſicherer verdirbt. Läge hier Wallenſtein's Leben uns vor, ſo hätten wir das vollkommene Gegenbild zu Sickingen; allein auch in andern Geſtalten jener Zeit blickt daſſelbe durch, und nicht am ſchwächſten in dem Helden, der hier gegeben worden.

Johann von Werth, um das Jahr 1602 zwiſchen Rhein und Maas in dem Orte Werth, von dem er den Namen führt, als Sohn armer katholiſcher Bauern geboren und ohne Erziehung aufgewachſen, verläßt zwanzig Jahr alt den Feldbau und begiebt ſich zu den Fahnen des in der Nähe gegen die freien Niederländer kämpfenden ſpaniſchen Feldherrn Spinola. Erſt gemeiner Reiter, dann durch Thaten ausgezeichnet, alsbald Offizier geworden, thut er ſich durch kühnſte Wagniſſe, durch glücklichſte Ausführungen hervor. Nach einer Anzahl von Jahren erſcheint er als Oberſt bei den baieriſchen Truppen der katholiſchen Liga unter dem Feldherrn Tilly. Im ferneren Kriegsgetümmel, gegen die Schweden,

gegen den Herzog Bernhard von Weimar, durch ganz Deutschland hin, bewährt er seine Kühnheit, sein Glück. Gegen seine nächtlichen Überfälle, sein unwiderstehliches Anstürmen sichern weder Mauern, noch Entfernung, noch Vorsicht und Tapferkeit; die Werth'schen Reiter werden das Schrecken der Feinde, in der Schlacht von Nördlingen nehmen sie den schwedischen Feldmarschall Gustav Horn gefangen, weitumher sind sie die Geißel des Landes für Freund und Feind. Werth, in Kriegswürden aufsteigend und durch Kaiser Ferdinand II. zum Freiherrn erhoben, folgt mit zahlreicheren Schaaren den großen Kriegsbewegungen, wüthet in der Rheinpfalz, in Lothringen, verübt die gewaltigsten Reiterstreiche, macht große Beute, zieht mit Ottavio Piccolomini nach den Niederlanden, bedrängt grausam die Lütticher, welche einen Preis von 1000 Thalern auf seinen Kopf setzen. Ein größeres Unternehmen reizt, und Werth, dessen Truppen freilich in des Kaisers Sold stehen, schließt sich, ohne erst den Kurfürsten von Baiern zu fragen, den Kaiserlichen unter Piccolomini zu einem neuen Zuge an. Beide vereint dringen durch die Niederlande in die Picardie ein; Werth ist unaufhaltsam voran, er treibt alles vorwärts, dringt bis Compiegne, gerade auf Paris los, seine Reiter streifen bis Pontoise und St. Denys, nur die eigenen Verbündeten hemmen ihn; Paris bekommt Zeit, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, der Kardinal Richelieu rückt mit 50,000 Mann ins Feld; Werth übt dennoch kühne Schläge aus, aber das Hauptunternehmen ist verfehlt, der Rückzug wird angeordnet und ruhmvoll und beutereich ausgeführt; der Kurfürst von Baiern mag das Geschehene nicht tadeln. Andre Ereignisse rufen nach dem Oberrhein, nach Schwaben; Bernhard von Weimar wird bei Rheinfelden geschlagen, wendet sich aber unvermuthet, und drei Tage später ist er der Sieger; vergebens hat Werth die Kaiserlichen Mitfeldherren gewarnt, er wird das Opfer ihrer Säumniß, zu Fuß kämpfend, verzweiflungsvoll widerstrebend, muß er sich gefangen geben. Bernhard empfängt ihn nicht ohne Vorwurf und liefert ihn nebst an-

dern Gefangenen, trotz deren heftigen Widerspruchs, auf des Königs von Frankreich Begehren in dessen Gewahrsam nach Paris. Aber die Schmach unsers Helden wird sein Triumph; überall in Frankreich, wo er durchkommt, ärntet er Ehren und Bewunderung, aller Orten wird er harangnirt und herrlich bewirthet; in Vincennes wird ihm prächtige Tafel gehalten, die ganze vornehme Welt besucht ihn, vorzüglich die Damen, bald darf er auf sein Wort in Paris frei umhergehn, dann besucht er den Hof in St. Germain, das Volk jubelt ihm entgegen, und Lieder besingen seine Thaten und seine Gefangennehmung. Erst nach vier Jahren wird er gegen Gustav Horn mit großen Ehrenbezeigungen ausgewechselt. Er begiebt sich nach München und Wien, der Kurfürst und der Kaiser ernennen ihn zum General der Reiterei. Zunächst wieder kämpft er am Niederrhein gegen die Franzosen, darauf in Schwaben, durch Überfälle und Gewaltstreiche stets furchtbar. Außer den baierischen Truppen hat er eine eigne Schaar, meistens Landsleute vom Rhein, die nur ihm dienen, von ihm bezahlt werden. Gegen die Schweden unter Torstenson und Wrangel, gegen die Franzosen unter Turenne wechselt er in rastlosen Hin- und Herzügen den Kampfplatz, auch zuweilen im Nachtheil, wie es das Glück und das Benehmen der Mitfeldherren, an die er gebunden, deren Befehl er untergeben ist, fügen mag. Denn, wie groß auch sein Verdienst, und wie furchtbar sein Name sei, er selbst wird nie des oft erledigten baierischen Oberbefehls theilhaft, man hält ihn dessen nicht fähig, ihn für zu wild und ungestüm, vielleicht auch, bei schon wankender Politik des Kurfürsten, für zu anhänglich an den Kaiser. Wie darauf der Kurfürst wirklich mit Frankreich und Schweden zum Vertrage kommt, empfängt Werth Kaiserliche Briefe, die ihn mit seinen Truppen zum Gehorsam gegen den Kaiser auffordern, Jesuiten entbinden ihn des dem Kurfürsten geleisteten Eides, er folgt mit Eifer diesem Sinne, er will das ganze baierische Heer zum Kaiser überführen, den Kurfürsten selbst und dessen Räthe in Kaiserliche Gewalt liefern. Schon ist der Anschlag im

Werk, allein er ſcheitert an den Maßregeln des Kurfürſten, deſſen Boten die ſchon im Marſch befindlichen Truppen zur Treue zurückbringen; Werth wird als meineidiger, ehrloſer Verräther ausgerufen, ſein Vermögen eingezogen, auf ſeinen Kopf ein Preis von 10,000 Thalern geſetzt; mit etwa zwanzigen ſeiner Reiter flüchtet er nach Böhmen, wo ihn Kaiſer Ferdinand III. dem Heere als ſeinen General der Reiterei verſtellt, ihn zum Grafen ernennt und ihm für die verlorenen Beſitzungen eine Herrſchaft ſchenkt. Früher mit einer Gräfin Sparr vermählt, heirathet er jetzt eine Gräfin Kufſtein; aber kein häusliches Leben iſt ihm bereitet; gegen die Schweden unter Wrangel kommt es bei Eger zum Kampf; Werth hilft den Kaiſer bei einem Überfalle retten; viele neue Gefechte zeigen ſeine Tapferkeit. Auch hier jedoch gelangt er nicht zum Oberbefehl; der General Melander, aus heſſiſchen Dienſten zum Kaiſer übergetreten und von dieſem zum Grafen von Holzapfel erhoben, führt das Heer. Als darauf der Kurfürſt von Baiern wieder auf die Seite des Kaiſers tritt, muß Werth ſogar in Ungnade das Heer verlaſſen. Doch die Unfälle der Kaiſerlichen rufen ihn bald zurück, an der Spitze der Reiterei kämpft er tapfer bis zum Schluſſe des Krieges, lebt darauf zurückgezogen noch vier Jahre in Böhmen auf ſeiner Herrſchaft und ſtirbt daſelbſt am Fieber, fünfzig Jahre alt, ohne Nachkommenſchaft. Dies Bild einer dem dreißigjährigen Kriege eigenthümlichen Gattung von Feldherren wird ſich in keiner ſpäteren Zeit nach allen ſeinen Zügen wiederholt finden.

Man erkennt ſchon aus dieſer Überſicht, daß Hr. Münch in Betreff der Bedeutung den ergiebigeren Stoff gehabt; dieſes gilt auch rückſichtlich der Hülfsmittel. Mit großem Fleiße hat der Verfaſſer alles zuſammengebracht, was irgend für ſeinen Zweck dienen konnte, neuen Quellen hat er mit Eifer und Erfolg nachgeforſcht, wenn auch manches Bemühen, bei faſt unzweifelhaft ſicherer Spur, durch Umſtände fruchtlos geblieben. Die Lebensbeſchreibung Sickingen's iſt ein vollſtändiges, reichhaltiges Gemälde, mit friſchen Zügen nach

dem Leben, so weit dieses noch zu ergreifen war, entworfen, und mit Kraft und Wärme ausgeführt. Nur dringt in dem Vortrage noch öfters eine Art unwillkommener Deutschheit hervor, das Überbleibsel früherer Jahre, und um so störender, da dieselbe überhaupt weder als die ächte, noch insbesondere als die dem Stoff eigne, sich rechtfertigen kann. Bisweilen dürfte auch durch mehr Abwendung von unerspießlichen Einzelnheiten und durch freiere Richtung auf das Allgemeine die Lesbarkeit des Buches sehr gewinnen. Weniger befriedigend als das Leben Sickingen's sind die Schriften über Bilibald und Charitas Pirkheimer abgefaßt. Außer den eigentlichen biographischen Abrissen geben sie vermischte Materialien, bisher noch ungedruckte in ihrer ursprünglichen Gestalt, schon bekannte in Übersetzungen; die erstern hätten besser ihre Stelle in einer historischen Zeitschrift gefunden; die letztern entsprechen schwerlich irgend einem richtigen Absehn; Pirkheimer's Bücher vom Schweizerkriege, wegen deren man ihn den deutschen Livyus hat nennen wollen — wir bitten nachzulesen, was neuerlich Ranke in seiner so geist- als sachreichen Schrift „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, Berlin, 1824" davon rühmend gesagt hat — wird nicht leicht jemand lesen wollen, der nicht eben so gut und lieber das Werk in seiner ursprünglichen Latinität genösse.

Hr. Barthold fand für seinen Gegenstand nur dürftige Quellen vor, auch ist wenig Hoffnung, daß deren neue zu finden seien; und dünkt nicht, daß er eine der vorhandenen übersehn oder unbenutzt gelassen, ausgenommen die Memoiren des Kardinals von Richelieu, die erst vor einigen Jahren aus den Königlichen Archiven zu Paris, durch freisinnige Gewährung der Staatsbehörde, vollständig in zehn Bänden zum Druck befördert worden. Außer der fleißigen Forschung zeigt das Buch unsers Verfassers einen gesunden Sinn und freie, klare Ansicht; der Vortrag ist mild und gehalten, von Übertreibung und Absprechung entfernt. In der Anordnung wäre vielleicht mehr Beweglichkeit, mehr Sondern und Zusammenfassen, mit Einem Worte mehr Behandlung zu wünschen.

Zum Schluſſe möge noch die Berichtigung zweier militäriſchen Ausdrücke hier Platz finden. Der Verfaſſer meint, der Name „General-Feldmarſchall-Lieutenant" bezeichne eine Kriegswürde, welche ungefähr zwiſchen unſerem Generalmajor und Generallieutenant in der Mitte ſtehe; allein ſie iſt vielmehr ganz dieſer letztern gleich, welche noch heutiges Tages in Öſterreich nur jene Benennung führet. Ferner vertheidigt er ſeinen Helden wiederholt mit wohlmeinendem Eifer gegen die Schmach, welche die Schriftſteller ihm dadurch anthun, daß ſie ihn nur immer als „Partheigänger" oder „Partiſan" bezeichnen, und glaubt, es werde damit lediglich deſſen Übergehn von dem Kurfürſten von Baiern zu dem Kaiſer hervorgehoben, da doch dieſer Schritt in den damaligen Verhältniſſen auch einer günſtigen Auslegung fähig bleibe; aber der Name bedeutet bekanntlich nichts anders als einen Anführer, deſſen Talent ſich hauptſächlich darin erweiſt, auf Parthei zu gehn, das heißt mit beſonderem Schauen kühne, gewagte Unternehmungen auszuführen, Überfälle, Streifzüge, Wegnahmen, und die Benennung wird, wenn auch im Gegenſatze zu dem Feldherrn, welcher die Haupttruppen befehligt, immer durchaus ehrenvoll gebraucht.

IV.

Histoire de France, depuis la fin du règne de Louis XVI. jusqu'à l'année 1825, précedée d'un discours préliminaire et d'une introduction historique sur la monarchie française et sur les causes qui ont amené la révolution; par l'Abbé de *Montgaillard*. Paris, 1827. Tome I—V.

Wer eine Geſchichte zu ſchreiben verſteht, gibt dadurch kund, daß er ſein Abſehen vorzüglich auf die Sache ſelbſt richtet,

auf den ganzen Umfang und die ganze Bedeutung derſelben, im Gegenſatze von Memoiren oder Denkwürdigkeiten, in welchen, dem geltenden Begriffe nach, der Charakter des Perſönlichen vorwaltet. Irrige Titel, wenn z. B. der ſonſt verdienſtvolle Dohm ſeine gutgemeinten, aber höchſt langweiligen Geſchichtsabhandlungen als Denkwürdigkeiten — was ſie im obigen Sinne durchaus nicht ſind — darbietet, können hin und wieder Verwechslungen veranlaſſen, aber den wohlbegründeten Unterſchied ſelbſt nicht aufheben. Was uns hier mitgetheilt wird, ſind keine Memoiren, obwohl Einiges der Art hinein verwebt iſt; aber auch eine Geſchichte dürfte dieſes Werk nicht wohl zu nennen ſein, wenn wir den Ausdruck nicht verſchwenden, ſondern die Verarbeitung der Begebenheiten zur Einſicht in ihr Geſammtweſen, die Darſtellung eines großen Ganzen, damit bezeichnen wollen. Unſer Verfaſſer nimmt die Ereigniſſe mehr in ihrer Folge als in ihrem Zuſammenhange, mehr in ihrer Tageserſcheinung als in ihrem Vollzuge. Zunächſt an die Zeitrechnung hält er ſich feſt, und nicht nur im Allgemeinen, ſondern auch im Einzelnen; ſein Stoff iſt ihm nach Jahren, Monaten, Tagen eingetheilt, und Alles, was er zu ſagen hat, muß ihm eine Kalenderbezeichnung führen. Er iſt demnach weniger Geſchichtſchreiber als Annaliſt, und ſein Genie entreißt ihn nicht der beſchränkten Form ſeiner gewählten Gattung, einer Gattung, welche unläugbar auch ihr Verdienſt und manchen Vortheil hat, wenn auch den gerade nicht, der hauptſächlich dem Geſchichtſchreiber eignet.

Dieſe erſten fünf Bände enthalten, nach einer ausführlichen Vorrede und einer ſtarken geſchichtlichen Einleitung, den Gang der Begebenheiten vom 11. Januar 1787 an bis zum 18. October 1802. Die folgenden Bände ſollen bis zu dem Jahre 1825 führen, in welchem der Verfaſſer ſtarb. Er hat dieſen Zeitraum in fünf Abſchnitte getheilt, die Regierung Ludwig's XVI., die Republik, das Konſulat und Kaiſerthum, die Regierung Ludwig's XVIII. bis zur Räumung Frankreichs von fremden Truppen, und endlich die von

dieſem Zeitpunkt erſt gerechnete konſtitutionelle Königliche Regierung. Man ſieht, der Verfaſſer macht ſeine Abſchnitte etwas willkürlich und nicht ſehr angemeſſen. Doch kommt es bei ſeinem Verfahren wenig auf ſolche Eintheilungen an, die für ſeinen Stoff unwirkſam bleiben, da ohnehin die genaue Einordnung in die Zeitfolge jede höhere Zuſammenſtellung und Gliederung bedeutender Theilganzen unterſagte. Für die letztere Entbehrung hält er ſich denn auch beſtens ſchadlos durch unermüdliche Gegeneinanderſtellung des Einzelnen; in dieſem ſucht er das Gleiche und Ungleiche mit Sorgfalt auf, und Kontraſte aller Art erforſcht, benutzt und verfolgt er mit einem Eifer und einer Beharrlichkeit, die ſich nirgends wollen im Zeht betreffen laſſen. Was Einer früher geweſen, was er nachher geworden, wie er in Worten, in Thaten, und durch beide gegeneinander, ſich widerſprochen, welchen Verhältniſſen er gedient, was er geſucht, erlangt, das alles wird ſorgfältig beigebracht und genau in Rechnung geſetzt. Hieraus entſtehn allerdings merkwürdige Überblicke, ſeltſame Verbindungen, beißende Anklagen; für die Eitelkeiten, die erwünſchten Verbergungen und ſcheinvollen Heucheleien iſt unſer Verfaſſer ein entſetzlicher Mann; eine gewiſſe Schadenfreude, welche ſo gern jedem Ungewöhnlichen ſich anſchließt, findet hier reiche Nahrung. Doch dadurch, daß alles nur im Einzelnen erfaßt wird, nie das Nothwendige der Entwickelungen hervortritt, und ſomit in der Betrachtung doch gerade dasjenige, was in ihm ſelber eigentlich das Treibende, durch ihn nur Weitergeförderte, das Nothgedrungene iſt, nicht bemerklich werden kann, verliert ſich in ſolcher Zerſplitterung ſtets der wahre Karakter der Ereigniſſe wie der Perſonen; dies muß immer geſchehn, wo ohne genugſamen Geiſt, der eine große Mannigfaltigkeit herrſchend als Einheit ſchaut, ein ſonſt noch ſo guter Wille ſich aus den Theilen allmählich ein Ganzes aufzuſammen ſtrebt. Die Wahrheitsliebe, die Gerechtigkeit und Billigkeit, mit der ein ſolches Geſchäft unternommen ſein mag, helfen wenig gegen die urſprüngliche Mittelmäßigkeit, aus der daſſelbe hervorgegangen,

und werden in der Anwendung oft geradezu das Gegentheil dessen, was sie zu sein meinen. So ergeht es häufig genug dem Abbé von Montgaillard, dessen Verhältnisse und Sinn wir zunächst etwas näher ansehn müssen.

Aus der dem Buche vorangestellten Nachricht ersehen wir, daß der Abbé von Montgaillard im Grunde ein wunderlicher Abbé ist, nämlich einer, der es nie gewesen, aber es beinah geworden wäre! Im Jahre 1772 auf dem väterlichen Schlosse Montgaillard unfern Toulouse geboren, aus angesehener altadlicher Familie, für welche jeder Weg der Staatsehren und der Hofgunst offen stand, wurde er anfänglich zum Kriegsdienste bestimmt; doch ein Unfall, der den Jüngling noch auf der Schule traf, indem durch einen Sturz in Felsengeklüft ihm der Rückgrat verbogen wurde, hieß jene Bestimmung ändern, und der für immer Verunstaltete sollte nunmehr der Kirche zur Zierde werden. Er war auch schon in ein geistliches Seminarium aufgenommen und zu bedeutenden Würden ausersehn, als die Revolutionsunruhen ausbrachen. Der Abbé, welcher allerdings, der französischen Sitte nach, als junger Mann vornehmen Standes und dem geistlichen gewidmet, so heißen durfte, hielt in beiderlei Eigenschaft an dem Alten fest, wanderte nach Spanien aus, kam nach Sevilla und selbst nach der Küste von Afrika, wandte sich dann aber nach England, wo er im Kreise der Emigrirten den politischen Interessen derselben lebte, zugleich aber auch mit angesehenen Engländern, unter andern mit Burke, so wie mit englischer Sprache und Litteratur genau bekannt wurde. Hierauf lebte er eine Zeitlang in Hamburg und in andern Städten von Deutschland und wohnte zuletzt dem Kongresse von Rastatt bei, nach welchem er, der Emigration und ihrer politischen Betreibungen überdrüßig, die Gelegenheit ergriff, nach Frankreich zurückzukehren, wo er bis zum Jahre 1805 in stiller Muße blieb. Dann nahm er Dienste bei der Kriegsverwaltung, folgte den Heerzügen Napoleon's und besorgte, namentlich in Kassel, in Wien und in Lübeck, die ihm aufgetragenen Finanzsachen mit Erfolg

und Beifall. Die Ereigniſſe des Jahres 1814 gaben ihm Anlaß, in das Privatleben zurückzutreten; er nahm, was die Wiederkehr ſo vieles Alten ihm darbot, den Abbétitel wieder an und widmete ſeine Zeit, wie ſchon früher theilweiſe, nun ganz den Studien der Revolutionsgeſchichte, deren Verlauf er ja ſelbſt auf entgegenſtehenden Seiten als theilnehmender Augenzeuge mitgemacht. Zuerſt den Geſinnungen und Thätigkeiten der Emigration angehörig, dann wieder dem Gemeinweſen der Nation verſöhnt, und darauf deren neuem Oberhaupte dienend, immer eifrig genug, um nicht ganz untergeordnet zu bleiben, und doch niemals hingegeben genug, um entſchieden ſein Glück zu machen, bildete er ſich nach ſeinen erlebten Verhältniſſen, gleichſam als Durchſchnittsertrag derſelben, eine gemiſchte Anſicht und Beurtheilung, die über die ſtärkſten Vorurtheile hinaus ihn mit dem ſogenannten Zeitgeiſte, hier oft nur dem Geiſte der Umſtände, in das beſte Vernehmen ſetzt. Der Billigkeit aber, welche hieraus entſtehn möchte, ſtellt ſich ein mächtiges Gegengewicht in der Beſchaffenheit der Geiſtes- und Gemüthsgaben des Verfaſſers hindernd gegenüber. Er hat allerdings in redlicher Meinung bei ſeiner Geſchichtsarbeit ſtets einen ſtarken Zug auf das Sittliche; wo er das erkennen mag, da ſpart er ſein Lob und ſeine Billigkeit nicht; allein ihm fehlt der Geiſt, in ſo ungeheuren Verwickelungen herauszufinden, wie und wo das Lebendige ſich durch das Todte ſiegend hindurcharbeitet, er faßt nichts im Großen und Ganzen, alles nur im Einzelnen, in Stücken, und dieſes Abgeriſſene dann vergleichend und gegen einander abmeſſend glaubt er gar viel gethan zu haben! Da er auf dieſe Weiſe nicht leicht eine Befriedigung für ſeine ſittlichen Anſprüche an das Geſchehene finden kann, indem ſich das, was im Ganzen noch allenfalls zuſammenſtimmte, in der Vereinzelung nur ſtets ungefüger gibt, ſo bleibt unſerm Verfaſſer zuletzt faſt überall nur Tadel und Verwerfung übrig, die er denn mit aller Strenge nach allen Seiten eifrig ausſpricht. Einige Züge und Geſtalten abgerechnet, denen in der herrſchenden Denkart des Zeitalters ein

Anerkennen nicht fehlen kann, Züge des Heldenmuthes, der rücksichtslosen Pflichterfüllung, der wohlthätigen Festigkeit im bürgerlichen Leben, — wie er denn ausdrücklich die Namen der Liancourt, Lafitte, Ternaux und Appert viel höher stellt als die der Montmorency, La Trémouille, Rohan und Brissac —, wenigstens dieser Art abgerechnet, dem auch wir an seinem Ort unsre Anerkennung gewiß nicht versagen, bietet ihm die Masse der Weltbegebenheiten fast nur Gegenstände des Mißvergnügens, des Unwillens. Er hat seinen Helden, — auch sich selber hat er dazu nicht erkoren, — keine Partei, keine ausschließliche Richtung, denen er huldigen, angehören, folgen möchte; er ist ein entschiedener Feind des alten Régime, ein heftiger Gegner der Revolution; die Nationalversammlung gleicherweise wie die Emigration erleiden bittern Tadel; dem Konvent, dem Direktorium schenkt er nichts, aber auch wohlich den koalisirten Mächten nichts, und seinem Hasse, seiner Verkleinerung Napoleon's entspricht gleichartig seine Feindschaft gegen das Ausland, gegen die heilige Allianz; ihn befriedigt keine Seite der öffentlichen Erscheinungen: Cazalès und Mirabeau, Necker und Sieyes, Narbonne und Talleyrand, Frau von Staël und Frau von Genlis, alle wirft er zusammen in dieselbe Lauge und zieht an ihnen die Flecken, die er so recht schadenfroh hervorgebracht; wo die Politik des Tages in seinen Äußerungen durchbricht, da stehen Villèle und dessen Genossen, aber auch Canning und seines Gleichen, und überhaupt das ganze Ausland, ohne vielen Unterschied seinem Zorneifer bloß.

Diese allgemeine Gegnerschaft, hervorgehend aus einer dem Geiste abgewandten, kleinlichen Sittlichkeitsrichterei, deren wir auch in Deutschland namhafte Beispiele zeigen können, ist nur ein Zerrbild der geschichtlichen Gerechtigkeit, die auch gewiß wir von dem Geschichtschreiber verlangen, aber von seiner Einsicht, nicht von einem traurigen Schematismus, nach welchem der Pedant seine eigne Beschränktheit als höchste Gesetzgebung für die Welt aufstellen möchte! Allein, sofern sie nur mit Kenntniß und Talent ausgeübt wird, bringt

auch dieſe Mißart zum Theil wieder ihre eigne Berichtigung mit. Iſt die Forſchung genau, die Zuſammenſtellung getreu, der Stoff aus mannigfachen, vielleicht neuen und eigenthümlichen Quellen geſchöpft, ſo wird immer die Geſchichtskunde dabei gewinnen. In ſolchem Betracht iſt unſer Verfaſſer in der That gar ſehr zu ſchätzen; ſein Eifer iſt redlich, er gibt getreulich wieder, was er gefunden, er entſtellt gewiß nichts mit Abſicht, und an neuen, ſeltſamen, merkwürdigen Mittheilungen, aus welchen wichtige Aufſchlüſſe folgen, fehlt es ihm keineswegs. Durch ſeine früheren Lebensverhältniſſe wurde er mit vielen Beſonderheiten bekannt, welche als Partheigeheimniß einem Außenſtehenden meiſt entzogen bleiben und höchſt ſelten einmal von einem Eingeweihten geſtanden werden; ſeine ſpäteren Lagen und Verbindungen mußten ihm von andrer Seite Licht geben, und in ſolcher Doppelbeleuchtung ſich für ihn viele Gegenſtände aufklären, die ſonſt nicht leicht enthüllt werden. Vermittelſt ſolcher Begünſtigung vermag er manches Bedeutende mitzutheilen, welches auf perſönlicher Kunde beruht und neben dem eigenthümlichen Stempel der Wahrheit, der ſchwer zu fälſchen iſt, auch öfters noch die Berufung auf lebende Zeugen für ſich hat. Außer ſeinen eignen Erlebniſſen hat der Abbé noch die eines Namensvetters, vielleicht Bruders, nämlich des Grafen von Montgaillard, den er häufig nennt, zu benutzen gehabt. Dieſer war in die geheimen Betreibungen der Hauptpartheien tief eingeweiht und eines der thätigſten Werkzeuge der Kontrerevolution. Die gefährlichſten Aufträge theils des Königes ſelbſt, theils der franzöſiſchen Prinzen hatte er übernommen, und in Paris die heftigſten Stürme der Schreckenszeit immer gewandt und thätig mit durchgemacht. Seine Geſchäfte ſelbſt erlegten ihm auf, mit den Jakobinern zu leben; als er im Sommer 1794 nach großen vergeblichen Wagniſſen endlich doch Frankreich verließ, machte man ihm in Brüſſel Vorwürfe wegen jener Verbindungen; er jedoch erwiderte keck: „On ne sait pas la révolution et on ne peut pas la combattre, quand on ne soupe pas chez Barrère.“

Später ließ er in London eine besondere Rechtfertigungsschrift drucken, und das fortgesetzte Vertrauen der französischen Prinzen, die ihn ferner in den wichtigsten Angelegenheiten gebrauchten, bestätigte seine Versicherungen. Die Aufschlüsse, die ein solcher Mann geben konnte, dürfen einen hohen Werth ansprechen, und er scheint sie nicht gespart zu haben, sein Name kommt in den merkwürdigsten Verflechtungen vor. Durch alles, was in dieser Art persönlich Erlebtes und aus persönlicher Überlieferung Empfangenes dem Buche einverleibt ist, gewinnt dasselbe allerdings etwas Memoirenhaftes, welches denn auch das Vorzüglichste in dem Ganzen ist, aber freilich in der großen Masse des übrigen Zusammengehäuften noch immer zu selten auftaucht.

Unser Beruf kann hier nicht sein, den Verfasser durch die ganze Folge seiner Aufzeichnungen zu begleiten, doch wollen wir Einzelnes, was in Betreff der Ansichten oder der thatsächlichen Mittheilungen vorzüglich bemerkenswerth erscheint, näher in Betrachtung ziehen. Die geschichtliche Einleitung bemüht sich, den Ausbruch der Revolution aus den früheren Ereignissen und Zuständen zu erklären, und insonderheit darzuthun, daß mit ihr eigentlich gar nichts Neues aufgetreten ist, sondern daß das alte Régime in ihr nur fortgesetzt, gleichsam ergänzt worden. Er sieht überall nur die nothwendige Folge der Dinge, nirgends Absicht, Plan, bewußte Vorbereitung; er stimmt ganz den Beurtheilern bei, welche die Gedanken erst mit der That entstehen lassen und keine Voraussetzung bestimmter, langgenährter Entwürfe weder des Umsturzes noch der Neubildung zugeben. Die Konstitutionellen, die Republikaner, die Jakobiner sind nach ihm nur der auf der jedesmaligen Höhe des Tags erscheinende Ausdruck einer allgemeinen Nothwendigkeit, und die Gewaltsamkeit, die Grausamkeit, durch welche diese Partheien zur Gewalt gelangen und sie eine Zeitlang behaupten, nur die Gegenwirkung des Widerstandes, welcher von innen und außen der unabweislichen Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft mit so verderblichem als beharrlichem Erfolg entgegengesetzt

worden. Absicht, Plan und Berechnung, die er der Revolution abspricht, mißt er dagegen reichlich, wenn gleich als fehlschlagende, der Kontrerevolution bei. Das alte Régime durchforscht er fleißig, um in ihm die ganze Revolution nachzuweisen; er findet dieselben Laster, dieselben Unthaten, dieselben Richtungen. Wo die Widersprüche dessen, was man scheinen wollte, mit dem, was man wirklich that, recht stark hervortreten, da bohrt er eifrigst seine Merkzeichen ein. Züge wie diese: daß der große Condé nach der Hinrichtung des Königs Karl von England an Cromwell geschrieben, um demselben Glück zu wünschen zu seiner Erhebung und der dadurch dem Verdienst und der Tugend erwiesenen Gerechtigkeit; daß Ludwig XIV. und sein ganzer Hof bei Cromwell's Ableben Trauer angelegt; daß eine fromme und tugendstrenge Kaiserin an die Pompadour, Maitresse Ludwig's XV., schmeichelnd geschrieben: „Ma cousine," weil deren Einfluß auf den schwachen König bestimmten Zwecken dienen sollte; diese und andre solche Züge, an welchen freilich die Geschichte nicht arm ist, frischt er sorgfältig auf. Er findet in solchen Herabwürdigungen des Legitimen dessen gewisse Zerstörung, den entschiedenen Hintrieb zur Revolution. Ein Gleichbild dieser spielt er weit in die früheren Jahrhunderte zurück. Die Verfolgung, welche von 1791 bis 1799 die katholischen Gläubigen traf, war erweckt, sagt er, durch das Andenken der Bartholomäusnacht und der Dragonaden; der Staatsbankrott in der Revolution findet sein Vorbild in den Staatsbankrotten unter Ludwig XIV. und dem Regenten, die Assignaten in dem Aktienschwindel des Schottländers Law; die Septembriseurs sind ihm die Abkömmlinge des Marschalls von Montluc, der sich unterzeichnete: „Montluc, bourreau du roi," des Herzogs von Guise, auf dessen Befehl die gnadeflehenden Ketzer von Thürmen herab in die Flammen gestürzt wurden, der Herzöge von Luxemburg, Harcourt u. s. w., welche im Jahre 1418 die wehrlosen Gefangenen des Chatelet hinmordeten; in den Ersäufungen zu Nantes, von Carrier veranstaltet, sieht er das Nachbild des-

ſen, was Philipp der Gute, Ludwig's XI Zeitgenoſſe, zu Dinant vollbrachte, wo er 800 Soldaten vor ſeinen Augen in die Maas werfen ließ. Genug, kein Gräuel, keine Schändlichkeit in der Revolution, die nicht auch dem alten Régime zukäme! Die Bemerkung iſt richtig, ſie ließe ſich ſogar noch ſteigern; aber was iſt damit gewonnen? Die Vergleichung läßt ſich auf alle Zeiten und Nationen übertragen; das Menſchengeſchlecht war immer daſſelbe; ſolche Allgemeinheiten des Einzelnen geben aber keine geſchichtliche Anſchauung; das eigenthümlich Bezeichnende einer Begebenheit, eines Volkes liegt im Geiſte und in der Richtung, nicht in dem Mehr oder Minder von Erſcheinungen, welche in jedem Kampfe, ſei er auch zur Bildung und Freiheit, die Rohheit deſſelben darſtellen.

Indem der Verfaſſer die Urſachen der Revolution ganz entſchieden in das alte Régime ſetzt, läßt er eben ſo wenig zweifelhaft, wer ihm die eigentlichen Urheber derſelben ſind. „Man beſchuldigt wohl ohne Grund," ſagt er, „die franzöſiſche Nation, das franzöſiſche Volk, des Umſturzes der Monarchie; daſſelbe blieb den Betreibungen, welche dieſen bereiteten, völlig fremd; erſt nachdem der Hof, der Adel, die Geiſtlichkeit und die Parlamenter das Volk förmlich dazu berufen hatten, nahm es thätigen Antheil an der Revolution, aber die privilegirten Stände waren es, welche den König Ludwig XVI., nachdem ſie ihn irregeleitet, verrathen, in Verſailles verlaſſen, der Nation überlieferten: ja, der Adel, die Geiſtlichkeit und die Parlamenter ſind die Urheber der Revolution." Er führt als erſte Revolutionäre und Jakobiner namentlich an: die Orleans, Larochefoucauld, Noailles, Montmorency, Beaukeau, d'Aiguillon, d'Eſtaing, Crillon, Clermont-Tonnerre, Lameth, Mirabeau, Lally-Tolendal, Luſignan, Necke, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe le Franc de Pompignan, Champion de Cicé, Talleyrand-Perigord u. ſ. w. Die Anträge und Reden Matthieu's von Montmorency, der auf die Abſchaffung der Wappen und Adelszeichen drang, der die Apotheoſe Rouſſeau's im Pantheon veranlaßte, werden

nicht vergeſſen. Merkwürdig iſt es, als Theilnehmer dieſer Anſicht einen Deutſchen zu vernehmen, der in der Vorrede zu ſeiner Überſetzung von Mounier's bekanntem Werke ſich folgendermaßen ausdrückt: „Man wundere ſich daher nicht, wenn, beſonders in den erſten Theilen der nachfolgenden Entwickelung, von nichts als den falſchen Maßregeln des Hofes, den Fehlern der Miniſter und den verderblichen Prätenſionen der privilegirten Stände die Rede ſein wird. Das ſchreckliche Loos, welches faſt alle Individuen aus dieſen Klaſſen, die Schwachen wie die Böſen, die Guten wie die Unredlichen, getroffen hat, ſcheint freilich den Stachel des Vorwurfs gegen ſie abſtumpfen und die richtende Nachwelt mit ihren ſo ſchwer gebüßten Verirrungen ausſöhnen zu müſſen. Nichts deſto weniger ſind ſie die erſten Urheber der Revolution geweſen, — man muß ſich entſchließen, tief in ihr tadelnswürdiges Verfahren einzudringen, um dieſe Revolution zu begreifen und darzuſtellen.“ Dieſe Worte ſind von Friedrich von Gentz, dem beredteſten Gegner der Revolution, den man zugleich in ſo mancher Beziehung, wenn erſt die Scheinſamkeiten der Tagespartheien verklungen ſind, als einen der freimüthigſten Schriftſteller wird anerkennen müſſen, während Andre, die jetzt dafür gelten, nur als die befangenſten, unfreiſten daſtehn dürften! Der Anſicht ſelbſt, welche durch Thatſachen allerdings erweisbar iſt, möchten wir weniger widerſprechen, als vielmehr uns über ſie hinausheben, indem wir uns zu dem tieferen und ergebnißreicheren Spruch bekennen: Die Urheber einer Revolution ſind immer die, gegen welche ſie ſich wendet. —

Beſondre Aufmerkſamkeit widmet Montgaillard den Verhältniſſen im Innern der Königlichen Familie ſelbſt. Ohne Zweifel haben die Spaltungen, Mißverſtändniſſe und Verwickelungen, welche innerhalb dieſes Kreiſes walteten, gleich im Anfange der Revolution höchſt nachtheilig gewirkt, manche ſchlimmere Wendung herbeigeführet, manche beſſere Löſung verwehrt. Unſerm Verfaſſer bleibt nicht unbeachtet, daß von den Brüdern des Königs ſchon frühzeitig der Graf von Pro-

vente heftig gegen den Minister Calonne Parthei genommen, der Graf von Artois hingegen sich öffentlich als dessen Beschützer gezeigt. Der Graf von Provence stimmte in der zweiten Versammlung der Notabeln für die Verdopplung der Abgeordneten des dritten Standes; alle übrigen Prinzen erklärten sich dagegen. Derselbe pflegte laut zu äußern, daß man dem Befehlen des Königs ehrerbietig widerstehn dürfe, und daß man die Obrigkeit, ohne ihr damit zu nahe zu treten, zwingen könne, bessere Einsicht zu nehmen. Wie weit das Mistrauen und der Zwiespalt in diesem Betreff gehn konnte, davon führt unser Verfasser ein merkwürdiges Beispiel an. Nach dem 5. Oktober 1789 wird dem Siegelbewahrer Champion de Cicé eines Abends gemeldet, der Graf von Provence werde sich am folgenden Tage nach dem Stadthause begeben, um daselbst der Gemeinde eine dreifarbige, von seiner Gemahlin gestickte Fahne darzubringen und dabei eine revolutionäre Rede zu halten. Der Siegelbewahrer eilt in aller Frühe zum Könige, berichtet das Vernommene, erbittet sich Befehle, was bei diesem Vorhaben Monsieurs zu thun sei; der König aber hebt die Hände empor und sagt mit schmerzlichem Tone: „Mon Dieu! il sera donc toujours le même!“ Champion de Cicé hat dieses wörtlich in Montgaillard's Gegenwart mehrmals erzählt, und ein Herr Joly, Cicé's vieljähriger Vertrauter, noch lebend in Paris, und ein eifriger Royalist, wird als Zeuge angeführt. Die Beschuldigung war falsch, aber daß Ludwig XVI. sie glauben konnte und so leicht glaublich fand, beweist, wie große Irrungen zwischen die Brüder geworfen waren. Des Herzogs von Orleans braucht nicht erst Erwähnung zu geschehn; es ist bekannt, wie sehr sein Ansehn, seine Reichthümer, seine Freunde gleich den Anfang der Revolution vergiftet haben. Aber auch die angeblichen Eiferer für das Königthum stellten das Ansehn des Königs oft unverantwortlich bloß; in seinem Journal national wagte der Graf von Rivarol von Ludwig XVI. öffentlich zu sagen: „Ce monarque, qui n'a jamais été dans le secret de son existence, dont le

premier travail, en montant sur le trône, fut avec son maître serrurier, et dont la première ordonnance fut une ordonnance sur les lapins.“

Der Verfaſſer iſt für den Hof nicht ſchonend, aber deshalb nicht weniger feindlich gegen die Revolution. Die Nationalverſammlung wird von ihm ganz wegwerfend behandelt. Sieyes wird bei jeder Gelegenheit ſcharf mitgenommen, ſein Einfluß, ſeine Bedeutung als die Folge eines Blendwerks dargeſtellt, durch welches die ausgezeichnetſten Köpfe ſich eine Zeit lang täuſchen ließen. Eben ſo iſt Mirabeau ein moraliſches Ungeheuer und durchaus kein Staatsmann, ja kaum ein Redner; daß er vergiftet worden, wird für wahrſcheinlich erklärt, der gewöhnlichen Annahme ganz entgegen. Einige Gnade findet La Fayette; die Rechtlichkeit ſeines Karakters, die gute Meinung ſelbſt, die er für die Königliche Familie hegte, laſſen ſich nicht in Zweifel ziehen, obwohl er weder durchgreifendes Talent, noch umſichtige Klugheit bewieſen. Dieſe letztern Eigenſchaften entbehrt denn auch Necker, aber ihm werden außerdem noch viele gute abgeſprochen und ſchlimme beigelegt, ſo daß ein äußerſt kläglicher Mann herauskommt, deſſen bedeutende Rolle faſt unbegreiflich wird.

Daß das Volk und ſeine Führer die Verhältniſſe des Tags nach der Wahrheit erkannt und nicht gegen erträumte Gefahren aufgeſtanden, beſtätigt der Verfaſſer durch manche Mittheilung. Als nach dem 23. Juni 1789 die Miniſter Truppen um Paris zuſammenzogen, deren Beſtimmung gegen das Volk, ja deren Anweſenheit vielfach geläugnet worden, ſagte der Baron von Breteuil, welcher ſeiner Stellung nach als Premierminiſter gelten konnte, unverhohlen: „Au surplus s'il faut brûler Paris, on brûlera Paris, et l'on décimera les habitans; aux grands maux les grands remèdes.“ Breteuil hat ſich dieſer Äußerung im Jahre 1794 gerühmt, und Montgaillard es ſelbſt von ihm gehört. Das Feſt der Gardes du Corps im Anfang des Oktobers 1789 läßt er im nachtheiligſten Licht, als eine wirkliche Bewegung gegen die Nationalverſammlung erſcheinen. Sogar

die Aufrichtigkeit des Königs, welche bei den entgegengesetzten Partheien so gern Glauben fand, durfte nach Montgaillard schon früh mit Recht bezweifelt werden, denn Champion de Cicé hat ihm erzählt, am 23. Mai 1790 habe er in Folge eines Befehls vom Könige das geheime Archiv des Parlements durchsucht, um nachzusehn, welches Formulars die Könige von Frankreich sich bedienten, wenn sie gegen die Beschlüsse der Reichsstände geheime Verwahrungen niederlegten, denn Ludwig XVI. sei fest entschlossen gewesen, gegen alle, von der Nationalversammlung erlassenen Beschlüsse, die er öffentlich genehmigte, insgeheim zu protestiren. So war auch die Flucht des Königs und seiner Familie schon früh im Werk, ehe noch die wachsende Gefahr dazu drängte. Als sie späterhin so ungeschickt ausgeführt wurde, wußte La Fayette darum. Der Graf von Provence hatte von den Entwürfen unter der Hand Nachricht gegeben und den Weg, den er selbst zu nehmen Willens war, genau bezeichnet; er selbst hat diesen Umstand nachher in der Fremde dem Verfasser mitgetheilt. Ein andrer Zeuge ist der Marquis d'Ormesson, der im Interesse und mit dem Wunsche des Königs einer der Unterkommandanten der pariser Nationalgarde war; seine Kenntniß der Fluchtentwürfe ängstigte ihn, er wollte nicht verantwortlich sein und entdeckte La Fayette'n, was im Werke sei, doch dieser lachte seiner nur, und endlich, als jener, zwei Tage vor der wirklichen Flucht, allzu dringend wurde, nahm er ein Stückchen Zeug hervor und sagte: „Voilà l'échantillon de l'habit que le roi se fait faire pour partir, voyez si je suis bien instruit!“ Nun war d'Ormesson beruhigt; er selbst hat dies im Jahre 1803 dem Verfasser erzählt. Gleicherweise hatte Madame Campan eine Probe des Kleides, das die Königin auf der Reise tragen würde, eingeliefert. Auch dies rühret aus der Madame Campan eignem Geständnisse her, sie erzählte es ohne Hehl im Jahre 1802 zu St. Germain-en-Laye; die Erzieherin der Familie Bonaparte, sagt Montgaillard, sprach damals nicht wie die ehemalige Kammerfrau von Marie Antoinette;

von ihren Memoiren behauptet er, der Abbé Girod, ein Mann von Geiſt und Geſchicklichkeit, welchen Ludwig XV. zu geheimen diplomatiſchen Sendungen gebraucht, und unter andern an Voltaire mit der ernſtlichen Verwarnung abgefertigt, er und ſeine Schüler ſollten nichts mehr über Religionsſachen drucken laſſen, dieſer habe die Handſchrift der Madame Campan überarbeitet und nicht nur die Sprache und den Ausdruck verbeſſert, ſondern auch eine Menge Stellen unterdrückt, welche für die Königin und die Königliche Familie höchſt beleidigend geweſen. Daß Madame Campan früher ganz andre Dinge von ihrer Herrin erzählt haben ſoll, als jetzt ihre Memoiren beſagen, iſt auch durch die Mittheilungen von St. Helena bekannt.

Die gräßlichen Ausſchweifungen des großen Haufens, die entſetzlichen Frevel, welche von Ungeheuern menſchlicher Entartung verübt worden, laſſen keinen Leſer der Revolutionsgeſchichte unerſchüttert. Unſer Verfaſſer widmet dieſen Auftritten von Wuth und Mord gerechten Abſcheu; die Eindrücke zu mildern, die Gegenſtände zu verſchleiern, liegt überdies nicht in ſeiner Weiſe. Gleichwohl iſt dieſer Theil ſeiner Schilderungen ſehr unvollſtändig; nur einzelne Züge treten hervor, unter dieſen denn freilich das Schauderhafteſte. Wir erinnern uns nicht, ſchon geleſen zu haben, was hier der Verfaſſer nach dem Berichte von Augenzeugen erzählt, daß in den Tagen nach Erſtürmung der Baſtille, als der aufgereizten Volkswuth die Schlachtopfer Foulon und Berthier gefallen waren, ein Trupp von fünf bis ſechs Kerlen, deren einer das Herz des ermordeten Berthier auf dem Bajonette trug, abends im Palais Royal das Café de Foi betraten, ſich mit Kaffe bedienen ließen, dann ihr Anführer das Herz von dem Spieße herunternahm, es über den Kaffeeſchalen ſcharf drückte, bis einige Tropfen Bluts hineinfielen, und dann die Kannibalen das gräßliche Gemiſch jubelnd austranken, indem ſie mit gräuelhafter Anſpielung ein bekanntes Lied dazu brüllten: „Non, il n'est pas de bonne fête, quand le coeur n'en est pas!“ Montgaillard ſagt hiebei, er

haſſe mit aller Kraft ſeiner Seele den Deſpotismus der Könige, aber er verabſcheue, er verfluche, er weihe den unterirdiſchen Göttern die Wildheit des Volks! Das alte Régime, in welches er aus der Revolution ſo gern vergleichende Blicke wirft, hätte ihm hier allenfalls einen Zug liefern mögen, der als Gleichniß des angeführten wenigſtens von Einer Seite gelten kann, den Zug nämlich, wie der Herzog von Richelieu und die Offiziere ſeines Regiments nach den wildeſten Ausſchweifungen nachts auf dem Marktplatze von Calais ein Crucifix umtanzen, halbentkleidet, in Übung der ſcheußlichſten Laſter, und dazu ſingen: „Une chaine si belle devrait être éternelle!“

Ganz ohne Schonung und Nachſicht drückt unſer Verfaſſer ſich über die Emigration und die Emigrirten aus, ungeachtet er ſelbſt unter dieſe Bezeichnung fällt. Die Verſammlung in Koblenz hat in der That noch von keiner Seite irgend Vertheidiger gefunden, es ſcheint, als ſei dieſes Unternehmen vollſtändig aufgegeben. Auch Montgaillard weiß nur von der gränzenloſen Anmaßung, Unkunde, Albernheit, von dem empörenden Dünkel und Hohn, von der Uneinigkeit und Ohnmacht, die dort geherrſcht, Bericht zu geben. Er ſieht in der Emigration eine der ergiebigſten Quellen des Unglücks, welches die Königliche Familie und Frankreich betroffen hat. Er ſtellt die Vendée zum Gegenſatz auf, als ein würdiges Beiſpiel, wie ächter Eifer für den König in Verbindung mit ächtem Vaterlandesſinn damals ſich benehmen mußte. Dennoch klagt er zugleich bitter die fremden Mächte an, welche, wiewohl verbündet mit der Emigration und ſcheinbar für dieſelbe Sache ſtreitend, den grauſam enttäuſchten, verarmten, hoffnungsloſen Emigrirten jede Hülfe, ja den Aufenthalt verweigert; hingegen verſchweigt er auch nicht, daß dieſe großentheils dieſe ſtrenge Behandlung verdient durch den Übermuth, welchen ſie auch noch im Unglück und Elend bewieſen, durch den frechen Tadel und Spott, den ſie ſich überall gegen die Höfe und Regierungen erlaubt, durch die demagogiſchen Grundſätze ſogar, welche ſie rückſichtlos äußert und ver-

breitet. Am wenigſten iſt er geneigt, ihnen die Beiferung zu verzeihen, mit der ſie unter Napoleon's Herrſchaft deſſen Dienſte geſucht, zu ſeinem Hofe, zu ſeinen Ehren ſich gedrängt. Er führt eine lange Reihe von Namen auf, der glänzendſten unter den altvornehmen Geſchlechtern Frankreichs, die ſämmtlich der neuen Ordnung der Dinge gehuldigt hatten. Zwei Ausnahmen nur macht er namhaft, La Fayette und Vaudreuil; dem Letztern war ohne ſein Zuthun die Ernennung zum Kammerherrn des Kaiſers geworden, er lehnte ſie hochherzig ab, indem er offen erklärte, die in Frankreich beſtehenden Geſetze und die eingeführte Obrigkeit werde er nach Bürgerpflicht ſtets ehren, aber in ſolchem perſönlichen Verhältniſſe könne er nur den franzöſiſchen Prinzen angehören, nach ihnen keinem Andern; eine Freimüthigkeit, der auch Napoleon ſeinen Beifall nicht verſagte und dabei äußerte, dies ſei der einzige Emigrirte, der ihm zu dienen verweigert habe. Nach ſeinen Grundſätzen nimmt der Verfaſſer denn auch die Royaliſten, welche als ſolche nach der Wiederherſtellung der Bourbon's aufgetreten, in ſcharfe Sichtung; ſein unbeſtechlicher Blick erkennt in ihnen die wüthendſten Revolutionärs, die ſchandbarſten Jakobiner. „Wir könnten," ſagt er, „viele Geiſtlichen nennen, — und in ihrer Zahl ſind ſolche, die ſeitdem zu Biſchöfen und ſelbſt zu Kardinälen erhoben worden, — welche den Civismus ſo weit trieben, daß ſie die heiligen Gefäße zur Befriedigung der gemeinſten Bedürfniſſe mißbrauchten; ebenſo weltliche Perſonen, die ſeit 1814 in hohen Staatsämtern ſtehn und früher öffentlich durch ähnliche Frevel ſich ausgezeichnet; dieſe Leute, heutiges Tages reine Royaliſten, lieferten früher die Freunde des Hauſes Bourbon den Gerichten, dem Schafott." Ohne Scheu nennt er hin und wieder dieſe Perſonen, oder bezeichnet ſie deutlich für den Kundigen, und beruft ſich auf Zeugniſſe, deren Werth in manchen Fällen zweifelhaft, doch ſchwerlich in allen verwerflich ſein kann. Nur ſelten findet ſich den harten Angaben und Urtheilen der Ausdruck perſönlicher Erbitterung beigemiſcht. Allein die Schadenfreude leidet deßhalb keinen

Mangel, die bloße Anführung der Thatſachen liefert hier Aergerniß genug, und das Buch iſt reich an dem ſchlimmſten Reize, welcher der großen Welt nur irgend geboten werden kann, woraus denn auch der reißende Erfolg und Abſatz, deren das Werk ſich erfreut, vollkommen begreiflich wird.

Von beſonderer Wichtigkeit ſind die Nachrichten, welche der Verfaſſer über die Verhältniſſe der Bourbon's während ihres Aufenthalts im Auslande und über ihre fortgeſetzten Beziehungen zu Frankreich beibringt. Merkwürdige Züge werden hierüber kund. Nach dem Tode Ludwig's XVI. wollte der wiener Hof, ſo erzählt Montgaillard, die Regentſchaft des Königreichs nicht dem Bruder des unglücklichen Königs anerkennen, ſondern behauptete, dieſelbe gebühre der Königin, welche gleichwohl von dieſem Recht eben ſo wenig Genuß haben konnte, da ſie mit ihren Kindern im Tempel gefangen gehalten war. Als nun Monſieur am 22. Oktober 1793 in Hamm die Hinrichtung der Königin erfuhr, ſtand ihm zunächſt jene Beſtreitung ſo lebhaft vor der Seele, daß er zu den Anweſenden ſagte, indem er mit der Fauſt auf die Brüſtung des Kamins ſchlug: „Nun bin ich in einer vortheilhaften Stellung! Wir wollen doch ſehn, ob der wiener Hof mir noch die Regentſchaft abſprechen wird!“ Der Baron von Breteuil hat dieſe Anekdote gegeben, der Herzog d'Avaray ſie beſtätigt. Von der Königlichen Familie war nach dem Tode Ludwig's XVII. nur noch deſſen Schweſter, Madame, in Frankreich gefangen zurück. Monſieur, durch dieſen letzten Todesfall Thronerbe und als Ludwig XVIII. König, und der Prinz von Condé, welcher die noch übrige Kriegsſchaar der Emigrirten befehligte, ſandten vereint den Grafen von Montgaillard nach Wien, um dort zu bewirken, daß die Königliche Prinzeſſin gegen die franzöſiſchen Konventsmitglieder, die ſich in öſterreichiſcher Gefangenſchaft befanden, ausgewechſelt würde. Die Unterhandlung hatte Anfangs Schwierigkeit, der öſterreichiſche Miniſter Baron von Thugut ſoll geantwortet haben, die Befreiung von Madame würde von keinem Nutzen ſein. Endlich kam doch die Aus-

lieferung zu Stande, aber neue Mißhelligkeiten erhoben ſich, unſerm Verfaſſer zufolge, zwiſchen dem öſterreichiſchen Hofe und der Bourbon'ſchen Familie; der erſtere wollte einem öſterreichiſchen Prinzen die Hand der befreiten Prinzeſſin und damit zugleich Elſaß, Lothringen, Burgund und die Freigrafſchaft erwerben, auf welche Länder die Prinzeſſin näheren Anſpruch als ihr Oheim haben ſollte. Die Weigerung Öſterreichs, Monſieur als Ludwig XVIII. anzuerkennen, und eine Proklamation des Generals Wurmſer an die Elſaſſer ſtanden mit dieſen Verhältniſſen in Bezug. Wir überlaſſen es Andern, dieſe Nachrichten und Angaben, in deren Darſtellung der Verfaſſer ſeine Gehäſſigkeit gegen die fremden Mächte nicht verläugnen kann, zu prüfen und zu berichtigen. Nur wollen wir im Allgemeinen bemerken, daß Abſichten und Handlungen, welchen der Gegner nur allzuleicht die dunkelſte Färbung geben mag, ſehr oft doch nur der Ausdruck ſolcher Verhältniſſe ſind, welche jener ſelbſt auf ſeiner Seite gerade ebenſo behandeln würde, ja gar nicht anders behandeln dürfte.

Unſer Verfaſſer hat keine Vorliebe für das Militair, und wie ſehr ihn auch die Tugend, die Vaterlandsliebe, der Heldenmuth einiger Kriegsmänner anſpricht, ſo läßt ihn doch im Allgemeinen der Glanz und Ruhm der Waffen ungeblendet. Napoleon's Außerordentlichkeit und Machtgröße, hauptſächlich von dieſer Seite Bewunderung gebietend, macht auf ihn keinen ſonderlichen Eindruck. Andre Feldherren, Hoche, Kleber, Maſſena, Bernadotte, hebt er weit lieber hervor, wiewohl er ſie jenem doch keineswegs gleichſtellen will. Ehrgeizige Abſichten zur Gründung ſeiner perſönlichen Macht auf den Sturz der Republik ſoll Napoleon ſchon früh gehegt haben. Schon im Jahre 1797 kam er mit der geheimnißvollen Wirkſamkeit, die ohne ſichtbares Haupt, aber weitverzweigt in verſchiedenartigen Intereſſen für die Kontrerevolution thätig war, in mancherlei Berührung. Ein gewiſſer Avenel, nachher de Launay genannt, und ſpäter, wegen eines Gutes, von dem er den Namen ſich aneignete, als Graf d'Entraigues berühmt geworden, betrieb in Italien die wich-

tigſten und geheimſten Anſchläge; er lebte in Venedig als geheimer Beauftragter des Königs von Spanien, als Abgeſandter Ludwig's XVIII. und geheimer Agent des engliſchen Miniſteriums, während er oſtenſibel der ruſſiſchen Geſandtſchaft angehörte. In franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen, und nach Mailand vor Napoleon gebracht, wußte er dieſen zu gewinnen, indem er demſelben alles verrieth, was er von den Royaliſten wußte, und inſonderheit eine Denkſchrift ablieferte, die er ſelbſt geſchmiedet, aber von dem Grafen von Montgaillard erhalten zu haben vorgab. Napoleon ließ ihm einen Paß geben, durch deſſen Hülfe er dann glücklich entkam. Mit der Erzählung unſers Verfaſſers verdient verglichen zu werden, wie Napoleon in den Mittheilungen von St. Helena die Sache vorgeſtellt wiſſen will. Der Graf d'Entraigues hat in der Folge ſich ſtets als eifriger Royaliſt gezeigt; ſein angeblicher Verrath dürfte mehr eine Eröffnung geweſen ſein, den ſiegreichen Feldherrn der Republik für die Bourbon's zu gewinnen, und dieſer ſcheint darauf eingegangen zu ſein, um bei Gelegenheit die Kräfte jener Parthei für ſich in Anſpruch nehmen zu können. In gleichem Sinne ſoll Napoleon bei den Verhandlungen von Campo-Formio mit dem öſterreichiſchen Miniſter Grafen von Cobenzl mancherlei gegen die Republik verabredet haben. Es ſteht außer allem Zweifel, daß Napoleon bei ſeinem Emporſteigen durch die vielfachen Erwartungen, die er nach entgegengeſetzten Seiten erregt hatte und auf längere Zeit geſchickt zu nähren wußte, ungemein begünſtigt worden; die fremden Mächte, die Royaliſten, vielleicht die Bourbon's ſelbſt, haben ihm für ſeinen Zweck dienen müſſen, wenigſtens ſchwiegen ihm eine Zeit lang ihre Feindſeligkeiten. Doch im entſcheidenden Augenblicke mußte er ſtets wieder auf die Nation, auf die Revolution ſich ſtützen, und einmal im Beſitze der Herrſchaft vertheidigte er ſie als die ſeine gegen das Ausland und den Royalismus. Die Stärke, in welcher die Kontrerevolution ſich thätig erhielt, zeigt ſich auffallend und nachdenklich darin, daß ſie immer an die Häupter der Revolutionsmacht zu gelangen

wußte, und ſtets mit einigem Glück; ſo an Mirabeau, Danton, Robespierre, ſo lange die Rednerbühne, und an Pichegru, Napoleon, Moreau, als das Feldherrnſchwert überwog. Moreau's frühe Verbindung mit der Kontrerevolution ſetzt Montgaillard außer allen Zweifel; unter andern bringt er als Zeugniß eine Äußerung Ludwig's XVIII. bei, welcher am 17. Juni 1814 dem General Ferino in einer demſelben ertheilten Audienz freundlichſt ins Gedächtniß rief, daß er einſt einem Befehle Moreau's durchaus nicht habe gehorchen wollen, weil er bei der Ausführung offenbaren Nachtheil für das Heer geſehn, dieſer Nachtheil gerade ſei aber bezweckt geweſen, denn Moreau habe ſchon ſeit dem Jahre IV ganz der Königlichen Sache angehört. So hätte denn Moreau demnach ſeine Siege nur wider Willen und nur in Kraft eines Talents erfochten, das an gegebener Stelle nicht auszuüben unmöglich geworden war. Napoleon nahm die Sache anders; der ſchlaue Italiäner wußte verſtellter und ſicherer den Anſchein zu behaupten, und kräftiger und ſelbſtſtändiger die That zu lenken. Wo er mit Moreau auf dem Gebiete der geheimen Ränke ſich begegnete, mußte er ihn meiden und bald bekämpfen, als in Stellung und Ziel durchaus verſchieden.

Über die Unternehmung nach Ägypten, den Kongreß von Raſtatt, die Unfälle der franzöſiſchen Heere und die Rückkehr Napoleon's aus Ägypten theilt der Verfaſſer manches Merkwürdige mit. Die Ermordung der franzöſiſchen Geſandten bei Raſtatt behandelt er mit Unpartheilichkeit; er ſpricht das franzöſiſche Direktorium wie den Kaiſerlichen Hof von allem Verdacht eines Antheils frei und neigt ſich zu der von Dulaure und Gohier aufgeſtellten Meinung, nach welcher die Gewaltthat durch Werkzeuge, die der Mißbrauch hohen Anſehns getäuſcht und verleitet hatte, ohne Befehl geſchehn ſein ſoll. Das Ereigniß bleibt jedoch noch immer in einigem Dunkel und dürfte ſchwerlich ohne das freie Geſtändniß der eigentlichen Theilnehmer ganz aufzuhellen ſein, obgleich noch Manches bekannt iſt, was bisher noch nicht öffentlich mitgetheilt worden. Über Napoleon's Rückkehr aus Ägypten ſin-

det ſich ein eignes Hiſtörchen. Schon im November 1798 hatte Roberjot, damals Mitglied des Rathes der Fünfhundert, ſpäterhin einer der Geſandten zu Raſtatt und ein Opfer der dortigen Kataſtrophe, über die Lage Frankreichs eine Denkſchrift durch einen Vertrauten anfertigen laſſen; die Rückkehr des Generals Bonaparte war darin als das einzige Heil angerathen. Roberjot nimmt es auf ſich, dieſe Denkſchrift mit den nöthigen Anweiſungen für die eintretenden Umſtände an Napoleon zu ſenden; das Ganze wird an Sieyes, den Botſchafter der franzöſiſchen Republik, nach Berlin befördert, derſelbe bewirkt, daß ein preußiſcher Kurier die Depeſchen an den preußiſchen Geſchäftsträger nach Konſtantinopel mitnimmt, und dieſer läßt ſie, dem Auftrage gemäß, durch ein zu dieſem Zwecke beſonders gemiethetes Schiff nach Alexandria gelangen. Der Verfaſſer wird hoffentlich nicht meinen, Preußen und Napoleon als damals in politiſcher Verbindung erſcheinen zu laſſen! Auch iſt bekannt, und durch Montgaillard ſelbſt beſtätigt, daß andre und unmittelbare Nachrichten und Aufforderungen, welche Napoleon aus Frankreich erhielt, erſt viel ſpäter ſeine Rückkehr dahin beſtimmten. Bei Gelegenheit des 18. Brumaire wird Napoleon ſchlechter Maßregeln, großer Erſchrockenheit, ja der Feigherzigkeit beſchuldigt. Überhaupt erſcheint er im Urtheile Montgaillard's durchaus unvortheilhaft: „Son ame n'est pas grande, elle n'est que haute et vaine," heißt es von ihm, und an einer andern Stelle: „Quel immense intervalle de véritable gloire entre Bonaparte et Washington!" Doch wird auch dieſem, ausdrücklich als Hochbild der Bewunderung aufgeſtellten, uneigennützigen Helden ein bedeutender Flecken von Grauſamkeit nachträglich angehängt! Wer an dieſer zu großen Herabziehung Napoleon's etwa ſich ärgern möchte, der wolle bedenken, daß unſerm Verfaſſer auch Mirabeau nichts gilt, und Pitt, der große Pitt, nur wie ein beſchränkter Handlungsdiener erſcheint, daß ihm der Herzog von Wellington nur der blinde Befolger der von Dumouriez eingehenden Rathſchläge und Marſch-

und ſonſtigen Kriegsvorſchriften iſt, und der Fürſt von Talleyrand ohne die Hülfe des Abbé Laubry nicht den einfachſten Brief oder Bericht abzufaſſen vermag! Dieſe letztere Anſchuldigung ſoll durch eine Anekdote dargethan werden, die aber nichts beweiſt. Machte die Schreibſeligkeit den Staatsmann, das Planezeichnen den Feldherrn, ſo dürfte mancher große Name auszulöſchen, und viele geringe zu heben ſein; aber diejenigen Männer, welche beiderlei Gaben verbinden, die des ordnenden Befehlens und die des einzelnen Ausarbeitens, möchten ſchwerlich in die letzteren vorzugsweiſe ihren Werth ſetzen wollen!

Die Schreibart unſers Verfaſſers entſpricht der Beſchaffenheit des ſeinem Geiſt und Inhalte nach ſehr mannigfachen Werkes. So viele Richtungen ſind in demſelben vereint, ſo verſchiedenartige Beſtandtheile zuſammengebracht, daß eine gleichmäßige Geſtalt des Vortrags unmöglich zu fordern iſt. Kurze Anzeigen, redneriſche Betrachtungen, ſchnelle Überſichten und geſprächartiges Verweilen wechſeln mit einander ab. Im Allgemeinen iſt dem Verfaſſer ein lebhafter Ausdruck eigen, und eine gewiſſe Wärme des Antheils hält einigermaßen für den Mangel an Gewandtheit und Feinheit ſchadlos, die man öfters bei ihm vermißt. Tritt auch nirgends ein Ganzes hervor, iſt auch alles nur bruchſtückartig, ungefügt, unbefriedigend, ſo läßt doch der Reichthum von Thatſachen und Beziehungen, die hier geliefert werden, den Leſer bei den fünf ſtarken Bänden ſelten lange unangeregt. Wir dürfen von den folgenden Bänden ein Gleiches hoffen. Der Beſtandtheil des Werkes, durch welchen daſſelbe inmitten ſo vieles Zuſammengetragenen auch als Quelle beſtehn kann, iſt ſchon angedeutet. Schließlich wollen wir zu Gunſten des Buches an demſelben noch die Bemerkung beſtätigt finden, daß, was irgend wer mit gutem Willen und Fleiß nach eigner Weiſe arbeitet und mittheilt, wie ſehr es auch mangelhaft, ja verfehlt ſei, immer leicht eine Seite des Ertrags und Nutzens darbietet, die der Nachfahr dankend anzuerkennen hat.

V.

über den bürgerlichen Zuſtand Galliens um die Zeit der fränkiſchen Eroberung. Geleſen in der feierlichen Verſammlung der Königlich baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften am Ludwigstage 1827 von Friedrich Roth. Nürnberg, 1827.

In den Vorträgen unſerer Akademien der Wiſſenſchaften iſt einer eigenen Art von Beredſamkeit Raum gegeben, deren Karakter jedoch bei uns noch vielfach mißkannt, oder doch nicht gehörig beachtet zu werden pflegt. Die wiſſenſchaftliche Mittheilung, welche in ſolchen Vorträgen Statt findet, — denn daß ſie wiſſenſchaftlich ſei, gilt natürlich als erſte Vorausſetzung, — empfängt weitere Bedingniſſe durch das Verhältniß, in welchem die Akademieen ſelbſt zu der übrigen Welt ſich darſtellen. Der ſächliche Nutzen und Ertrag dieſer gelehrten Anſtalten, über deren Zweckmäßigkeit überhaupt und Einrichtung insbeſondere noch gar manche Fragen walten, mag nach den Umſtänden ſehr verſchieden ausfallen, bald in umfaſſenden Arbeiten fruchtreich hervortreten, bald auch neben bloß äußerlichem Bemühen ins Unſcheinbare hinſchwinden, immer bleibt den Akademieen, außer dieſer nächſten unmittelbar auf das Wiſſenſchaftliche gerichteten Beziehung, die ihnen mit vielen andern Anſtalten und allen einzelnen Gelehrten gemeinſam iſt, noch eine andre, ihrem Weſen unterſcheidend angehörige Aufgabe, deren Vorſtellung den Gründern ſolcher Vereine, mehr oder minder klar, gewiß immer vorgeſchwebt hat. Dieſe Aufgabe kann keine andre ſein als dieſe: die Wiſſenſchaften mit der höhern Geſellſchaft zu vermitteln, ſowohl mit der allgemeinen, die durch Bildung überhaupt, als mit der beſondern, die durch den Staat beſtimmt wird. Auf dieſem Boden hauptſächlich mögen die Akademieen ſich begründet fühlen, an dieſem feſthalten; wollten ſie ihn ver-

läugnend ihre Bedeutung nur in der Wiſſenſchaft allein ſuchen und aufſtellen, ſo würde es mit dem Werthe der meiſten bald ſehr bedenklich ausſehn, denn es iſt offenbar, daß die Pflege der Wiſſenſchaften auch anderweitig gar wohl gedeiht, und die größten Fortſchritte und Umwandlungen dieſer durch die Kraft einzelner glücklich begabter Geiſter geſchehn. Wie große Namen eine Akademie auch in ihrer Liſte führen, wie mächtige Wirkung von dieſen Mitgliedern ausgehn mag, dieſe Namen und Wirkungen ſind ein Gewinn, den ſie nimmt, aber nicht einer, den ſie verleiht, und als wahres Eigenthum kann ihr nur das angerechnet werden, was ſie ſelbſt als Geſellſchaft, oder, in deren Kraft und Sinn, ihre Mitglieder als ſolche hervorbringen. Die reichſten Männer könnten noch immer die ärmſte Geſellſchaft bilden. In der That, die Ausbeute unſerer Akademieen, als lediglich auf die Wiſſenſchaft gerichteter Anſtalten gedacht, darf niemanden durch ihre Größe erſchrecken. Ganz anders aber ſtellt ſich das Verhältniß, der Werth und die Wichtigkeit der Akademieen, wenn ſie, wie auch ſonſt ihre augenblickliche Beſchaffenheit ſein möge, als Vertreter der Wiſſenſchaft ſelbſt wieder auf die allgemeine Geſellſchaft bezogen werden.

Wir nehmen hier dieſen letzteren Bezug als durchaus nicht abzuweiſen an und ſagen, indem wir zu dem Anfang unſerer Bemerkungen zurückkehren, daß für die behauptete Beſtimmung, die Wiſſenſchaften mit der höheren Geſellſchaft zu vermitteln, eine eigene Art der Beredſamkeit einzutreten habe, als welche das wirkſamſte, vielleicht das einzige brauchbare Werkzeug ſolcher Vermittelung iſt. Die Art der Beredſamkeit, welche hier erfordert wird, ergiebt ſich aus der Stellung ſelbſt, in der ſich der Redende befindet. Der Akademiker kann durch ſeinen Vortrag nicht überreden wollen, nicht blenden, nicht fortreißen; da keine That, keine Entſcheidung auf ſeine Rede zu folgen hat, ſo wäre jede ſolche Wirkung zwecklos, und die augenblickliche Befriedigung, welche dennoch darin geſucht werden könnte, würde durch die Folge, da Beſinnung und Nachforſchung jeden ſpäteren Zugang offen

haben, nur um ſo peinlicher gebüßt werden. Der Zweck des Vortrages iſt mit dem Gegenſtande genau verknüpft; es gilt Kenntniſſe, Anſichten mitzutheilen, welche der Wahrheit dienen wollen und nicht dem Scheine; nur Einſicht und Überzeugung können hier abſeiten des Hörers als Gewinn dem Redner entgegenkommen. Daher darf die Beredſamkeit auf keine Weiſe den Gegenſtand der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung oder Darſtellung überſtrahlen; dieſer Gegenſtand muß in ſeinem vollen Werthe hervortreten, an und für ſich wiſſenſchaftlich und, wo von Gelehrten geſprochen wird, vorzugsweiſe dieſer würdig ſein, nämlich neu oder neugefaßt. Aber dieſe wiſſenſchaftliche Forderung als befriedigt vorausgeſetzt, darf ſogleich eine andre ihr Recht geltend machen, die allgemein geſellige, daß der Vortrag für jede gebildete Theilnahme ſoviel als möglich klar und faßlich, daß er im Sinne ſeiner geſelligen Erſcheinung für einen weiteren Kreis einladend und angenehm ſei. Die Beredſamkeit wird hier eine ordnende, aufhellende Kunſt, welche jedes Gegebene, welcher Art dieſes auch an ſich ſein möge, in gefällige Faſſung bringt, ſelbſt der Sprache der Schule, wo ſie beibehalten wird, Würde und Anmuth mittheilt und dabei gleichwohl dieſe Ausſchmückung nie zur Hauptſache zu erheben ſucht. Wer die ſtrenge Wiſſenſchaft rückſichtslos vorträgt, iſt Lehrer, wer die Redekunſt in ihrer Macht erſcheinen läßt, mag in dieſer als Virtuoſe gelten; zwiſchen beiden ſteht der akademiſche Redner mitten inne, er hat den wiſſenſchaftlichen Stoff als Künſtler zu behandeln. Nur ſo läßt ſich eine eigenthümliche Vortragsweiſe für Akademieen annehmen, nur in dieſer Verbindung ihre Zweckmäßigkeit behaupten. Wenn die Wiſſenſchaft hiebei nicht ihr ſchlagendſtes Verdienſt, ihre ganze Tapferkeit, könnte man ſagen, wie auf dem ihr allein gehörigen Felde, darlegt, ſo wird ihr doch in dieſer höchſten Sorgſamkeit, in dieſem würdigſten Anſtand, in dieſer umſichtigſten Beachtung eine nicht minder eindrucksvolle Erſcheinung, als vergleichungsweiſe der Krieger darbietet, welcher im Schmucke des Sieges den Staub und das Blut des Kampfplatzes nicht mitführt.

Ohne Zweifel iſt hier, wo es die Vereinigung von zweien, nur allzu oft auseinander fliehenden Elementen gilt, eine zarte Linie zu halten, über welche hinaus das Richtige ſogleich im Übermaße ſchwindet, ein feſtes Gleichgewicht, das eben ſo Gehalt als Talent, und Beides beherrſchenden Geiſt erfordert, und ſo dürfte es allerdings, wie tüchtig auch ſonſt er ſich bewähren möge, nicht jedem Gelehrten zuſtehn, ein Akademiker in ſolchem Sinne zu ſein!

Je ſeltener die Verbindung ſolcher Eigenſchaften, von welcher in franzöſiſcher Sprache ſo zahlreiche Muſter vorhanden, im Deutſchen noch erſcheint, deſto mehr dürfen wir uns freuen, in einzelnen Beiſpielen die ſchönſten Leiſtungen dieſer Art uns dennoch gegeben zu ſehn. Im Gebiete der Naturbetrachtung ſind uns ſeit längerer Zeit, und auch ganz neuerlich wieder, Alexander's von Humboldt akademiſche Vorträge leuchtende Vorbilder geworden, die Fülle des Wiſſens und die Schärfe der Einſicht ermangeln bei ihm nie der freien Anmuth und des feſſelnden Reizes, welche aus belebtem Geiſte jedem Stoffe ſich mittheilen. Philologiſchen und philoſophiſchen Gegenſtänden haben Friedrich Auguſt Wolf und Wilhelm von Humboldt die ganze Anziehungskraft geiſtreicher Behandlung in ſtreng gehaltenen Maßen zu verleihen gewußt. Im hiſtoriſchen Gebiete dürfen wir vor allen die vorliegende Rede von Friedrich Roth für muſterhaft erklären, für eine wahre Bereicherung dieſer Art Litteratur bei uns.

Der Verfaſſer hat an einem gegebenen Tage, an einem höchſt feierlichen, dem Geburts- und Namenstage des Königlichen Beſchützers der Akademie der Wiſſenſchaften zu München, als Mitglied derſelben einen Vortrag zu halten, der als ein wiſſenſchaftlicher in dieſer Feier wohl ſeine Veranlaſſung erkennen, nicht aber ebenſo in ihr ſeinen beſtimmten Gegenſtand finden ſoll. Er wählt dieſen dem Zwecke vollkommen angemeſſen; die Unterſuchung und der Überblick allgemeiner Zuſtände und Verhältniſſe, in welchen das Glück, die Eigenthümlichkeit und die Fortdauer der Völker ſich bedingt, erſcheinen höchſt betrachtungswürdig für ſolchen Tag,

an welchem in seinem Fürsten ein Volk seine eigenen Geschicksloose günstigst ersehn darf. So setzt der Verfasser durch Ernst und Gewicht der Sachen, die er vorträgt, sich mit dem Anlasse, der ihm geworden, gleich in gehörigen Bezug. Ohne Gepräng und Aufregung von Worten, einfach und zwanglos, aber gehalten und maßvoll, ist seine Rede nur der wahre Ausdruck dessen, was er wirklich zu sagen hat. Schwung und Witz und Schlag, zu welchen die Anlagen in diesem geistreichen Vortrage sich vielfach vorhanden zeigen, sind gleichsam verarbeitet zu ebenmäßigem Fortschritte. Die äußerste Enthaltsamkeit und Bescheidenheit des Redners erweist sich sogar in der Kürze des Ganzen, welches durch seinen Schluß allzubald den Leser überrascht.

Was wir in Hinsicht des Vortrages loben, würden wir gleichwohl nicht preisen dürfen, wenn nur dieser zu preisen, nicht auch der Inhalt selbst von hohem wissenschaftlichem Werthe, von eigenthümlicher Begründung wäre. Der Redner handelt von dem bürgerlichen Zustande Galliens um die Zeit der fränkischen Eroberung. Zwar haben französische Schriftsteller diesen Vorwurf schon öfters mit Scharfsinn und nicht ohne Gründlichkeit bearbeitet. Unser Verfasser aber geht unabhängig von ihnen seinen eigenen Weg, indem er überall zu den Quellen selbst hinabsteigt. Aus dem Einzelnen zerstreuter Thatsachen, wie bündige Gelehrsamkeit sie ihm vollständig überliefert, erhebt er sich zu allgemeineren Ansichten, zu freien Geistesblicken. Nur so begründet können die letzteren, nur so benutzt die ersteren, dem Geschichtsforscher vollen Werth haben.

Das Verhältniß überwundener Völker zu den Überwindern zu betrachten, war von jeher in der Geschichte von eigenem Reiz, aber auch von eigener Schwierigkeit. Meist alles ist im Verlaufe der Zeit dunkel geworden in diesem Gebiete langsamer, stiller Einflüsse und Wirkungen, und der Scharfsinn des Forschers muß dieses Dunkel sowohl als auch die plötzlichen Blendungen, die dennoch hindurchstreifen, erst überwinden, um zu sicherer, gleichmäßiger Anschauung zu ge-

langen. Die wichtigſten Fragen erwarten von dieſer ihre Löſung, die höchſten Anliegen der Gegenwart ziehen oft ihre tiefſten Lebensfäden aus jenem Dunkel ferner Vergangenheit. Das Verhältniß der Gallier und Franken iſt in ſolchem Bezuge beſonders wichtig. Noch in neueſter Zeit hat man in Frankreich jene beiden Nationen ſondern und einander feindlich entgegenſetzen wollen, um Vorzüge oder Gehäſſiges, je nachdem die Partheimeinung es bezielte, an dieſen Unterſchied zu ketten. Die Geſchichte, indem ſie die Thatſachen bewahrt und die darauf begründeten Anſichten darſtellt, weiſt die falſchen Waffen, mit denen man ſtreiten will, zurück; ſie erſcheint, ſo oft man ſie dazu beruft, mäßigend und verſöhnend für die Gegenwart. Aber ſie bedarf reiner Hände zu ihrem Dienſte; von falſchen mißbraucht und mißhandelt, entzündet ſie nur noch mehr die Flammen der Leidenſchaften, wilder Begierden und Anſprüche. Darum iſt ächte Geſchichtſchreibung ein hoher Beſitz für eine Nation, welche darin gereinigt, geſtärkt, in ſich ſelbſt verſöhnt wird; und wenn wir auch ſolche Geſchichtſchreibung bis jetzt nur bruchſtückweiſe haben, ſo iſt doch in reichem Maße der Sinn wach, der ihrer als eines Ganzen begehrt, der ſie erſtrebt, und vielleicht auch haben wir bereits, und gerade in unſerm Verfaſſer, das auserwählte Talent, dem gegeben ſein könnte, ſolch ein Werk zu liefern. —

Der Verfaſſer glaubt, daß plötzliche, durchgreifende Umwandlungen in der Geſchichte ſelten ſind, mancher ſchroffe Gegenſatz bei genauerer Betrachtung als unſchwieriger Übergang, ſelbſt manche Zerſtörung als bloße Umgeſtaltung erſcheine. Gegen die gewöhnliche Meinung, die an den Untergang des weſtrömiſchen Reiches eine Umwälzung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe knüpft und namentlich die Franken Chlodwig's für zermalmende Neuerer halten will, ſtellt er die Behauptung auf, daß die Franken dem eroberten Gallien weit weniger Mitgebrachtes aufgedrungen, als dort Angetroffenes angenommen und behalten haben. Die Betrachtung des bürgerlichen Zuſtandes von Gallien vor und nach der

Eroberung giebt dieſer Anſicht überall Beſtätigung. Die Verfaſſung Galliens, wie ſie vor den Römern war, geht aus Cäſar's Nachrichten deutlich genug hervor. Die Lage des Volks war ſchlecht genug, um unter der römiſchen Herrſchaft eher zu gewinnen als zu verlieren; ein neues Gemeinweſen entſtand, doch aus dieſem ſelbſt entwickelte ſich bald wieder die alte Unterdrückung, welche die Vornehmen gegen ihre geringeren Volksgenoſſen ausübten, die galliſch gewordenen Römer ſelbſt entgingen dieſem Unheil nicht, die Freien verſchwanden mehr und mehr, die Bagauda, „der galliſche Bundſchuh," in welchem die Unterdrückten zur Gewalt ihre Zuflucht nahmen, wurde beſiegt, Adel und Geiſtlichkeit herrſchten allein, der Mittelſtand verlor ſich in Gallien wie in dem römiſchen Reiche überhaupt, „deſſen grauſenvoller Untergang vorzüglich dieſem Übel zuzuſchreiben iſt." (Der Verfaſſer bringt hiebei aus einer Rede „des großen Mannes, welchen die Welt jetzt betrauert," die daſelbſt angeführten Verſe in Erinnerung:

But a bold peasantry, their country's pride,
When once destroy'd, can never be supplied.)

Dieſer Zuſtand nun, unter welchem Gallien ſeufzte, blieb unter und nach der Eroberung durch die Franken im Weſentlichen derſelbe. Wie die Gallier, theilten auch die Franken ſich in zwei Hauptſtände, die Vornehmen herrſchten, die Geringen wurden unfrei. Der Unterſchied der beiden Völker ſchwand allmählich, der Unterſchied der beiden Stände trat an die Stelle, und der arme Franke wurde dem armen Gallier gleich. War irgend ein Übergewicht auf Seiten des einen Volkes, ſo war es auf Seiten der Gallier; gegen die Römer hatte das urſprüngliche Volk ſeine Sprache eingebüßt, gegen die Franken wurde die römiſche Mundart behauptet, und franzöſiſch heißt nicht die eigene, ſondern die in Gallien angenommene Sprache der Franken. So haben die Franken ſich in den Galliern, nicht dieſe ſich unter jenen, verloren, und ein großer Theil der Sieger zugleich die urſprüngliche Freiheit, während ein Theil der Beſiegten zur Herrſchaft

auch über ſie gelangte. Das Lehnsweſen änderte dieſen Zuſtand nicht, es ließ Herrſchende und Unfreie einander ſcharf gegenübergeſtellt. Erſt in ſpäterer Zeit erhoben weiſe Könige die Freiheit der Städte, doch das Landvolk vermochte nicht in gleicher Art zu freiem Grundbeſitze wieder zu gelangen. „Wie viel anders dieſe Verhältniſſe," ſagt der Verfaſſer, „ſich in Deutſchland würden ausgebildet haben, wären nicht vierhundert Jahre lang die mit Galliern vermiſchten Franken das herrſchende Volk geweſen, iſt an England zu ſehen, wo den gemeinen Freien ſelbſt die normänniſche Eroberung nicht hat ausrotten können. Allerdings war ſchon in Deutſchland, wie es Tacitus kannte, Leibeigenſchaft; allein höchſt wahrſcheinlich war die Zahl der Unfreien, welche Land für einen Herrn bauten, nicht groß und von den gemeinen Freien weit überwogen. Über Baiern, Schwaben, Franken und Weſtphalen kam mit der fränkiſchen Herrſchaft, was dieſe in Gallien angetroffen und ſich angeeignet hatte, Überwältigung der Freiheit der Gemeinen, obwohl ſo durchgehends nicht als bei den Franzoſen."

Dieſe Anſichten erheben ſich gleichſam auf einem Unterbau von gelehrten Beweisſtellen, Forſchungen, Berichtigungen, die auch in dieſem Theile der geſchichtlichen Arbeit ein ſcharfes, feſtes Erſehen des Richtigen, ein ſicheres Verbinden des Zuſammengehörigen und ein fruchtbares Anwenden des Gefundenen kund geben. Was der Verfaſſer in dieſer Hinſicht, und wieder in aller Kürze, geleiſtet, iſt um ſo wichtiger, als wir über dieſen ganzen Gegenſtand bei andern Schriftſtellern, welche billig darüber nicht ſchweigen durften, faſt aller Auskunft entbehren müſſen. Wie gering iſt in dieſem Bezuge Sismondi! Und auch neuere deutſche Hiſtoriker laſſen uns nur beklagen, wie wenig man auf der Bahn des trefflichen, zwar nicht unfehlbaren, aber ſtets ſinnvollen und ſorgſamen Möſer fortgeſchritten iſt! Freilich bedarf es dazu ganz andern Vermögens an Kenntniſſen und Geiſt als zum bloßen Anhäufen und Wiederanhäufen von (nicht einmal im-

mer genau) zuſammenctitirten, aber ſonſt unverbundenen Einzelheiten. —

Sollten wir den Betrachtungen unſeres Verfaſſers noch etwas hinzufügen, ſo wäre es die Bemerkung, welche nicht gegen ſeine Anſichten gerichtet iſt, wohl aber neben denſelben ihre Stelle finden möchte, daß in dem erörterten Verhältniſſe der Gallier und Franken, welches wir ſo annehmen, wie der Verfaſſer es darſtellt, doch nun auch nicht zu überſehen iſt, daß nach der Eroberung, wie ſehr auch der galliſch-romaniſche Stoff überwiegend geblieben, doch die ganze Miſchung ein neues Princip erhalten, und Volk, Staat, Sitte, und ſelbſt die Sprache, wie ſehr auch in dieſer letztern das alte Material vorherrſcht, formal dieſem neuen Principe gefolgt ſind. Die Gallier wirkten ſtärker ein, doch immer als Beſiegte, die Franken ſchwächer, doch als Sieger.

Der Verfaſſer ſagt zuletzt: „Auch in Deutſchland iſt dieſe Freiheit gerade da, wo unſere Vorfahren ſie am meiſten bedroht glaubten, in Städten, frühe wieder aufgekommen; aber die Unfreiheit des Landvolkes, obgleich viel gemildert, hat in den meiſten Ländern fortgedauert. Stadt und Land wieder gleich zu ſtellen, den Bauer zum Bürger zu erheben, war der neueſten Zeit vorbehalten. In jener Erſtorbenheit des Denkens und Verdorbenheit des Wiſſens, die dem Umſturze der römiſchen Weltherrſchaft nicht erſt gefolgt, ſondern vorangegangen iſt, wo Geſetz, Regierung, Staat, Vaterland, Gemeinwohl darniederlag, verkam auch die gemeine Freiheit. Die Wiederkehr der alles prüfenden und beleuchtenden Wiſſenſchaft hat ſie wieder aufgerichtet; jeder große Fortſchritt derſelben hat ſie gefördert und geſtärkt. Wege ſind eröffnet, ebenſo entfernt von eingebildeter und, könnte ſie erreicht werden, verderblicher Gleichheit, als von einer alle Einheit hindernden, alles Wachsthum hemmenden Ungleichheit; ausgehend von Einſicht und Beſinnung, nicht von Leidenſchaft und Vorurtheil; abzielend nicht auf Zertrümmerung und Zerſtreuung, ſondern auf Abtheilung und Verbindung. Dies iſt die Bahn des Ruhmes, der königlich zu heißen vor jedem

andern verdient; die Bahn, auf welche alle Ordner der Völker zur Unſterblichkeit gegangen ſind; die Bahn, worauf den König, deſſen Tag wir feiern, das Geſchick, mehr noch ſein eigener hoher Geiſt ruft." — Und indem ſie ſolchergeſtalt, einfach und edel in ihrem Lobpreiſe, die Feier des Tages berührt, findet die ſchöne Rede ihren angemeſſenen, ſo gehaltvollen als würdigen Schluß.

VI.

The life of Napoleon Bonaparte, Emperor of the French; with a preliminary view of the French Revolution, by Sir *Walter Scott*. London, 1827. 9 Vols.

Der große Unbekannte, deſſen wundervolle Thätigkeit im Romanenſchreiben eine ganze Welt mit Unterhaltung verſorgte, aber auch, gleich der anderer engliſchen Waarenerzeuger, alsbald über das eigentliche Bedürfniß hinaus den Markt ſo überführte, daß der Artikel beträchtlich im Preiſe fallen mußte; der in der Welt, ſo weit Überſetzungen und Leſeanſtalten reichen, allgemein genannte, allein trotz allem Erkanntſein beharrlich im Scheine der Verhüllung gebliebene Verfaſſer des Waverley, von welchem bei uns Tieck ſchon früh mit gerechter Würdigung geſagt: „Wie wenig fehlt dieſem Meiſter, um ein Poet zu ſein, und wie iſt dieſes wenige, was fehlt, doch mehr als ſein ganzes großes Talent," derſelbe Schriftſteller hat nunmehr unter ſeinem wahren Namen als Sir Walter Scott eine neue Richtung eingeſchlagen, deren nächſter Zweck und Erfolg ohne Zweifel ſchon jetzt hinlänglich entſchieden ſind, als Gewinn auf der einen Seite, als Ver-

laſſ auf der andern. Wir können vielleicht es ruhig dabei bewenden laſſen und eine Verhandlung ſparen, die in keinem Falle mehr den Anſpruch zu machen hat, am früheſten und ſchnellſten der allgemeinen Aufmerkſamkeit gedient zu haben; allein der große Gegenſtand, Napoleon Bonaparte's Lebensbeſchreibung, und der berühmte Name Walter Scott mögen es demnach wohl rechtfertigen, wenn wir dieſem Werke, das beide verbindet, einige Blätter widmen.

Daß die Geſchichtſchreibung ſich trefflich mit der Dichtkunſt in demſelben Geiſteswirken vertrage, bedarf keines Beweiſes mehr; dem Geſchichtſchreiber wie dem Dichter iſt derſelbe Sinn zum Auffaſſen, dieſelbe Kraft zum Bilden vonnöthen, nur in anderem Stoffen und durch andere Wege ſuchen beide zu derſelben Wahrheit allgemeiner und beſonderer Lebensdarſtellung. Herodot's Geſchichten ſind ein dichteriſches Werk; die Romane des Cervantes, die Schauſpiele Shakſpeare's, die Bildgebilde Goethe's ſind geſchichtlichen Lebens erfüllt. Aber nicht nur beide Seiten in demſelben Werke vereinend, ſondern auch beiden durch verſchiedene Werke einzeln folgend, haben begabte Geiſter Ruhm und Beifall erlangt. Wir können Machiavelli als Dichter nennen, unſern Schiller als Geſchichtſchreiber, Voltaire hat in beiden Richtungen, wenn auch nicht die höchſte Meiſterſchaft überhaupt, doch die gleiche ſeines unerſchöpflichen Talents bewieſen, und in Goethe's eigener Lebensbeſchreibung und in ſeinen Nachträgen zum Divan ſind ganze Abſchnitte eines Tacitus würdig. Nicht die Verſchiedenheit der Gebiete kommt hier ſo ſehr in Betracht als der Umfang und die Macht der Gaben, durch welche jene bearbeitet werden ſollen. Denn wir haben allerdings auch auf der unterſten Stufe ſolche Vereinigung des Dichters und des Geſchichtſchreibers geſehn, zum Beiſpiel in Kotzebue, deſſen geſchichtliche Arbeiten ganz ſeine dichteriſchen, beide aber, wie jetzt wohl nirgends mehr bezweifelt werden mag, überaus wenig werth ſind. Walter Scott verdient deßhalb keinen Vorwurf, daß er das Gebiet des Romans eine Zeit lang mit dem der Geſchichte zu ver-

tauſchen geſucht, die Sache iſt vollkommen gültig und kann vollkommen gelingen. Was er aber bisher und beſonders zuletzt als Dichter geweſen, möge Andern zu unterſuchen bleiben, uns liegt ob, ihn als Geſchichtſchreiber näher anzuſehen.

Der Kaiſer Napoleon iſt kein günſtiger Gegenſtand einer Biographie. Wohl mag auch in ihm vorzugsweiſe der Einzelmenſch betrachtet, ſeine Thaten und Schickſale zunächſt in Rückſicht auf ſeine Perſon gehalten werden; dargeſtellt werden aber kann er, gleich andern ſolchen Naturen, nicht getrennt von ſeiner Welt, ſondern nur mit ihr vereint, die ſchon ein Beſtandtheil von ihm ſelbſt geworden. Es zeigen ſich in der Geſchichte gewaltige Perſönlichkeiten, welche, aus der Mitte reifer Verhältniſſe hervorgehend, neue Zuſtände großer Bewegungen werden und neue Ordnungen der Dinge bezeichnen, aber in ihrem unmittelbaren Wirken gleichwohl nur Einem Kreiſe, Einer Nation angehören und ſelber in deren Karakter abgeſchloſſen bleiben; als ſolche ſind zu nennen Cäſar, Luther, Cromwell, Ludwig XIV. und auch noch Friedrich der Große; der Römer, der Deutſche, und ſo ferner der eigene Volkskarakter, herrſcht in jeder dieſer Geſtalten vor; dennoch iſt ihr Wirken ſo umfaſſend, ſo einflußreich auf die Welt überhaupt, ſo nachhaltig in den Folgen, daß ihr Leben nothwendig ihre ganze Umgebung, den ganzen Zuſtand ihrer Zeitgenoſſenſchaft darſtellen muß. Hier erweitert ſich die Aufgabe des Biographen ſchon zur höheren Geſchichtſchreibung, die Begebenheiten werden ſelbſtſtändig. Wie viel größer und ſchwieriger aber wird die Biographie, wenn es Naturen gilt, welche mit gleicher Kraftwirkung wie die genannten eine Stellung verbinden, in der ſie, über beſchränkte Nationalitäten hervorragend, keiner einzelnen, und kaum ſich noch angehören, ſondern ihr Bild und ihre Geſchichte in die Geſammtwelt niedergelegt haben! In ſolchem Falle befinden ſich Alexander der Große, Karl der Große, die hohenſtauffiſchen Kaiſer, Kaiſer Karl V., und ganz beſonders Napoleon. Nicht der Grieche, noch der Franke ſchließt hier die Erſcheinung ab, der Deutſche erweitert und verliert faſt die eigene,

und nur als Franzose ist auch Napoleon wahrlich nicht zu fassen. Was muß für ein Werk entstehen, wenn wirklich das Leben eines solchen Helden geschrieben wird? Ein ganzes Stück Weltgeschichte, in dessen großen Zusammenhang einfügbar, aus ihren allgemeinsten Gebilden die Masse der Begebenheiten aufnehmend und an eben solche sie wieder ablieferud, schwerlich als Biographie zu halten, die ihren Anfang und ihr Ende in sich selbst bestimmt gegeben findet! Bescheidenheit könnte eine Geschichte Napoleon's und seiner Welt bloß eine Lebensbeschreibung desselben nennen, in der That aber müßte das, was auch nur diese sein wollte, mehr als nur diese sein!

Schwerlich hat Walter Scott, indem er das Leben Napoleon's zu schreiben sich unterwand, seine Aufgabe so verstehen wollen. Er scheint wirklich gedacht zu haben, für sein Werk mit der Anlage einer gewöhnlichen Lebensbeschreibung auszureichen, die von andern nur durch einen größeren Umfang, weil ja sehr viel zu erzählen war, nicht durch innere Verarbeitung, sich unterschiede. Daß ihm indeß auch eine Ahnung vorgeschwebt, hier sei noch etwas weit anderes zu leisten, bezeugt die Einleitung, welche er, zwei Bände stark, vorangeschickt, um die französische Revolution, den großen Sturm von Ereignissen, in welchen sein Held erscheinen, und die er fortführen sollte, in gedrängtem Abrisse zu schildern, ferner manche Übersichten und Rückblicke, die er von Zeit zu Zeit der Erzählung einschaltet. Daß aber der Lauf der Begebenheiten nach Napoleon's Tode nothwendig ebenso zusammengefaßt, und das Leben des Helden auch von daher beleuchtet werden mußte, um vollständig zu erscheinen, ist ihm entgangen. Vielleicht hat ihn zu jener Einleitung auch nur das Beispiel Robertson's bewogen, welcher, doch mit ganz anderem Geiste und Geschick, seiner Geschichte Karl's V. eine Schilderung des allgemeinen Weltzustandes voraufgehen ließ.

Der Abriß einer Geschichte der französischen Revolution zeigt gleich die Schwäche unsers neuen Geschichtschreibers in aller Blöße. Wenn wir früher in Mignet's talentvollem

Verſuche ſolcher Art keine volle Befriedigung fanden, was ſollen wir nun von dieſer Arbeit ſagen! Der Geſchichtſchreiber hat einen Theil ſeiner Mittel als urſprüngliche Gaben, einen andern als erworbene; Einſicht und Kunſt müſſen ihm verliehen ſein, wenn ſie ihm fehlen, ſo iſt es wenigſtens nicht ſeine Schuld; Kenntniß und Genauigkeit aber kann er ſich ſelbſt verſchaffen, und für dieſe bleibt er verantwortlich. Was nun dieſe letztere betrifft, ſo kann man nicht leicht unkundiger und ungründlicher an ein ſolches Werk die Hand legen, als es der Verfaſſer gethan. Er ſcheint keine Ahnung von dem zu haben, was hier Quellenſtudium ſein muß. Die oberflächlichen Nachrichten, wie ſie jede neue Zuſammenkoppelung der Tagesgeſchichte aus hundert älteren immer wiederholt, die einzelnen Angaben, wie das Leſen von Denkwürdigkeiten ſie zufällig darbietet, hin und wieder ein Beitrag aus näherer Überlieferung, wo der Gegenſtand den Engländer beſonders angeht, dies ſind die Beſtandtheile, aus welchen ohne ſonderliche Mühe das Ganze ſich gehäuft hat. Selbſt in Anſehung der Denkwürdigkeiten, die ſo zahlreich und mannigfach vorhanden und ſo anziehend und bequem zu leſen ſind, ſcheint der Verfaſſer mehr dem Zufall als bewußtem Überblick und vollſtändiger Kenntniß gefolgt zu ſein; die allerneuſt wiederaufgelegten, und dadurch gerade wieder im allgemeinen Leſekreiſe für den Augenblick vorfindlichen, werden von ihm am meiſten, in manchen Fällen gewiß allein gebraucht, und ſo giebt er ſeine Thatſachen nach einer Gewähr, für welche der Zufall ihm eben ſo leicht eine andre, Entgegengeſetztes bedingende, zuſpielen konnte, mit der ihm dann völlig eben ſo gedient geweſen wäre. Dieſe Einleitung, wie das ganze Werk, wimmelt von Verſtößen, irrigen Angaben, Unwiſſenheiten, Schiefheiten, und dies meiſt in Dingen, die bei einiger Sorgfalt, mit nur geringem Bemühen, ſehr genau und ſicher zu wiſſen waren. Die Franzoſen, eiferſüchtig auf die fremde Behandlung eines ihnen ſo beſonders angehörigen Gegenſtandes, haben bereits ſo vieles dieſer Art ausgeſtellt, daß wir uns der Mühe überheben dürfen, Einzelnes

zum Belag hier anführen. Was auf solcher losen Grundlage weiter errichtet werden kann, läßt sich im voraus ziemlich ermessen; demnach wäre es nicht unmöglich, wir wollen es zugeben, daß ein so schwachgegründetes Gebäude durch freie Stellung, glückliche Durchblicke, schöne Verhältnisse und geschmackvolle Verzierung einen nicht unangenehmen Effekt für die mangelnde Gründlichkeit lieferte, daß Geist und Kunst im Ganzen gleichwohl erreichten, was im Einzelnen verfehlt bliebe; so weiß ein Dichter durch eine Folge von Auftritten, die für sich nie so da gewesen sind, daß nemliche Bild wirklich da gewesener Zustände hervorzurufen! Wer hegen wir diese Erwartung nicht, daß der Dichter hier den Geschichtschreiber ersetze! In dieser Erzählung ist weder Gestalt noch Farbe, weder Anordnung noch Lebendigkeit zu finden. Verworren in oberflächlicher, nicht in tiefer Verwirrung, ohne Hervorheben des Eigenthümlichen, unsicher und wandelbar, zieht der gewaltige Stoff träge vorüber; kein Vorgang erscheint in seiner bestimmten Eigenheit, nirgends werden die springenden Punkte sichtbar, kein Ereigniß wird deutlich, keines tritt in seiner Nothwendigkeit hervor, die Verbindung ist nur äußerlich, Gehalt und Bedeutung kaum geahnt. In solcher Darstellung muß alles Licht der Geschichte erlöschen, und sie selbst wird zum, nicht wunderbaren, sondern gemeinen Mährchen. Die Überlegungen und Betrachtungen, welche sich öfters dem Vortrag einschieben, sind von einer entsprechenden Art. Solch dünnlicher philosophischen Bereitung ist unsere Leswelt längst entwachsen. Der dürftige Zuschnitt einer am Einzelnen haftenden Moral reicht nirgend aus. Der Verfasser schwankt in stückweiser Beurtheilung hin und her und vermag, bei genau ermitteltem Lob oder Tadel für besondere Handlungen oder Äußerungen, nie im Zusammenhange eine Ansicht und Beurtheilung zu fassen. Man kann ihm nie Recht geben, weder wo er das Volk, noch wo er den König tadelt, weder wo er die Nationalversammlung preist, noch wo er sie schilt, weil er es immer nur aus geringem Standpunkte, und, wie es scheint, bloß nach den ein-

ſeitigen Vorlagen that, auf die er im Verlaufe ſeiner Auszüge geſtoßen iſt, und denen Leitung er ſich völlig überläßt.

Aus dieſen Wogen unſicherer Schwankungen taucht Eine Eigenſchaft hervor, an die man ſich halten kann, nämlich die, daß es ein Engländer iſt, der hier das Wort führt. Dieſe Beziehung herrſcht in allem ſo beſtimmt und augenſcheinlich, daß es vergebens wäre, ſie abzuläugnen; weit entfernt, ſie zu tadeln, erkennen wir ſie dem Werke, wie es einmal iſt, noch zum Verdienſt an. Der ganze Verlauf der Revolutionsgeſchichte iſt vom großbritanniſchen Ufer, wenigſtens von großbritanniſchen Schiffen aus angeſehn, die Ereigniſſe Frankreichs und des ganzen Feſtlandes empfangen ihre Bedeutung, ihr Gleichniß und ihre Währung erſt in der Vertheidigung, die für England dabei Statt findet. Die Stimmung der Engländer, ihre Meinungen, Intereſſen und Partheien bei den verſchiedenen Wandlungen in Frankreich werden gründlicher als dieſe ſelbſt erörtert. Englands Verhältniſſe, Macht, Hülfsmittel, Thätigkeit und Ruhm ſind überall das Wichtigſte. Hieraus entſteht der Vortheil, daß dieſer Zug der Geſchichte mit beſſerer Forſchung und Klarheit hervortritt, und mancher Umſtand bekannt wird, der bisher unbeachtet war. Selbſt die entſchiedenſte Partheilichkeit, die ſich in Übertreibungen und Verſchweigungen gefällt, kann dieſen Vortheil nicht ganz aufheben, eben weil ſie ſelbſt offenbar iſt. Nicht nur auf die Erzählung der nächſten Thatſachen, ſondern auch auf entferntere Anſichten und Urtheile übt dieſes Englandsthum ſeinen wirkſamen Einfluß. Daß der engliſche Soldat der erſte der Welt, dem engliſchen Feldherrn kein andrer gleich, die engliſche Staatsführung ſtets weiſe und gerecht, die Wegnahme der däniſchen Flotte eine tadelloſe Klugheit, die Verweigerung der im Frieden feſtgeſetzten Herausgabe von Malta durch das Intereſſe Englands gerechtfertigt ſei, dies und andres der Art möge der Gunſt und Liebe, mit der jedes Volk ſich ſelbſt anſieht, noch gern geſtattet ſein; daß aber die Erinnerung, wie auch Engländer

einſt ihren König vor Gericht geſtellt und geköpft haben, auf die Anſicht von der Hinrichtung des Königs von Frankreich mildernd einwirken kann, iſt um ſo merkwürdiger, als ſonſt unſer Verfaſſer überall ein eifriger Königlicher iſt und in der Wiederherſtellung der Bourbon's wohlgefällig das Gleichniß der Wiederherſtellung der Stuart's ſieht, in welcher die Rolle Monk's ihm als unabweisbarer Vorbild für Bonaparte nicht aus dem Sinne will. Dieſe einſeitige Behaarlichkeit und praktiſche Zähheit Walter Scott's in ſeinem Engländerthum giebt, wir geſehen es, einen Zug der Überlegenheit, welche er für ſeine Landsleute überall und immer behaupten will, wirklich an. Den Franzoſen aber iſt es nicht zu verdanken, wenn ſie gegenüber dem, der bei Betrachtung ihres Kaiſers ſo ganz und gar nur Engländer iſt, auch ganz und gar nur Franzoſen ſein wollen.

Nun müſſen wir aber ſogleich dem Verfaſſer zu Ehren anmerken, daß derſelbe keineswegs ohne guten Willen iſt, auch das Fremde und Feindliche nach Billigkeit gelten zu laſſen, und deſſen Beurtheilung unpartheiiſch zu halten; das Beſtreben, ſich der vorgefaßten Meinungen zu entſchlagen und auch ſeine Leſer dazu anzuleiten, iſt häufig ſichtbar. Jedoch bei den Mitteln, mit welchen er ſich behilft, wird hieraus ein neuer Übelſtand. Er führt langwierige Unterſuchungen über die politiſchen Zuſtände und Möglichkeiten, ob dies und jenes Nichtgeſchehene geſchehn konnte, das Geſchehene geſchehn durfte, welche Zurechnungen dabei Statt finden, welche Entſchuldigungen, und indem er ſo den Gegenſtand vielfältig hin- und herwendet in ſeichten und überflüſſigen Betrachtungen, erreicht er dennoch nach aller Mühe das Ergebniß nicht, welches aus der wirklichen Darſtellung des Daß und Wie des Geſchehens in aller Kürze klar erfolgt wäre! Die Breite des Verfahrens von entgegengeſetzten Seiten, welches bei parlamentariſchen Nationen aus der ſtets wiederkehrenden Entwickelung und Zuſammenfaſſung der Debatten ſich zur Gewohnheit macht, und wobei die Wahrheit (eigentlich nur das dem Augenblicke nach Richtige) in der Mitte liegen ſoll, iſt

in der Geſchichtſchreibung ganz unangemeſſen. Ein anderes iſt, Debatten erzählen, welches der höchſte Glanz eines Geſchichtſchreibers ſein kann, ein anderes, ſie ſelber anſtellen, und beſonders um die zweideutige Moralität irgend einer Einzelheit zu ermitteln, ein mißliches Unternehmen, dem ſich gerade die Meiſter der Einſicht, die es allein mit Genien thaten, am wenigſten unterziehen, ſondern vorzugsweiſe diejenigen, welche nichts dabei herauszubringen. Doch iſt nicht leicht ein Engländer, ſelbſt der geiſtvolle, lebhafte Hume nicht, von ſolcher Angemeſſenheit frei.

Nachdem die Einleitung bis zu dem Zeitpunkte geführt hat, wo Napoleon zuerſt in den Ereigniſſen bedeutend auftritt, beginnt mit dem dritten Bande das eigentliche Werk, das Leben des Helden ſelbſt, mit der Geſchichte ſeines Urſprungs und ſeiner früheren Jahre anhebend. Dieſer Theil des Buches iſt mit beſonderer Sorgfalt bearbeitet, die Sagen und Märchen, welche der Partheigeiſt daran zu knüpfen geſucht, ſind mit Schicklichkeit abgewieſen. Wir loben es, daß Walter Scott das Jahr und den Tag der Geburt Napoleon's, ſo wie deſſen Vor- und Zunamen, keinen gehäſſigen Zweifeln überläßt, mit welchen die Gegner hier unnütz verſchwenderiſch geweſen. Die Geſchichte der Jugend Napoleon's bietet indeß wenig Stoff dar und geht bald in die der politiſchen und militäriſchen Laufbahn über, deren ſtaunenswerthe Machterſcheinungen fortan faſt zwanzig Jahre das Schickſal einer Welt beſtimmt haben. Dieſe ungeheuren Begebenheiten, dieſe großen und mannigfachen Geſtalten, welche in ihnen hervortreten, erfüllen die Einbildungskraft unſerer Mitlebenden noch genug durch die unmittelbaren Eindrücke der erlittenen oder genoſſenen Wirklichkeit, um dem Geſchichtſchreiber die Darſtellung des Richtigen zu erleichtern, aber auch ſeine Unzulänglichkeit, im Fall dieſe Statt findet, ſelbſt dem gewöhnlichen Leſer zu offenbaren.

Für Walter Scott ergeben ſich hier nur mißliche Umſtände. Ein Schriftſteller ſchreibt als Augenzeuge, wenn er inmitten der Verhältniſſe und Perſonen, von welchen er

ſpricht, giebt hat und benutzt in den eignen Augen, geiſtigen wie leiblichen, das lebendige, erbaute Maß für die unendliche Mannigfaltigkeit alles deſſen beſitzt, was dem unmittelbaren Selbſtanſchauen auch in der glänzendſten Steigung noch immer entgegen bleibt. Gilt es die Darſtellung entlegener Zeiten, ſo iſt freilich den Spätern jener Vortheil unmöglich, wir verzichten aber mögen auf ihn, wo die noch miterlebte Vergangenheit zur Sprache kommt. Nun iſt unſer Verfaſſer allerdings ein Zeitgenoſſe der Geſchichten, die er mittheilen will, jedoch keineswegs ein Augenzeuge; er hat nichts von allem, worauf es hier ankommen kann, ſelbſt geſehn, ſogar ſeinen Helden nie perſönlich. Ein großer Sinn, verbunden mit der treuen Forſchung, welche die Fülle des Einzelnen ſorgſam wieder zu einem Ganzen vereint, werden in ſolchem Falle dem Geſchichtſchreiber unerläßlich, da ſeine Darſtellung des einzig möglichen Vortheils, welches ihr ſonſt noch offen wäre, eine naive Mittheilung ſelbſteigener Anſchauung zu ſein, entbehren muß. Wir haben ſchon erwähnt, daß die Genauigkeit und Vollſtändigkeit der Forſchung nicht als die Stärke unſers Verfaſſers erſcheint; den großen Sinn aber, das glückliche Talent eines ſichern Erfaſſens im Ganzen müſſen wir ihm nicht weniger abſprechen. Der Held, mit dem er ſich ſieben Bände hindurch unausgeſetzt beſchäftigt, gewinnt vor unſern Augen niemals ſichre Geſtalt, ſein Bild wird nie leibhaftig, daß Perſönlichkeit und Karakter aus ihm uns brennend entgegenleuchten; derſelbe Schriftſteller, der die Helden ſeiner Romane in hundert genauen Zügen, bis auf Schnitt und Stoff und Farbe jeder Bekleidung, zum gegenwärtigſten Bilde zu erheben weiß, läßt den Helden ſeiner Geſchichtſchreibung inmitten von tauſend wirklichen Zügen lebendigen Auftretens geſtaltlos und farblos! Die Äſthetiker mögen uns Aufſchluß geben, wie ſo der Unterſchied der beiden Gattungen dieſe auffallende Verſchiedenheit des Ergebniſſes begründen kann. Jeder von uns hat eine allgemeine, bündige Vorſtellung von Perſonen und Dingen, die er nicht genauer gekannt, vielleicht nie geſehn hat,

deren Gesammtwirkung aber ihn auf seinen Lebenswegen mehr oder minder berühren mußte; so auch ist uns Napoleon, als die Persönlichkeit, auf welche so viele Fäden des Weltgewirres, das wir erfahren haben, und das uns noch umgiebt, zurückzuziehen sind, nach Umständen und Fassungskraft ein ganz bestimmtes Bild, welches vervollständigt, berichtigt, erhellt zu sehn, wir mit Recht erwarten, wenn wir das Ausführliche seiner Lebensgeschichte vernehmen. Weit entfernt, daß wir unserm Verfasser solchen Gewinn zu verdanken hätten, fühlen wir jenes Bild, wie es auch gewesen sein möge, in seiner Schilderung vielmehr umtrübt, verdunkelt! So geringe Kraft seines Sinnes, Talents und Geistes hat Walter Scott überhaupt für die Welt seiner Zeitgenossenschaft entweder von jeher aufgewendet, oder diesmal aufwenden wollen! Nicht nur Napoleon, als der Held des Ganzen, sondern auch alle andern Personen und Ereignisse, deren glänzendste Galerie hier eröffnet ist, leiden an dieser Schwäche und Karakterlosigkeit der Schilderung. Bildnisse, wie die ungeheure Fruchtbarkeit dieses Zeitraums von den größten Kriegshelden, Rednern, Staatsmännern sie in Fülle liefert, Kriegszüge und Schlachten, wie nur je Land und Meer sie darbieten, Länder und Völker, wie alle Himmelsgegenden sie dieser Geschichte zutragen, Vorgänge der Natur und Auftritte des Staatslebens, des Hofes und der Gesellschaft, alles erscheint in gleicher Mattigkeit, bleich und erloschen. Dies wird um so auffallender, als die Vorbilder, deren sich der Verfasser bedient, und nach denen er sich richtet, oft am Wenigsten diesen Fehler haben.

Die Geschichte eines Helden und seiner Zeit kann, außer dem allgemeinen Interesse der Gestaltungen des Menschlichen überhaupt, noch andres Augenmerk auf besondere Gegenstände haben und darin ihren eigenthümlichen Vorzug finden. Die Geschichte Napoleon's hauptsächlich läßt sich in dieser Art von sehr verschiedener Seite fassen; die äußeren Staatsveränderungen, die innere Verfassung der Länder, die Finanzen, die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Kultur und ganz

insonderheit die Kriegführung geben solche Geschichtpunkte, aus deren jedem etwas Vorzügliches und Dankenswerthes geliefert werden könnte. Wirklich übergeht Walter Scott auch keine dieser Seiten, aber indem er sie nur oberflächlich berührt und bei keiner weder eigentliche Sachkunde noch geistige Ansicht offenbart, so macht er nur desto augenscheinlicher, wie unberufen derjenige solch ungeheure Geschichtsmasse zu verarbeiten unternimmt, der für alle diese Seiten weder Kenntniß noch Beurtheilung mitbringt. Vor allen darf die Forderung, daß der Geschichtschreiber von kriegerischen Dingen doch einige Kenntniß habe, bei der Geschichte Napoleon's wohl unerläßlich dünken. Wer dem französischen Kaiser auch alles andre abspricht, der wird ihm die Feldherrngröße doch nie bestreiten, und wenn die Weltgeschichte in Jahrtausenden einige Männer zeigt, die ihm zu vergleichen sein mögen, so hat sie doch keinen, der hierin über ihn zu stellen wäre. Feldzüge und Schlachten sind das Element dieses Lebenslaufs, die Kraft und Kunst der Kriegführung begleitet dessen Schicksale, die wundervolle Erhöhung, wie den großen Fall. Walter Scott aber vermag seinem Helden auf dieses Gebiet, wo derselbe es am Meisten ist, nicht zu folgen; nicht allein ist das eigentliche Kriegsfach ihm ganz fremd, sondern sogar die Fähigkeit fehlt ihm, das darin zu jedermans Gebrauch schon Vorgearbeitete in seinen Nutzen zu verwenden. Der Schauplatz des Krieges, die Bewegungen der Truppen, das eigentliche Gefecht, alles bleibt in ungewisser, schwacher Zeichnung, weder im Einzelnen klar, noch im Zusammenhange; die bestimmten Angaben verschiedener Berichte werden auf gut Glück äußerlich hingestellt, ohne eine lebendige Vorstellung des Ganzen, welche, da sie nicht vorher in dem Verfasser war, denn auch in dem Leser unmöglich entstehn kann. Die herrlichen Feldzüge in Italien, deren Jugendkraft und Kunstsicherheit im reißenden Fortschritt kein Auge ohne Bewunderung und Antheil begleiten kann, der gewaltige Heerzug nach Rußland mit allen Schrecknissen eines beispiellosen Verderbens, das raschbewegte Ringen hin und her in der

Champagne, um aus der großen Reihe ſo einzig karakteriſtiſcher Kriegsthaten nur dieſe zu nennen, und ſelbſt das letzte große Trauerſpiel bei Bellealliance, wo den Engländer ein unverläugnetes Nationalgefühl doch endlich erwärmen konnte, alle dieſe inhaltreichen entſcheidungsvollen Geſchichten ſind bei Walter Scott ſo kalt und dürftig behandelt, daß wir keine Berichterſtattung kennen, die nicht reicher und anziehender wäre als ſeine Erzählung. Und doch hatte er Napoleon's eigene Mittheilungen vor ſich, und die Schriften ſo vieler Andern, unter denen ein Ségur, welchen letztern er ſogar als ſeinen Führer ausdrücklich nennt! Einige Umſtände, welche er aus ihm näher zugänglichen Quellen über engliſche Seeſachen und die Befehlführung Wellington's mittheilt, mögen für die Leſer des Feſtlandes immerhin Werth haben; jedoch die Seeſchlachten Nelſon's und die Feldzüge Wellington's, wiewohl der letztere die ganze Vorliebe und höchſte Bewunderung Walter Scott's hat, ſind ſo verworren und mangelhaft, ſo unanſchaulich und leblos wie alles übrige vorgetragen. Die überhinfliegenden Lobſprüche geben kein Bild; in ſeinem Eifer verbindet der Verfaſſer Worte, die in ihrer Bedeutung nicht zuſammenhalten; ſo wenn er von der Schlacht von Bellealliance ſchließlich ſagt: „The laurels of Waterloo must be divided, — the British won the battle, the Prussians achieved and rendered available the victory," — ſo dürfte man wohl begierig ſein, zu wiſſen, wie dieſer Kopf ſich die Wirklichkeit der Sachen vorſtellt, welche ſolcher Zuſammenfaſſung zum Grunde liegen ſoll; denn der zweite Satz macht den erſten unwahr, der dritte aber wieder den zweiten, und ſchon Wellington's eigener Bericht, im Augenblicke der ſprechenden Thatſachen und unabweislichſter Überzeugung geſchrieben, hätte vor ſolchem Verſtoße bewahren können.

Werden die Erwartungen, welche man von dieſem Buche haben mochte, immer weiter als unhaltbare von einer Stufe zur andern hinabgedrängt, ſo bleibt noch zuletzt eine günſtige Zuverſicht, in Betreff der Schreibart werde daſſelbe den

Ruhm ſeines Verfaſſers doch behaupten. Aber mitnichten! Hier iſt keine Spur der reichen Farben, welche den Romanen deſſelben Schriftſtellers eigen ſind, der milden Anmuth, die ſich vom Anfange bis zum Schluſſe fortzieht und den Leſer feſſelt. Auch die Kunſt der Anordnung, der Abſchnitte, Übergänge, der Gruppirung überhaupt und der Beleuchtung, ſofern ſie dem Stil angehören, fehlt hier faſt ganz, ob zufällig verloren, oder abſichtlich weggeworfen, entſcheiden wir nicht. Die Schreibart im Ganzen iſt trocken, hart, ungelenk; ſie ſchmiegt ſich nirgends den Gegenſtänden an; ſoll damit Einfachheit und Strenge des geſchichtlichen Vortrags gemeint ſein, ſo iſt die Meinung durch den Erfolg ſehr getäuſcht. Auch ſcheint Walter Scott etwas der Art befürchtet zu haben, denn er hat, um die arge Dürre zu mildern, ein ſeltſames Auskunftsmittel gewählt. Eingedenk ſeiner Eigenſchaft als Poet, die er zwar als Geſchichtſchreiber nicht geltend machen will, aber doch als Schriftſteller überhaupt nicht zu verläugnen hat, zieht er bei häufigen Anläſſen die Vorgänge und Redensarten der Dichterwelt herbei, deren romantiſche Buntheit dann plötzlich hell aus der hiſtoriſchen Einfärbigkeit hervorleuchtet, zur Verwunderung mehr als zur Erfriſchung des Leſers, der durch die wiederholten Bezugnahmen und Rückblicke auf Arioſto, Taſſo, Shakſpeare, Cervantes, Rabelais, Leſage, daneben der alten Klaſſiker und ſelbſt der Bibel, ſich nur unbequem verſetzt fühlt und, während er mit Ney und Carnot vollauf beſchäftigt iſt, für Rinaldo, Gilblas oder Holofernes kein Ohr hat. Den Früchten dieſer unglücklichen Beleſenheit geſellt ſich eine Unzahl eigengemachter Gleichniſſe, die wahrhaft in Erſtaunen ſetzen, ſowohl durch ihre Menge, als durch ihre Art. Die Verfaſſung der Vereinigten-Staaten von Nordamerika wird mit einem Rock, die bataviſche Republik mit einer Kuh, der man ein ausgeſtopftes Kalb zugeſellt, die geſetzgebenden Räthe in Frankreich mit herumziehenden Schauſpielern, und dann mit liederlichen Weibsbildern, die, nach den Kolonien verwieſen, dort wieder ehrlich werden, das engliſche Volk mit einem

Ochſen, Carnot mit der Quelle Arethuſa verglichen! Ein Haſe, ein Weg, ein Kelterer, Schafe, ein Bogen, Blutegel, Priamus und Pyrrhus, eine Boa, ein Holzwurm, ein Geſchwür, und in ſolcher Miſchung alles Mögliche muß für alles Mögliche zum Gleichnißbilde dienen! Homer kann die Verantwortung für dieſes Homeriſiren wahrlich nicht übernehmen, Walter Scott hat allein dafür einzuſtehn, wenn die erborgten Dichtungstropfen, die er ſolchergeſtalt auf ſeine Proſa träufeln wollen, auf dieſer nur Flecken geworden ſind! Wie durch Mißgriff und Unzulänglichkeit in der Behandlung des Stoffes der ganze Inhalt des Buches krankt, ſo leidet der Vortrag und Stil deſſelben an gleichen Mißgriffen und Mängeln, die auch äußerlich ſchon von ihm abſchrecken. Dies giebt uns ein deſto größeres Unbehagen getäuſchter Erwartung, als wir von dem ausgezeichneten, durch allgemeinen Erfolg bewährten Talente des berühmten Verfaſſers wohl ein allzuleichtes Geſchichtswerk befürchten, aber mit deſto größerer Zuverſicht ein Buch hoffen durften, das wenigſtens eine angenehme Unterhaltung gewähren würde.

Aus allem Vorgetragenen ergiebt ſich zur Genüge, daß Napoleon nicht in dieſem Buche lebt, ſein Geiſt nicht darin heraufbeſchworen worden. Einen ſolchen Gewaltigen zu bannen, bedarf es ſtärkerer Zauberſprüche. Der Feldherr, der Machthaber, der perſönliche Menſch, dieſem Bilde haben ſie ſich nicht anvertraut. Walter Scott kommt erſt einigermaßen in Beſitz ſeines Helden, wie dieſer auf St. Helena iſt, wie er nur noch engliſcher Gefangener, und alſo faſt nichts mehr iſt. Die letzten Lebensjahre Napoleon's beleuchtet unſer Verfaſſer mit beſonderer Genauigkeit, im Intereſſe Englands wiegt er ſorgfältig das Recht, die Schicklichkeit und die nothwendigen Bedingniſſe dieſer denkwürdigen Gefangenhaltung ab. In Hinſicht der Thatſachen ſtanden ihm alle Hülfsquellen offen, welche die großbritanniſche Regierung durch Mittheilung der urkundlichen Schriften darbot. Punkt für Punkt geht er die Beſchwerden und Klagen durch, welche Napoleon und ſeine Begleiter und Freunde über den Aufent-

halt in St. Helena und die daſelbſt erlittene Behandlung vielfach und laut geführet haben, wie für einen Gerichthandel — und in der That iſt es einer zwiſchen dem engliſchen Miniſterium und der öffentlichen Meinung geworden — unterſucht er den Grund, jeder einzelnen Beſchwerde, weßhalb und worüber ſie Statt gefunden, ob und wie ſie berückſichtigt worden. Obgleich Walter Scott in dieſer Angelegenheit faſt weitläufiger wird, als die bloße Geſchichterzählung erlauben darf, und wiewohl er mit unverholener Hinneigung den Sachwalter ſeiner Regierung macht, deren würdige Sorgfalt und großmüthigen Aufwand er in das hellſte Licht ſetzt, ſo kann man doch nicht anders als anerkennen, daß er die Thatſachen mit großer Unpartheilichkeit behandelt und überhaupt für Napoleon und deſſen einzige Lage ſo große Berückſichtigung und Billigkeit an den Tag legt, als von der edlen Theilnahme eines wohlgeſinnten Mannes je zu fordern iſt. Wir können ſeiner Vertheidigung des engliſchen Miniſteriums in den meiſten Stücken nur beipflichten; auch in Betreff des Sir Hudſon Lowe haben wir längſt, und zwar aus den eigenen Schriften des Grafen Las Caſes, die Überzeugung geſchöpft, daß in den Beziehungen jenes Mannes zu Napoleon und deſſen Begleitern das erſte und meiſte Unrecht nicht auf ſeiner Seite geweſen; indem Walter Scott ihn gegen die gehäſſigſten Beſchuldigungen mit Erfolg vertheidigt, will er jedoch nicht in Abrede ſtellen, daß derſelbe in manchem Betreff gegen ſeinen hohen Gefangenen allerdings zartere Formen und mildere Nachſicht hätte üben mögen.

Napoleon's Außerordentlichkeit und Größe iſt in ſeiner Welterſcheinung ſtark genug ausgedrückt, um weder abſeiten ſeiner Gegner weggeläugnet werden zu können, noch abſeiten ſeiner Anhänger neuer Begründung zu bedürfen. Die Abmeſſung ſeiner einzelnen Eigenſchaften nach einem für ſolche Vereinzelung zugerichteten Maßſtabe angeblicher Moral wird ſeinen Karakter, mögen Freunde oder Feinde ſich damit bemühen, wenig ins Klare bringen. Napoleon hat ſeine Tugenden und ſeine Fehler, beide gehören zu ſeinem Weſen und

vereinigen ſich ihm zu einer Geſammtkraft, von welcher mehr angezogen oder mehr abgeſtoßen zu werden jedem eigenthümlichen Gefühl anheimgeſtellt bleibt. Die größten Bewunderer Napoleon's dürfen getroſt ſeine Fehler eingeſtehn, ſeiner Größe wird dadurch nichts genommen; ſie beſteht trotz ſeiner Fehler und ſelbſt in ihnen, denn das Gute und Schlimme im Menſchen liegt nicht in feſter Trennung geſchieden da, ſondern ſchießt aus demſelben Lebensquell hervor und tauſcht in unermüdlicher Beweglichkeit immerfort die Rollen. Es heißt Napoleon entſtellen, ihn anders groß ſehn zu wollen, als wie er es wirklich war. Wer ihn ſo nicht vertragen kann, wie er wirklich war, wer ihn erſt theilweiſe verhüllen, theilweiſe ſchmücken muß, um ſeinen Helden in ihm zu haben, der mag ſich nur von der Geſchichte abwenden und lieber gleich in alten Ritterromanen ſein Ideal ſuchen! Gewiß denkt man ſich einen gewaltigen Kriegshelden gern von großer Körpergeſtalt, und auf unſeren Schaubühnen will man ſie kaum anders gelten laſſen: aber würde nicht alle ächte, ja wir wollen ſagen alle für uns mögliche Vorſtellung von Napoleon gründlich zerſtört durch die eine ausſchmückende Fiktion, er habe eine mächtighohe Geſtalt gehabt? Nein, mit allen ſeinen Flecken ſei er dargeſtellt, nur ſo wird er im Buche die Größe behaupten, in welcher er in der Welt uns erſchienen iſt. Denn, vergeſſen wir es nicht, die Größe, in der wir ihn bewundern, iſt unter Haß und Feindſchaft, unter Schimpf und Verwünſchung aufgewachſen, und in dieſer Geſchichte derſelben iſt ihr Karakter mitgegründet. Walter Scott ſteht hier auf ſehr unterer Stufe des Urtheils, er weiß nur einzeln zu loben, einzeln zu tadeln, aber nicht im Ganzen einfach auszuſprechen, was da geweſen; man kann ihm faſt nie beiſtimmen, weil immer der Mangel fühlbar bleibt, daß er in allem Lob und Tadel, wie er auch beide abwechſelnd ſteigere, auf ſolche Art gleichwohl nie zu dem Rechten kommt. Napoleon's ſtolze Prahlereien — denn ſolche waren die unerfüllt gebliebenen Verkündigungen: „Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren, Rußland erliegt ſeinem Ver-

bingniſſe," doch gewiß, — die groben Übertreibungen und offenbaren Unwahrheiten, die er ſich erlaubte, ſelbſt der niedrige Haß, mit welchem er edle Feinde unverſöhnlich verfolgte, und die kleinliche Eiferſucht, die er auf Hofſachen und Titel zeigte und bis zuletzt mit eignem Schaden halsſtarrig feſthielt, dieſe geſammt ſind mit ſeiner Größe gar wohl zuſammenzureimen. Das Lob eines guten Ehemannes, wie es der ſtrenggeſinnte Schottländer meint, dürfte Napoleon auch ſchwerlich verdienen; es iſt bekannt, daß er, freilich nach eigner Weiſe, Liebſchaften genug gehabt, wie auch uneheliche Kinder; in ſeinem Betragen gegen ſeine beiden Gemahlinnen war er nicht nur heftig, ſondern auch hart und roh. Seine Liebenswürdigkeit im perſönlichen Verkehr möchte eben ſo wenig zu preiſen ſein; das Lächeln des Kaiſers war gewiß ganz erwünſcht, und wenn er guter Laune war, plauderte, die Leute beim Ohr zupfte, konnte man ſich hochbeglückt glauben; allein hinter ſolcher zweideutigen Freundlichkeit lauerte der wildeſte Zorn, der unheilvollſte Ausbruch. Daß ihn Frauen und die Soldaten leidenſchaftlich geliebt, iſt auch ohne ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit begreiflich, beide haben von jeher der Macht angehangen, die, indem ſie, wenn auch unbarmherzig mit ihnen ſchaltete, durch Ruhm und Gaben ihnen ſchmeichelte. Auch uneigennützig, wie Walter Scott meint, war Napoleon gleich in der erſten Zeit ſeines Auftretens nicht; daß er in Italien als Sieger zwar angebotene Summen zurückgewieſen, aber deſto eifriger anderweit ſich entſchädigt, melden die zuverläſſigſten, gleich damals bekannt gewordenen Nachrichten. Um es gerade heraus zu ſagen, ſo hätte auch eine ſolche Tugend ſeiner ganzen, ſchon in jener Zeit auf das Perſönliche gerichteten, Rolle nicht geziemt; er mußte Geld haben, um zu wirken, und ſo nahm und gab er nach ſeinen Zwecken.

Unſere Aufgabe kann hier nicht ſein, das zu liefern, was der Verfaſſer verſäumt oder verfehlt hat. Doch ſeien noch einige Worte zur allgemeinen Karakterzeichnung Napoleon's hier erlaubt. Sein Weſen war herrſchende Thätigkeit, aus-

ſtrömend von einer Seele, welche jeder Wirklichkeit gegenüber in ſich ſelbſt eine ſtärkere trug und dieſer folgend jene überwand, getragen von rückſichtsloſem Wollen und glücklichem Talent. So lange ſein Inneres die Welt nicht einließ, weder als Rührung, noch als Anſehn und Ehrfurcht, noch als ideellen Zweck, der über die eigene Perſönlichkeit hinaus ihr geböte, ſo lange war er unbezwinglich; als ihm zu ſchmeicheln anfing, anders zu ſein als er ſelbſt, gab er den bisher unterdrückten Gewalten Raum, ſie drangen auf ihn ein, er folgte ihnen, entſagte dem Seinen, huldigte dem Fremden, ſo im Innern den Feind hegend erlag er dem Äußern. Von Anfang freilich lagen die Keime, aus denen ſein Unheil ſich entwickelte, in den eigenen Mächten ſeiner Bruſt. Herrſchende Thätigkeit, als ein Höheres auf Geringeres gerichtet, leidet Gefahr in der ſteten Berührung, denn das Praktiſche iſt das Gemeine, in welchem das obſiegende Geiſtige ſelber zu Grunde geht; deßhalb bedürfen edle Naturen inmitten großer Weltthätigkeit immer, als eines Gegengewichts, geiſtiger Abgeſchiedenheit, einſamer Betrachtung, um ſich zu ſtärken, wiederherzuſtellen. Friedrich der Große, ſeinem geiſtigen Werth und ſeiner perſönlichen Würde nach unſtreitig größer als Napoleon, wiewohl dieſer ein größeres Schickſal hatte, fühlte dieſes Bedürfniß im Tumult ſeiner Kriege und im Drange ſeiner Friedensarbeiten, die Einſamkeit iſt ein weſentlicher Theil ſeiner Größe. Auch Napoleon war von ſolch erhabener Regung berührt, als er nach ſeinen italiäniſchen Kriegsthaten, ein jugendlicher, ſieggekrönter Feldherr, an das franzöſiſche Direktorium ſchrieb, er wolle, den Oberbefehl niederlegend, in die Maſſe der Bürger zurücktauchen, um ſein verwöhntes Gemüth dort neu zu kräftigen. Aber ſein Loos war unaufhörliche Thätigkeit, ohne Beſinnen und Raſt; ſo übernahm ihn das Wirkliche und übte die Herrſchaft, die es hätte erfahren ſollen! Einmal dieſer Richtung hingegeben, waren zwei Abwege unvermeidlich, das Gemeine und das Äußerſte, in jenem erloſch Begeiſterung und Vertrauen, dieſes erſchöpfte Mittel und Kraft.

Seine ganze Geſchichte zeigt dieſen Verlauf. Die höheren Triebfedern, die Kraft der Geſinnung, in welcher ganze Geſchlechter ihn zu tragen bereit geweſen, hatte er verſchmäht, begnügt mit der gemeinen Wirklichkeit ſeiner thatſächlichen Macht. Er fand jene bald ſich gegenüber, und ſie ſchufen dort wachſend, was ihm nur abnehmend noch angehörte. Nochmals wollten ſie dem von Elba Rückkehrenden einen Augenblick beitreten, er litt ſie nicht lange. Mäßigung und Selbſtüberwindung hätten ihn zwanzigmal gerettet; er war ihrer nicht mehr fähig, nur am Rande des Abgrunds waren ihm Entſcheidungen. Wer wollte auch in dieſer Wendung die Gewalt und Größe ſeiner Erſcheinung verkennen! Merkwürdig iſt es, wie die Einſamkeit und Ruhe, die ihm während ſeines Thatenlaufes ſtets verſäumt geblieben, am Schluſſe ſeines Lebens, zu vollen Jahren aufgehäuft, gleichſam im Ganzen nachgeliefert werden, gezwungen und nunmehr fruchtlos! In ſo großen Maßen geſtaltete ſich ihm alles, daß auch ſeine Einſamkeit noch eine belebte Welt war, ſein Kerker eine reichausgeſtattete Niederlaſſung, ſeine Wächter eine Land- und Seemacht! —

Bei dieſer Gelegenheit ſeien unſre Landsleute denn auch an die bedeutenden Worte wieder erinnert, welche zwei unſrer Erſten, Fichte — in den nach ſeinem Tode erſchienenen Vorleſungen über die Staatslehre — und Goethe — in den Heften von Kunſt und Alterthum — beide nach ſehr verſchiedenen Seiten, und doch, wie uns dünkt, gar wohl vereinbar, zur Karakteriſtik Napoleon's ausgeſprochen. Auch zweier beſonderen Quellen, welche wir im Deutſchen für die Geſchichte Napoleon's beſitzen, und jedem künftigen Bearbeiter dieſes Gegenſtandes empfehlen dürfen, wollen wir erwähnen. Die eine iſt der Abſchnitt „Buonaparte" in den Fragmenten über Italien, welche zu Tübingen in dem Jahre 1798 erſchienen ſind und zu einer Zeit, wo dieſem Namen überall nur Staunen und Begeiſterung anzugehören ſchien, auch andre Beziehungen deſſelben aufdeckten. Die andre iſt das merkwürdige Buch: „Napoleon Bonaparte und das fran-

zöſiſche Volk unter ſeinem Konſulate," ein geiſtreiches und ſorgfältiges Werk, als deſſen Verfaſſer der in Paris verſtorbene Graf von Schlabrendorf zu behaupten iſt, wenn auch der Kapellmeiſter Reichardt Redakteur der ihm überlieferten Aufſätze und Nachrichten war und die Herausgabe auf eigene Verantwortung unternahm. Für den Übergang Napoleon's von der republikaniſchen Rolle zur monarchiſchen giebt es kein zuverläſſigeres Denkmal als dieſe Schrift eines Augenzeugen, der Sachkunde und Geiſtestiefe in ſeltnem Maß vereinte.

Blicken wir zum Schluſſe nochmals auf das Werk Walter Scott's zurück, ſo wollen wir noch gern geſtehn, wie ſehr leid es uns iſt, ſo wenig Gutes von einer Arbeit ſagen zu können, in welcher übrigens ſo viel guter Willen und redlicher Sinn unverkennbar waltet. Allein das Miſiverhältniß der Kräfte zu der Aufgabe läßt ſich nicht ausgleichen noch verhüllen. Indeß wollen wir ihm zum Troſte nicht verhehlen, daß wir die Überzeugung haben, das von ihm nicht Geleiſtete werde auch ſo bald von keinem Andern zu erwarten ſein, ſo viel ihrer in Frankreich und Deutſchland Geiſt und Talent daran verſuchen! Unſre Zeit wird keine Lebensgeſchichte Napoleon's liefern, welche dem Urtheile der Nachwelt für etwas Mehreres gelten könnte, als eine der vielen zu ſein, deren keine die rechte iſt. —

VII.

Mémoires inédits de *Louis Henri de Loménie, comte de Brienne*, secrétaire d'état sous Louis XIV.; publiés sur les manuscrits autographes avec un essai sur les moeurs et sur les usages du dix-septième siècle, par

F. Barrière, éditeur des mémoires de Madame Campan. Paris, 1828. 2 Vols.

Es giebt in der Geſchichte manche Zeitalter und Gegenden, welche uns eine ſtärkere Theilnahme auferlegen, als ein bloßer Durchflug oder einmaliges Kennenlernen befriedigen kann. Wir fühlen den Drang, in ihnen gleichſam heimiſch zu werden, nicht nur das Wichtige des Jahres aufzufaſſen, ſondern auch das Zufällige des Tages mitzuleben; alles Kleinſte darin reizt uns, als ginge es uns noch unmittelbar an; die Perſonen, die Verhältniſſe und Begebenheiten, alles berührt uns, als wären ſie unſere heutige Umgebung; ſind ſie uns auf eine Zeit lang entrückt worden, ſo wenden wir uns doch bei jedem Anlaſſe immer aufs Neue mit Antheil und Neigung ihnen zu. Dagegen andre Geſchichtsräume uns einen Augenblick wohl mächtig anſprechen, durch großen Inhalt eine Weile feſſeln, aber bald die Aufmerkſamkeit wieder löſen, die ſich den Eindruck im Großen genügen läßt und mit dieſem Gewinn davongeht, um vielleicht nie dahin zurückzukehren. Um jene Anziehung zu begründen, dazu gehört, außer einem glücklichen Zuſammentreffen bedeutender Lebensbeſtandtheile überhaupt, und außer einer gewiſſen, durch langlebende Hauptperſonen fortgeſetzten Stätigkeit des Bildungskarakters, auch noch beſonders das ſeltene Verhältniß, daß dem reichen Stoffe eine reiche, gebildete, anmuthige Überlieferung entſpreche, denn zuletzt hängt vom Erzähler ab, vom Dichter, der in jedem Geſchichtſchreiber ſteckt, was leben ſoll vom Geſchehenen, oder ſterben mag. Um in einer Zeit, und wäre es die unſere ſelbſt, mit Luſt und Antheil heimiſch zu ſein, bedarf es nur, daß wir Vieles, Mannigfaches und ganz Einzelnes von ihr wiſſen und auf angenehme Weiſe mehr und mehr in ihr ſehen können.

Das Zeitalter Ludwig's XIV. iſt in dieſer Art eines der ausgezeichnetſten, für die ganze europäiſche Bildungswelt wichtigſten; in ihm vereinigen ſich alle Erforderniſſe einer weit-

herrſchenden Geſchichtsmitte: ein Zuſtand der Geſellſchaft, welcher die verſchiedenartigſten Elemente des Lebens gedeihen ließ und ſie zu einer allgemeinen Bildung zuſammenfaßte, die ſechzigjährige Regierung eines Königs, der ſeine Perſönlichkeit lebenslang faſt als Künſtler darſtellte und ihre Wirkung in Hof- und Staatsſachen bis auf die jetzige Zeit vererbt hat; wiederholte Kriegserſchütterungen, an großen Feldherren und Waffenthaten reich; Galanterie und Religion im Verein mit Hofbildung zur Macht erhoben; Kunſt, Gewerbfleiß, Handel, in raſcher, mannigfacher Entwickelung; und endlich eine Litteratur, welche, die Frucht vielſeitiger Geiſtesgaben, als ein Ganzes glücklich genug zuſammenſtimmte, um ſich der Welt als unwiderſtehliche Machterſcheinung aufzudringen! In dieſer Litteratur iſt uns denn auch die geſchichtliche Überlieferung der damaligen Begebenheiten und Verhältniſſe reichlichſt überkommen. Kein andres Zeitalter hat ſolche Fülle lebendiger Mittheilungen in aller Geſtalt aufzuweiſen, keines iſt von allen Seiten und nach allen Richtungen ſo durchleuchtet worden; alle Wege zu ſeiner innerſten Kenntniß ſind bequem eröffnet, das Leben tritt uns in leichter Unterhaltung entgegen, wir haben es nur heiter aufzunehmen, nicht mühſam aus dunklen Trümmern erſt hervorzuarbeiten. Die überſchwängliche Menge der Memoiren, der Reichthum an Briefen und andern Schriften dieſer Zeit geben den lebendigſten Inhalt in zum Theil unübertrefflicher Form; die Namen St. Simon, Sévigné, Eſtrades und Labruyère mögen hier ſtatt aller andern ſtehn. Aber auch die nachfolgende Zeit hat ihre ſchönſten Talente und beſten Einſichten noch für jene verwandt; Voltaire's bewunderungswürdige Darſtellung des Jahrhunderts Ludwig's XIV., und Lemontey's ſcharfgeiſtiger Verſuch über die Monarchie dieſes Königs gewähren Überblicke, welche dem vertrauten Kenner der Quellen, wie demjenigen, der noch nicht auf dieſe eingegangen, gleich ſchätzbar ſind. Und noch immerfort wird dieſe Geſchichtslitteratur durch Bekanntmachung neuer Quellen und durch neue Bearbeitungen vervollſtändigt und bereichert; die

Lebensbeſchreibungen Fénélon's und Boſſuet's von Beauſſet, die Memoiren von Louville, und der Briefwechſel zwiſchen der Frau von Maintenon und der Fürſtin des Urſins, neuerlich ans Licht gebracht, ſind als die merkwürdigſten Erſcheinungen in dieſer Hinſicht anzuführen.

In die Reihe ſolcher Schriften treten nunmehr auch die Memoiren des jüngeren Brienne, von deren Daſein man längſt wußte, ohne daß ſie ſelbſt, nur einzelnen Leſern zugänglich, öffentlich bekannt geworden wären. Sie erſcheinen hier zum erſtenmal im Druck. Der Herausgeber, ſchon durch ähnliche Bemühungen litterariſch bekannt, giebt genaue Auskunft über die beiden Handſchriften, welche dem Abdruck zum Grunde liegen, er zeigt ihre vorigen Beſitzer an und iſt bereit, die Ächtheit dieſer Schriften, von welchen die eine ganz von der Hand des Verfaſſers geſchrieben und von ihm ſelbſt unterzeichnet iſt, durch ihre Vorlegung jedem prüfenden Geſchichtsfreunde darzuthun. Dieſe äußere Beglaubigung iſt neben der innern, welche der Inhalt und die Abfaſſung geben, immer dankbar anzunehmen, beſonders in einer Zeit, wo ſo vieles Geſchmiedete vorhanden iſt, und auch das namhafteſte Talent ſich zuweilen unter fremdem Namen zu bewegen liebt, wie das des Verfaſſers der Memoiren der Frau von Larochejacquelin unter dem Namen dieſer Dame, deren unübertreffliche Naturgabe und höchſte Weiblichkeit man in dieſen Denkſchriften ſo ſehr hat anerkennen und bewundern wollen, daß die Möglichkeit, ein Mann könne je ſo ſchreiben, ganz verneint wurde! Solcherlei Kritik, welche lediglich aus inneren Gründen zu- und abſpricht, hat ihren Reiz, einen Werth aber nur inſofern, als der Urtheilende ſelbſt ein Meiſter im Tief- und Scharfblicken iſt. Für Brienne's Autorſchaft bedarf es nicht ſo großen Geiſtesaufwandes, ſie wird durch äußere Angaben, denen das Innere widerſpruchslos zuſtimmt, mit geringeren Koſten hinlänglich bewährt. Da bei keinem Schriftſteller ſo viel auf ihn ſelbſt und ſeine Lebensverhältniſſe ankommt wie bei dem Verfaſſer von Memoiren, ſo wollen wir zuvörderſt ſeine Perſon und Schickſale etwas näher anſehn.

Ludwig Heinrich von Loménie, Graf von Brienne, wurde geboren im Jahre 1636 unter Ludwig's XIII. Regierung, drittehalb Jahre vor Ludwig's XIV. Geburt. Sein Vater war ein geachteter Staatsminiſter, der ebenfalls Denkwürdigkeiten geſchrieben hat, die im Jahre 1719 ans Licht getreten ſind. Seine Mutter, eine Dame von hoher Frömmigkeit, beſaß das Vertrauen der Königin Anna von Öſterreich, welche als Wittwe, mit Hülfe des Kardinals Mazarin, für ihren Sohn Ludwig XIV. die vormundſchaftliche Regierung führte. Durch ſolchen Zeitpunkt ſeiner Geburt, und ſolche Verhältniſſe ſeines Anbeginns ergiebt ſich ſogleich die Konſtellation dieſes Lebens; Brienne war beſtimmt, einem der glänzendſten Zeitalter in deſſen höchſten und innerſten Kreiſen anzugehören, faſt gleichen Lebensſchrittes mit dem Könige, von dem es den Namen empfangen ſollte. Wir werden ſehn, wiefern das Perſönliche dem bereiteten Elemente glücklich oder unglücklich folgt oder widerſpricht. Im achten Jahre ſchon unter den Edelknaben des kaum fünfjährigen Ludwig XIV., iſt Brienne früh der Spielgenoſſe des königlichen Kindes, in deſſen zunehmender Vertraulichkeit ihn weder Schule noch Militairdienſt, den er gleichfalls ſchon als Knabe antritt, irgend ſtören. Im Frondekrieg flieht er, dem Hofe folgend, von Paris nach St. Germain-en-Laye, kommt, bei Beendigung der Unruhen, an der Seite des Königs zurück und iſt ein ſo hübſcher, lebhafter, in Leibesübungen überaus gewandter, an Kenntniſſen und Geiſt ſo trefflich ausgeſtatteter Jüngling, daß die Gunſt der Königin Mutter ihm die Anwartſchaft auf ſeines Vaters Miniſterſtelle nicht verſagt, deren Ehren und Geſchäftseinſichten er demnach ſchon zu fünfzehn Jahren mitgenießt. Doch der Jüngling fühlt ſich getrieben, die Welt zu ſehn; er geht auf Reiſen, beſucht Holland, Dänemark, Schweden; ja dringt weit in Lappland ein; geht dann über Polen nach Ungarn, durch Böhmen und Süddeutſchland nach Italien, wird an den Höfen ausgezeichnet, von den Reichsſtädten beſchenkt, ſammelt Kenntniſſe und Erfahrungen und kommt, nach dreijähriger Abweſenheit, neun-

zehnjährig, an den franzöſiſchen Hof zurück, wo er die Merkwürdigkeiten ſeiner Reiſe vor den Damen zierlich vorträgt und für die gelehrte Welt in lateiniſcher Sprache zum Druck fördert; denn er hatte in Deutſchland, außer Deutſchreden, auch Lateinſchreiben, und ſonſt auf ſeinen Reiſen noch ſehr gut Italiäniſch und Spaniſch gelernt; auch machte er lateiniſche Verſe und war mit Litteratur und bildenden Künſten wohl vertraut. Eine anſehnliche Heirath ſchien ſeine weltliche Glückklage zu vollenden. Allein ſo frühes und reiches Glück iſt eben ſo eine Prüfung wie eine Gunſt, und dieſe zu tragen, wie jene zu beſtehn, iſt nur denen verliehn, die ſtärker ſind als das Glück; Brienne ſoll dies bald zu ſeinem Nachtheil gewahr werden! Nachdem er im Genuſſe der Gunſt und des Vertrauens Ludwig's XIV., und in mancherlei Theilnahme an Staatsgeſchäften mehrere Jahre glänzend hingelebt, verſcherzt er das Wohlwollen des Königs, vielleicht durch mißfälligen Übermuth, ſicherer durch die Unordnungen, zu welchen ihn die Leidenſchaft des Spiels und ſonſtige Ausſchweifungen hingeriſſen. In Verzweiflung über den doppelten Verluſt ſeiner Stelle und ſeiner Frau, die bald nachher ſtirbt, ſucht er Troſt bei den Vätern des Oratoriums und wird Mitglied ihrer Kongregation. Er wird durch die Herzogin von Longueville zu den janſeniſtiſchen Glaubensanſichten geführt und legt ſich nun manche Strenge auf, die aber nicht andauert; die Weltlichkeit ergreift ihn aufs Neue, er muß aus der geiſtlichen Genoſſenſchaft ausſcheiden und führt nun wieder das ärgerlichſte Leben. Der ihm drohenden Haft zu entgehn, flieht er nach Deutſchland, wo er bei dem Herzoge Friedrich von Mecklenburg gute Aufnahme findet, auf die Klage der Herzogin aber, daß er auf ihren Gemahl üblen Einfluß übe, von Ludwig XIV. zurückgerufen und nach einiger Zeit auf deſſen Befehl, wegen fortgeſetzter mißfälliger Beziehungen zu dem Herzoge, in einer Abtei gefangen gehalten wird. Man erklärt ihn ſpäter, vielleicht um ſein Loos nicht ſchlimmer ausfallen zu laſſen, für geiſtesirr, und ſo bleibt er achtzehn Jahre unter Aufſicht der

Väter der Miſſion, in einer nicht allzuſtrengen Gefangenſchaft, die ihm durch vielfache Beſuche, durch ſchöne Kunſt und Litteratur, wie er denn große Summen auf Kupferſtiche und Bücher wendet, beſtens erleichtert wird. Er ſchreibt eine Menge lateiniſcher und franzöſiſcher Verſe, welche letztere ihm aber, ungeachtet des Umgangs mit Boileau, wenig gelingen wollen. Für ſeine Freundin, die als Dichterin berühmt gewordene Deshoulières, beginnt er hier ſeine Denkwürdigkeiten, die er im Jahre 1685 abſchließt, worauf nichts Bemerkenswerthes weiter von ihm zu berichten iſt.

Die hier in Kürze vorgeführten Verhältniſſe, ſo wie der perſönliche Karakter, der ſich in ihnen bewegt, ſind allerdings für die Abfaſſung von Memoiren, die von daher zu entſtehn haben, als genugſam vortheilhafte Grundlagen anzuſehn. Der vorliegende Lebensſtoff iſt durchaus bedeutend, und zwar in dem Maße, daß auch das Untergeordnete noch wichtig bleibt. Der perſönliche Standpunkt gehört zu den allergünſtigſten; vertraute, unmittelbare Kunde iſt in ihm verbürgt. Was die beſonderen Eigenſchaften des Autors betrifft, ſo dürfen ſie wohl Vertrauen einflößen. Brienne hatte, als er ſchrieb, weder den Verſtand, noch das Gedächtniß, noch die Lebhaftigkeit und Anmuth ſeines Geiſtes verloren, wie dieſe Denkwürdigkeiten ſelbſt bezeugen. Sie ſind mit der Unbefangenheit und Leichtigkeit geſchrieben, die ein heiteres, durch keine Nebenabſicht geſtörtes, frei mittheilendes Naturell zu erkennen geben; ſie zeigen keine Leidenſchaft, kein perſönliches Vorurtheil, und wenn ſie auch noch ſo Arges erzählen, ſo iſt es doch immer ohne Haß, im Gegentheil oft mit der unverkennbaren Gutmüthigkeit, die um des Reizes der Unterhaltung willen doch nichts verſchlimmern mag. Die Schreibart hat keine Kunſt; aber alle Vortheile der damaligen Zeit, in welcher die Gabe, ſich geſchickt, geſchmackvoll und unterhaltend auszudrücken, faſt ein Gemeingut aller Franzoſen geworden war, kommen ihr trefflich zu Statten.

Dieſe Denkwürdigkeiten geben in der That eine un-

unterbrochene Reihe angenehmer Erzählungen, ſei es, daß ſie ſchon Kundbares, oder bisher noch Unbekanntes, daß ſie allgemein wichtige Hof- und Staatsſachen, oder geringſcheinende Perſönlichkeiten mittheilen. Brienne bleibt unterhaltend, auch wenn er ausführlich die vier Staatskleider beſchreibt, mit denen er im Gefolge des Kardinals Mazarin bei den Friedensverhandlungen in St. Jean-de-Luz prunkte, daß der junge Marquis von Louvois, der wenig anzuziehen hatte, ganz verdunkelt war; oder, wenn er rühmend anpreiſt, welche Turnkünſte er ausgeführt, und wie viele ſeiner Sohlen er in die Weite geſprungen, nämlich achtzehn, wobei er ſich dem baskiſchen Edelmanne Tartas, der ihrer wenigſtens fünfundzwanzig ſprang, als ſeinem Meiſter, tief beſcheiden bückt. Neben ſolchen zur Karakteriſirung der Zeit und ihres Darſtellers immer ſchätzbaren Zügen finden wir denn auch andre, die es nicht minder für die großen, ſchon ausgebildeten Geſchichtsgeſtalten ſind, Aufſchlüſſe und Ergänzungen, aus denen ſich neue Beziehungen ergeben, hellere Farben hervorgehn. Die Glaubwürdigkeit unſeres Verfaſſers in dieſer Hinſicht, wo er als einziger Gewährsmann ſteht, iſt in ſeinen Verhältniſſen, ſeiner Sinnesart und ſeinem Vortrage ſchon wohlbegründet, aber es kommt auch noch eine klare Zuſammenſtimmung in den Sachen ſelbſt hinzu, die, wie abſonderlich ſie auch oft erſcheinen, doch mit den durch andre Zeugniſſe ſchon feſtſtehenden Angaben ſich gut vereinbaren und oft nur vollſtändig ans Licht ſtellen, was in dieſen bisher dunkel angedeutet war.

Der Verfaſſer fängt mit den Zeiten Ludwig's XIII. an und giebt die Ausbeute deſſen, was er theils aus eigener früheſter Erinnerung, theils aus dem geheimſten, ihm vor Andern eröffneten Vertrauen weiß. Seine Nachrichten über die Kardinäle Richelieu und Mazarin gehören nicht zu dem Unwichtigſten. Von dem Neuen, was unſerer Geſchichtskunde hier zufließt, wollen wir einiges Hauptſächliche anmerken.

Ludwig XIII. war des gebieteriſchen Einfluſſes, den

ſein Günſtling Concini, Marſchall d'Ancre, auf ihn übte, längſt überdrüßig und wünſchte ſich deſſen zu entledigen, was nur durch einen Gewaltſtreich möglich zu machen ſchien. Die Ermordung des Marſchalls wurde auf Antrieb des neuen Günſtlings, Herzogs von Luynes, beſchloſſen, Ort, Tag und Stunde dazu feſtgeſetzt. Richelieu, damals nur erſt Biſchof von Luçon und Staatsminiſter, empfing ſpät abends eine Warnungsanzeige, der Marſchall werde am folgenden Morgen fallen; die Anzeige ſchien von einem Verſchworenen zu kommen, der ſeinem Gewiſſen eine halbe Aushülfe zu ſchaffen wünſchte. Richelieu verdankte dem Marſchall ſeine bisherige Erhebung, und alles forderte ihn auf, den Meuchelmord abzuwenden. Allein dem ſelbſtſüchtigen Ehrgeiz galten andre Beſtimmungsgründe; nach einigen Augenblicken tiefen Nachſinnens legte er den Brief unter ſein Kopfkiſſen, indem er ſagte: „Es eilt nicht, über Nacht wird Rath kommen.“ Am nächſten Morgen erſcholl das Geſchrei der vollbrachten That. Dieſe Erzählung von dem empfangenen Warnungsbriefe ruht lediglich auf Brienne's Bericht, der aber in ſich ſelbſt und in allen ſonſt bekannten Umſtänden ſehr gute Stützen hat.

Die Art, wie Brienne aus dem Munde ſeines Vaters die ſtaatskluge Richtigkeit des treuloſen Benehmens erörtern läßt, darf dabei nicht überſehn werden. Richelieu ließ die That geſchehn, denn für ihn konnte ſie nur förderlich ſein; der Marſchall war aufzugeben, er konnte dem Aufſtrebenden nicht ferner nützen und wollte es auch nicht mehr, da er ſchon Eiferſucht gegen ihn empfand; des neuen Günſtlings eigene Unfähigkeit verſprach hingegen dem Talent offene Bahn, und das verrätheriſche Verhalten in ſolchem Augenblicke, welches am rechten Orte ſchon bekannt werden mußte, war eine bündige Empfehlung. Wirklich war Richelieu von allen Miniſtern, welche dem Marſchall ihre Anſtellung verdankten, der einzige, der aus den Geſchäften nicht entfernt wurde.

Noch gründlicher lernen wir dieſen Staatsmann durch einen andern Aufſchluß kennen, welchen uns zuerſt Brienne

über ein bisher unerklärbares Geſchichtsräthſel giebt. Richelieu war als herrſchender Premierminiſter dem Könige und deſſen Günſtlingen gleichfalls ein Gegenſtand haſſender Eiferſucht, gegen ihn der Hof in beſtändiger Verſchwörung. Der Günſtling Cinq-Mars und des Königs Bruder, Gaſton von Orleans, gingen in ſolchem Treiben weiter, als der König billigen durfte, ſelbſt wenn er darum wußte; ſie verbanden ſich, um Richelieu zu ſtürzen, mit den auswärtigen Feinden des Staats. Ihr mit Spanien heimlich abgeſchloſſener Vertrag kam aber zur Kunde des Miniſters; nicht wußte man bis jetzt, auf welchem Wege. Die Memoiren Brienne's des Vaters ſagen nur, Gaſton ſei durch keinen der Seinigen, wie man fälſchlich ausgeſtreut, verrathen, ſondern die Kunde durch einen Kanal erlangt worden, den man ordentlicherweiſe gar nicht zu fürchten haben konnte. Jetzt giebt Brienne der Sohn, nach des Marquis von Fontrailles, eines der Verſchworenen, Erzählung, für die er das mündliche Bejahen des wohlunterrichteten Vaters mit anführt, den unerwarteten Bericht, daß Richelieu die Vertragsurkunde durch den ſpaniſchen Premierminiſter ſelbſt, den Herzog von Olivarez, der ſie mit abgeſchloſſen, zugeſandt erhalten habe, als mit welchem er ſchon lange in heimlichem Briefwechſel geweſen ſei. Der ſcharfſichtige Spanier ſah wohl ein, es ſei manchmal beſſer, mit dem ſtarken und klugen Feinde ſich einverſtanden zu halten, als deſſen ſchwachen und ungeſchickten Gegnern ſich völlig hinzugeben. Gewiß aber gehörte in Richelieu eine ſeltene Gabe der Liſt und Wachſamkeit dazu, um ſo vielfachen und künſtlichen Verſtrickungen anzugehören, ohne ſelbſt je das Opfer davon zu werden.

Daß der furchtbare Miniſterherrſcher, wie Brienne meldet, die Gunſt der Königin Anna von Öſterreich zu gewinnen geſucht und ſogar ſich erboten haben ſoll, ihrer verdrießlichen Unfruchtbarkeit — denn Ludwig XIV. wurde bekanntlich ſehr ſpät geboren — ein Ende zu machen, ſtimmt mit vielen andern Nachrichten überein. Aber daß ſein Eifer und ſeine Verblendung ſo weit gegangen, um ſich dem ſchnö-

deſten Geſpötte bloßzuſtellen, erfahren wir hier zum erſtenmal. Die Königin ſcherzte mit ihrer Vertrauten, der Frau von Chevreuſe, über den verliebten Wahn des Kardinals und gab lachend ihre Zuſtimmung, daß ihm ein Streich geſpielt würde. Frau von Chevreuſe redete ihm daher ein, die Königin wolle ſeine Liebeserklärung annehmen, aber ſie verlange, daß er abends ſich bei ihr einfinde und als Tänzer gekleidet eine Sarabande tanze; an dieſer Bedingung wolle ſie ſeine Leidenſchaft prüfen. Der Kardinal willigte freudigſt in alles, erſchien zur verabredeten Stunde in grünſammetnem Pantalon, mit Silberſchellen an den Kniegürteln, und Kaſtagnetten in den Händen, und tanzte munter die Sarabande, die ein verſteckter Geiger aufſpielte. Die Königin und ihre Vertraute, gleichfalls hinter einem Schirm, lachten übermäßig über dieſen Anblick des tanzenden Kardinals, der doch am Ende wohl erkennen mußte, daß er nur gefoppt worden, wofür ſeine Rache denn auch in der Folge ſchwer genug zu fühlen war. Dieſer Leichtſinn am Hofe, nach Einfall und Laune auch mit dem zu ſpielen, was zumeiſt in dieſem Kreiſe der ſtrengſten Würde bedarf, hat geraume Zeit ſpäter einem andern Kardinal und einer andern Königin von Frankreich in der berühmten Halsbandgeſchichte auch nur ſchlimme Frucht getragen.

Die Macht des Kardinals litt übrigens durch ſeine Schwächen dieſer und anderer Art keinen Schaden. Wie unbedingt er den König Ludwig XIII. beherrſchte, der zwar oft verſuchte, ſelbſtſtändig zu werden, aber es nie vermochte, zeigt in voller Größe die von Brienne erzählte Anekdote, daß Brienne's Schwiegervater, der Miniſter Chavigny, als deſſen wahrer Vater der Kardinal angegeben wird, dem Könige geradezu mit dem Kardinal drohte und ihn durch dieſe Drohung in Furcht ſetzte, wie einen Schulknaben, der vor dem ſtrengen Rektor zittert.

Lebendiger noch als Richelieu wird uns Mazarin, ſein Nachfolger, vorgeführt; ihn hat Brienne genau gekannt, mit ihm gearbeitet und vertraulich mit ihm gelebt. Nicht ſo

furchtbar und gewaltig wie Richelieu, iſt Mazarin doch eben ſo geſchickt und mächtig, und perſönlich noch erfolgreicher, denn ihm wird die hohe Gunſt, nach der jener vergeblich ſtrebte, allen Anzeigen nach wirklich zu Theil. Über die Anfänge dieſes merkwürdigen, wegen ſeiner Schauſpielereien genug verſchrieenen Mannes, werden uns hier mehrere Umſtände vorgeführt, die ihn wahrlich als ſehr bedeutend, und gar nicht auf jene beſchränkt, darſtellen. Brienne ſchöpft unter andern aus einem Bericht des venetianiſchen Botſchafters Sagredo in Rom, und bekanntlich war die Republik von jeher diplomatiſch ſehr genau bedient, und dieſe nach allen Seiten fortgeſetzte Aufmerkſamkeit und daraus erfolgende Einſicht kein geringer Theil ihrer Stärke*). Nach dieſem Bericht war Giulio Mazarini, der Sohn eines Vaters aus Palermo und einer Mutter aus Città-di-Caſtello, zu Piſcina, einem Flecken in den Abbruzzen, den 14. Juli 1602 geboren, darauf in Rom erzogen worden und daſelbſt ſchon früh als ein junger Mann von höchſten Gaben anerkannt. Der Kardinal Bentivoglio, in deſſen Hauſe er lebte, hielt ſich nicht für würdig, ihn zu behalten, empfahl ihn einem einflußreicheren Kardinal, und als dieſer ihn fragte, wozu er den jungen Mann denn hauptſächlich brauchbar hielte? antwortete er kurz: „Unbedingt zu allem!“ Bekannt iſt, was auch hier erzählt wird, daß Mazarin, im Frühjahr 1631 mit dem päpſtlichen Nuncius Pancirola nach Piemont geſandt, den Frieden von Chierasco zu Stande bringen half und die Einſtellung der Feindſeligkeiten im Augenblicke des

*) Welch ein Reichthum geſchichtlicher Kenntniß in ſolchen venetianiſchen Depeſchen liegt, denen aus Gründen mancher Art heutige ſelten zu vergleichen ſein dürften, ſteht leuchtend vor Augen durch Ranke's vortreffliches Werk: „Fürſten und Völker von Südeuropa im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert. Erſter Band. Hamburg, 1827.“, welches großentheils aus ſolchen handſchriftlichen Quellen gezogen iſt, aber freilich auch mit welchem Überblick und durch welche Meiſterhand!

Treffens ſelbſt bewirkte, wovon der ganze Ruhm auf ihn fiel, und, wie der venetianiſche Bericht ſagt, mit allem Recht; denn er hatte nicht nur die glänzendſte Thätigkeit in den Unterhandlungen entwickelt, ſondern ſich auch darauf mitten unter die ſtreitentflammten Franzoſen geſtürzt, ihre Musketenſchüſſe unerſchrocken ausgehalten und, in der einen Hand ſeinen Hut, in der andern ein weißes Blatt Papier emporhaltend, immerfort gerufen: „Frieden! Frieden!“ wodurch auf dem Schlachtfelde ſelbſt die Sachen in Ordnung kamen. Der Venetianer ſchließt ſeinen Bericht, wie folgt: „Mazarin iſt angenehm und wohlgebildet von Perſon; er iſt höflich, gewandt, unempfindlich, unermüdbar im Arbeiten, behutſam, vorausſehend, verſchwiegen, verſtellt, beredt, überredend und fruchtbar an Hülfsmitteln; mit Einem Worte, er beſitzt alle Eigenſchaften eines geſchickten Unterhändlers. Sein Probeſtück iſt wahrlich ein Meiſterſtück. Wer mit ſolchem Glanze den Schauplatz der Welt betritt, iſt höchſt wahrſcheinlich zu einer großen und ſchönen Rolle darauf beſtimmt. Da er ſehr jung und von ſtarker Leibesbeſchaffenheit iſt, ſo wird er lange Zeit, irr' ich nicht, der Ehren genießen, die ſich ihm bereiten; um hoch zu ſteigen, fehlt ihm nichts als etwa noch Vermögen.“

In Frankreich fand er den günſtigſten Boden, durch ſolche Eigenſchaften ſein Glück zu machen, und er machte es im größten Maße. Verſchiedene Kourierreiſen mit wichtigen Aufträgen nach Paris brachten ihn mit dem vorhingenannten Miniſter Chavigny in nähere Verbindung, er wußte dem franzöſiſchen Hofe bedeutende Dienſte zu leiſten, und daneben auch ſonſt ſich einzuſchmeicheln, wie er denn nie aus Italien ankam, ohne für Frau von Chavigny eine Menge Pomaden, wohlriechende Öle, neapolitaniſche Seife und römiſche Handſchuhe mitzubringen, ja zuweilen ſogar kleine Gemählde und auch Roſenkränze, geweiht oder ungeweiht, darauf kam es nicht an. Einmal im franzöſiſchen Staatsdienſt, und ſein Weg konnte nicht mehr fehlen; dem Mangel des Vermögens verſtand er trefflich abzuhelfen, und ſeine Perſönlich-

keit diente ihm noch beſſer, als Geld und Liſt es vermocht hätten.

Nach dem Tode Ludwig's XIII. ließ ihm die Königin Anna von Öſterreich als Regentin die Premierminiſterſtelle anbieten; wie er ſich bei dieſer Gelegenheit benahm, iſt bei Brienne ergötzlich nachzuleſen. Seine Übertreibungen, ſeine Poſſen fallen ins Hannswurſtiſche; wie z. B. in der ganz unnöthigen Verſtellung, die er aus bloßer Liebhaberei gegen den Abbé Fouquet ſpielt, indem er einen ſchon ganz ſichern und wohlgefaßten Entſchluß als einen angeblich zweifelhaften und gefährlichen erſt von dem gelingenden Wurfe ſeines Stocks in eine hohe Fichte abhängig macht, eine Erzählung, welche der Kardinal von Retz mit ſeiner gewöhnlichen Betheuerung „auf Prieſterwort" (foi de prêtre) beſtätigte. Auch wie er ſich die ärgſte Geißel, die es für den ſcheuen, unlauteren Mann im Amte geben kann, die Neckereien der Schriftſteller, abzuſchütteln weiß, fällt bei ihm ins Luſtige. Brienne erhält den Auftrag, den kecken Priolo, der eine Satyre gegen den Kardinal gemacht hatte, zu deſſen Lobredner umzuſtimmen, welches durch eine Unterhandlung im Weinhauſe mit baaren zugeſicherten Vortheilen zu Stande kommt.

Brienne läugnet, daß Mazarin mit der Königin Anna von Öſterreich in vertraulichſtem Umgange gelebt, allein ſeine Gründe dawider ſind ſchwach, und ſeine Meinung ſcheint theils einer Pietät gegen die Königin, theils einer Klugheitsrückſicht auf Ludwig XIV. anzugehören, wozu ſein Gemüth und ſeine Lage ihm wohl vereinte Aufforderung gaben. Daß die Königin dem Kardinal zu Zeiten entgegen, ja bis zur Feindſchaft uneins mit ihm war, kann in ſolchem Bezuge nichts erweiſen. Das Unmaß des Ehrgeizes, welches Mazarin blicken ließ, indem er eine Heirath ſeiner Nichte Mancini mit dem verliebten Jüngling Ludwig XIV. nicht für unmöglich halten wollte, konnte allerdings den ſpaniſch-öſterreichiſchen Stolz der Königin heftig aufreizen, wie ſie denn auch durch Brienne den Vater für ſolchen Fall eine förm-

liche Proteſtation heimlich aufſetzen ließ. Auch für ſich ſelbſt kannte Mazarin's Ehrgeiz keine Gränze; er war Kardinal, warum ſollte er nicht auch Papſt werden? Daß er ernſtlich daran gedacht, den heiligen Stuhl zu beſteigen, und dazu ſchon die Einwilligung des Königs von Spanien durch Überlaſſung der Stadt Cambrai, auf Koſten Frankreichs alſo, erlangt hatte, bezeugt Brienne aus eigner Anſicht der ſpaniſchen Verſprechungsurkunde, welche durch Zufall unter ſeine Augen gerathen war.

Bei dem pyrenäiſchen Frieden erſcheint Mazarin in bewundernswürdiger Selbſtthätigkeit, aber die außerordentliche Anſtrengung verurſachte ihm den Krankheitszuſtand, von dem er nicht wieder aufkam. Seine Unverſchämtheit, ſeine Hanswurſterei, ſeine Verſtellung, daneben ſein wahrſtes Gemüth, erſcheinen in dieſer Krankheit in voller Stärke. Als die Königin ihn beſucht und mitleidig fragt, wie es ihm gehe? ſagte er: „Sehr ſchlecht!“ und ohne weiteres wirft er die Bettdecke weg und ſtreckt das nackte Bein und den nackten Schenkel, abgezehrt und voll bunter Flecken, der erſchrockenen Königin und ihrer Umgebung mit den Worten hin: „Da ſehen Sie dieſe Beine, welche, damit Frankreich ſeine Ruhe fände, die ihre verloren haben!“ Schon dem Sterben nah, läßt er ſich weiß und roth ſchminken, friſiren und ſonſt aufputzen, und ſo in der Sänfte ſpazieren tragen, um das Vergnügen zu haben, dieſe Täuſchung zu ſpielen. Ihn jammerte nichts ſo ſehr, als ſeine unermeßlichen Schätze zurückzulaſſen, mehr als fünfzig Millionen baares Geld, die auserleſenſten Kunſtwerke der Mahlerei und Bildhauerkunſt, und zahlloſe Koſtbarkeiten und Seltenheiten. Seine Klagen hierüber ſind poſſirlich; im Grunde ärgerte er ſich mehr über den Tod, als daß er ihn fürchtete, auch ſtarb er ganz unerſchrocken, und bis zuletzt zeigte ſeine Seele die italiäniſche Miſchung von Schelmerei und Natürlichkeit, die er ſein ganzes Leben hindurch gehabt. Einem Präſidenten, der ihn wenige Tage vor ſeinem Tode unter Edelſteinen wühlen fand, ſagte er unter fortwährendem Suchen mehrmals aufhebend:

„Ihrer lieben Frau ... Ihrer lieben Frau bringen Sie ...," jener hielt ſchon die Hand hin und hoffte ein reiches Andenken zu empfangen, aber „bringen Sie meine beſte Empfehlung," ſchloß der Kardinal endlich ſeine Rede, und zugleich ſeinen Kaſten zu, noch bis zuletzt ein Schäker und Schauſpieler! Beſondere Sorgfalt widmete er der Verherrlichung ſeines Namens, überall ſuchte er ihn anzuheften, den durch ihn angekauften achtzehn Kronedelſteinen, einem von ihm erfundenen Kartenſpiele, dem Palaſte und dem Kollegium Mazarin, einem Herzogthume, das ſich von ihm herſchreibt, endlich einer Paſteten- und Kuchenart.

Von Ludwig XIV. erfahren wir mancherlei Beſonderes und Merkwürdiges in der lebendigen Auffaſſung, wie ſie nur einem Theilnehmer und Augenzeugen der Dinge möglich iſt. Dieſer König, über deſſen eigentlichen Werth die Geſchichtsforſcher nach Maßgabe ihres innern Standpunktes immer von einander abweichen werden, iſt für ſich allein ſchon ein Gegenſtand wichtigſter Betrachtung. Alles, was ihn berührt, gewinnt Reiz und Bedeutung, und alles während ſeines langen Lebens Reizende und Bedeutende gewinnt Bezug auf ihn. Die Größe der Regierung iſt unläugbar, wenn auch die Größe der Perſon ſchon längſt nicht mehr behauptet wird. Die Mitwelt hatte für Ludwig den Beinamen des Großen ſchon zum Überdruſſe gebraucht, die Nachlebenden konnten keinen Geſchmack mehr daran haben; aus dieſem Grunde hat in der Geſchichte der Franzoſen jenes Beiwort an den Königen ſtets am wenigſten haften wollen, Condé und Corneille werden ſtets damit bezeichnet, aber ſogar Heinrich IV. nicht für gewöhnlich, die Schmeichelei des Augenblicks kann ſolchergeſtalt ſelbſt der Gebühr eines Thatenlebens ſchaden. Wirklich ſehen wir Ludwig XIV. hier ſchon in ſeinem ſiebenzehnten Jahre, bevor ihm noch zum Handeln nur irgend Gelegenheit geworden, durch den von Reiſen zurückgekehrten Brienne vor dem ganzen Hofe als Ludwig den Großen angeredet. Dabei iſt Brienne gar nicht verblendet über ihn, wie es denn die Hofleute ſelten in Betreff ihrer Fürſten ſind.

Im Gegentheil, er hat die Schwächen des Königs, ſeine Faulheit, ſeine Verſtellung, ſeine Verlegenheiten, ſeinen Mangel an Muth und Kraft, über welche Fehler jedoch die Angewöhnung äußerer Würde und Schicklichkeit im Reden und Handeln als glänzender Deckmantel geworfen war, ſehr gut belauſcht. Er rechnet als eine der Urſachen der eigenen Ungnade, daß er zu wenig Höfling geweſen, um das Erſtaunen genug zu verbergen, welches er über den geringen Verſtand des Königs in Geſchäftsverhandlungen häufig zu empfinden hatte. Sehr anziehend, und in dieſer Umſtändlichkeit neu, iſt die Erzählung von dem erſten Kabinetsrath, welchen Ludwig nach dem Tode Mazarin's gehalten; in dieſem und in mehreren folgenden Auftritten werden wir mit der perſönlichen Art des Königs, wie mit dem innerſten Gange der damaligen Regierungsweiſe vertraut, wir ſehen die Sachen im Rahmen des Tages ſich bewegen, nach Ort und Stunde ganz im Einzelnen ſich darſtellen.

Brienne opfert mit Leichtigkeit eine Liebesneigung, die er für Fräulein von La Vallière hegt, ſobald er zu ſeinem Schrecken erfährt, daß er den König zum Nebenbuhler habe. Nicht eben ſo verläugnet er ſeine Anhänglichkeit für den Finanzminiſter Fouquet, deſſen ſchrecklichen Geſchickeswechſel er als Augenzeuge ſehr umſtändlich mit vielen neuen Zügen erzählt, wobei doch immer, wie überhaupt bei allen ſolchen Mittheilungen, der ſchon aus andern Quellen voraus unterrichtete Leſer im beſten Vortheil iſt. Den verhaßten, nicht ſchuldloſen, aber doch bedauernswerthen Miniſter berückt der König erſt völlig durch falſche Gnade, bevor er ihn mit grauſamer Härte trifft; er läßt ihn den Heiligen-Geiſtorden hoffen. Bei dieſer Gelegenheit erzählt Brienne einen Zug von dem Marſchall Fabert, der wirklich den Orden erhalten ſollte, aber ſich weigerte, zu dieſem Behuf ſeinen bürgerlichen Stand zu verläugnen. „Ew. Majeſtät wiſſen", ſagte er zum Könige, „daß ich kein Edelmann bin, mein Vater war Buchhändler in Metz, und ich ſelbſt habe Kalender dort verkauft; ſoll ich mich nun entehren und ſagen, ich ſei von adlichem

Geſchlecht, da dem nicht ſo iſt?“ Der König wandte ein, das ſei in ſolchem Falle ja ganz herkömmlich, — und wirklich geſchah ſolches bis vor der Revolution unbedenklich, der Königliche Genealogiſt erhielt Befehl, dem und dem einen Stammbaum anzufertigen, und alles Nöthige war abgethan, — allein Fabert verſicherte, die Ehre des Marſchallſtabes ſei ihm genug, und er wolle lieber den Orden nicht, als eine Falſchheit deßhalb ausüben. Derſelbe Fabert ſtand in einem Vereine frommer Militairperſonen, welche unter Leitung des Pfarrers Olier ſich verpflichtet hatten, keiner Ausforderung zum Zweikampfe ſich zu ſtellen, ſondern alle Beleidigungen zu verzeihen oder abzubitten. Bei ſolchen edlen Eigenſchaften beſaß Fabert gleichwohl die ganze Klugheit eines Hofmannes. Würdige Karaktere dieſer Art fanden ſich am Hofe Ludwig's in ziemlicher Zahl; doch fehlten auch ſolche nicht, die dem Herzoge von Gesvres glichen, welcher, bisher vertrauteſter Freund Fouquet's, nach deſſen Verhaftung weinend und ſchwörend vor dem Könige ſich wie toll geberdete und darüber klagte, daß ein Anderer den Auftrag dazu erhalten; er würde ja ſeinen Vater, geſchweige denn ſeinen beſten Freund, recht gern verhaftet haben!

Von der Königin Chriſtina von Schweden erzählt Brienne eine Äußerung, durch welche uns vertraut wird, was für ein ſeltner Vogel von Weiblichkeit die ihre war. Er ſelbſt hat es mit angehört, daß dieſe „unverſchämte“ Königin zu der „ſittſamſten“, nämlich zu Anna von Öſterreich, einſt geſagt hat: „Wahrhaftig, mir iſt ſehr leid, eine Frau zu ſein, das verdirbt die ſüßeſten Freuden; wenn ich ein Mann wäre, da ſollte man ſehn!“ Aber dies ſind nicht ihre eigenen Worte; ſie waren zu ſchmutzig, als daß Brienne ſie hätte niederſchreiben mögen, um welche Zartheit ſeine Leſer um ſo mehr Verwunderung und Dank fühlen können, als er ſelbſt erzählt, der Herzogin von Longueville habe er die ächten Ausdrücke wiederholt, und ſie ſehr gelacht und dabei gemeint, ſie ſelber habe doch ſo arg nie geſprochen, wiewohl ſie noch verſchrienner geweſen ſei als jene.

über die Kriege Ludwig's XIV. kommt verhältnißmäßig weniges vor. Bedenklich ſind die Nachrichten über die Verhältniſſe des Herzogs Karl von Lothringen im Kaiſerlichen Dienſte, über die Nachſtellungen und den Tod, welchen Neid und Eiferſucht ihm bereitet haben ſollen; man ſieht wenigſtens, welcherlei Gerüchte damals in Umlauf waren und geglaubt werden konnten. Eine beſondere Bemerkung Brienne's, der König habe darin, daß er den Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm den Großen, im Frieden von St. Germain zur Wiederherausgabe der eroberten ſchwediſchen Länder genöthigt, eine unzeitige Großmuth geübt und nachher alle Muſe gehabt, dieſen Fehler zu bereuen, welchen Kaiſer Karl V. und Philipp II. von Spanien nie gemacht haben würden, wollen wir für die preußiſche Geſchichte hier gern aufnehmen. Überhaupt beſchuldigt Brienne den König der größten Fehler in ſeinen Staats- und Kriegshandlungen, die ihn ſelbſt und Frankreich von Rechts wegen hätten zu Grunde richten müſſen, wie er denn gar wenig von der Staatsklugheit verſtanden, dagegen freilich im höchſten Grade das Talent beſeſſen habe, ſich Anſehn zu geben und Gehorſam zu verſchaffen, ohne jedoch dadurch zu hindern, daß nicht ſeine Miniſter ihn möglichſt geleitet hätten. Von dem Marquis von Louvois werden mehrere Züge mitgetheilt, welche das Bild dieſes gewaltthätigen, von dem Könige bitter gehaßten Miniſters vervollſtändigen, deſſen plötzlicher Tod ſeinem ſchon gewiſſen Sturze nur zuvorkam, wie mehrere Angaben ſchon vermuthen ließen, und eine hier angeführte Äußerung Ludwig's neu beſtätigt. Von Colbert's Thätigkeit und Strenge, von Pomponne's Trägheit und Ungnade wird manches Bekannte hier gleichfalls mit neuem Licht erhellt.

Den perſönlichen Muth Ludwig's XIV. will unſer Verfaſſer zwar nicht bezweifeln laſſen; aber ſeine umſtändliche Erörterung der Frage zeigt, daß der König von dieſer Eigenſchaft gerade nur ſo viel hatte, als der Anſtand erforderte. Seine kluge und mäßige Haltung kamen ihm auch hier zu Statten, ſo weit, daß er es lieber nicht gehört haben

wollte, als der Graf Guiche in seiner Gegenwart ihn einen faux brave nannte, für den man sich täglich Arme und Beine zerschießen lasse, ohne daß er selbst noch einen einzigen Musketenschuß bestanden habe. Die Mäßigung, welche Ludwig gegen den Übermuth des holländischen Gesandten bewies, als der kecke Republikaner bei einer Audienz seinen Hut trotzig in die Stirn drückte, ist ganz im Karakter dieses Königs, der immer eine gute Art behielt, und der, so stolz er sein wollte, sich doch so mancher Demüthigung zu fügen wußte, mit Cromwell Freundschaft schloß und den berühmten Samuel Bernard persönlich, weil dieser gerade das zur Bedingung machte, um ein Darlehn bat!

Zur Schilderung der Sitten, der Lebensweise, der Denkart und Meinungen jener Zeit finden wir in Brienne's Memoiren ein Menge von lebendigen Zügen, die hier einzeln durchzugehn nicht möglich ist. Er schont die Farben eben nicht; einmal sieht er sich aber doch veranlaßt, wie er von den Neigungen Monsieurs, des Bruders von Ludwig, zu sprechen hat, eine ganze Seite herunter lieber lateinisch zu erzählen. Was in den Zimmern der Königin vorgehn konnte, und so, daß Überraschung dabei möglich war, möge man am Schlusse des achtzehnten Kapitels selbst nachlesen. Man wird bekennen müssen, daß dieses gefeierte Jahrhundert, welches in Sitten, Frömmigkeit, Staatsordnung und Hofgeist gar oft als das Geschichtsmuster aller Monarchie hat gelten sollen, bei manchen glänzenden Erscheinungen seine argen Flecken, und daß, wenn wir die Massen und Formen im Ganzen gegen einander halten, unsere jetzige Zeit vor jener unendliche Vorzüge hat. Diese Memoiren können, in Übereinstimmung mit fast allen gleichzeitigen, sehr dazu beitragen, uns die Gefahr der Überschätzung gehörig zu entfernen.

Der Herausgeber hat zum Vortheile solcher Würdigung einen Essai sur les moeurs et les usages du dix-septième siècle als Einleitung vorausgesandt, worin mit vieler Belesenheit und geschickter Behandlung solche Verhältnisse und Vorgänge zusammengestellt sind, die für unsere Sitten und

Meinungen, oder auch für die Einbildungen, welchen wir uns über jene Zeit hingegeben haben, ſich am auffallendſten und ſchneidendſten darſtellen. Der heutige Tag iſt dabei vielleicht zu genau berückſichtigt, und der ganze Aufſatz daher etwas oberflächlich gehalten; er läßt ſich aber ganz gut leſen. An Erläuterungen und Belegen, meiſtens Nachrichten aus andern Memoiren jener Zeit, zum Vergleichen und Berichtigen des im Text Enthaltenen, hat der Herausgeber nicht minder einen reichlichen Anhang zuſammengebracht und ſomit von ſeiner Seite das Buch beſtens ausgeſtattet.

Blicken wir nun, im friſchen Eindruck dieſer Denkſchriften, nochmals auf die ganze Gattung zurück, ſo entgeht uns nicht das allgemeine Verdienſt großen praktiſchen Talents, welches ſolchen Mittheilungen zum Grunde liegt und auch wieder an ihnen ſich heran bildet. Wir haben dem Volke, welches dergleichen Bilderreihen ſeines geſelligen und thätigen Lebens zu ganzen Sammlungen beſitzt, ohne Frage eine ſeltne Begabung zuzugeſtehn, die ſich durch ſich ſelbſt fortpflanzt und erweitert; denn das noch lebendig ergreifbare Vergangene iſt die beſte Schule des Zukünftigen. Wie viele Staats- und Geſchäftsmänner, Feldherren, Unterhändler, oder überhaupt Angehörige höherer Geſellſchaftswelt, denen ja auch im Privatleben immer große Beziehungen zu repräſentiren auferlegt iſt, empfangen leicht und ſicher und faſt unmerklich ihre nothwendigſte Bildung aus dieſer Fülle der Überlieferungen, die ſich dem erſten Ergründungsfleiße, wie der flüchtigen Unterhaltungsſtunde, gleicherweiſe bequem darbieten! Gewiß, die Franzoſen, und nächſt ihnen die Engländer, haben an ihren Memoiren einen Schatz, der den Geſchichtbüchern keines anderen Volkes nachſteht, und der nicht etwa nur für die ſeltnen Augenblicke großer Thaten, ſondern auch für den gewöhnlichen Lebensverkehr und deſſen ſtets erneuerte Verhältniſſe und Aufgaben zum Gebrauch eröffnet iſt. Man vergleiche, in ſolcher, wie in politiſcher Hinſicht, mit den Franzoſen und Engländern die Spanier; ſie haben keine Memoiren, überhaupt keine Geſchichtſchreibung mehr; ſie ſind ganz

unlitterarisch geworden; ihr Leben sinkt unverknüpft in dem eigenen Gedächtniß mit jedem Tage für sich dahin, und eine der geistvollsten, tapfersten Nationen zählt in Europa nur noch durch den Raum, den sie einnimmt! Zwar ist dieser Schatz der Franzosen, wie jeder litterarische, auch andern Völkern nicht verschlossen, und unsere Landsleute können, in Ermangelung der eigenen Denkschriften, aus den französischen auch ihrerseits mannigfach schöpfen. Es geschieht dies auch in vollen Maßen; der Sinn und Fleiß der Deutschen eignet sich die ganze Welt an, das Alterthum der Griechen und Römer, und alles Eigenthümliche der Neuern. Allein für unsern Fall bleibt diese Aneignung doch stets nur Aushulfe. Der Gewinn für den Staats- und Geschäftsmann wird verkümmert, wenn dieser nicht aus der Geschichte des eignen Landes, der eignen Nation, aus den Stoffen und den Verhältnissen, denen er selbst angehört, ja in der Sprache sogar, welche seine natürlichste Gemeinschaft kund giebt, seine Beispiele nehmen, seine Vorstellungen erfüllen, sein Urtheil erheben kann. Die Deutschen, wie sehr auch Fremdes genießend und nutzend, bedürfen zu ihrer besten Nahrung dennoch des Einheimischen. Haben wir bisher, auch ohne dahin einschlägige, mitbildende nationale Litteratur große Staatsmänner genug gehabt, so wollen wir uns dessen freuen; aber zu läugnen ist nicht, daß wir sie öfter entbehrt, oder doch das Nationale in ihnen vermißt haben, und daß das Gesammtleben der deutschen Nation einer viel stärkeren Kraft und Wärme fähig ist, als dasselbe bis jetzt aufgewiesen hat.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen, Maria Theresia's und Joseph's ist für die politische Bedeutung, und für die litterarische Entwickelung der Deutschen, auf weithinaus Grundlage geworden, wie für die Franzosen das Zeitalter Ludwig's XIV. Besonders ist die ästhetische und philosophische Geistesbildung jener Zeit für die ganze Nation eine Richtungshöhe geworden und wird es immer mehr uns und auch der Welt werden. Möchten wir, von da anhebend, die ereignißschwere Folgezeit in Denkschriften mancher Art glücklich

durchgearbeitet und, wie zum ſtrengen Studium, ſo auch zur ſtets bereiten Unterhaltung, uns vergegenwärtigt ſehn! Wir haben von Seiten der Litteratoren ſchon einige nach Gehalt und Form unſchätzbare Vorbilder ſolcher Mittheilungen; aber wie ſehr würde der Gewinn ſich mehren, wenn ausgezeichnete Staatsmänner unſerer Zeit, welchen das Talent, und wohl auch die Muße, nicht fehlt, durch die bisherigen ſchwachen Verſuche nicht abgeſchreckt, ſondern aufgefordert, den edlen Entſchluß faßten, die Erfahrungen, die Getriebe und Erfolge ihres Lebens in groß- und kleiner Welt als perſönliche Denkwürdigkeiten den kommenden Geſchlechtern zu hinterlaſſen!

Auguſt Ludwig v. Schlözer's öffentliches und Privatleben, aus Originalurkunden, und, mit wörtlicher Beifügung mehrerer dieſer letzteren, vollſtändig beſchrieben von deſſen älteſtem Sohne Chriſtian v. Schlözer. Leipzig, 1828. 2 Bde.

Wie in den früheſten Zuſtänden der Völker beſtimmte allgemeine Grundzüge ihrer natürlichen Lebensweiſe walten, an welchen ihre Eigenheit ſich kund giebt, ſo erheben ſich aus reiferer Entwickelung, nach Anlage und Umſtänden, beſondere geiſtige Lebenswendungen, welche ein höheres Eigenthümliche, gleichſam in neuer Schöpfung, auf der gewonnenen Bildungshöhe darſtellen und demſelben in ausgeprägten, dauernden Geſtalten die beſtimmteſte Bezeichnung ſichern. So ſind Künſtler, Sophiſten und Philoſophen der Hellenen ein eigenthümlichſtes Gebild in dem Leben dieſes Volkes, karakteriſtiſch für deſſen ganzes Daſein; die Geſelligkeitswelt der Franzoſen, wie ſie genährt und geſchmückt worden mit allem

Vermögen der Nation, findet nirgend Gleiches mehr; ſo auch iſt das Weſen eines Staatsmannes, wie ihn das brittiſche Parlament aufzeigt, durchaus nur von England bedingt. Wollen wir unter uns Deutſchen auszeichnen, was uns als eigengeartete Lebensrichtung am meiſten jenen ausländiſchen, beiſpielsweiſe genannten, in gleicher Bedeutſamkeit gegenüber gelten könnte, ſo finden wir, mögen wir noch ſo ſehr nach allen Seiten umſchauen, ſchwerlich etwas dem tiefſten Kerne der Nation näher Anliegendes, zu ihrer höchſten Blüthe innigerer Wirkendes, als das Leben der deutſchen Gelehrten: der deutſchen Gelehrten, im weiteſten Sinne dieſer Bezeichnung, im ganzen Umfange der Perſonen und der Wirkungen, die dahin gehören. In der That verbindet ſich unter dieſen Begriff bei uns eine reiche Maſſe des Verſchiedenartigſten, deſſen wir auch nichts hier ausſchließen dürfen. Wenn wir von deutſchen Gelehrten ſprechen, ſind es nicht gerade die Schriftſteller, die dabei vorzugsweiſe gemeint werden, eben ſo wenig die Philoſophen oder Dichter als ſolche, auch nicht die wiſſenſchaftlich Unterrichteten ſchon darum, weil ſie dieſes ſind; ſondern wir meinen das Geſammtweſen des ganzen Standes in allen ſeinen Verzweigungen und Verhältniſſen, dieſes wunderbare Gemiſch von Freiheit und Gebundenheit, von allgemeinem Nationalverhältniß und beſonderer Staatsangehörigkeit, von perſönlichem Gelten und beigelegter Amtswürde, von ſtiller Abgeſchiedenheit und offener Welttheilnahme! Denn unläugbar gehn aus dieſem Kreiſe, nicht bloß mittelbar — was unter keinerlei Umſtänden unterbleiben könnte — ſondern auch unmittelbar, in beſtimmtem Handeln, die größten Einflüſſe auf das bürgerliche Gemeinleben hervor, auf einzelne Begebenheiten wie auf allgemeine Richtungen. Seltſam genug hat den lautſprechenden Thatſachen zum Trotz, und gerade am meiſten unter uns ſelbſt, ſich ein beſonderes Vorurtheil feſtgeſetzt, daß nämlich die deutſchen Gelehrten für praktiſche Dinge gar wenig geſchickt wären: ein Vorurtheil, welches in ſeiner Grundloſigkeit ſchon längſt hätte zur Fabel werden ſollen! Denn zeigen auch un-

sere Gelehrten großentheils wenig Leichtigkeit, sich, anstatt ihres gewohnten eigenen Bodens, auf einem allgemeineren, ihnen fremd gebliebenen zu bewegen, wo die Unsicherheit des persönlichen Benehmens ihnen dann oft irrig als Mangel praktischen Talents ausgelegt wird, so müssen wir denselben Männern dagegen nicht selten das hervorragendste Geschick anerkennen, ihr eigenstes, scheinbar auf abgeschlossenes Sinnen und Forschen beschränktes Gebiet von Innen heraus dergestalt zu erweitern, daß dieses zuletzt nach allen Seiten eine selbstgeschaffene, lebensthätige Wirksamkeit erhält. Gedenken wir hier, um keine Lebenden zu nennen, der Namen Leibnitz, Lessing, Heyne, Spittler, Wieland, Dohm, so werden wir hoffentlich zugestanden erhalten, daß diese Männer, welche sich der Schule wohl nie ganz entäußerten, doch mit Fug im besten Sinne praktisch heißen dürfen. Von jeher sind unsere Gelehrten, und meist durch alleinige Macht inneren Berufs, oft von den tiefsten Ausgangspunkten her, allen gehäuften Hindernissen zum Trotz, in die ersten Staatswirksamkeiten heraufgezogen worden und haben für zahllose Ausübungen, wenn auch oft nicht den Namen, doch die Sache und die Kraft gegeben. Zu welcher hohen und wahrhaft vornehmen Stellung auch rein litterarische Bestrebungen eine würdige Persönlichkeit führen, zeigen Klopstock, Kant, Fichte, Friedrich August Wolf. Dieses Verhältniß unserer Gelehrten wird auch für die Folge, allen Zeichen nach, indem ein anderer Gang der Dinge sich nicht zu entwickeln scheint, auf gleiche Weise noch lange fortbestehn! Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, daß alles, was an Vorzügen, Gewinnsten und Zierden für die Deutschen noch in allgemeiner, dunkler Aufgabe liegt, zunächst der Arbeit unserer Gelehrten harre, und daß in ihnen das allgemeine, stellvertretende Organ alles dessen sei, was der Nation noch fehlt.

Zu solchen Bemerkungen giebt entschiedenen Anlaß und vielfachen Beleg die so eben ans Licht getretene Lebensbeschreibung eines unserer ausgezeichnetsten Gelehrten, der gerade als solcher, und ohne sein wissenschaftliches Fach zu

verlaſſen, einen unmittelbaren, durchdringenden Staatseinfluß übte, wie ihn ſelbſt Miniſter und Gerichtshöfe und Ständeverſammlungen mit allen ihren Mitteln bisweilen nicht ſtärker vermocht hätten.

Auguſt Ludwig v. Schlözer, geboren 1735 zu Jartſtadt in Franken, geſtorben 1809 zu Göttingen, erlebte ſeine Blüthe zugleich mit der des achtzehnten Jahrhunderts, von ſeinem Zeitalter gefördert, auch wo er im Widerſpruche mit demſelben zu ſtehn ſchien. Nachdem er in ſeiner Heimath auf Schulen, und dann zu Wittenberg und Göttingen auf der Univerſität frühzeitig den feſten Grund gelehrter Bildung gelegt, die ihn, den frühverwaiſten Predigerſohn, höchſtens zu einer guten Dorfpfarre zu führen verſprach, begann er damit, dieſe gewöhnliche Laufbahn zu durchbrechen und ſein Glück in größeren und weiteren Verhältniſſen zu ſuchen. Seine Reiſeluſt erlangte zwar nicht, an der däniſchen Sendung nach Arabien Theil zu nehmen, doch bildete er ſich zu ſolchen Unternehmungen eifrig aus und ſah fürerſt, unter beengten, doch ihm günſtigen Umſtänden, Schweden und Rußland. Der Aufenthalt in St. Petersburg und ſein dortiger Gewinn an Kenntniſſen, die ihn für immer mit ruſſiſchen Intereſſen verknüpften, wurde für ſein ganzes Leben entſcheidend, denn ſelbſt ſeine nachherige Lehrſtelle in Göttingen, die er zu ſo großem Glanz erhob, empfing von dorther einen Theil ihrer Wirkſamkeit und ihre beſten Ehren. Die genaueren Nachrichten über ſeine Verhältniſſe und Arbeiten in Rußland finden ſich in ſeiner Selbſtbiographie, die auch bei gegenwärtigem Buche beachtet bleiben muß. Eiferſucht und Mangel an Hülfsmitteln hemmten ihn mitten in ſeiner Bahn, den Erwartungen der ruſſiſchen Behörden war auch nicht leicht zu entſprechen; ſo mußte der Druck ſeiner ruſſiſch-deutſchen Grammatik unterbleiben, weil ſeine Ableitung des ruſſiſchen Wortes Kniás (Fürſt) vom deutſchen Knecht, welchem auch das engliſche Knight nicht genug wieder aufhalf, gegen nationale Selbſtgefälligkeit zu hart verſtieß. Als ruſſiſcher Akademiker ſetzte er darauf in Göttingen

ſeine Arbeiten über ruſſiſche Geſchichte und Statiſtik fort, bis er endlich auch dieſes Verhältniß mit einer Profeſſur daſelbſt vertauſchte. Hier fanden ſeine Vorleſungen bald großen Zulauf, und nicht minder entfaltete ſich ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Sein lebhafter und ſcharfer Geiſt gefiel ſich in neuen Bahnen, und in rückſichtsloſem, gerad auf die Sache gehenden, oft wunderlichen Ausdruck. Streitigkeiten, in welche er nacheinander mit Käſtner, der als ein hämiſcher Menſch geſchildert wird, mit Baſedow, der auch manche Anſchuldigung trägt, mit Gatterer, Herder, Büſching und manchen Anderen verwickelt wurde, führte er mit Heftigkeit und Gewandtheit, und größtentheils mit Erfolg; ſeine wahrheitskräftige Derbheit wußte ſich Raum zu ſchaffen, auch ſelbſt wenn ſeiner Sache irgend ein Fehl anklebte, z. B. als er ſpäterhin gegen Heyne den Karakter des Phocion vertheidigte und ſich freilich von dem kundigen Alterthumsforſcher belehrt fand, daß die Namenſchrift „Phokionos" einer von ihm gebrauchten Gemme den Steinſchneider derſelben, nicht aber den alten Helden, wie er gemeint, bezeichne.

Seine Kämpfe erhielten bald eine bedeutendere Richtung. Früh ſchon hatte er ſeine geſchichtlichen Studien mit den Staatswiſſenſchaften, ſeine Forſchungen über die Urzeiten der Völker mit dem Ergründen der neueſten Zuſtände heutiger Staaten zu verbinden gewußt. In ſeinem zwanzigſten Jahre bereits war er in Stockholm politiſcher Korreſpondent eines hamburgiſchen Zeitungsblattes. Mit den Jahren hatten ſich ſeine Verbindungen und Materialien nach dieſer Seite hin ſo vermehrt, daß ſich ihm die Herausgabe einer Reihe von Heften in dieſer Beziehung von ſelbſt aufdrang. So entſtand die Zeitſchrift: „Briefwechſel meiſt hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts," ſpäter fortgeſetzt unter dem Namen „Staatsanzeigen," worin vorzüglich die inneren Angelegenheiten der Staaten, ihre Verwaltung, Finanzen, Rechtspflege, ſo wie einzelne Vorfälle des öffentlichen Lebens, Bedrückungen und Mißbräuche, oft mit vieler Gründlichkeit, immer aber mit ungemeiner Kühnheit und Schärfe, beleuchtet

und geprüft wurden. Schwerlich vermöchte man jetziger Zeit, da die Publicität durch Überfülle wie durch Seichtigkeit ihrer Mittheilungen ſich ſelber großentheils abgeſchwächt hat, ohne neue Durchſicht alles Verhandelten die volle Vorſtellung deſſen wieder hervorzurufen, was damals dieſe furchtbare Waffe, in aller Friſche ihres Glanzes und ihrer Schärfe von ſtarker Hand geſchwungen, unter den Deutſchen wirkte. Fürſten und Staatsmänner vom erſten Range beiferten ſich, die neueröffnete Rednerbühne zu benutzen, um ihre Landsleute zu belehren; Andre im Gegentheil wurden das Ziel von Angriffen und Beſchuldigungen. Schlözer's Zeitſchrift war eine fortlaufende parlamentariſche Unterſuchung des Zuſtandes der Nation. Auch über das Ausland wurden die wichtigſten und genaueſten Nachrichten dort kund gegeben. Eine Reiſe über Straßburg nach Paris hatte ihm in dortigen Bekanntſchaften reiche und damals einzige Quellen für die Kenntniß des innern Frankreichs eröffnet. Vergebens erhoben ſich die verletzten Regierungen, Körperſchaften und Individuen gegen ſolche faſt unerhörte Freiheit, ſie wurde als eine rechtmäßige und heilſame nur deſto mehr geprieſen. Die hannöverſche Regierung gewährte Schlözer'n den vollkommenſten Schutz und antwortete dem Fürſtbiſchof von Speier, der eine ſtarke Beſchwerde gegen ihn eingereicht hatte, in der Kürze Folgendes: „Wir wiſſen nicht, was in dem Schlözer'ſchen Briefwechſel als perſönlich und reſpektswidrig angeſehn werden dürfte. Wir ſind im Gegentheil hinlänglich verſichert, daß freimüthige Bemerkungen eines politiſchen Privatſchriftſtellers über eine Sache an ſich, die ſonſt, nach ihrer Beſchaffenheit, der Erörterung und Beurtheilung eines Privaten allenfalls nicht unfähig iſt, weder zu unſern Ahndungen qualificirt, noch weniger zu einer Genugthuung erheblich gehalten werden möge.“ In einem Schreiben von Brandes an Schlözer heißt es von derſelben Behörde: „Ich weiß weder einen Fall, noch einen Gedanken, die Preßfreiheit einzuſchränken, und wenn man ja einmal auf Beleidigungsklagen ganzer auswärtiger Regierungen eine Nachfrage anſtellen müſſen, ſo iſt dieſes

bloß darum geſchehn, um mit Grunde eine höfliche Antwort geben zu können, dabei aber allemal die göttinger Cenſur- und Druckfreiheit ſelbſt in dieſer Antwort behauptet worden.“ Die beiden größten der deutſchen Staaten, Preußen unter Friedrich dem Großen, Öſterreich unter Maria Thereſia und Joſeph II., waren der Publicität günſtig, auch wurden ſie, wie Hannover ſelbſt, mit kluger Rückſicht behandelt, allein dieſe Rückſicht war gegenſeitig; Joſeph las eifrig die Schlözer'ſchen Hefte, und Maria Thereſia ſoll einen Beſchluß ihres Staatsraths einſt durch den Einwurf niedergeſchlagen haben: „Nein, das geht nicht! was würde der Schlözer dazu ſagen?“ Das Anſehn des göttingenſchen Profeſſors ſtieg unter ſolchen Umſtänden zur Höhe der allgemeinſten Huldigung; er genoß dieſe in den ſchmeichelhafteſten Begegniſſen auf ſeinen Reiſen, die er bis nach Rom ausdehnte.

Ein ſchlimmer Handel für Schlözer war der des Pfarrers Waſer in Zürich. Eine Mittheilung dieſes Mannes in Schlözer's Briefwechſel hatte jenem von Seiten ſeiner Obrigkeit eine Unterſuchung zugezogen, bei welcher man unvermuthet auf Entdeckungen kam, in deren Folge er als Staatsverräther zum Tode verurtheilt und wirklich enthauptet wurde. Schlözer war durchaus unſchuldig in der ganzen Sache, er hatte Waſer'n weder aufgefordert, noch ſich in einer Art mit ihm eingelaſſen, die das Licht hätte ſcheuen müſſen; allein die wunderlichen Lügen des tiefverworrenen Mannes ließen Verwickelungen, die für Schlözer nicht angenehm waren, entſtehn, und der, wenn auch nur zufällige, Zuſammenhang ſeiner Zeitſchrift mit einem vollzogenen Todesurtheil blieb für ihn ſelbſt, wie für das Publikum ein düſtrer Eindruck. Indeß dauerte der gewohnte Gang fort, und weder Ernſt noch Kühnheit nahmen ab. Schlözer's Denkart gerieth jedoch mit dem herrſchenden Zuge der ſogenannten öffentlichen Meinung leicht in Widerſpruch, und ſeine Freimüthigkeit fröhnte der Menge keineswegs. Dies hatte ſich ſchon bei dem Freiheitskriege Nordamerikas gegen England auffallend gezeigt, in welchem Schlözer, gegen die allgemein in Deutſchland ver-

breitete Stimmung, heftig die engliſche Parthei hielt. Seine Vertheidigungsſchrift für den Herzog Ludwig Ernſt von Braunſchweig, der in den holländiſchen Unruhen ungerecht behandelt worden war, reizte den Pöbel von Amſterdam auf; ſeine ſcharfſinnigen Erörterungen und Mittheilungen über die berühmte Halsbandgeſchichte waren zu Gunſten der allgemein damals verläſterten Königin von Frankreich. Dem Gange der franzöſiſchen Revolution zeigte ſich Schlözer ebenfalls abgeneigt, und mit ihrem Fortſchreiten in der Wirklichkeit und in der Meinung mußte er ſeine Zeitſchrift immer mehr verdrängt ſehn. Alles nahm eine andre Richtung, die Publicität war in neuen Organen und Maßen erwacht, und die Staatsanzeigen hatten ſchon ihre weſentliche Bedeutung verloren, als ein geringfügiger Umſtand, der aber die hannöverſche Regierung verletzte, den Schluß herbeiführte; ein Aufſatz über den Unfug eines hannöverſchen Poſtmeiſters bewirkte, was die wiederholten Klagen angeſehener Reichsſtände nicht vermocht hatten!

Seine Thätigkeit durch Vorleſungen und Schriften über geſchichtliche und ſtaatskundige Gegenſtände ſetzte er bis ins hohe Alter fort. Mit neuer Kraft wandte er Fleiß und Scharfſinn auf ſeine früheſte gelehrte Beſchäftigung zurück und bearbeitete Neſtor's ruſſiſche Annalen. Im Beſitz eines erworbenen beträchtlichen Vermögens, im Genuß höchſt befriedigender Familienverhältniſſe, berühmt und geehrt in weitem Bereich, erfuhr er noch eine neue Glückserhebung durch den Kaiſer Alexander von Rußland, der ihm den St. Wladimirorden und zugleich den Adelſtand verlieh. Er bekannte, daß ihm nicht leicht eine größere Freude widerfahren, und erklärte die ruſſiſche Einrichtung in Betreff des Adels, im Gegenſatze „des tüdesken, pedantiſchen, Menſchenrechte kränkenden, deutſchen Adels," für die einzige vernünftige in der Welt. Rüſtig und ſtark bis in ſein hohes Alter nahm er nur in ſeinen letzten Jahren merklich ab, nachdem litterariſch und politiſch eine ganz neue Welt rings um ihn ſich gebildet, welche ihm fremd und feindſelig ſein mußte. Der Tod über-

nahm ihn lebensſatt, einen nahen härteren Geſchickesſchlag, der ſeine geliebte Tochter traf, ihm erſparend. So ſchloß ein höchſt merkwürdiger Lebensgang ab, deſſen im Ganzen reichliche Glücksbegleitung hauptſächlich aus dem ſeltenen weſentlichen Zuſammenſtehn großer Gegenſätze hervorging; denn wir finden in ſeinem Weſen äußerſte Beweglichkeit neben größter Stätigkeit, mächtigen Reiſetrieb und feſtgebannten eiſernen Fleiß, Durcharbeiten großer urgeſchichtlicher Maſſen und Aufmerkſamkeit auf das kleine Nächſte des Tages, dabei das ſtäte Zurückkommen aus aller Weltgeſchichte auf die ruſſiſche, als die eigentliche Heimath und Mitte ſeiner Forſchungen. Merkwürdig iſt es, daß dieſer vielſeitige, geiſtesregе Mann aller ſonſtigen deutſchen Geiſtesentwicklung, die in ſeine Zeit fiel, völlig fremd blieb. Die mächtige Regung, welche in Deutſchland mit der Erſcheinung Goethe's anhob und der Nation ein neues Leben und zuerſt eine wahre Litteratur gab, ließ ihn unberührt; auch ein Kant, und alles, was von ihm ausging, war für ihn nicht vorhanden; ja ſogar die Alterthumswiſſenſchaft, welche in Heyne und Wolf und Voß eine niegeſehene Verherrlichung erlebte und dem Gelehrten und Geſchichtsforſcher doch ſo nahe liegen mußte, wollte ihn, wie überhaupt die Griechen und Römer, gar wenig kümmern. Freilich blieb ihm mit dieſen ſchätzbarſten Beſtrebungen auch alles Falſche, Täuſchende und Dünkelhafte fern, was ſich als Verirrung der Zeit mit jenen verknüpfen mochte, und der begeiſterungsloſe Verſtand, die kunſtloſe Zweckdienlichkeit in ſeiner nackten Behandlungsweiſe thatſächlicher Wahrheit erhielten ſich bis zum Ende von aller Beimiſchung frei.

Schlözer's Perſon und Karakter ſind uns in vorliegendem Buche ſehr ausführlich geſchildert. Er war ziemlich groß, dabei ſehr mager, und ſah ungeſund aus, obgleich er im Ganzen einer ſehr feſten Geſundheit genoß. „Seine hohe gewölbte Stirn," ſagt der Verfaſſer, „deutete auf Tiefſinn; in den in die Höhe gezogenen Lippen, deßgleichen in der faſt immer gerunzelten Stirn und den Falten über der Naſe las

man einen eiſernen Willen und finſteren Ernſt. Seinen geſchwächten Augen fehlte dagegen aller Ausdruck. Im Ganzen war ſein Äußeres mehr zurückſtoßend als vertrauenge-winnend. Nicht bloß grauenerregend, ſondern auch vor widrigem Ausdrucke war ſein Zorn, dem ein heftiges Athemholen und krampfhafte Zuckungen vorauszugehn pflegten. Doch bei aller ſeiner natürlichen Heftigkeit erlaubte er ſich höchſt ſelten körperliche Mißhandlungen gegen die von ihm abhängenden Perſonen. Er begnügte ſich, durch Donnerworte zu ſchrecken und durch Stachelreden zu verwunden." — Die Züge tragen das Gepräge der Wahrheit, und dem Sohne verbot, in Schilderung eines ſolchen Vaters, ſelbſt die Pietät unwahre Schonung. Er rühmt an ihm unbeſtechliche Redlichkeit und Gerechtigkeit, Offenheit, Dankbarkeit, löblichen Ehrgeiz, Betriebſamkeit, geregelte Sparſamkeit mit großer Uneigennützigkeit und ſogar Wohlthätigkeit verbunden, unverbrüchliche Unterthanentreue, und herzliche Liebe zu den Menſchen überhaupt und für die Seinigen insbeſondere; aber dieſe letzteren gerade hatten mit ihm, trotz dieſer Eigenſchaften, qualvolle Noth. „Je näher ihm," ſagt der Verfaſſer, „überhaupt jemand ſtand, deſto mehr ward dieſer das Spiel und Opfer ſeiner Launen. So hatte ſchon ſein Bedienter viel von ihm zu leiden. Aber nun vollends ſeine Gattin, ſeine Kinder. Das unbedeutendſte, argloſeſte Wort konnte von ihm übel gedeutet werden und reichte alsdann hin, ihn, den melancholiſch-Mißtrauiſchen, zum heftigſten Zorne zu reizen. Oft vergaß er morgen, was er heute befohlen oder geäußert hatte; letzteres vorzüglich, wenn andre Umſtände eingetreten waren. Unaufhörlich wollte er unterhalten ſein, wenn ſeine üble Laune z. B. bei Tiſche nicht hervorbrechen ſollte; eben ſo verlangte er unaufhörlich durch etwas, was ſeine Kinder betraf, angenehm aufgeregt zu werden, jenem Großen gleich, der jeden Tag eines neuen Prachtwerks, eines neuen Juwels, einer neuen Bronze bedurfte, um ſeinen Umgebungen nicht unerträglich zu werden. Begegnete Schlözer'n daher rückſichtlich eines ſeiner Kinder auch wirklich etwas

Angenehmes, ſo verminderte ſich der anfangs allerdings ſtarke Eindruck täglich, und vielleicht ſchon nach wenigen Wochen war jenes völlig vergeſſen, und die üble Laune brach aufs Neue hervor. Vor allen andern traf dieſe ſeine Gattin und demnächſt ſeine älteſte Tochter. Doch vermochte bei letzterer auch die größte Härte nicht ihren frohen, leichten, jugendlichen Sinn niederzudrücken.“

Die Erzählung von den Lebensumſtänden iſt lebhaft und anziehend, doch hin und wieder ein wenig zu weitläufig gerathen. Die Eigenheit Schlözer's, alle empfangenen Briefe und Zettel von ſeiner frühen Jugend an bis in ſein Alter ſorgfältig aufzubewahren, und von allen abgeſandten Briefen ſtets eine Abſchrift zurückzubehalten — wobei er ſich eigner Schreibekürzungen bediente — gewährte die reichlichſten Urkunden und Hülfsmittel. Ein Theil derſelben fand wörtliche Aufnahme in den Text; andre ſind als Beilagen hinzugefügt; eine Auswahl von Briefen, worunter mehrere von den preußiſchen Miniſtern Hertzberg, Zedlitz, Carmer und Schulenburg, ferner von Lavater, Heyne, Johann von Müller, und beſonders viele von dem Grafen Woldemar von Schmettow, gewährt vorzügliches Intereſſe, und wir dürften wünſchen, dieſe Sammlung möchte noch reichlicher ausgefallen ſein.

Der älteſten Tochter Schlözer's iſt ſchon oben erwähnt worden; ihr gebührt aber auch hier noch ein beſonderes Anerkenntniß. Sie iſt in dem Leben des Vaters eine wahre Pracht- und Freudenerſcheinung. Die Univerſitätstöchter ſind ein eignes, begünſtigtes Geſchlecht, die Vortheile ihrer Lage inmitten ſo mannigfachen Unterrichts und ſo zahlreicher Jugend eröffnen ihnen gleicherweiſe den Weg zu geiſtiger Bildung und zu weltlichem Glück; vorzüglich hat Göttingen ſich darin ausgezeichnet, und in talentvollen und vornehmen Frauen glänzen fortwährend viele ſeiner Namen; aber Dorothea Schlözer, nachmals Frau von Rodde, dürfte ſchwerlich durch ein anderes Beiſpiel übertroffen ſein. Unter des Vaters harter Leitung, der durch ſie gegen Baſedow die Fähigkeit der Frauen zur Gelehrtenbildung beweiſen wollte, zu den trocken-

ſten Studien frühzeitig angeſtrengt, hatte ſie das Glück, die ſeltenſte Neigung und Kraft hiezu in ſich zu finden, und dabei, neben allem Ernſt und Fleiß, deren ſie bedurfte, in jugendlichſtem Frohſinn und heiterſter Anmuth zur ausgezeichnetſten Schönheit zu erblühen. Sie war der Stolz des Vaters, und als er nach Italien reiſte, nahm er ſie, noch ein Kind, dahin mit. Bezeichnend für beide ſpricht ſeine Freude ſich in einem Briefe aus, den er aus Rom an ſeine Frau nach Göttingen ſchrieb, und aus dem eine Stelle hier anzuführen wir uns nicht verſagen. „Vor allen Dingen,“ meldet der lebhafte, für jeden Umſtand ſchreibfertige Mann, „höre mein beſtes Abenteuer auf der ganzen Reiſe mit Dortchen. In dem Brief an den Banquier Barazzi ſtand auch mein Name. Bei dieſem horchte der Alte (ich weiß bis dieſe Stunde nicht, woher er mich kennt) und ließ mich zu Mittag invitiren. Dortchen inſinuirte ſich gleich bei dem Alten, weil ſie Franzöſiſch, Engliſch und Italiäniſch plauderte, und bei ſeiner ſehr galanten dreißigjährigen Frau, weil ſie feuerrothe Backen hatte. Nach Tiſche brachten ſie ihre Bitten an, das Mädchen ſollte gleich da bleiben, und Vater und Mutter da finden. Ich war verblüfft, weil ich das Haus noch nicht kannte, und nahm einen Prätext, ich wollte ſie erſt übermorgen ſchicken. Indeß zog ich Kundſchaft ein und ſchickte ſie in Gottes Namen Dienſtag abends durch alle meine Reiſegefährten hin (ich ſelbſt hatte juſt Beſuch). Da lebt nun das glückliche Geſchöpf wie eine Fürſtin! Madame wäſcht ihr ſelbſt den Hals, wenn ſie es nicht recht gemacht hat. Die Mägde bedienen ſie wie die Kronprinzeſſin. Dem Alten muß ſie eingelaufene deutſche Briefe überſetzen, dann frißt er ſie mit Küſſen auf. Er hebt ihr ihre Schopfhaare vor der Stirn und jauchzt, daß ſie ſo ein ſchönes Mädchen ſei; und lacht, daß ſie auf der Stirn weiß, und im übrigen Geſicht braun ſei; ſie ſagt Italiäniſch, hier (um die Naſe herum) ſei Italien und oben Deutſchland; nun wird der Alte noch mehr entzückt u. ſ. w. Gott! welches Glück, wenn das noch drei Wochen ſo dauert! — Das Beſte iſt, das

Geſchöpf ſpricht ſchon flinker Italiäniſch als Engliſch; ich kann ſie ſchon ordentlich wie Dolmetſcherin brauchen." — Ihre Promotion zum Doktor der Philoſophie bei Gelegenheit des Jubiläums der Univerſität Göttingen war ein ruhmvolles Ereigniß der ſeltenſten Art. Eben ſo ausgezeichnet war ihre Heirath mit dem Senator, nachherigen Bürgermeiſter von Rodde zu Lübeck, deſſen Bildung und überaus großer Reichthum ihn zu einer der erſten Partieen von Deutſchland machten. Schlözer erlebte den zwar unverſchuldeten, aber darum nicht weniger harten Fall ſeines Schwiegerſohnes nicht; die Stärke und Würde, mit welcher ſeine edle Tochter den Wechſel der Geſchicke trug, hätte ihn ſonſt inmitten ſeiner Trauer noch freuen müſſen. Der Herausgeber läßt uns noch mehrere Briefe dieſer trefflichen Frau hoffen, wir möchten ihn bitten, dieſe Mittheilungen nicht zurückzuhalten.

Schlözer's meiſte Schriften unterliegen zweifelhaftem Looſe; ihr Ertrag an gelehrter Forſchung wird von Nachfolgenden benutzt, aber auch einſt übertroffen werden, ihre Form macht auf keinen ſelbſtſtändigen Werth Anſpruch; nur weniges darf in dieſer Hinſicht durch eigenthümliche Kraft auf Dauer rechnen. Aber ſein Leben und Wirken verdient in Wiſſenſchaft und Staatswelt ein ehrenvolles, unvergängliches Gedächtniß. Seiner Lebensbeſchreibung oder ſeinen Denkwürdigkeiten iſt ein reicher Gehalt deutſchen Nationallebens angehörig. Aber freilich ſollten wiederholte Überarbeitungen Sorge tragen, ein ſolches Werk durch Abſchneiden des Unweſentlichen und durch Hinzufügen ſolcher Ergänzungen, die das Einzelne mit dem Geſammtleben der Zeit näher verbinden, allgemeiner, verſtändlich und leichter genießbar zu machen. Der Verfaſſer hätte in dieſer Hinſicht mehr thun können, wiewohl die Aufgabe — wir geſtehn es — hier eine der ſchwierigſten bleibt. Ohne künſtleriſche Darſtellung dürfte dabei nicht auszukommen ſein. Durch längere Entfernung in Rußland ſcheint der Verfaſſer manchen deutſchen Dingen ein zu ſpärliches Licht abgewonnen zu haben. Über die deutſche Union von Bahrdt ſind längſt im Druck nähere

Aufſchlüſſe mitgetheilt. Daß Heinze in Rom der Ardinghello-Heinſe ſei, war nicht zu bezweifeln, da dieſer auch jene Namensſchreibart hatte, und die Zeiten übereinſtimmen. Der „geniale“ Kotzebue und der „herrliche“ van der Velde ſchmekken auch etwas nach der Fremde. Doch ſollen dieſe und andre Bemerkungen, die wir etwa noch zu machen hätten, dem Verfaſſer unſern wärmſten Dank für ſein reichhaltiges Buch nicht ſchmälern.

IX.

Mémoires du Duc *de Rovigo*, pour servir à l'histoire de l'Empereur Napoléon. Paris, 1828. Tome I — VI.

Der Verfaſſer kündigt ſich ohne Hehl als Bonapartiſt an, und wir wiſſen Alle, daß er dieſer Farbe bis zuletzt mit Eifer treu geblieben. Vor fünf Jahren, als er bei beſonderem Anlaſſe mit ſolchem Bekenntniß hervortrat, knüpfte er daran die Behauptung, deßhalb um nichts weniger mit gleichem Eifer und Erfolg den Bourbon's dienen zu können: eine Behauptung, die ſich, was den Fall im Allgemeinen betrifft, durch viele glänzende Beiſpiele genug unterſtützt findet. Heute jedoch, indem er ſich als Seide Napoleon's nochmals willig angiebt, verbindet er damit die beſtimmte Erklärung, er habe keine Gränzen in den ihm durch ſolches Verhältniß auferlegten Pflichtleiſtungen erkannt, weil er begriffen habe, daß die Krämpfe, von welchen die Welt unter Napoleon's Einwirken erſchüttert worden, nichts andres geweſen als das Ringen der Grundſätze der franzöſiſchen Revolution gegen die alte europäiſche Ariſtokratie. Halten wir uns bei dieſem erſten Worte der Vorrede einen Augenblick

auf. Die ausgesprochene Ansicht mag für sich gelten, was sie wolle, sie besteht bei Vielen und ist von einem genommenen Standpunkte aus jetzt leicht zu fassen. Aber sollte im Ernst ein mit und für Napoleon Thätiger, ein Seide Napoleon's, inmitten des Sturms und Dranges jener Siegesmacht ein solches Bewußtsein bei seinem Handeln als Grundtriebfeder gehegt haben können? Wir halten es nicht für möglich. Die Freunde der Revolution wurden allerdings theilweise Napoleon's Anhänger und Diener; aber dann fielen sie in demselben Maße von den Grundsätzen der Revolution ab und verläugneten sie; hingegen Alle, welche diesen Grundsätzen treu blieben, wurden in demselben Maße Napoleon's Feinde und vereinigten sich eher mit jener europäischen Aristokratie als mit ihm — sehr natürlich; denn er war für beide der nächste und dringendste Feind, und was er beiden etwa dennoch zu Gunsten gewirkt, das that er wahrlich nicht in solcher Absicht, sondern wider Willen. Die Jahre 1813 und 1814 sind thatsächliche Zeugen von dieser Stellung des Verhältnisses sowohl in Frankreich als im übrigen Europa. Wer hätte auch während des französischen Kaiserthums in Napoleon den Helden der Grundsätze von 1789 erkennen, ihm deßhalb anhängen und für ihn wirken können, da diese Grundsätze vielmehr vor ihm flüchteten, und er nie haßerfülltere Feinde gehabt, als wo der Geist von 1789 im kräftigsten Schwunge wieder aufgelebt war, in Cadix, unter den spanischen Cortes. Auch die Gegenprobe, welche das Jahr 1815 in Frankreich, und die folgenden Jahre zum Theil in anderen Ländern gegeben haben, wo die Stimmung für Napoleon in dem Maße stieg, als er den sogenannten freisinnigen Ideen zugewandt, oder wenigstens den Gegnern derselben ein Gegner zu sein schien, aber auch insofern gerade am wenigsten er selbst mehr war; diese Gegenprobe bestätigt unsere Ansicht von der Unvereinbarkeit des Eifers für Napoleon und der Freiheitsgesinnung von 1789. Was demnach die Behauptung des Verfassers betrifft, so können wir, ohne im geringsten seine Aufrichtigkeit in Zweifel zu setzen, nur an-

nehmen, daß ihm, wie so vielen Andren, die Täuschung widerfahren sei, welche der heutige Tag immer auf den gestrigen zurückspielt, und in welcher man, bei jeder neuen Wendung der Ereignisse, so gern glaubt und glauben macht, auch schon früher nur diese Richtung gewollt und befördert zu haben.

Wir wiederholen es ausdrücklich, der Verfasser hat gewiß die ehrenwerthe, redliche Absicht, das Wahre und Richtige, wie es sich ihm in dem Erlebten darstellt, nach eigenster Überzeugung offen herauszusagen. Dieses Wollen wird auch von Seiten der äußeren Verhältnisse unläugbar durch das ausgezeichnetste Können unterstützt; er war ein Günstling und Vertrauter des Kaisers, bei zahlreichen Vorgängen ein Hauptausführer; in den Thatsachen, die er mittheilt, ist gewiß nach seinem Sinne die reinste Wahrhaftigkeit, auch fordert er voll Zuversicht jeden Widerspruch heraus und nennt als einen wesentlichen Grund, der ihn bewogen, schon jetzt seine Denkschriften bekannt zu machen, den Wunsch und die Bereitschaft, ihren Inhalt gegen etwanige Angriffe noch selber zu vertreten. Wir müssen anrühmen, daß wirklich sein Buch im Ganzen den Eindruck der Freimüthigkeit und Offenheit auf uns gemacht; es ist ein franker, ungekünstelter Vortrag, mehr aus dem Gedächtniß als aus gesammelten Papieren, und in allem, was auf unmittelbarer Anschauung beruht, vollkommen glaubhaft; diesen Eindruck geben hauptsächlich diejenigen Abschnitte, wo es nicht Dinge gilt, die noch jetzt irgend einen bedenklichen Bezug haben, und selbst bei diesen kann man den Verfasser kaum einer absichtlichen Entstellung oder Verhüllung zeihen, wenn man ihn nicht zugleich beschuldigen will, es sehr grob und ungeschickt gethan zu haben. Nein, er redet gewiß nach seiner wahren Meinung. Was aber die innere Befähigung des Verfassers, d. h. seine Geistesart überhaupt und besondere Geschichtsansicht anbelangt, so können wir freilich diese nicht auf gleiche Stufe mit seinem guten Vorhaben stellen; im Gegentheil, wir glauben, daß dieses von jener im Ganzen wie im Einzelnen den

größten Schaden leidet. Hier finden wir Befangenheit, Verblendung, Einseitigkeit als vorherrschende Leiterinnen, und zwar in ihrer Wirkung wie in ihrer Quelle ganz offen, so daß wir, indem wir sie erkennen, keine Gefahr davon haben. Ein starkes persönliches Gefühl, wie das des Verfassers, kann die Ereignisse unmöglich anders aufnehmen als in stätem Bezug auf die eigene Stellung: da findet sich von selbst alles Recht und alles Licht auf dieser Seite, auf der des Gegners alles Unrecht und aller Schatten; hieraus folgt, daß das Vortheilhafte auch in der Schilderung hervorgehoben, das Nachtheilige zurückgedrängt und untergeordnet wird; das Erzählte indeß ist immer noch Wahrheit, wenn auch nicht die ganze Wahrheit, und der Fehler, welcher dabei Statt findet, fällt nicht erst dem Niederschreiben zur Last, er lag vielmehr schon in der Art des Erlebens und Aufnehmens der Ereignisse selbst. Die Bewunderung für Napoleon müssen wir gelten lassen; aber wir dürfen sie, um würdig Theil daran zu nehmen, auf etwas freieren Sinn gegründet wünschen, als hier zu erkennen ist. Unserem Verfasser imponirt Napoleon immerfort, seine Person, sein Glück, seine Machtherrschaft; sie sind ihm so nothwendig geworden, daß er den Sturz, die Ohnmacht, das Verschwundensein seines Helden nur als unbegreifliche und höchst verwerfliche Frevel der Geschichte zu fassen vermag und, so viel an ihm ist, zu verneinen sucht. Immerfort ist er bemüht, Napoleon's Wollen und Thun zu rechtfertigen, seine Klugheitsfehler, die er oft nicht läugnen kann, auf Andrer Verschulden zurückzuführen, sein Glück als ein Recht darzustellen, seine Widersacher als Empörer gegen den richtigen Gang der Dinge; er kennt keinen andern Standpunkt, nie vermag er sich in den des Gegners oder eines Unbetheiligten zu versetzen. Seine Verblendung in dieser Hinsicht ist so groß, daß er mit völliger Arglosigkeit, seinen Helden zu rechtfertigen meinend, die schreiendsten Anklagen gegen ihn begründet. Wir werden im Verfolge manches in solchem Betrachte hieher zu Beziehende anmerken dürfen.

Der Verfaſſer beginnt ſeine Erzählung mit dem Anfange der Revolution, die auch ihn frühzeitig zu den Waffen rief. Der junge Savary diente zuerſt in dem Heere am Oberrhein, wo Pichegru's, ſeines Obergenerals, Briefe an den Prinzen von Condé öfters durch ſeine Hände gingen, ohne daß er es ahnete. Doch den geringen, der Sache der Bourbon's damals unbewußt geleiſteten Dienſt hat er in der Folge nur zu reiche Gelegenheit gehabt wieder wett zu machen. Nach Pichegru's Ablöſung durch Moreau machte er als Adjutant des Generals Deſaix den Feldzug in Süddeutſchland mit und begleitete dann ſeinen General nach Paris, wo dieſer Bonaparte's Bekanntſchaft machte und deſſen Glücke zu folgen beſchloß. Hiemit war auch Savary's ganze Laufbahn vorausbeſtimmt. Die Unternehmung nach Ägypten war im Werke, und Deſaix und Savary nahmen an ihr Theil. Die Nachrichten des Verfaſſers über die Vorbereitung, die Ausführung und das fernere Geſchick dieſer Kriegsfahrt ſind höchſt anziehend; eine Menge von Umſtänden, die ganz den Karakter der Authenticität tragen, werden vorgeführt und helfen das ſchon ſo reichhaltige Bild dieſer Sachen noch mehr beleben. Mancherlei Einzelnheiten, wie nur ein Augenzeuge ſie mittheilen kann, werfen ein helles Licht auf den ganzen Zuſtand und ſind ſo glücklich aufgefaßt, als leicht und ſicher wiedergegeben. Die Kriegsereigniſſe werden nicht in ihrer militairiſchen Bedeutung, ſondern nur in ſofern ſie dem Lebensbild überhaupt angehören, dargelegt. Bonaparte's Rückkehr nach Frankreich, wohin auch Deſaix und Savary glücklich gelangen, der achtzehnte Brumaire, die Schlacht von Marengo und die damit verknüpften Begebenheiten, alles geht raſch den Blicken vorüber, mit eigenthümlichen Zügen bereichert, doch ohne neue, große Aufſchlüſſe. Savary, nach Deſaix's Tode alsbald Adjutant des erſten Konſuls, tritt nun in eine höhere Wirkſamkeit, die ſich aus militairiſchen, diplomatiſchen und polizeilichen Elementen zuſammenſetzt. Sendungen zur Vereitelung royaliſtiſcher Anſchläge, zum Betreiben von Seerüſtungen, zur Aufhebung

engliſcher Emiſſaire werden ihm übertragen, wobei er ſeinen Eifer und ſeine Schlauheit zeigen kann. Über viele innere Verhältniſſe und Vorgänge ſind willkommene Aufklärungen ertheilt. Die Begebenheiten und die Amtsthätigkeit Savary's treten immer bedeutender hervor; der gendarmerie d'élite, ſeiner Schöpfung und ſeines kräftig gehandhabten Werkzeugs, wird mit beſonderer Vorliebe gedacht.

Der Prozeß gegen Moreau giebt ſchon Gelegenheit, den Verfaſſer näher in ſeiner unverholenen Partheilichkeit wahrzunehmen. Er ſieht nur den bedrohten Napoleon, den zu allem berechtigten, den gütigen und nachſichtigen ſogar, gegenüber unbefugten Widerſtrebern; die Verhältniſſe Frankreichs, die Rechte, Wünſche, Stimmungen der Nation werden ganz in die perſönliche Stellung des neuen Oberhauptes untergeflecht. Warum ſagt er nichts von der Unruhe der im Lager vor Boulogne verſammelten Truppen, deren bedenkliche Gährung hauptſächlich den erſten Konſul beſtimmte, gegen ſeinen Feind nicht härter zu verfahren? Ausführlicher als dieſe Angelegenheit wird die Kataſtrophe des Herzogs von Enghien behandelt, für welche der Verfaſſer ganz eigene Aufſchlüſſe hat; wir werden dieſe Sache ſpäter noch berühren und bemerken hier nur, daß es ihm, der ſo vieles zur Sprache bringt, gar nicht einfällt, von dem Friedensbruche, der Völkerrechtsverletzung ein Wort zu ſagen, die durch den bewaffneten Einbruch in fremdes Gebiet, wo der Herzog räuberiſch überfallen und fortgeſchleppt wurde, begangen war. Für die Gründung des franzöſiſchen Kaiſerthums hat er hierauf ein eigenes Raiſonnement. Man mußte die Anſchläge auf das Leben des erſten Konſuls dadurch verhindern, daß man zeigte, die von ihm geſtiftete Ordnung der Dinge würde über ſeinen Tod hinaus fortbeſtehen; das mag gelten; aber nun heißt es: „On pensa d'abord à indiquer un successeur au premier consul, mais indépendamment de ce que la mesure était inconstitutionelle, peut-être eût-elle hâté la mort de celui que l'on voulait conserver; l'ambition est impatiente. Après avoir bien cherché et feuilleté

dans les histoires de toutes les révolutions, on en revint à la forme du gouvernement monarchique, qui, fixant l'ordre de l'hérédité, assurait sans secousses la succession au pouvoir.“ Wer in aller Welt iſt dieſes on? Und war die Gründung eines Kaiſerthums beſſer konſtitutionell, oder die Nachfolge in der Oberherrſchaft, da doch der erſte Konſul durch den Kaiſertitel noch keinen Sohn bekam, weniger durch Willkür feſtzuſetzen? In der Nation, bekennt der Verfaſſer übrigens, war gegen dieſe Sache viel Abneigung und Widerſpruch; aber der Antrieb ging von den Truppen aus, und dagegen war nichts auszurichten; „je crois bien“, ſetzt er hinzu, „qu'on n'avait pas négligé de fomenter cet élan“ — und ſo ſagt er ſpäter, als Genua ſeine Einverleibung in das franzöſiſche Reich begehrte, nochmals: „je crois bien qu'on avait un peu aidé à cette résolution.“ Solche Aufrichtigkeiten, die ſehr häufig vorkommen, hat man als einen Erſatz ſo mancher Verſchweigungen gewiß dankbar anzunehmen.

Bei dem beſten Willen, ſeinen Herrn und Meiſter überall zu vertheidigen, läßt der Verfaſſer ihn gleichwohl nicht ſelten im Stich, oder giebt ihm gar noch neue Blößen. Erwähnt er, daß Napoleon durch ſeinen neuen Kaiſerlichen Hofſtaat alſogleich für ſeine alten Getreuen ſchwerer zugänglich geworden — „il fallut qu'ils s'accoutumassent à se voir défendre la porte par ceux qui, peu de tems auparavant, étaient les objets de leur surveillance particulière; alors on vit successivement arriver et admettre aux intimités du souverain tout ce que l'ancienne caste nobiliaire avait d'hommes marquans par leur naissance“ etc. — ſo kann darin nur die Abſicht einer Mißbilligung liegen. Häufiger aber geſchieht es, daß er gegen Willen und Abſicht dieſe Mißbilligung hervorruft, beſonders wo er es unternimmt, Napoleon's Verfahren in auswärtigen Staatenverhältniſſen unbedingt zu rechtfertigen, zu beſchönigen. Zur Beurtheilung dieſer Verhältniſſe hat er nur Einen Geſichtspunkt, und dieſer ſoll für alle Länder und Re-

gierungen der einzige ſein, nämlich Napoleon's perſönliches Intereſſe in allen ſeinen jedesmaligen Bedingniſſen; ſeine voluntas ſoll den Andern immer als ratio genügen. Alles, was Napoleon zur Ausbreitung und Befeſtigung ſeiner Macht begeht oder beabſichtigt, iſt nothwendig, liegt in der Natur der Sache, iſt gute Politik; findet es Gegner, ſo ſind dieſe ſtumpfſinnig und bethört, von Ehrgeiz und Haß verblendet, allenfalls durch engliſches Gold beſtochen, verkennen oder verrathen ihr eigenes Beſte und verdienen alles Unheil, das ihre ſchlechte Politik trifft. Demüthigende Friedensverträge, aus welchen der Übermuth der Waffengewalt gleich von Anfang jede Billigkeit verbannt hat, ſoll der Überwundene, was auch ſich ereignen, wie auch Napoleon ſelbſt alles ändern möge, nie aufheben dürfen, nie den Verſuch der Waffen erneuern dürfen, ohne für treu- und rechtlos erklärt zu werden; Napoleon dagegen behält auch hier freie Hand, was ihm nicht mehr anſteht, für ſeine Zwecke nicht mehr taugt, iſt verworfen, gebrochen ohne Scheu, und dieſe Gewalt ſelbſt will nicht als Gewalt, ſie will als Recht gelten. In dieſem Sinne, der einſt die Sprache der berühmten Bulletins beſeelte und für das Kaiſerliche Kriegsvolk ſeinen guten Werth haben mochte, werden hier die Kriege Napoleon's gegen Öſterreich und Preußen durchgängig vorgeſtellt. Bleibt Öſterreich bei dem ſtäten Anwachſen der franzöſiſchen Macht nicht gleichgültig, rüſtet es ſich zur eigenen Sicherheit, ſo iſt ſein Benehmen treulos, ehrgeizig, ja unbegreiflich; hat Preußen ſich über gewaltſamen Durchmarſch franzöſiſcher Truppen durch ſein Gebiet, über zweizüngige Verhandlungen und höhniſchen Trotz zu beklagen, ſo ſoll es einige „manques d'égards et autres bagatelles qui se seraient arrangées avec des tabatières“ leicht hingehn laſſen, ſeine eigenen Forderungen aber ſind ein „déſi choquant“, das der Kaiſer nicht dulden kann. Das Raiſonnement, warum Napoleon beim Frieden von Tilſit die Türken völlig preisgiebt, iſt ganz in dieſer Art aufgebaut; übrigens möchte darin wohl einiges unwillkürlich aus der heutigen Weltlage in die Anſichten der

damaligen Zeit zurückverſetzt worden ſein. Wie offenherzig der Verfaſſer zu Werke geht, erkennt man ſtaunend, wenn er berichtet, Napoleon habe bei Tilſit den Ruſſen die Schweden und Türken überlaſſen, ihm der ruſſiſche Kaiſer dafür die Deutſchen und Spanier, allein auf die Türken habe jener dennoch ein Auge behalten, ſpäterhin ſich ihrer kräftigſt wieder anzunehmen beſchloſſen, „trouvant que la Russie avait déja trop acquis par la seule résistance que lui-même éprouvait en Espagne“, und darauf ein Bündniß mit Öſterreich erwählt, „pour reprendre contre la Russie tous les avantages qu'il avait à Friedland.“ Sind in der Politik ſolche Beweggründe und Rückſichten nothwendig, laſſen ſie unter gegebenen Umſtänden ſich durchaus nicht abweiſen: nun, ſo gebe man ſie wenigſtens für das, was ſie ſind, als Verfolgung des äußeren Vortheils durch alle zu Gebot ſtehenden Mittel, aber wolle uns dabei nicht Grundſätze des Rechts und redlichen Verfahrens vorſpiegeln. Soll der Sieg, der ihm ſo lange treu blieb, den korſiſchen Feldherrn rechtfertigen: nun wohl, ſo mag auch das gelten, und gewiß liegt in dieſer Anſicht ein weſentliches Geſchichtsmoment; aber dann rechtfertigt der Sieg auch die Gegenſeite, ſobald er auf ihr erſcheint, und dann bleibt Napoleon verurtheilt, weil er doch zuletzt unterliegt; den Bonapartiſten jedoch dünkt es unmöglich, für ſich ſelbſt und für Andre ein und daſſelbe Maß anzuwenden.

Von des Verfaſſers Aufenthalt in St. Petersburg, wohin er gleich nach dem tilſiter Frieden eine Sendung erhielt, erfahren wir manches Merkwürdige. Was er in freiem Sinne mittheilt, ohne daß ein unmittelbarer Bezug auf Napoleon ſtörend einwirkt, iſt ſo dankenswerth als anziehend und läßt erkennen, aus wie vielfachen und guten Quellen ein Mann in ſeinen Verhältniſſen ſchöpfen konnte. Hier müſſen wir eine Bemerkung anfügen. Auch in Ländern, wo die größte Preßfreiheit herrſcht, giebt es einen gewiſſen Theil der Tagesgeſchichte, der in die öffentlichen Schriften nicht übergeht, ſondern nur mündlich überliefert wird; gerade dieſe

Überlieferung aber, weil ſie ganz vertraulich iſt und für keinerlei Erſcheinung einer Hülle bedarf, iſt in der Regel ſicherer und zuverläſſiger als irgend eine ſchriftliche Darſtellung, die ſich doch immer den Angemeſſenheiten gewiſſer Verhältniſſe und Perſonen zu fügen hat und einen konventionellen Schein, den jederman zugeſteht, mit dem Thatſächlichen verbindet, worunter daſſelbe in der Folge, wenn die Wiſſenden nach und nach aus dem Leben ſchwinden, leicht ſeinen eigenthümlichen Karakter einbüßt. Jene Tradition iſt in Ländern, wo der öffentliche Schriftverkehr gering, und die Abfaſſung von Denkwürdigkeiten ſelten iſt, nur um ſo lebhafter, reicher und nachhaltiger, ſo daß die gediegenere Geſchichtskunde durch den Mangel an ſchriftlichen Quellen oft gar wenig verliert, wenn ſie nur in den Kreis jener Mittheilungen zu gelangen weiß, deſſen ſie aber auch in London und Paris, bei aller Fülle dortiger Öffentlichkeit, nicht entbehren kann. Dieſe ungeſchriebene Geſchichte kommt allerdings nach und nach gleichfalls an den Tag; allein in manchen Fällen, wo die zurückhaltenden Bedingungen für gewiſſe Gegenſtände etwa ſehr lange dieſelben bleiben, läuft ſie Gefahr, von Späterlebenden doch nur unvollſtändig gefaßt und zum Theil vergeſſen zu werden.

Die Darſtellung der Ereigniſſe in Spanien, durch welche die Bourbon's eine Zeit lang vom Throne verdrängt waren, iſt ſchon deßhalb, weil der Verfaſſer einen äußerſt mitthätigen Antheil daran hatte, von großem Intereſſe, in mancher Beziehung neu, wichtig, und, wenn man uns den Ausdruck erlauben will, gewiß auch wahrheitshaltig. Der genauere Forſcher wird aus der Zuſammenſtellung dieſer Angaben mit denen von Cevallos, Escoïquiz, Pradt und Andern ein neues Licht gewinnen. Schon vor dem Frieden von Tilſit hatte die Stunde Spaniens geſchlagen; Napoleon ſah es reif, ihm zur Beute zu werden; die Art und Weiſe war freilich anfangs anders gemeint, als ſie ſich nachher beſtimmte. Franzöſiſche Truppen durchzogen das Königreich nach allen Richtungen, Provinzen ſollten abgetreten, der

Friedensfürſt Godoi ein ſouverainer Herr werden; die ganze Monarchie war der eigennützigen Verabredung eines treuloſen Günſtlings mit einem argliſtigen auswärtigen Herrſcher preisgegeben. Der von der traurigen Günſtlingsregierung theils wiſſentlich veranlaßte, theils in Verbindung nicht eingeſehene, aber dem Volke in untrüglicher Klarheit offene Zuſtand des Landes war es, der die Auftritte von Aranjuez herbeiführte, in deren Folge Karl IV. der Krone entſagte, und Ferdinand VII. ſie aufſetzte. Zwiſchen Vater und Sohn ſtand nun der franzöſiſche Kaiſer mit ſeinen Truppen und Bundesverhältniſſen mächtig eingedrängt, nicht als Schiedsrichter, um zu begütigen und zu ordnen, ſondern als Laurer, um ſeinen Vortheil zu erſpähen, und je nach ſeinen perſönlichen Hoffnungen dem einen oder dem andern den Ausſchlag ſeiner Zuſtimmung als ein doch nur treuloſes Geſchenk zu geben, unbekümmert um das Recht ſelbſt, unbekümmert um die Stimme der Nation, vergeſſend, daß auch die abſoluteſte Monarchie nicht in dem Hof allein beſteht, ſondern auch Volk und Land begreift. Den Sinn einer ſolchen Vermittelung läßt der Verfaſſer den franzöſiſchen Kaiſer unumwunden ausſprechen: „Si je ne puis m'arranger avec le fils ni avec le père, je ferai maison nette.“ Die löblichen Abſichten, Spanien wieder zu heben, im Geiſte der Zeit den Staat neu zu begründen, das Volk aufzuhellen u. ſ. w., laſſen wir dahingeſtellt; aber dieſer Zweck ſelbſt, was wird er bei ſolchen Mitteln, in welchen er auftritt, bei der Betrachtungsweiſe, die ihn begleitet? Es heißt hier: „Si Charles IV. et son fils eussent convenu à ce grand projet, l'empereur les aurait gardés“, freilich nur „pour s'aplanir les difficultés“, aber auch dieſer Schein konnte nicht beibehalten werden; denn „il ne pouvait rien faire avec eux.“ Ein Bruder Napoleon's mußte das auserwählte Werkzeug ſein, anders war jener Zweck nicht zu erreichen; aber die Rechnung zeigte ſich noch falſcher, als ſie ſein ſollte; denn auch ſein Bruder mußte als König ein widerſtrebendes Verhältniß gegen den Kaiſer annehmen. Daß

Spanien nicht für ſich ſelbſt, ſondern nur als ein Anhängſel von Frankreich zu ordnen war, davon iſt der Verfaſſer ſo durchdrungen, daß er naiv genug ſagt: „l'Espagne est géographiquement la continuation du sol de la France“; hätte er von dem Jagdrecht der Ungarn gewußt, das ſich ſo weit erſtreckt, als der Himmel blau iſt, er hätte, wo der Boden ausgeht, auch über das Meer hinaus eine Fortſetzung des franzöſiſchen Himmels geltend machen können! Gewiß waren die ſpaniſchen Verhältniſſe innerlich faul und zerfreſſen, Godoï's Verwaltung hatte den ganzen Staat wie mit verzehrendem Gift erfüllt; dieſem Manne ſprach noch zu der Zeit, da er in aller ſeiner Macht lebte, einer unſerer politiſchen Schriftſteller, den wir ſchon früher einmal wegen ſeiner Freimüthigkeit anzurühmen hatten, das ſeitdem durch das Wort der Geſchichte laut beſtätigte Urtheil: „Sein Ruhm und ſeine Strafe bleiben ihm gewiß. Er hat Spanien in den letzten fünfzehn Jahren regiert. So lautet ſeine Geſchichte und ſein Urtheil. Mit allem, was dieß ſinkende Reich in jenem verderblichen Zeitraume an Unglück und an Schmach, an Erſchöpfung und an Erniedrigung, an öffentlichen und an häuslichen Leiden erfuhr, unauflöslich und ſolidariſch verknüpft, ſteigt ſein Name zur Nachwelt herab.“ Dieſen Ausſpruch giebt, ſchon zwei Jahre vor der eigentlichen Kataſtrophe Spaniens, das durch Scharfſinn, Beredſamkeit und ſo gründliche als lichtvolle Behandlung unter den Staatsſchriften einzig hervorragende Werk: „Authentiſche Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen England und Spanien, von Friedrich von Gentz“ (St. Petersburg, 1806). Aber trotz alles Verdammenswürdigen, das ſich auf dieſer Seite kund giebt, erſcheint die Hinterliſt und Gewaltthätigkeit, welche Napoleon in dieſen Verhältniſſen zeigt, doch noch haſſenswerther. Welche frevelhafte, ja man darf ſagen, welche plumpe und klugheitsloſe Willkür, die Rechtmäßigkeit des Königthums zwiſchen Vater und Sohn davon abhängig zu erklären, ob die Konvenienz eines fremden Herrſchers mit dem einen oder dem andern leichteres Spiel haben werde!

So zerſtört war der Zuſammenhang zwiſchen Thron und Volk in Spanien doch noch nicht, um dieſem argen Spiele freien Raum zu laſſen, und Napoleon's ganze Macht ſcheiterte an dem, was er verachtet hatte, an dem Gefühl der Nationalität, an der Unterthanentreue, an der Überzeugung von dem Recht. Wie leicht unſer Verfaſſer die Sachen in die für Napoleon günſtige Anſicht bringt, und wie ihm die ungünſtige ganz verſchwinden kann, mag man aus den Schlußworten über die ſpaniſche Veränderung erſehn. Mit Ferdinand, heißt es, war als mit einem Feinde Napoleon's, wofür man ihn erkannt hatte — denn alle Kouriere des Prinzlichen Gaſtes waren aufgefangen und ihrer Papiere beraubt worden, und man bereute nur, dies nicht gleich anfangs gethan zu haben — für Frankreich nichts anzufangen; der Vater wollte nicht nach Spanien zurück, am wenigſten ohne den Friedensfürſten, der aber blutige Rückwirkungen unvermeidlich gemacht haben würde; ſo blieb denn nichts übrig, als Vater und Sohn auf die Seite zu ſchieben: „On fut quelques momens indécis; puis enfin le roi Charles demanda un asile en France à l'empereur, et lui céda tous ses droits sur l'Espagne. Le même acte fut donné par les deux infans“. Nun wahrhaftig, über eine doppelte Abdankung, von welchen die eine nur aus dem Gefühl der troſtloſeſten Schwäche und damit noch zuletzt verbundenem Anreiz der Schadenfreude hervorging, die andre von ſtarkem Widerſtreben und heftigen Auftritten begleitet war, kann man ſanfter und angenehmer nicht dahinſchweben! Alle Förmlichkeit und alles Gepränge, deren Mangel bei der Abdankung Karl's zu Gunſten Ferdinand's ſo gewaltig angerechnet wird, gelten nun, da es Napoleon's Vortheil betrifft, für ganz entbehrlich, und man ſorgt nur, die entthronten Fürſten den Augen der herbeiſtrömenden Spanier eilig zu entrücken, und der auf ſolche Art geſchehenen Erwerbung eines Königreichs in der Nation die Beſtätigung und Haltung zu geben, die durch bloße Waffengewalt nicht zu erlangen iſt. Der Verfaſſer beklagt, daß Napoleon bei dieſen Ver-

wickelungen den Beiſtand Talleyrand's entbehrt habe, unter deſſen Leitung alles klüger und erfolgreicher würde gegangen ſein. Der bisher angenommenen Meinung entgegen wird hier behauptet, Talleyrand habe keineswegs den Eingriff in die ſpaniſchen Sachen widerrathen, vielmehr dazu nach Kräften angetrieben und deßhalb die Verhandlungen in Tilſit beſchleunigt, auch ſei er gar nicht um dieſes Gegenſtandes willen von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten abgetreten; als Beweis wird angeführt, daß er ſchon früh in dieſem Betreff lebhafte Thätigkeit bewieſen und mancherlei Maßregeln getroffen habe. Hier wäre vielleicht einzuwenden, daß Napoleon's Miniſter nach dem Sinn und Befehl ſeines Herrn manches ordnen und leiten konnte, dem er in ſeinem perſönlichen Urtheil nicht gerade beiſtimmte, und daß die ſpaniſchen Angelegenheiten beim Frieden von Tilſit noch ein ganz andres Geſicht hatten als nach den Auftritten in Aranjuez. Dem ſei jedoch, wie ihm wolle, dergleichen kleinere perſönliche Beziehungen mögen für die Naheſtehenden ihre große Wichtigkeit haben, uns Entfernteren erlöſchen ſie beinahe ganz in dem Anblicke Napoleon's, den wir in allen Verhältniſſen, wo er ſelbſt auftritt, zu überragend und vorherrſchend erkennen, um nicht alles Weſentliche, was auf ſeiner Seite geſchieht, als von ihm ausgehend und ſeinem Willen und Wirken entſprechend anzuſehn; in dieſer Hinſicht denken wir zu groß von ihm, um ſeine Rathgeber und Werkzeuge je neben ihn zu ſtellen; ohne Zweifel war er fremden Meinungen, Anſichten und Einflüſſen nicht ganz unzugänglich, aber ſie wurden in ſein Urtheil und in ſeinen Willen völlig aufgelöſt und wirkten nur als die ſeinigen.

Über die Kriegsbewegungen, welche hierauf in Spanien erfolgten, giebt der Verfaſſer vielfache und wichtige Aufſchlüſſe. Das Unglück des Generals Dupont wird ausführlich in ſeinen Urſachen entwickelt. Auffallend aber iſt das Beſtreben, jeden großen Nachtheil, den die franzöſiſchen Waffen erfahren, auf irgend einen unglücklichen Zufall oder auf ein Nichtbefolgen gegebener Befehle zurückzuſchieben; ſo

hier die Kapitulation Dupont's und die darauf erfolgte Räumung Madrids auf die gehäuften Fehler eines Ordonnanzoffiziers, der in seiner verhängnißvollen Erscheinung etwas an den unglücklichen Feuerwerker bei Leipzig erinnert, dessen voreiliges Sprengen der Elsterbrücke, dem Bulletin zufolge, fast allein daran Schuld war, daß die verlorene Schlacht eine schreckliche Niederlage wurde. Unser Verfasser selbst giebt indeß nebenher andre Ursachen der Unfälle von Baylen ausführlich genug an, die eigenen Befehle Napoleon's, die geschickten und entschlossenen Bewegungen der Spanier, und nicht als die letzte den kostbaren Raub, welchen die französischen Generale aus dem geplünderten Lande mitschleppten und lieber als ihre Truppen und ihre Ehre retten wollten. Einige Beschuldigungen, die auf ihn selbst aus den Angaben des Generals Foy zurückfallen, bestreitet er nachdrücklich und verneint besonders, was dieser hinsichtlich einer geheimen Polizei andeutet, die in dem Heere nachtheilig gewirkt habe; er stößt den Vorwurf von sich und versichert, daß genug Generale dergleichen Berichte dem Kaiser von freien Stücken als Zeichen ihres Eifers zuzusenden gewohnt gewesen, und nach dem, was ihm davon zu Gesicht gekommen, müsse er gestehn, daß diese Herren einem Andern in solchem Geschäft nichts mehr zu thun übrig gelassen hätten.

Von der Zusammenkunft der beiden Kaiser, Alexander und Napoleon, giebt der Verfasser wenig Thatsächliches; dafür stellt er mancherlei Vermuthungen auf. Zuletzt erzählt er von dem großen Jagdfeste, das der Herzog von Weimar den beiden Kaisern veranstaltet habe. Jemand, der das Buch vor uns gelesen, berichtete uns, der Verfasser sage, das Fest sei als eine völlige Nachahmung der Schlacht von Jena mit Absicht angeordnet gewesen; die Hasen hätten dabei die Besiegten vorgestellt; dem französischen Kaiser habe man auf so niedrige Art schmeicheln wollen. So arg und ausdrücklich fanden wir indeß im Buche selbst dies nicht angegeben: der Schauplatz, die Stellungen und der Gang der Jagd werden zwar als genau dieselben wie bei der Schlacht bezeichnet;

allein die Bemerkung: „c'était une seconde bataille d'Jéna contre des perdreaux", macht doch der Verfaſſer in ſeinem eigenen Namen, und wenn er ſagt, es ſei ſo geweſen, ſagt er doch nicht, es ſei vorſätzlich ſo veranſtaltet worden; wir aber bezweifeln überhaupt, daß auch die zufällige Ähnlichkeit ſo weit gegangen, um den Gedanken einer Nachahmung begründen zu können; vielmehr müſſen wir aus naher Kenntniß des edlen, immer deutſchgeſinnten und auch in jener Zeit herzlich für Preußen mitfühlenden Fürſten, deſſen Verluſt wir eben betrauern, lieber die Vermuthung gelten laſſen, der Verfaſſer habe zu jenem Feſte eine ſchon vorgefaßte Meinung mitgebracht und die dortige Gegend etwa nur ſo geleſen, wie ſein Freund dieſe ſeine Blätter.

Daß der Krieg von 1809 als ein ungerechter, treuloſer, übermüthiger Angriff Öſterreichs gegen Napoleon geſchildert wird, verſteht ſich von ſelbſt; aber dieſer Krieg, in Kraftentwickelung und Geiſt das Vorbild der glücklicheren Unternehmungen ſpäterer Jahre, war ſo gerecht als nothwendig, da Napoleon in ſeinen Gewaltſchritten und Anmaßungen keinen Friedensſtand reſpektirte, ſeine Macht immer weiter ausdehnte und immer härter ihren Druck fühlen ließ. Auch war dieſer Krieg in Deutſchland durchaus populair, ſelbſt in den Rheinbundſtaaten, wo das Volk allgemein den Öſterreichern alles Heil wünſchte und von ihnen hoffte. Die eigentlichen Kriegsbegebenheiten werden von dem Verfaſſer billiger als von manchen ſeiner Landsleute erzählt; ſo läugnet er nicht das völlige Unterliegen Napoleon's bei Aſpern — dem Erzherzog Karl bleibt der Ruhm, der Erſte geweſen zu ſein, der in offener Schlacht gegen ihn das Feld behauptet —, nicht die Zerſtörung der Donaubrücke durch die Anſtalten der Öſterreicher, nicht die ſchreckliche Lage der Franzoſen auf der Lobau; aber andres Weſentliche verſchweigt er wieder, z. B. daß der rechte Flügel Napoleon's am fünften Juli abends bei Wagram völlig zurückgeſchlagen worden. Wenn der Verfaſſer behauptet, die Ungarn hätten durch eine Deputation dem franzöſiſchen Kaiſer den Wunſch eröffnet, unter ſeinem

Schutze unabhängig von dem österreichischen Kaiserhause zu werden, so wissen wir als bestimmtes Gegentheil, daß Napoleon's dahin zielende Anträge bei namhaften ungarischen Großen nur Unwillen und Zurückweisung gefunden haben. Was er ferner von der Stimmung der Deutschen sagt: „Tous les philosophes allemands nous offraient plus d'un moyen de troubler la société", zeigt nur, wie auch ein Mann, der bald als Oberhaupt der Kaiserlichen Polizei auftreten sollte, über so offenbare und leicht greifliche Thatsachen in so grober Täuschung sein konnte; denn es ist bekannt genug, wie bei uns damals die Gelehrten, und insbesondere die namhaftesten, dachten und wirkten und in den Haß gegen Napoleon großentheils sogar die Vorliebe, welche sie den republikanischen Franzosen früher etwa gewidmet haben mochten, willig aufgehn ließen. Über die Verheirathung Napoleon's mit der Erzherzogin Marie Louise erfahren wir einige Histörchen von ersten Winken, durch welche die Sache zuerst im Stillen von untergeordneten Personen ohne Napoleon's Auftrag angeregt und ihm als ein österreichisches Anerbieten fertig zugebracht worden sein soll, wogegen wir manche starke Zweifel haben, welche hier zu entwickeln nicht der Ort ist. Das berühmte Schwarzenberg'sche Fest konnte ohne größere Umständlichkeit in genaueren Zügen geschildert werden; die Anstalten waren dieselben wie damals bei allen Festen solcher Art in Paris; auch folgte demselben kein andres.

Die Vereinigung von Holland mit Frankreich rechtfertigt der Verfasser durch die Nothwendigkeit der strengen Ausführung des Kontinentalsystems, dieses Systems, das er doch selbst, Laffitte's scharfsinniger Auseinandersetzung gemäß, verdammen muß, und das Napoleon durch Bewilligung von Lizenzen schon gebrochen hatte; weil ihm aber schon so viele Opfer gebracht worden, meint er, müssen ihm noch immer neue gebracht werden, und Holland soll das „sacrifice insupportable", welches ihm auferlegt ist, als unvermeidliches Verderben tragen, „et encore ne pas le faire de

mauvaise grâce". Wenn dabei nebenher immer noch die ſchmeichelhafte Vorſtellung gehegt wird, das Kontinentalſyſtem hätte nur noch einige Zeit andauern ſollen, um ſeinen glänzenden Erfolg darzuthun, ſo erinnert dies ein wenig an das Geſchichtchen vom Pferde, welches hungern lernen ſoll und leider im beſten Lernen, da es weit darin gekommen, ſtirbt!

Durch die ferneren Ereigniſſe, die Zwiſtigkeiten mit dem Papſte, die Geburt des Königs von Rom, und andre Vorgänge hindurch gelangen wir mit dem Verfaſſer endlich zu dem Kriege gegen Rußland. Er ſchildert denſelben wiederum als einen treuloſen Friedensbruch von ruſſiſcher Seite, als einen dem franzöſiſchen Kaiſer aufgedrungenen, von ihm auf keine Weiſe gewünſchten Krieg. Möge er es uns verzeihen, aber wir erkennen, gewiß wider ſeine Abſicht, aber darum nur deſto beweiſender, aus ſeiner eigenen Darſtellung, daß Napoleon dieſen Krieg muthwillig erzwungen und im Verdruß über den ſchlechten Fortgang der Dinge in Spanien, im Drange, ſich anderwärts ſchadlos zu halten, und im Übermuthe ſeiner verfügbaren Kräfte thöricht übereilt hat. Die Art, wie der Verfaſſer ſelbſt, und ſehr zweckmäßig, die Kriegsereigniſſe von Spanien mit denen von Rußland abwechſelnd berichtet, führt unwillkürlich die Überzeugung herbei, daß, wie groß auch Napoleon als Feldherr und Machthaber ſein mochte, er doch den Umſtänden, in die er ſich verſetzt hatte, den Verhältniſſen, die ſich in ſeiner geſteigerten Aufgabe vereinigten, nicht gewachſen war, und daß die Welt, die er aufgeregt hatte, ihn ſchon mit fortriß. Von nun an wird ihm weder in der Ferne noch in der Nähe mehr recht gehorcht, oder, was eben ſo ſchlimm iſt, nur gehorcht, ohne Liebe, ohne Geſinnung, ohne andern Trieb als den des perſönlichen Vortheils. Auch das Feldherrntalent Napoleon's verſtummt in dieſen zu mächtigen Verhältniſſen oft, der Verfaſſer iſt genöthigt, ihm in Spanien wie in Rußland groſſe Fehler und immer häufiger groſſe Verſäumniſſe Schuld zu geben; er beklagt nur, daß niemand ſich unterſtanden, ihm zu rechter Zeit zu widerſprechen, ihn zu warnen, aber führt

dabei ſelbſt mehrmals an, wie die Freimüthigkeit keinen offenen Weg mehr gefunden. Wie Napoleon ſeine Marſchälle in Spanien von Paris aus lenkt, iſt er nun nichts beſſer als jede andre verwaltende Kriegsbehörde, die für vorhergeſehene Fälle, welche nicht eintreten, weiſe Lehren giebt, für die unerwartet eintretenden aber rathlos läßt und dennoch lieber alles ſchief gehn ſieht, als ſich der eigenen Eiferſucht entſchlagen und der Befehlsmacht die nöthige Einheit an Ort und Stelle gönnen mag.

Wie der Feldzug in Rußland, ſo ſind auch die ſpätern Kriegsereigniſſe in Deutſchland, die diplomatiſchen Verhandlungen, die gewaltſamen Maßregeln im Innern, der Abfall der Bundesgenoſſen und der Einbruch der Verbündeten in Frankreich ſtets mit derſelben Einſeitigkeit geſchildert. Immer hat Napoleon das vollſte Recht, immer ſtehn die Andern gegen ihn als Frevler da. Vor allem häufen ſich die Beſchuldigungen gegen Öſterreich, beſonders während des Kongreſſes zu Prag, wo Napoleon geradezu das Opfer ſeines zu großen Vertrauens geworden ſein ſoll. Aber gewiß war es dem öſterreichiſchen Kabinet zu jener Zeit mit der ausgeſprochenen Abſicht, den Frieden zu bewirken, der tiefſte Ernſt, man war zum Kriege nicht einmal vorbereitet, und nur weil ſich unwiderſprechlich ergab, daß jede Hoffnung, einen dauerhaften, auf gerechter Grundlage beruhenden Frieden von Napoleon zu erlangen, eitel ſei, blieb für Öſterreich keine andre Wahl, als ſich nun auch gegen ihn zu wenden; eine authentiſche Geſchichte des genannten Kongreſſes würde den offenen, aber wachſamen und vorausſichtigen Gang der öſterreichiſchen Politik, die hier eben ſo nothgedrungen als geſchickt und glücklich verfuhr, in das helleſte Licht ſetzen. Sogar bis zuletzt, als Napoleon ſeinem Verderben nicht mehr entgehn wollte und die Bedingungen von Chatillon verworfen hatte, blieb ihm Urſache genug, die ſchonende Friedensneigung, die ihm von dieſer Seite bewieſen wurde, dankbar anzuerkennen. Aber aus dieſen Memoiren ſelbſt, aller Abſicht des Verfaſſers zum Trotz, leuchtet es genug hervor,

daß mit Napoleon kein Heil war, daß ſeine Macht eine ſchwachgegründete, unhaltbare, nur durch die Übermacht augenblicklicher Kriegserfolge genährte war und daher eine alles verſchlingende und dennoch nie geſättigte ſein mußte. Auch harrt niemand bei ihm aus; ſchon ſehr früh, unſerem Verfaſſer zufolge, ſind die nächſten Umgebungen ihm ungetreu, Murat trachtet ihn zu erſetzen, Soult will ſich unabhängig machen, Fouché, Talleyrand, Bernadotte, ſeine Brüder ſogar, ſagen ſich von ihm los, die Bundesgenoſſen verlaſſen ihn, ſeine Marſchälle und Staatsbehörden fallen von ihm ab, und ſelbſt die Truppen, erſchöpft, aufgeopfert und mißhandelt, laſſen zuletzt willig ihr Geſchick von dem ſeinen trennen! Da der Verfaſſer zu allen dieſen Erſcheinungen nie den Grund in Napoleon ſucht, ſondern nur immer in der Schlechtigkeit der Andern, ſo findet er unaufhörlich Anlaß zu bitterem Tadel, zu harten Vorwürfen, und ſein polemiſcher Eifer wendet ſich nach ſo vielen Seiten, daß man, abgeſehn von dem mehr oder wenigern Recht, das Einer oder der Andre hier haben konnte, nur erſtaunen muß, wie viel Haß und Feindſchaft und Verfolgung dieſes napoleoniſche Reich in ſich trug und verarbeitete!

Wiewohl der Verfaſſer in einen großen Theil dieſer Begebenheiten handelnd mitverflochten iſt, ſo giebt es doch einige Beziehungen, bei welchen ein perſönliches Intereſſe ihn ſtärker anregt, und denen er daher eine beſondere apologetiſche Sorgfalt widmet. Der für ihn wichtigſte Gegenſtand in dieſer Hinſicht iſt ohne Zweifel der Tod des Herzogs von Enghien. Er befehligte die Truppen bei dieſem unglückſeligen Vorgang; aber ihm war vorgeworfen worden, mehr als ſeine militairiſche Schuldigkeit gethan und ſich eine perſönliche Einwirkung angemaßt zu haben, die ſeiner amtlichen Erſcheinung nicht zukam und dem Herzoge den letzten Rettungsweg abſchnitt. Schon vor fünf Jahren trat er in einer Flugſchrift auf, um dieſe Vorwürfe zu entkräften, wobei er zugleich die größten Beſchuldigungen gegen einen Andern vortrug. Talleyrand ſollte den Tod Enghien's dringend ange-

rathen und dem Willen Napoleon's vergreifend beſchleunigt haben. Bekanntlich entſprach jene Flugſchrift ihrem Zwecke keineswegs; ſie ſcheiterte auf allen Seiten, eine Antwort des erblindeten, am Ziele jeder Lebenshoffnung und am Rande des Grabes ſtehenden Generals Hulin ließ unſern Verfaſſer in der öffentlichen Meinung ſtärker belaſtet als zuvor, ihm wurde der Hof verboten, und die Gegner behaupteten das Feld. Jetzt erneuert er dieſen Angriff mit verdoppelter Kraft und vermehrten Hülfsmitteln, beſtreitet die Ausſagen Hulin's und häuft die Beſchuldigungen gegen Talleyrand, wie auch gegen den Herzog von Dalberg; unſeres Bedünkens nicht glücklicher als damals; die bloße Behauptung reicht hier nicht hin, Beweiſe fehlen, und die Wahrſcheinlichkeit ebenfalls. Die ganze politiſche Rolle Talleyrand's, ſeine Geiſtesart, ſeine Klugheit ſchon, welche noch niemand ihm abgeſprochen hat, widerſtreiten einem ſolchen gewaltſamen und blutdürſtigen Rathſchlag, einer ſo eigenmächtigen und gewagten Ausführung, als ihm hier Schuld gegeben ſind. Zwar in ſeinen damaligen Verhältniſſen hätte ſein Rath, den Herzog von Enghien erſchießen zu laſſen, kein Gegenſtand eines Vorwurfs von Seite Napoleon's ſein können; deſto mehr aber hätte es die hinterrücks deſſelben beſchleunigte Hinrichtung ſein müſſen. Nun aber hat Napoleon, bei allem gegen Talleyrand ſpäterhin offenbarten Haß und Grimm, dergleichen ſeinem Feinde in den nachmaligen Verhältniſſen gewiß allerſchädlichſten Vorwurf nie ausgeſprochen, im Gegentheil, er hat die ganze Sache Enghien's beharrlich auf ſich genommen, ſie als die ſeinige nie verläugnet noch bereut. Hiemit ſtimmt auch der ganze Zuſammenhang des Ereigniſſes vollkommen überein. Napoleon bedurfte da keines fremden Antriebs, wo er wohl fühlen mußte, daß es ſein eigenes Beſtehn galt; was ihn auszeichnet, iſt gerade dieſe entſchloſſene, kühne, ſcharf auf ihr Ziel gehende Willenskraft, dieſe Selbſtleitung ſeiner Angelegenheiten. Um einen bourboniſchen Prinzen in Frankreich leben zu haben, dazu hatte er den Herzog wohl nicht aus fremdem Lande holen laſſen; daß er

ihn holen ließ, war ſchon Todesurtheil; er glaubte die Bourbon's und ihre Anhänger durch einen entſcheidenden Schlag für immer abſchrecken zu müſſen; in dieſer Beziehung konnte die Sache von ſeiner Seite auch gewiß kein Fehler heißen. Napoleon war als Obergeneral in Italien mit dem Zuſammenhange der bourboniſchen Verbindungen und Anſchläge bekannt geworden und hatte die Sache ſo behandelt, daß die Royaliſten in ihm allenfalls einen Helfer hoffen durften, er aber in ihnen gelegentlich eine Stütze ſicher hatte. In der Meinung, er werde in Frankreich die Rolle übernehmen, welche Monk in England geſpielt, hatten die Royaliſten in der That zu ſeiner Erhebung kräftig mitgewirkt, aber dafür waren ſie nachher als Enttäuſchte auch um ſo erbitterter, ſie führten deßhalb ihre Angriffe gegen ihn mit einer Wuth und einem Grimme, wie früher gegen kein andres Haupt der Revolution gezeigt worden waren. Napoleon's höchſtes Intereſſe war hier, die Gegner ſchleunig zu überbieten, und durch die That zu beweiſen, daß er auch das Äußerſte nicht ſcheue. Wie ſchwinden gegen ſo mächtige, aufgedrungene Beweggründe in den großen Verhältniſſen Napoleon's die kleinen geringfügigen Triebfedern, welche in Andern hiebei angeblich gewirkt haben ſollen.

Die Beſchuldigung, welche häufig gegen den Verfaſſer gemacht worden, ſeine berückende Argliſt hauptſächlich ſei es geweſen, welche den König Ferdinand aus Spanien in ſein Verderben nach Bayonne verlockt, wird in dieſen Memoiren als völlig grundlos dargeſtellt. Der Verfaſſer hat lediglich die beſtimmten Weiſungen Napoleon's befolgt, die nur das enthielten, was die unentſchiedene Lage, in welcher ſich die Dinge damals befanden, erforderte. Sonderbar erſcheint es freilich, daß der Verfaſſer, der ſich als nur an den König Karl IV. geſandt, als nur bei dieſem beglaubigt erklärt, dennoch in Madrid nur den König Ferdinand ſieht, nur mit deſſen Freunden und Rathgebern ſich beſpricht, ihn unbedenklich Majeſtät nennt, ihm günſtigſte Hoffnungen und dringenden Rath zum Antritte der Reiſe ertheilt und ihm ſogleich

auch als Begleiter auf dieſer Reiſe ſich anſchließt, ohne ſich um den König Karl weiter noch zu bekümmern. Aber dieſen, den König Karl, hielt unterdeſſen der Großherzog von Berg in guter Obhut und ſpielte bei ihm die nöthige Rolle mit gleicher Befliſſenheit, ſo daß dort nichts mehr für einen Dritten zu thun war. Der Verfaſſer erzählt dieſe Umſtände mit ſolcher unbefangenen Aufrichtigkeit, daß man anerkennen muß, er ſetze das größte Zutrauen in den Leſer, dem er ſogar nicht vorenthält, der Zweck ſeines Mitreiſens mit Ferdinand ſei hauptſächlich geweſen, bei dieſer Gelegenheit zu Napoleon fahrend zurückzukehren, da er ſonſt, nach der in Spanien gewöhnlichen Weiſe, ſo wie her auch wieder zurück höchſt unbequem hätte reiten müſſen. Dieſe Begleitung indeß wurde für Ferdinand verhängnißvoll, denn ohne des Verfaſſers bei aller Zufälligkeit doch ſtark einwirkende Gegenwart, das geht aus ſeiner eigenen Erzählung hervor, wäre die Reiſe wohl nimmermehr bis nach Bayonne fortgeſetzt worden.

Des Verfaſſers Verwaltung als Kaiſerlicher Polizeiminiſter iſt, mehr als eine andre vor oder nach ihm, der Gegenſtand bitteren und nachhaltigen Haſſes im Publikum geweſen. Schon als Adjutant Napoleon's galt er im Heere, am Hof, in der Staatsverwaltung für das Haupt einer geheimen Spähermacht. Er kennt ſehr wohl die Mißurtheile, die in dieſem Betreff über ihn ergangen ſind, und bemüht ſich deſto eifriger, ſeine Amtsführung in ihrer wahren Geſtalt darzulegen. Wir ſind im voraus überzeugt, daß er verläumdet worden, und daß ihm mitunter Dinge zur Laſt gelegt ſind, an die er nie gedacht haben mag. Aber ſeine Vertheidigung nimmt gleichwohl nicht für ſeine Sache ein. Indem er vor allem die Vortrefflichkeit der gendarmerie d'élite, die früher unter ſeinem Befehl geſtanden und niemals unwürdige Dienſte geleiſtet habe, die kluge Anordnung und durchgreifende Wirkſamkeit ſeiner Polizeimaßregeln gehörig anpreiſt und doch zugleich deren Milde und Harmloſigkeit behaupten will, zeigt er unwillkürlich durch alle ſeine Mittheilungen

nur, wie gehäſſig und abſchreckend, und wie nutzlos und vergeblich dieſe Anſtalten waren. Die Formen der Kaiſerlichen Polizei bewieſen wahrlich keine Schonung und Milde; nach Gutdünken ließ der Miniſter jederman vorfordern, verhörte, ſchalt, bedrohte, ließ verhaften und fortbringen, ohne daß irgend eine richterliche Behörde ſich einmiſchte; die Wohnungen wurden durchſucht, Kouriere aufgehoben, alle Briefe eröffnet, Kundſchafter jeder Art in allen Kreiſen der Geſellſchaft unterhalten, ja nicht ſelten abſichtlich Fallſtricke gelegt, um Strafwürdiges hervorzulocken. Dabei ſagt der Verfaſſer ſelbſt, Napoleon habe ihm immerfort anempfohlen, milde und nicht zu raſch zu verfahren, ja einmal ihm ſogar geſchrieben, „qu'il y avait deux arbitraires de trop en France, le sien et le mien“. Und dennoch, trotz dieſer vervielfältigten Aufſichten, Erſpähungen und Leitungen aller Art ſehen wir unaufhörlich die Polizei im Fehle; ſie verhindert nicht die royaliſtiſchen Umtriebe in dem Faubourg St. Germain, die Widerſtrebungen der Handelswelt, die durch das ganze Land organiſirte Oppoſition der katholiſchen Prieſter, den Verrath Michel's, die Flucht der Frau von Staël, die Reiſe des Miniſters vom Stein nach Rußland, das Unternehmen Mallet's u. ſ. w. So furchtbar auch die Kaiſerliche Polizei wegen ihrer rückſichtsloſen Gewalt im Einzelnen erſcheinen mußte, ſo war ſie im Ganzen durch ihre Unzulänglichkeit doch oft nur lächerlich. Beſonders über das Ausland blieb ſie ſtets im Finſtern; die Agenten, welche die genaue Ausübung des Kontinentalſyſtems an den Seeküſten bewachen ſollten, nahmen ſelbſt am Schleichhandel Theil; die Kundſchafter, welche der Verfaſſer in die böhmiſchen Bäder ſandte, und denen er, mit wenigem Geſchmack, zum Vortheil nachrühmt, ſie hätten wohl gar von gutmüthigen Reiſenden ſich mitnehmen und unterwegs freihalten laſſen, oder ſich Weibern aufgepackt, ſo daß ſie nach Paris zurückgekommen wären, „sans avoir délié les cordons de leur bourse, ayant même gagné de l'argent, et d'étant fait chérir de ceux qu'ils avaient ruinés“ — das heißt doch

wohl ausgehorcht und angegeben? — Diese Kundschafter wurden auch mitunter, das können wir ihm versichern, mit Hohn und Schimpf und anderer Behandlung, deren sie sich nicht gerühmt haben werden, und überdies als Mystificirte heimgeschickt, auf deren abenteuerliche Nachrichten irgend einen Werth gelegt zu haben, der Behörde von keinem sonderlichen Vortheil gewesen sein kann. Der Verfasser bekennt, daß er sein Amt als Oberhaupt der Polizei ganz unvorbereitet als Neuling angetreten habe, und erzählt offenherzig, wie er von seinem Vorgänger Fouché gleich im Beginn übel beliftet worden, der ihm bloß das geringere Triebwerk übergeben, alle feineren Springfedern aber vorenthalten habe; in der That scheint der Verfasser das Geheimniß der höheren Verbindungen Fouché's nie erlangt zu haben, denn diejenigen, welche er dennoch alsbald durch List erlangt zu haben sich rühmt, möchten schwerlich schon die ganz ächten gewesen sein. Der Ausspruch über Fouché: „Ce ministre, auquel on prêtait tant de lumières et de finesse, était l'homme le plus mal informé de ce qui se passait, et l'homme qui connaissait le moins les convenances et l'usage du monde; c'était la conséquence naturelle de l'état dans lequel il était resté," diesen Ausspruch dürfte man nicht gerade am meisten auf den Mann passend finden, welchen bei solcher Mittelmäßigkeit dennoch zum zweitenmale und vorzugsweise vor dem Herzoge von Rovigo zum Minister zu wählen, Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba wohl schwerlich sich entschlossen hätte, und eben so Ludwig XVIII. nach seiner Rückkehr von Gent; vielleicht gewinnt des Herzogs von Otranto sittlicher Werth nichts dabei, so merkwürdige Brauchbarkeit bewährt zu haben, allein immer kann man ihm ausgezeichnete Klugheit, Haltung und Wirkungskraft nicht absprechen, ohne zugleich Napoleon als ganz urtheilberaubt darzustellen.

Eine der wunderbarsten Geschichten, die den Verfasser persönlich sehr nahe betrifft, ist die Verschwörung des Generals Mallet. Es gränzt an das Fabelhafte, daß ein ein-

seiner Staatsgefangener, ohne bedeutenden Namen und Anhang, ohne Mitwisser des einzig in seinem Kopf ausgebrüteten Plans, aus dem Gefängniß hervor sich an die Spitze der Truppen und die Verwaltung stellt, Befehle ertheilt, welche den politischen Zustand Frankreichs umzuändern drohen und schon in Ausführung übergehen, bis die Sache zuletzt an einigen Zufälligkeiten scheitert, welche der einzelne Führer, dessen Gegenwart auf allen wichtigen Punkten nöthig wäre und nur auf Einem möglich ist, nicht meistern kann. Der Verfasser, welcher sich bei dieser Geschichte als Polizeiminister plötzlich überfallen sieht und ins Gefängniß wandert, berichtet seinen lächerlichen Unfall, von dem er nicht läugnet, daß derselbe seinen zahlreichen Feinden gutes Spiel gegeben, mit großer Freimüthigkeit und schont sich selbst dabei fast weniger als Andre, die er entschuldigt und bedauert. Diese Erzählung, welcher hin und wieder allerdings noch manche Züge hinzuzusetzen sein möchten, ist eine der anziehendsten im ganzen Buche. Wir sehn übrigens dabei aufs Neue die innere Zwistigkeit und Eifersucht enthüllt, welche den Staat Napoleon's in seinen höchsten Beamten gefahrvoll zerrüttet; hier stehn der Polizeiminister und der Kriegsminister als zwei mächtige Große des Reichs einander in bitterster Feindschaft gegenüber, und der Verfasser spart keine Anklagen gegen den Herzog von Feltre, der ihn bei Napoleon wegen jener Auftritte arg verlästert haben soll. Der Kaiser kam zwar späterhin von den nachtheiligen Eindrücken, die er in dieser Beziehung empfangen, etwas zurück und ließ dem Eifer und der Anhänglichkeit seines Polizeiministers alle Gerechtigkeit widerfahren, aber doch müssen die mancherlei unangenehmen Vorgänge, welche sich unter dessen Verwaltung häuften, einiges Bedenken in ihm hinterlassen haben, da er in solch wichtigem Amte den ergebensten seiner Diener nicht wieder anstellte.

Aus dem Bisherigen leuchtet genugsam ein, wie reichhaltigen Stoff diese Memoiren enthalten; sie sind in der That ein schätzbarer Beitrag zur Zeitgeschichte, und dem Verfasser

gebührt aufrichtiger Dank, daß er sie geliefert. Die einzelnen Unrichtigkeiten, Anachronismen, Verwechselungen von Namen u. dgl., welche darin vorkommen, sind einem solchen Buche wohl zu verzeihen, doch wäre allerdings zu wünschen, daß sie bei neuer Durchsicht sämmtlich verbessert würden, welches aber bei französischen Büchern dieser Art, wenn sie auch wiederholt neue Auflagen erleben, selten geschieht. So gehen eine Menge falscher Angaben, deren Berichtigung uns Gleichzeitigen aus dem Erlebten noch leicht wird, auf eine Folgezeit über, welche diesen Schriften von Augenzeugen ein allgemeines Ansehn zugestehn muß und darin das Wahre von dem Falschen nur noch durch Vergleichung aussondern kann. Die Unrichtigkeiten sind am auffallendsten, wenn die Ereignisse in einem näheren Gesichtskreise vorfielen, der ein günstiges Vorurtheil für die richtige Auffassung erweckt. So z. B. sind in Betreff des von Napoleon nach der Schlacht von Arcis-sur-Aube an die Kaiserin abgefertigten Kouriers, an welchen doch so große Schicksalswendungen geknüpft waren, fast alle Umstände falsch. Nicht in Meaux durch Zufall, sondern bei Sommesous durch eine der in solcher Absicht vom General von Tettenborn ausgesandten Partheien wurde der Kourier aufgefangen. Der Brief Napoleon's enthielt die bestimmte Angabe, er nähere sich seinen Festungen, um die verbündeten Heere von Paris abzulenken, aber keineswegs die Worte: „cette manoeuvre me sauve ou me perd.“ Wir haben diesen Brief gleich zuerst und lange vor Augen gehabt, um aus den fast unlesbaren Schriftzügen den Inhalt zu entziffern.

Die Schreibart unsers Verfassers ist kräftig in kunstloser Natürlichkeit, seine Ausdrücke sind selten gewählt, aber oft bezeichnend; triviale Redensarten und Vergleichungen, zuweilen auch soldatische Scherze, nimmt er sich nicht übel; wo Haß ihn aufregt, wie gegen Frau von Staël, verschmäht sein Ausdruck die bösartigsten Farben nicht. Überhaupt ist in der Sprache des Verfassers etwas von dem, was wir die napoleonische Redeweise nennen möchten; sie vereint zwei ent-

gegengesetzte Bestandtheile, schnell und scharf auf Einen Punkt Treffendes, und unbestimmt ins Weite hinaus Abschweifendes; alle Reden Napoleon's zeigen diese Eigenart, und in der That für seinen Gebrauch nicht füglich besser zu erdenken, denn jenes hält die Kraft des eigenen Willens bündig vereint, dieses umfängt und entführt schwächend den fremden. Wo der Verfasser eigene Reden und Ausdrücke Napoleon's einflicht, dürfte man ihn vielleicht vorzugsweise authentisch glauben; nur von der Rede, mit welcher Napoleon die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers heimschickte, kann dies nicht gelten, sie ist ungemein gemildert, denn die bekannten stärkeren Lesarten haben die überwiegendsten Gründe für sich.

Für unseren Zweck, diese Memoiren im Allgemeinen nach Gehalt und Farbe zu karakterisiren, kann das, was wir aus den ersten sechs Theilen herausgehoben und in unserer Beleuchtung dem Leser dargelegt haben, genügend scheinen. Nur im nicht wahrscheinlichen Falle, daß die noch rückständigen Bände einen ganz neuen Karakter entfalteten und in Form oder Sache unerwartete und wichtige Besonderheiten lieferten, dürfte ein zweiter Artikel für dieses Werk hier nachzufolgen haben.

X.

Programm zur dritten Sekularfeier der bürgerschaftlichen Verfassung Hamburgs, am 29. September 1828, verfaßt von J. M. Lappenberg, Dr. und Archivar. Hamburg. Fol. mit Steindrücken.

Das Erinnerungsfest der für Hamburg hochwichtigen und folgereichen Begebenheit, welche vor dreihundert Jahren den

Grund ſeiner noch beſtehenden Verfaſſung gelegt, iſt daſelbſt, wie öffentliche Blätter verkündet haben, mit allgemeiner, lebhafter Theilnahme, ernſt und ſchön begangen worden. Es war der Sache angemeſſen, ihr gleichſam von Amts wegen einen Wortführer zu geben, der den Rückblick aus der Gegenwart auf vergangene Zeit, mit ſinnvoller Kunde beider, für das Allgemeine deutend leitete. Der geehrte Verfaſſer, mit gründlichen und umfaſſenden Geſchichtskenntniſſen ausgeſtattet, beſonders mit den Quellen ſeiner vaterſtädtiſchen Dinge vertraut, und durch anſchließenden Aufenthalt und fruchtbare Erfahrung in ausheimiſchen Lebenskreiſen zu freiem, vergleichendem Überblick erhöht, war vor Andern würdig, einen ſolchen Auftrag zu empfangen. In wenigen Grundzügen, ſicher und getreu, zu leichtem Verſtändniß und klarer Einſicht, legt er den weſentlichen Inhalt der hamburgiſchen Verfaſſungsgeſchichte dar. Seine ſchlichte Erzählung iſt von Gedankenlicht und Herzenswärme durchdrungen. Gleich zu Anfange freuen wir uns der Anſchaulichkeit, mit welcher er das Örtliche ſelbſt als den erſten, unzerſtörbaren Grund der fort und fort entwickelten Bedeutung erkennen läßt, indem er „die eigenthümliche Lage Hamburgs an den Flüſſen Alſter und Bille, ſo wie an demjenigen Punkte der Elbe, wo die Fluth aufhört Schiffe aus der See hinaufzutreiben", als „dasjenige Handelsprivilegium" nennt, „welches die Vorſehung dieſer Stadt ertheilt hat, und weßhalb ſie, wenn je es ſich als wahr erwieſen, daß kein Handelsſtaat lediglich durch künſtliche Anlagen und Maßregeln ſich erhalten kann, ein hochbegünſtigtes Naturprodukt genannt werden darf." Die frühe Ausbreitung des Handels und der Gewerbe — ſchon ums Jahr 1150 iſt Hamburg den Arabern bekannt —, die politiſchen Verbindungen und das einflußreiche Anſehn der Stadt werden jedoch nur in Kürze berührt; die Veränderungen im Innern, die Bildung des Gemeinweſens, die Stellung des Rathes, die Entwickelung der Bürgerkollegien und beſonders der Oberalten, dieſer trefflichen, dem geſammten Bürgerweſen eingepflanzten Maßhaltung, ſind des Ver-

faſſers näheres Augenmerk. Die Gründung der bürgerſchaftlichen Ordnungen fällt in Hamburg mit den kirchlichen, welche die Reformation hervorrief, nicht nur der Zeit nach zuſammen, ſondern beide ſind auch wechſelſeitig mit einander verflochten und durch einander bedingt. In welcher Weiſe die Reformation in Hamburg geſiegt und ihre Wirkungen auf das Gemeinweſen ausgeübt hat, ſtellt der Verfaſſer in den weſentlichen Thatſachen bündig vor Augen und verknüpft damit die beziehungsreiche, eingreifende Betrachtung: „Wohl mögen wir ſtaunen, die wir Zeugen geweſen ſind, wie in unſeren Tagen Staatsumwälzungen nur mit dem größten und beklagenswertheſten Verluſte von Blut und Kräften gemacht worden ſind, wovon eine jede Stadt, ein jedes Dorf in einem großen Theile Europas in ſeinen Jahrbüchern zu berichten hat, und bemerkt haben, wie dieſe beklagenswerthen Begebenheiten häufig zu dem verkehrteſten Zwecke und zu keinem Erfolge veranlaßt ſind; wenn wir ferner uns ähnlicher Begebenheiten, welche die Geſchichte aufbewahrt hat, mit Betrübniß erinnern und daran denken, wie ſelbſt die Kirchenreformation andern Staaten und Städten ſo vielfache Opfer an Bürgern und Gute gekoſtet hat: wohl mögen wir ſtaunen, wenn wir hier ſehn, daß dieſe wichtigſte Staats- und Kirchenveränderung, welche im Innern unſeres Freiſtaates ſich begeben hat, von unſern Altvordern mit ſo großer Weisheit, ſtaatskluger Umſicht und heiliger Ehrfurcht vor beſtehendem Rechte ausgeführt iſt, daß in der nicht ganz kurzen Zeit, in welcher ſie ſich geſtaltete, die Verweiſung von fünf Geiſtlichen, unter einem ihnen von den Bürgern ſelbſt gegebenen ſicheren Geleite, der einzige Schritt iſt, wodurch der Staat eine aus wohlbegründeten Befugniſſen hervorgehende Selbſthülfe, auf welche der Vorwurf einer Gewaltthätigkeit kaum von den Gegnern geworfen worden iſt, hat ausüben müſſen.“ Nachdem weiterhin erwähnt worden, wie durch die weiſen Inſtitutionen in Staat, Kirchen und Schulen, von Gemeingeiſt und Frömmigkeit beſeelt, mehr noch als ſelbſt der äußere Wohlſtand, das ſittliche und geiſtige Leben

der Stadt gefördert worden, darf der Verfaſſer in wahrem, befriedigtem Gefühl ſo ſchließen: „Mit Stolz und Freude dürfen unſere Mitbürger ſich erinnern, wie die unſeligen Religionsfehden des ſechszehnten Jahrhunderts und die heftigen Zwiſtigkeiten, welche dieſelben im Innern der meiſten Städte begleiteten, die hamburgiſche Verfaſſung nicht haben erſchüttern können; wie hernach der unſelige Krieg, welcher dreißig Jahre hindurch Deutſchlands ſchönſte Länder verheerte und auch in unſerer Nähe verderblich hauſte, weder religiöſe noch politiſche Änderungen bei uns veranlaßte; wie weder die in Folge der Reformation geſtiegene Kultur der unbegüterten Volksklaſſe noch die veränderten Handelszüge auf dem Weltmarkte beider Hemiſphären und der dadurch veränderte Werth des Grundbeſitzes und der edlen Metalle, bei uns nicht, wie in manchen andern europäiſchen Staaten, Verfaſſung und Verwaltung völlig umgewandelt haben; wie auch die Ausbildung des Begriffes der Landeshoheit und andrer ſtaatsrechtlichen Lehren, welche die alten Formen der meiſten Staaten umgeſtaltete, den Grundbegriff der freien Republik nicht verwirrt hat; wie endlich der ungeheure Kampf, in welchem die Welt vor vierzig Jahren zu entbrennen begann, in ſeinen konvulſiviſchen Zuckungen unſer Hamburg nur auf ſehr kurze Zeit erſchütterte, und wie der gewaltige Strom der Zeiten, welcher alle jene Erſcheinungen bei uns vorüberführte, nur einzelne Änderungen in der Verwaltung bei uns verfaſſungsmäßig eingeführt erblickt, aber keine der Grundfeſten der Verfaſſung hat erſchüttern können.“

Wir fügen unſererſeits von einem allgemeineren Standpunkte, als der Verfaſſer zu nehmen Anlaß hatte, hier einige Betrachtungen bei. Was die freien Reichsſtädte einſt für das deutſche Vaterland, wie überhaupt das Städteweſen einſt für den größten Theil Europas, geweſen, darf als unbeſtritten und bekannt gelten. Allein ſchon lange vor ihrer Auflöſung hatten dieſe Freiſtaaten in Deutſchland ihr früheres Verhältniß eingebüßt. Freiheit, Bürgerbildung, Gewerbfleiß und Handel, ſonſt der Vorzug derſelben, blühten längſt

in Königlichen und Fürſtlichen Ländern und waren in noch größerem Maße aus den meiſten Reichsſtädten entwichen, wo unleidliche Ariſtokratien in ſchreienden Mißbräuchen längſt alles Gemeinweſen aufgezehrt, und die Herrſchaft der Rohheit und des Vorurtheils auch allmählich den früheren Wohlſtand vernichtet hatte. Wie waren Köln, Nürnberg und Augsburg geſunken, und wie ſehr ſogar Frankfurt am Main wenigſtens in ſeiner Verfaſſung verderbt! Wie kräftig blühten dagegen bürgerliche Einrichtungen und Thätigkeiten in monarchiſchen Staaten auf, in Öſterreich, in Sachſen, in den braunſchweigiſchen Staaten, in Preußen, welches doch damals das tiefgedachte und in ſeinen Wirkungen gewiß einſt allgemein geſegnete Inſtitut der Städteordnung nicht hatte. Die Reichsſtädte waren offenbar gegen dergleichen neues Leben verblichen, in ihrem Beruf abgelöſt, und die Geſchichte ließ ſie mit gleichem Rechte, mit welchem ſie einſt ſie hervorgerufen hatte, verſchwinden. Nur die herrlichen Hanſeſtädte machten eine Ausnahme; ſie blühten fort in altvererbter, doch jugendlicher Kraft, in Freiheit, in Staatsklugheit nach außen, in Gerechtigkeit nach innen, in glücklichen Verfaſſungen, in ſteigendem Wohlergehn. In ihnen lebt noch für unſere Zeit der Geiſt und die Bedeutung, welche ihre zahlreichen Schweſtern nur für eine längſt vergangene hatten; ſie haben Schritt gehalten mit der allgemeinen Entwickelung und können ihren Beruf, mag nun ihre Lage oder ihre Bildung, oder beides vereint, ſie ſo vorzugsweiſe begünſtigen, noch immer in erſter Reihe und durch die Thatſache darthun.

Wirklich ſind dieſe Freiſtaaten — dieſe Handelsniederlaſſungen Deutſchlands, welche, ſtatt auf jenſeitigen Meeresküſten und Inſeln, noch auf diesſeitigen im eigenen Lande ſich feſtgeſetzt haben — für das deutſche Vaterland in ſeiner jetzigen Beſchaffenheit von unſchätzbarem Werthe. Als ſichere, von außen her kaum angreifbare, zu neutralen Vermittelungen am längſten eröffnete, großartige Pflanzſtätten des deutſchen Verkehrs vertreten in der That hauptſächlich ſie die

deutſche Nation bei den großen Weltgeſchäften, hegen und tragen ſie die Verhältniſſe und Verbindungen, welche dem binnenländiſchen Lebensbedürfniß unentbehrlich ſind, deutſchen Fleiß und deutſches Streben mit allen Welttheilen in Zuſammenhang erhalten und, mit Einem Worte, dafür ſorgen, daß in unſeren heimiſchen Schranken ein weltbürgerliches Element, ein Stück England und Holland, ein Zuſatz Amerika, ja ein Antheil Oſt- und Weſtindien, ſo viel Eingang habe, als unſeren Verhältniſſen wünſchenswerth ſein kann. Wie viele geiſtige Athemzüge würden nicht gleichzeitig mit jenen gröberen Pulſen des eigentlichen Handels ſtocken, wie viele Wunden würden bluten, wenn dieſe tief in das Leben des Ganzen verflochtenen Beziehungen ſollten abgeſchnitten werden! Wir haben die traurige Erfahrung nur zu ſehr gemacht, als jene Städte dem franzöſiſchen Reich eine Zeit lang einverleibt, und ihr Verkehr von tödtlichen Verordnungen getroffen war.

Lebhaft wurde bei der Herſtellung Deutſchlands der Werth und das Verdienſt der Hanſeſtädte gefühlt, die auch an tapfern Anſtrengungen und großen Opfern für die neue deutſche Freiheit es nicht fehlen ließen. Ihre eigene Freiheit wurde als eine nicht ſelbſtſüchtige, ſondern allen Deutſchen gemeinſame erkannt; in der bremiſchen Verfaſſung wird ausdrücklich allen deutſchen Landsleuten der Gebrauch und die Aneignung dortiger Bürgerfreiheit vorbehalten. Wie Preußens Kriegsverfaſſung für ganz Deutſchland ſchützend, wie jede blühende Univerſität für die Geſammtheit fruchtbar, ſo auch ſind dieſe Handelsfreiſtaaten dem Ganzen angehörig und erſprießlich. Auch erneut ſich in der That der wichtigſte Theil der Bewohner immerfort aus den Binnenländern und bringt auf hundert Wegen Wohlſtand, Kenntniß und Verbindungen dahin zurück. Dieſes Verhältniß hat ſich bisher auch allgemeiner Anerkennung erfreut; nur einmal hat eine zwar geiſtreiche und gewandte, aber durch ihre Zwecke befangene und auf ſchwierigen Wegen wandelnde Schrift — das Manuſkript aus Süddeutſchland — gegen die Hanſeſtädte bitteren Un-

glimpf ausgeſtoßen, allein gerade hierin auch wohl am wenigſten Zuſtimmung erworben.

Das edle Hamburg ragt in allen gerühmten Eigenſchaften beſonders empor. Ein rüſtiger Volkskarakter mit thätiger Frömmigkeit und uneigennützigem Gemeinſinn, kräftige Bürgertugend jeder Art, Redlichkeit, Fleiß und Großmuth bewegen ſich dort in behaglicher Lebensfülle und eigengearteter Tüchtigkeit; daneben blüht die ſtattlichſte Bildung, und, neben gründlicher Gelehrſamkeit, das umfaſſendſte praktiſche Wiſſen. Einzelne Häuſer haben, nicht durch Reichthum und eitle Gönnerſchaft, aber durch edle Geſelligkeit und menſchenfreundliche Gaſtfreiheit, nicht nur eine deutſche, ſondern eine europäiſche Namhaftigkeit erworben. Viele der Männer, welche Deutſchland zu ſeinen größten Zierden rechnet, haben in Hamburg Wohnſtätte, erwünſchte Lage, glückliche Verhältniſſe gefunden. Die bürgerſchaftliche Verfaſſung aber, eines der gelungenſten Werke der Staatskunſt, iſt auch von fremden Nationen als ein bewundernswerthes Muſter ſeiner Art vielfältig beachtet und geprieſen worden.

Die vorliegende Schrift, zu der wir ſchließlich zurückkehren, iſt ihres Gegenſtandes in jedem Betracht würdig. Der eigentlichen Abhandlung ſind Urkunden und gelehrte Anmerkungen beigefügt. Auch die äußere Ausſtattung iſt lobenswerth; Druck und Papier ausgezeichnet ſchön; das Bildniß Bugenhagen's nach Lukas Cranach in Steindruck vortrefflich ausgeführt; der Plan und die Anſicht des alten Hamburgs, für den Kundigen ſehr anziehend, gleichfalls in guten Steindrücken. Möge der wackere Verfaſſer, der uns dieſe Feierſchrift geliefert, neben ſeiner ſonſtigen Thätigkeit auch ferner ſolchen Antheil des Hiſtorikers dem friſchblühenden, lebenskräftigen Vaterlande zu widmen keine Gelegenheit verſäumen!

XI.

Briefwechsel zwiſchen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Erſter Theil vom Jahre 1794 und 1795. Zweiter Theil vom Jahre 1796. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1828. 2 Bde.

„Das Reſultat eines ſolchen Buches muß immer die eigene freie, nur nicht willkürliche Produktion des Leſers ſein; es muß eine Art von Belohnung bleiben, die nur dem Würdigen zu Theil wird, indem ſie dem Unwürdigen ſich entzieht.“ Indem wir dieſen Spruch Schiller's über Wilhelm Meiſter's Lehrjahre, nebſt der verwandten Äußerung Goethe's: „daß ſich der Leſer ſehr produktiv verhalten muß, wenn er an irgend einer Produktion Theil nehmen will,“ aus dieſem Briefwechſel heraus an die Spitze unſrer Anzeige ſtellen, geben wir dem Leſer ſchon den ganzen Sinn dieſer letztern. Darf jene Bemerkung bei einem kunſtgebildeten Ganzen, einem abgerundeten Geiſteswerke Statt finden und ſich überhaupt jeder ſchriftlichen Überlieferung mehr oder minder anſchließen, ſo muß ſie nur um ſo ſtärker von ſolchen Mittheilungen gelten, die aus einer großen Fülle hin und her fluthender Lebenswogen gleichſam nur als einzelne Tropfen auf ſolchen Blättern bewahrt worden, während die übrige Fluth durch die Bewegung ſelbſt in das Allgemeine des zuſammenſtrömenden Lebens wirkſam, aber ununterſcheidbar, ſich ergoſſen hat. Dieſe Blätter demnach ſind ſchon von Anfang Bruchſtücke, welche jedoch die Kraft haben, auf ein Ganzes, dem ſie gehören, den Leſer zurückzuführen, und ihm die Aufgabe, das Verdienſt und die Belohnung ſtellen, die ſchöne, belebte Geſtalt dieſes Ganzen nach der Wahrheit aufzufaſſen. Hiezu behülflich zu ſein, höhere Geſichtspunkte ſogleich anzudeuten,

dem Verſtändniſſe nähere Wege zu bezeichnen, das iſt es, was die Kritik hier ſchicklich zu wählen hat, und wenn ihr Geſchäft hiebei von einiger Anmaßung begleitet erſcheint, ſo kann ſie in der Ausübung deſſelben um ſo beſcheidener bleiben, da ſie ohnehin, wie für das Buch ſo auch für ſich, nur auf würdige Leſer rechnet; mit der blöden Menge, für die es Noth wäre, daß man bei einer ſolchen Erſcheinung alles rechtfertigte, den Inhalt, die Abfaſſung, die Herausgabe — denn offenbar wird hier der Leſewelt etwas geboten, welches ihr urſprünglich nicht beſtimmt war, und worauf das Publikum, als das jedesmalige vom Tage, niemals vorbereitet iſt — mit dieſer Menge haben wir es hier nicht zu thun; es mag zuweilen nöthig ſein, ihr ſtrafend entgegenzutreten, aber ſie nur laufen zu laſſen, iſt in den meiſten Fällen ſchon genug.

Dieſe Bruchſtücke ſind indeß nicht ſowohl zu ergänzen, als vielmehr ſelbſt Ergänzungen. Sie ſind es für die reichſte und ſchönſte Lebensgruppe unſerer Geiſtesbildung, für die größten unſerer in ſolcher Art nationalen Denkmale. Da kann freilich den vollen Gewinn der Betrachtung nur der Kundige, und beſonders der Thätige haben, in deſto höherem Grade, jemehr er ſchon das allgemeine Beſitzthum ſich angeeignet hat und das Zuſammengehörige überall zu verknüpfen weiß. Wer hier einen unmittelbaren Ertrag ſchwelgeriſcher Gefühlserregung, dramatiſcher Spannung, anſpruchsvoller, eingerahmter Schilderungen erwartet, der muß ſich getäuſcht finden; allein er verbinde den dargebotenen Stoff mit dem in dieſer Art ſchon vorräthigen, er ſtelle das Einzelne in ſeine rechten Beziehungen, und ihm wird es nicht an freudiger Theilnahme, nicht an merkwürdigen Aufſchlüſſen, noch an reizenden Bildern fehlen. Bleibt auch dem antheilvollſten Leſer vieles gleichwohl nur als Kleinigkeit, dem kundigſten nur als Räthſel übrig, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß in anſcheinend Geringfügigem oft erſt die rechte Färbung für das Wichtigere gewonnen wird, und daß das Räthſelhafte, hier wie im Leben, ſtets anregt, und in den

meiſten Fällen der gefundene Schlüſſel — findbar iſt er doch meiſt — immer Befriedigung gewährt, unabhängig von dem Inhalte, den er aufſchließt.

Nothwendig iſt in dieſer Beziehung ferner, daß der Leſer nie einen Augenblick vergeſſe, wer hier vor ihm ſpricht: Goethe und Schiller ſind es, welche hinter dieſen Blättern ſtehn und ſie durch ihren Geiſteshauch bewegen; die ſchönſten Namen unſerer Nation, ihr bekannt und werth in voller Gebühr, mit welchen ſich nicht leicht etwas verbinden kann, was demjenigen Empfänger gleichgültig bliebe, dem die Litteratur eine Sache nicht bloß der dürftigen Tagesunterhaltung iſt, ſondern des reichſten Lebensgewinnes längſt geworden; Schiller und Goethe ſind es, die hier auftreten, dem vollen Antheil des Leſers ſchon vertraut, von denen er gern jedes wiſſen mag; nicht unbekannte Neulinge, denen aus ſolchen Blättern erſt ein Antheil erwachſen ſoll! Hier hat die Autorität, das Wohlerworbene und Aufgeſammelte, durch den Namen am ſchnellſten bezeichnet und daher ihm vorzugsweiſe verknüpft, in ganzer Macht zu walten; hier iſt ihre wahre Stätte, wo ſie mit Recht herrſchen darf, das engere Gebiet, auf welches man ſie zurückführen muß aus ſo vielen andern weiten Räumen, wo ihre Verehrung unrechtmäßig betrieben wird. Wenn wir aber wollen, daß hier die Autorität gelten ſoll, meinen wir damit noch nicht, daß ſie Mängel zu decken oder Lücken auszufüllen habe; keineswegs! ſie ſoll nur von dem Kreiſe, wo das Edle waltet, dem aus Früherem ſchon gebührt, was ihm auch in Jetzigem nicht mangelt, das Gemeine zurückweiſen, den Unverſtand fernhalten, die ſtets bereit ſtehn, ſich keck einzudrängen, wo ſolche Wache fehlt. Die Autorität, die wir anſprechen, rechtfertigt ſich durch das uns Dargebotene vollkommen, daſſelbe kann die gewährte nur beſtätigen und würde die verſagte auch aus eigner Macht erobern. Und wie könnte es anders ſein, wie wäre hier ein Inhalt möglich, der nicht an und für ſich ſchon den reinſten Werth verbürgte? Zwei der höchſten und begabteſten Naturen, welche, in reiferem Alter einander nah-

geſtellt, zuerſt nur abſtoßend auf einander wirken, finden in edlem Bedürfniß ihrer Seelen dennoch die Mittel und Wege, ſich ſo zu rücken und zu ſtellen, daß diejenigen Seiten ihres Weſens einander berühren, durch welche das innigſte Zuſammenwirken, die glücklichſte Erhöhung der Kräfte, die höchſte Geiſtesfreundſchaft errungen wird. Dieſe Freundſchaft, durchaus reif und männlich, ohne ſentimentalen oder andern unreinen Beiſatz, jeder Übertreibung fern, iſt darin wieder auch jugendlich, daß ſie dennoch auf gemeinſames Empfinden und Schauen der Welt, ja auf gemeinſames Dichten gegründet iſt; ſie ſchreitet ſo großartig und ſtark in ihrer wohlgemeſſenen Bahn, daß für dieſe beiden Männer die Störungen gar nicht vorhanden ſcheinen, welche ſonſt aus gemeiner Welt auch den höchſten Jugendfreundſchaften drohen. Mit liebevollem, freien Sinne betrachten ſie einander, unterſcheiden wechſelſeitig ihr Weſen und ihre Kräfte, laſſen das Verſchiedenartige mit Anerkennung gelten, und indem ſie einander weder meiſtern noch ſchmeicheln, gewinnen ſie durch Wahrheit und Liebe nur um ſo mächtigeren Einfluß wechſelſeitig einer auf den andern. Dies iſt der höhere Lebensvorgang, der ſich durch dieſe Briefe hinzieht; eine ſolche Erſcheinung kann ſich nicht entwickeln, ohne den anziehendſten Reiz auf diejenigen Zuſchauer auszuüben, welche den Faden derſelben im Gewirre der Einzelheiten feſtzuhalten wiſſen, und wir geſtehn, daß uns die Einſicht in dieſes ſo würdige als eigenthümliche Verhältniß ſchon ein genugſamer Gewinn däucht, der dieſem Buche zu verdanken iſt.

Mit dieſem unmittelbar auf die Perſonen bezogenen Intereſſe verbindet ſich noch ein andres, auf ihre Werke ſich verbreitendes, zunächſt auf diejenigen, mit deren Entwurf, Ausarbeitung oder Herausgabe die beiden Freunde in dieſer Zeit ihres regen Verkehrs vorzugsweiſe beſchäftigt waren. Unſern Blicken enthüllt ſich da die gewaltigſte Thätigkeit; nur innerhalb der Zeit, welche die beiden erſten Theile dieſes Briefwechſels umfaſſen, begegnen uns hier von Schiller die Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung, Wallen-

ſtein, und eine Anzahl ſeiner bedeutendſten Gedichte, von Goethe die Lehrjahre Wilhelm Meiſter's, die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, das Leben Cellini's, mancherlei Gedichte, und endlich Hermann und Dorothea; von Schiller blicken überdies die geſchichtlichen Arbeiten, von Goethe die naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen aus dem Hintergrunde bedeutend hervor. Die gegenſeitige Theilnahme beider an ihren Werken, mit ſo neidloſer Anerkennung und doch ſcharfer Prüfung, ſo hochſtehendem Lobe und unverhohlenem Tadel, die Art, wie ſie ſich wahrhaft fördern, von dem innerlichſten Aufſchluſſe bis zu dem äußerlichſten Rath, alles dies bildet um die Erzeugniſſe, deren objektiver Werth uns längſt erfüllt hat, eine ſubjektive Atmoſphäre von Beſonderheiten, in welchen jener ſich nur um ſo heller abſpiegelt. So ſind die ausführlichen Briefe Schiller's über Wilhelm Meiſter's Lehrjahre und Goethe's eigne Mittheilungen über das Entſtehn und Fortrücken dieſes inhaltſchweren und heitergeformten Buches ein reichhaltiger Kommentar zu demſelben und könnten für ſich allein ſchon als eine kleine Schrift beſtehn, zu dem Beſten gehörig, was Schiller je geſchrieben. Die Arbeiten und Werke der vereinten Thätigkeit werden zum Theil erſt durch dieſe Briefe in ihrem wahren Grunde aufgehellt; ſo die Herausgabe der Horen, aus welchen der ganze Briefwechſel ſeinen Anfang nimmt, und deren Richtung und Anordnung auf vielen Seiten der vorliegenden beiden Bände verhandelt wird; ſo ganz beſonders die Entſtehung der Xenien, zu deren Muthwillen die beiden rüſtigen, tapfern Männer wie zu einer muntern, aber auch ernſten und höchſt nothwendigen Jagdluſt ſich vereinigt haben.

Über dieſe zuerſt unerhört verſchriene, darauf allmählich zu ehrenvoller Anerkennung aufgeſtiegene Erſcheinung unſerer litterariſchen Geſchichte finden wir die mannigfachſten Aufſchlüſſe. Die Xenien ſind der wahre Anfang und das an Geiſt und Wirkung unübertroffene Vorbild all der ſpäteren, mit ungleichem Talent und Glück, aber im Ganzen doch heilſam geführten, litterariſchen Gewitterſchläge, durch welche

von Zeit zu Zeit die angehäufte Verderbniß aufgezehrt werden mußte, um für neue und beſſere Pflanzungen den Boden zu reinigen. Der Rückblick auf jenes erſte Beiſpiel dürfte jetzt nur um ſo anziehender ſein, als gerade gegenwärtig ein ähnlicher Zuſtand der Auflöſung und Verwilderung faſt überreif wird, der einer ſolchen Reinigung durch einen neuen Wetterausbruch mehr und mehr bedürftig werden will. Wenn in der Litteratur die Kleinen und Elenden aus ihrer Niedrigkeit aufgeblaſen hervortreten und ſich den Hohen und Edlen nicht nur gleichſtellen, ſondern rechtend und mäkelnd ſich gegen ſie erdreiſten, dann iſt es ein jämmerlicher Anblick; erfriſchend aber und erfreuend iſt es zu ſehn, wenn die wahrhaft Gewaltigen endlich, kraft ihres urſprünglichen Meiſterrechts, die Armſeligkeiten der Mittelmäßigen und die Pfuſchereien der Stümper aus dem angemaßten Raume hinauswerfen, wo nur das Würdige verehrt werden ſoll; freilich ſchreit dann gerade die Menge, welche es ganz richtig fand, wenn der Niedre ſich an dem Hohen vergriff, über Unrecht und Gewalt; aber ihr Geſchrei zeigt nur, wie nöthig es war, das Strafamt auszuüben! Es iſt dies eigentlich ein litterariſches Ritterthum, deſſen unſer Zuſtand ſo wenig noch entbehren kann wie das Mittelalter des politiſchen Ritterthums. Die tapfere, freie Kriegsgeſinnung, welche in dieſen Briefen die Freunde, noch inniger vielleicht, als es der Frieden allein könnte, vereinigt, iſt freilich ohne Gefühl der eignen Kraft und Würde nicht zu denken; kleinliche Rückſichten fallen weg, falſche Beſcheidenheit weicht dem kühnen Selbſtlobe, ſchlechte Höflichkeit dem treffenden Wahrheitsworte, großmüthiges Enthalten giebt der perſönlichen Vergeltung Raum; ſo mag Schiller unbedenklich ſagen: „Es ſchadet uns nichts, wenn man uns für unbändig oder ungezogen hält," oder bei eifriger Verabredung günſtiger Urtheile über die eignen Werke: „Wir wollen uns nicht für die lange Weile loben;" oder Goethe ſich in offener Partheiung ſo äußern: „Daß man nicht überall mit uns zufrieden ſein ſollte, war ja die Abſicht, und daß man in Gotha unge-

halten iſt, iſt recht gut; man hat dort mit der größten Gemüthsruhe zugeſehn, wenn man mir und meinen Freunden höchſt unartig begegnete, und da das litterariſche Fauſtrecht noch nicht abgeſchafft iſt, ſo bedienen wir uns der reinen Befugniß, uns ſelbſt Recht zu verſchaffen, und den nekrologiſchen Schnabel zu verrufen, der unſerem armen Moritz gleich nach dem Tode die Augen aushackte. Ich erwarte nur, daß mir jemand was merken läßt, da ich mich denn ſo luſtig und artig als möglich erpektoriren werde;" eben ſo bei ähnlicher Gelegenheit Schiller: „Auch über die Naturalität und ihre Rechte habe ich mich weitläuftig herausgelaſſen, bei welcher Gelegenheit Wieland einen kleinen Streifſchuß bekommt. Aber ich kann nicht dafür, und da man ſich nie bedacht hat (auch Wieland nicht), die Meinung über meine Fehler zu unterdrücken, im Gegentheil ſie mich öfters derb genug hören ließ, ſo habe ich jetzt, da ich zufälligerweiſe das gute Spiel in die Hände bekam, auch meine Meinung nicht verſchwiegen." Andre Stellen zeigen, aus welch reiner, geſunder und ſtarker Geſinnung das ganze Unternehmen der Xenien hervorgegangen, als deren Grundweſen, bei aller Bitterkeit und Schärfe, die ſie haben, Schiller mit Recht den Geiſt und den Humor angiebt, im Gegenſatze der bloßen Grobheit und Beleidigung, deren man ſich gegen ſie bedient. Gleichſam aus der hohen Stellung eines Fürſten eröffnet Goethe ſeine großartige, doch mehr der Einſicht als der Abſicht angehörende litterariſche Staatsklugheit dem verbündeten Mitſtreiter; er ſagt unumwunden: „Wenn ich aufrichtig ſein ſoll, ſo iſt das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunſche; denn es iſt eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anſpruch macht, ſeine Zeitgenoſſen zwingen ſoll, alles, was ſie gegen ihn in petto haben, von ſich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem beſcheidenen, verdienſtvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeichelei,

Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode ſitzt der Advokat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten ſoll, macht gewöhnlich eine klägliche Gebärde. Ich hoffe, daß die Xenien auf eine ganze Weile wirken und den böſen Geiſt gegen uns in Thätigkeit erhalten ſollen; wir wollen indeſſen unſere poſitiven Arbeiten fortſetzen und ihm die Qual der Negation überlaſſen. Nicht eher, als bis ſie wieder ganz ruhig und ſicher zu ſein glauben, müſſen wir, wenn der Humor friſch bleibt, ſie noch einmal recht aus dem Fundament ärgern." Schön ſagt er in demſelben Sinne: „Nach dem tollen Wageſtück mit den Xenien müſſen wir uns bloß großer und würdiger Kunſtwerke befleißigen und unſere proteiſche Natur, zur Beſchämung aller Gegner, in die Geſtalten des Edlen und Guten umwandeln;" ein tüchtiger Wurf gegen diejenigen, welche, ohne wahren Friedensbeſitz, auch der ächten Kriegsgeſinnung weniger fähig ſind, ſondern in fortgeſetzten, zweckloſen Streithändeln nur ein unedles Gelüſt befriedigen! Und um dieſen Gegenſtand würdigſt abzuſchließen, ſtehe hier noch das herrliche Wort von Goethe: „Es iſt luſtig zu ſehn, was dieſe Menſchenart eigentlich geärgert hat, was ſie glauben, daß einen ärgert, wie ſchaal, leer und gemein ſie eine fremde Exiſtenz anſehn, wie ſie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erſcheinung richten, wie wenig ſie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Menſch wohnt, dem es nur immer Ernſt um ſich und um die Sachen iſt."

Es wird mancher Leſer, der ſich bisher mit einer befangenen Lieblingsvorſtellung von Schiller und allerlei Vorurtheilen gegen Goethe herumgetragen, allerdings überraſcht ſein müſſen, wenn er nach den unwiderlegbaren Zeugniſſen dieſer Briefe in der gemeinſamen Erſcheinung häufig den einen ſo findet, wie er am liebſten den andern vorausſetzen wollte. Unläugbar iſt in dem ganzen Verhältniſſe nicht der ſentimentale Schiller, ſondern der naturkräftige Goethe der Sanftere, Gelaſſnere, Gütigere; Schiller zeigt ſich in aller

Beziehung ſchärfer, bittrer, betriebſamer, anhetzender, und übt in ſolcher Hinſicht einen überwiegenden Einfluß auf Goethe. Dies darf uns jedoch nur als eine Beſtätigung des zwiſchen beiden bedingten Verhältniſſes gelten und erklärt ſich ganz aus dem urſprünglichen Übergewicht, in welchem Goethe zu Schiller ewig ſtehn muß. So ſteht jeder Höhere gegen den Untergeordneten, dieſelben Erſcheinungen finden ſich in jedem ſolchen Falle wieder. Auch iſt es unverkennbar Schiller, der bei dieſem Wechſelwirken am meiſten gewinnt, er wird in ſeinem Innern auf ganz neue Bahnen gebracht, während Goethe nur auf ſeinen längſtbetretenen Wegen gefördert wird. Wir wollen hiedurch dem edlen Schiller nicht zu nahe treten, im Gegentheil, wir nehmen dieſe Unterordnung nicht ſchlimmer, als er ſie ſelbſt ausdrückt, und rechnen ihm die redliche Einſicht und großartige Selbſtverläugnung, womit er es thut, zur höchſten Ehre; er wird dadurch wirklich, wenn er es auch ſonſt nicht iſt, Goethe'n ein Gleicher. In vielen Stellen ſeiner Briefe erklärt ſich Schiller über den Unterſchied, den er zwiſchen ſich und Goethe'n findet, und man muß die Überlegenheit bewundern, mit welcher er auf ſein eignes Weſen, ſeine Gaben und Werke niederſchaut; ja man kann ſich im herzlichſten Antheil an dieſer hohen Natur nicht enthalten, in ihr eine Geiſtesmacht vorauszuſetzen, die, bei günſtigeren, durch Krankheitsleiden weniger gehemmten, und nicht durch frühen Tod abgeſchnittenen Lebenswegen, zu ganz neuen, unberechenbaren Entwickelungen geführt hätte. Ein Dichter zu ſein, erſchien ihm das Höchſte, er ſah in ihm den einzigen wahren Menſchen, und im beſten Philoſophen gegen ihn nur eine Karikatur; für den Dichter, den er meinte, hielt er ſich nicht, aber deſto eher für den Philoſophen; indeß, nach dieſem Spruche, wohl mit größerem Unrecht! Zwar wenn auch ein Philoſoph ganz andern Schlages, der nicht einige glückliche Streifzüge nur, wie Schiller und Andre ſeines Verdienſtes, im Gebiete des Denkens ausgeführt, ſondern, wie jeder ächte Meiſter, das ganze Reich neu geordnet und ge-

ſtellt hat, wenn Hegel in einem Briefe an Goethe (S. deſſen morphologiſche Hefte), bei Erwähnung des „zunächſt auſternhaften, grauen oder — wie man wolle — ganz ſchwarzen Abſoluten", etwas Ähnliches merken läßt, ſo könnte man beinahe verſucht ſein, den Spruch für richtig zu halten, wenn nicht allzu geſchwind einleuchtete, daß der wirkliche Philoſoph hier gut ſcherzen hat, wo es dem andern bittrer Ernſt ſein muß.

Nächſt Goethe'n und Schiller'n ſelbſt und ihren eignen Erzeugniſſen, betreten dieſen Schauplatz nun auch eine nicht geringe Zahl andrer Perſonen, ſei es allein, oder mit ihren Schriften; ſie werden meiſt ſcharf und eigenthümlich beleuchtet, zuweilen kurz und treffend abgefertigt, immer aber, im Guten wie im Böſen, mit Geiſt und Freimüthigkeit behandelt. Hier wird, durch Vorausgeſetztes oder Nebenherliegendes verurſacht, das Lückenhafte mitunter etwas verdrießlich; aber die Natur ſolcher Mittheilungen bringt es nicht anders mit ſich, und wir möchten dieſe auch ſo nicht miſſen, da auch bloße Andeutungen nicht unfruchtbar ſind. So wird unter andern der Name Humboldt unaufhörlich genannt, meiſt nur genannt, als eines Mannes, der zu den Freunden gehört, ohne daß es immer deutlich wäre, welcher der beiden Brüder hier jedesmal gemeint iſt; aus dem Munde Goethe's oder Schiller's möchte man doch nicht bloß den Namen, ſondern auch etwas ihn näher Bezeichnendes hören, aber es iſt nun einmal nicht da, wir müſſen uns zufrieden geben, und zuletzt werden wir gewahr, daß auch der bloße Name hier ſeine Schuldigkeit thut, denn er weckt in uns jedenfalls die Vorſtellung einer gedoppelten Sphäre von Geiſt und Wiſſen, welche zweien verſchiedenartigen Lebensbahnen zur ſeltenſten gemeinſamen Illuſtration geworden, und es iſt genug, daß wir dieſe Perſönlichkeiten hier in Verkehr, in Genoſſenſchaft, in lebendiger Einwirkung denken dürfen. Werthvolles Andenken verbindet ſich ebenfalls dem Namen Körner, der als Freund Schiller's den Verehrern des Dichters längſt bekannt iſt, hier auch aber nur häufig erwähnt, nicht näher geſchildert

wird. So auch ſchimmern bis jetzt nur auf Augenblicke die beiden Schlegel in dieſem Briefwechſel; ihre nachherige große Einwirkung auf die deutſche Litteratur lag damals noch im Keime, ſie konnten von dieſer Seite noch nicht gewürdigt werden; indeß zeigt ſich ſchon in der Art, wie über ſie geſprochen wird, daß ſie durch alles überſchwängliche Lob, welches ſie Jahre lang gewaltſam und unverdroſſen ſteigerten, hier eine urſprüngliche Abneigung ſchwerlich ganz beſiegen würden; indeß nennt Schiller ſie große Kritiker, freilich um deſto beſſer hervorzuheben, was er ſcherzend mittheilt, daß ſie den Roman Agnes von Lilien ſteif und feſt als Goethe's Werk angenommen, ein Irrthum, der noch wohl zu entſchuldigen iſt. Woltmann, ein ſchönes Talent, das aber ſeinen Boden nicht fand, kommt auch ein paarmal vor, faſt nur als Namen, und doch für den Kenner überzeugend, daß Schiller ihn ganz in ſeiner wahreſten Mitte gefaßt hatte. Ein flüchtiges Streiflicht fällt auf die liebenswürdige und ſchwärmeriſche Sophie Mereau, von der eine Geſchichte, die Schiller erzählen will, uns zwar entgeht, aber Goethe's hingeworfenes Wort: „Sagen Sie mir doch etwas von der Geſchichte der kleinen Schönheit", eine ganze Schilderung erſetzen kann! Die hin und wieder ausgeſtreuten Urtheilsworte über Jacobi, Jean Paul Richter, Engel, Fernow, Baggeſen und Andre ſind in aller Kürze meiſt ſehr merkwürdig und belehrend. Die großartige Erſcheinung Fichte's leuchtet auch durch den Scherz noch hindurch, welchen ſich Goethe und Schiller gegen „das große Ich von Oßmannſtädt" etwas unheimlich erlauben. In ungetrübter Achtung und Anerkennung wird jedesmal Voß genannt.

Die ungemeine Schärfe Schiller's gegen Stolberg wird denjenigen ſehr auffallen, welche jenen faſt auf gleichem Wege wie dieſen vermuthen wollten und geradezu meinten, bei längerem Leben würde Schiller ebenfalls katholiſch geworden ſein. Wir finden dieſe Meinung ganz unhaltbar; der poetiſche Vortheil, welchen Schiller von den Formen der katholiſchen Kirche hat ziehen wollen, begründet ſie nicht. In der

Zeit dieſer Briefe und der Xenien aber zeigt ſich eine ganz entgegengeſetzte Richtung, und die damals noch umherſchwankende Frömmigkeit Stolberg's erweckte in dem Kantiſchen Denker nur Unwillen, den auch Goethe mehr theilt, als man nach einer ſo tiefen Aneignung chriſtlicher Denkart, wie ihm eben in dem Meiſterwerke, den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele, gelungen war, von ihm erwarten durfte. Übrigens hatte auch Stolberg's Vornehmheit, die ſpäter ſo hart von Voß angeklagt wurde, ſchon früh Andre verletzt und ihm in der Litteratur eine Mißſtellung gegeben, deren Ungemach er nun auch ſelber zu tragen hatte; daher in den Xenien und hier der Angriff auch inſonderheit auf den Grafen gerichtet wird. In der Ungunſt, welche bei Schiller allgemein die ſogenannten Frommen trifft, iſt auch Schloſſer mitbegriffen, durch die Freundſchaft Goethe's keineswegs geſchützt; gegen Lavater iſt dieſe letztere ſogar geradezu in feindliche Abkehr umgewandelt. Es erregt allerdings eine unbehagliche Empfindung, Goethe'n von einem ehemals geliebten Jugendfreunde, deſſen Erſcheinung und Weſen er ſelbſt ſo geiſtig-ſchön geſchildert, jetzo, bei der fälſchlichen Nachricht von deſſen Eintreffen in Jena, ſagen zu hören: „Ich werde mich ſeiner zu enthalten ſuchen und bin ſehr neugierig auf das, was Sie von ihm ſagen werden. Wenn die Konferenz zwiſchen ihm und Paulus zu Stande kommt, ſo zieht der letztere wahrſcheinlich den kürzern und muß ſich noch bedanken, daß er beleidigt worden iſt. Es koſtet den Propheten nichts, ſich bis zur niederträchtigſten Schmeichelei erſt zu aſſimiliren, um ſeine herrſchſüchtigen Klauen nachher deſto ſicherer einſchlagen zu können.“ Daß dieſes harte Urtheil jedoch in der Sache nicht unbegründet war, laſſen andre Nachrichten uns nur zu ſehr vermuthen. In Lavater war, wie die Xenien ſagen, zum würdigen Mann und zu Schelmen der Stoff, Edel- und Schalksſinn wunderbar gemiſcht. Ein vertrauter Freund und Genoſſe Lavater's hat uns mündlich die gleiche Schilderung von ihm gemacht; was Heinſe im Jahre 1780 an Jacobi ſchrieb, ſagt ganz daſſelbe; und neuerlich iſt über ihn

ein Brief Wilhelm's von Humboldt vom Jahre 1789 (in Forſter's Briefwechſel) mitgetheilt worden, der ebenfalls, in zwar leiſeren, aber vollkommen bezeichnenden Zügen, dieſen Urtheilen ſich zur Seite ſtellt.

Es iſt ein thörichtes und unreines Verlangen, daß Bildniſſe, auf deren Wahrheit und durchſchauendem Erkennen unſere ganze Menſchenkenntniß, ja zuletzt unſer innigſter Antheil an der Welt beruht, uns nur in einem falſchen, verſchönernden Schimmer, mit Auslaſſungen oder Zuſätzen der Gunſt, überliefert werden ſollen. Das Recht der Todten iſt, beurtheilt zu werden; das Recht der Lebenden, zu urtheilen. Und auch die Pietät der Freundſchaft hat ihre Schranken hier. Es iſt, in den meiſten Fällen, nur würdig und rechtſchaffen, mit ſogenannten alten Freunden, die es einſt ſein konnten, aber längſt aufgehört haben es im Geiſt und in der That zu ſein, nicht noch lange ſich, der tieferen Wahrheit zum Trotz, weichlich herumzuſchleppen; es ehrt nur den Mann, die nicht probehaltigen abzuſchaffen, ja nach Gelegenheit als Gegner unpartheiiſch zu bekämpfen; hier iſt das Auge, die Hand, die man als ärgerliche von ſich trennen und fortwerfen ſoll! An ſolchem Schickſale hat denn auch Herder unausbleiblich zu leiden; der ſo vorzüglich begabte und in ſo vielfachem Betracht ſchätzenswerthe Mann ſank in ſeiner letzten Lebenshälfte mehr und mehr und konnte ſich nicht darein finden, Andre ſo mächtig ſteigen zu ſehn; indeß bleibt Goethe für ihn ſtets in milder Haltung, während Schiller gegen ihn um ſo ſchärfer angeht.

Wenn mit abgekommenen Freunden hier nicht anders verfahren wird, ſo kann man ſich denken, wie es den zudringlichen Scheinfreunden, die von Haus aus nichts anderes waren, den litterariſchen Höflingen, ergeht. Am ſchlimmſten fährt hiebei Reichardt, welchem Goethe und Schiller, man weiß nicht welcher von beiden unbarmherziger, wiederholt gar übel mitſpielen. Auch ein Ungenannter, aber nicht Unbekannter, iſt von Goethe durch die wenigen Worte unvergleichbar abgethan: „Wenn Künſtler und Kunſtwerke ſich nicht immer, wie die

Bleimännchen, wieder von ſelbſt auf die Beine ſtellten, ſo müßten ſie durch ſolche Freunde für ewig mit dem Kopf in den Quark gepflanzt werden; bei der Ohnmacht des Verfaſſers iſt es auffallend, wie er ſich durch gewiſſe Stiche ſelbſt ſeinem eigenen Helden formidabel machen will."

Doch allem Einzelnen hier nachzugehn iſt weder nöthig noch thunlich. Aus dieſen Andeutungen, die wir mit Abſicht alle in einer gewiſſen Richtung gewählt, erſieht man genug die reiche Mannigfaltigkeit geiſtigen und litterariſch-geſelligen Lebens, das in dieſem Briefwechſel ſich vor uns entrollt. Der beſondern Bemerkungen, gehaltreichen Aufſchlüſſe, eigenthümlichen Anſichten, merkwürdigen Sprüche und glücklichen Launen ſind ſo viele durch das Ganze verſtreut, daß ſich eine üppige Blumenleſe daraus ſammeln ließe, in ihrer Art nicht minder ausgezeichnet als die Gallerie von Bildniſſen, die uns dargeboten iſt. Die Hauptſache bleibt indeß immer das Verhältniß zwiſchen Goethe und Schiller ſelbſt, deſſen Entwickelung, Geſtaltung und Fruchtbarkeit man um ſo bewundernder betrachtet, als man nicht leicht ein ähnliches Beiſpiel irgend woher zur Vergleichung rufen kann. Hievon ein mehreres zu ſagen, dürfte erſt nach Erſcheinung der noch übrigen Theile dieſer Sammlung die rechte Gelegenheit zu nehmen ſein. Nur Eine Beziehung wollen wir jetzt hier zum Schluſſe noch auffaſſen, da ſie vollſtändig in dem Gegebenen ſchon daliegt; ſie betrifft das Verhältniß des Lebens zur litterariſchen Hervorbringung, und dieſer hinwiederum zur Welt; wir wüßten nicht, daß dieſes je ſchöner und großartiger in einer ſolchen Thätigkeit ſich abgebildet hätte; die beiden Freunde ſind Schriftſteller, aber ſie verlieren ſich nicht an dieſe Eigenſchaft, ihr reger Antheil, ihr voller Trieb, ihre eifrige Beſchäftigung in Litteratur und Kunſt erhalten ſich ſtets in einer freien Sphäre; ſie ſind edle Perſonen, die nicht dieſes oder jenes durch ihre Schriften erſt werden wollen, nicht einmal berühmt und geehrt, inſofern dies nicht von ſelbſt ſich ergiebt; ſie leben und genießen, ſie warten die gute Stunde ab, ſie bilden aus in-

nerer Luſt. Selbſt die Kränklichkeit Schiller's wird, durch die Unterbrechungen, welche ſie ſeinen Arbeiten auferlegte, für dieſe heilſam, denn ſie gehören nun ganz den Stunden der Friſche und Kraft, ſie ſind, wie Goethe's Werke, die Werke eines Gentleman. Wie ſehr der Mangel ſolcher Eigenſchaft und Stellung die Gelehrten und die Litteratur herunterbringt, zeigt unſer heutiger Zuſtand nur allzu ſehr.

XII.

Johann Georg Forſter's Briefwechſel. Nebſt einigen Nachrichten von ſeinem Leben. Herausgegeben von Th. H. geb. H. Leipzig, bei Brockhaus. 1829. 2 Bde.

Der geiſtige Menſch, in das Gedräng Mitlebender geſtellt, wird alsbald durch dieſes ſelbſt veranlaßt, über ſeine nächſte Umgebung hinauszuſchauen, um die Gegenwart als das Glied eines größeren Ganzen aufzufaſſen. Die beſitzloſe, ſtrebende Jugend, wenig bekümmert um das Zurückliegende, wird vorwärts, in naher oder ferner Zukunft, das Ziel ihrer Wünſche, die Höhe ihres Umblickes ſuchen; aber den Mann, welcher ſelbſt ſchon rüſtig vorgeſchritten, zieht faſt mehr noch als das ungewiſſe Künftige die nächſte Vergangenheit an, die ſeinen eignen Urſprung enthält, und die er als ſeine eigentliche Lebensmitgift erkennen muß. Der Reiz dieſer Kenntniß wird noch vergrößert durch den Umſtand, daß zwar die Geſchichte entlegener Vorzeit uns oft in die kleinſten Züge hinein enthüllt und zugänglich iſt, die der nächſten Vergangenheit aber meiſt tief verſchloſſen. Hierin kehren unſre mo-

dernen, in vielartigſten, künſtlichen Formen und Gängen bewegten Zuſtände faſt wieder zu der Entbehrung zurück, die in der Einfachheit der Homeriſchen Urzeiten Statt fand, wo es als eben ſo wunderbar gerühmt wird, die Vergangenheit zu wiſſen, als die Zukunft zu deuten. In der That gehört auch jetzt eine ſeltne Begünſtigung dazu, um aus lebendiger Überlieferung dasjenige zu wiſſen, was in Schriften noch gar nicht, oder nur mit ſolchen Hüllen vorkommt, die alles noch nicht Abgeſtorbene ſich zu erhalten weiß. Dies gilt nicht nur von den politiſchen Dingen, wo es ſogleich auffällt, ſondern auch jedesmal von den geſellſchaftlichen und litterariſchen Verhältniſſen, in deren beſtimmte Geſtalt und wahren Zuſammenhang ein nachrückendes Geſchlecht nicht leicht frühe Einſicht erlangt. Freilich iſt auch die Anziehung nicht bei allen Zeiten gleich groß. Merkwürdig iſt es, wie ſich in dieſem Betreff gegen unſer ſiebzehntes Jahrhundert in Deutſchland das achtzehnte verhielt; als wäre jenes gar nicht vorhanden oder doch wenig werth geweſen, fing dieſes wie ein ſtrebender Jüngling ſeinen Weg für ſich allein an, und ſei es nun, daß ihm die Erbſchaft im Ganzen zu gering ſein durfte, um ſie wegen einzelner, nicht einmal ſehr hervorleuchtender Kleinode anzutreten, oder daß eine Ahnung reichſten neuen Gewinnes mächtiger vorwärts trieb, genug, der Blick war faſt ausſchließlich auf das Künftige gerichtet. Auch blieb wirklich der erſtrebte Gewinn nicht aus; ein neues, eigenthümliches, großes Leben iſt für die Deutſchen in der That errungen worden. Ganz anders aber ſtehn wir nun eben deßhalb im neunzehnten Jahrhundert gegen das achtzehnte. Zwar eine allſeitige Weltbewegung in und um uns treibt uns vorwärts in eine Entwickelung, die an Umfang, Theilnehmerzahl und Kraft ihres Gleichen nie gehabt; aber dennoch ſind wir gezwungen, unſre Blicke eben ſo zurück als vorwärts zu wenden, ſind wir an das Vermächtniß des vergangenen Jahrhunderts eben ſo wie an den Erwerb des jetzigen gewieſen und können von jenem, ohne unſrer beſten Habe zu entſagen, uns nicht ablöſen; ſo ſehr leben

ſein Inhalt und ſeine Bewegung noch in uns fort und ſind unſere Bildung und unſere Kraft geworden!

Nicht überflüſſig ſcheint es in unſeren Tagen, an dieſes Sachverhältniß zu erinnern, deſſen Einſicht für jede praktiſche Bahn der Nutzanwendungen genug verſpricht, und das vorliegende Buch giebt uns einen willkommenen Anlaß dazu. Durch ſolche Mittheilungen, die wir allerdings noch ſehr vervielfacht wünſchen, hellt ſich allmählich das vergangene Jahrhundert unſeren Blicken auf, und ſein inneres Leben tritt nach und nach ſtärker hervor. Der Mann ſelbſt, an deſſen Bild hier ſo viele andre Bilder ſich anreihen, iſt einer der bedeutendſten und wirkſamſten ſeiner Zeit. Mit ſeltnen Fähigkeiten und großen Kenntniſſen ausgeſtattet, welchen die unzweideutigſte Anerkennung der zünftigen Gelehrten huldigen mußte, gehört Forſter doch nicht zu den einfachen Naturen, deren Virtuoſität, auf ein beſtimmtes, ganz geſondertes Fach beſchränkt, ſich in Einer Richtung nothwendig und leicht zur Spitze treibt und auf dieſer weithin hochſichtbar wird, ſondern zu den — ſoll man ſagen glücklicher oder unglücklicher? — begabten, deren Lebenstrieb, vielfacher Geſtaltungen fähig, ringsumher ſich ausbreitet, eine große Gemeinſchaft der Gegenſtände und Strebungen umfaßt, alle Kenntniſſe zum Geiſt, und allen Geiſt zum lebendigen Wirken verwendet, wo denn freilich der thätigſte und verdienſtlichſte Beitrag oft am leichteſten in der Maſſe ſich auflöſt und verſchwimmt. Dieſes Geſchick traf auch Forſter'n; eine lange Reihe von Jahren hindurch ſchlummerte gleichſam ſein Name unter uns, die Litteratur ſchleppte ihn nur an loſem Bande noch ſo mit, die Wiſſenſchaft fertigte ihn mit kurzer Erwähnung ab; es iſt endlich an der Zeit, daß die Geſchichte der Lebensbewegung ſelbſt, die Geſchichte der perſönlichen Erſcheinungen und Verhältniſſe, ihn nach Verdienſt aufnimmt und würdigt.

Anlagen, Neigungen und Schickſale zeigen ſich in Forſter's Lebensbahn merkwürdig übereinſtimmend; ein ſo bewegtes und mannigfaches Gebild iſt ſelten ſo durchaus von

demſelben gleichen Guſſe. Die Einheit ſeines Lebens ſteht darin feſt, daß er ein Deutſcher ſein mußte und in dieſer Eigenſchaft alles Andre ſein konnte; in dieſen Karakter floſſen die Elemente, welche als ungewöhnliche Bedingungen von Anfang ſeinem Daſein beigegeben waren, am leichteſten zuſammen, und in dieſem Karakter konnten ſie ſich wieder am ſelbſtſtändigſten darſtellen. Er mußte ein Deutſcher ſein, ſagen wir, denn äußerlich genommen war er es in vielen Beziehungen wirklich nicht. Sein Geſchlecht ſtammte aus Schottland, ſein Geburtsland war zu Polen gehörig, und er ſprach früher polniſch und lateiniſch als deutſch; ſeine erſte Jugend führte ihn nach Rußland, als Jüngling wurde er einer engliſchen Weltumſegelung beigeſellt, lebte darauf in England, dann einige Jahre in Kaſſel, dann wieder in Wilna, kehrte mit neuen Reiſeplanen für Rußland und Spanien erfüllt nach Deutſchland zurück, fand in Mainz eine Anſtellung, nahm Theil an den dortigen politiſchen Bewegungen und endete als eingebürgerter Franzoſe, doch auch da noch mit einer Reiſe nach Indien beſchäftigt, inmitten der Revolutionsſtürme zu Paris. Man muß geſtehn, daß gerade dieſes Alles ungemein deutſch iſt! Doch um nicht Scherz zu treiben, wollen wir auch nur gleich hinzufügen, daß Sinn, Geiſtesart, Bildung, Empfindungs- und Ausdrucksweiſe in Forſter von Anfang entſchieden deutſch waren, und er ſich ſelbſt, unter allen gegebenen und angeeigneten Volksangehörigkeiten, dem inneren Leben nach, doch nur als Deutſcher fühlen und rechnen konnte.

Wir wollen die äußeren Umriſſe ſeines Lebens etwas genauer angeben. Johann Georg Forſter wurde geboren im Jahre 1754 zu Naſſenhuben, einem bei Danzig gelegenen Dorfe, wo ſein Vater Prediger war; allein dieſer, durch ſeine Fähigkeiten und Neigungen zu andrer Thätigkeit getrieben, ſuchte in Rußland und darauf in England die Gegenſtände regſameren Wirkens; ſein Sohn begleitete ihn nach jenen Ländern ſchon als Kind, und dann als ſiebzehnjähriger Jüngling auch auf der zweiten Entdeckungsreiſe Cook's von

1772 bis 1775. Naturforschung und Länder- und Völkerkunde in ganzem Umfange wurden hier die Hauptrichtung einer Wissensfülle, in welcher ein gründliches und glänzendes Selbsterfahrenes und Neugesehenes den unschätzbarsten Kern bildete. Nach der Rückkehr in England durch die Zwistigkeiten des Vaters mit den dortigen Behörden genöthigt, auf anderweitiges Unterkommen zu denken, versuchte Georg erst in Paris, dann in Holland und in Preußen, für sich und den Vater schickliche Verhältnisse zu finden. Für den Vater gelang es erst im Jahre 1780 eine Professur in Halle zu bewirken, an welchem gewonnenen Ruheplatze derselbe dann bis an sein Lebensende ausharrte. Georg erhielt schon 1778 eine Lehrstelle an der Ritterakademie in Kassel, aber ihm sollte noch mancher Wechsel bevorstehn. Im Jahre 1784 berief ihn der König von Polen an die neue Universität nach Wilna, wohin er unter guten Aussichten abreiste, die sich aber nicht erfüllten. Therese Heyne, Tochter des berühmten Heyne zu Göttingen, wurde seine Frau und folgte ihm nach Wilna; er bekam Kinder; aber auch als Familienvater wollte er dem Neuen und Entfernten mit gleicher Rüstigkeit wie vorher bereit stehn. Die Kaiserin Katharina berief ihn im Jahre 1787 zur Theilnahme an einer russischen Weltumreisung, er löste seine Verhältnisse in Polen und begab sich vorläufig nach Göttingen; ein höchst vortheilhafter Plan zu einer spanischen Sendung nach den philippinischen Inseln kam um eben die Zeit in Anregung; aber der letztere gerieth wieder in Stocken, die russische Unternehmung wurde aufgeschoben, Forster's Aussicht völlig zerstört, und bei der ungewissen Lage, in welche er sich nun in Deutschland versetzt fand, nahm er im Jahre 1788 bei der Universität in Mainz die Bibliothekarstelle an, zu der seine Freunde ihn dem Kurfürsten empfohlen hatten. Hier konnte sich sein Loos, für den Ort selbst oder auch für entlegnere Ziele, mit der Zeit günstig genug gestalten; allein Forster sollte nicht zur Ruhe kommen; die Ereignisse, welche eine ganze Welt zu erschüttern und durcheinander zu werfen bestimmt waren, zeigten

ſich ſchon dem Blicke. Noch im Jahre 1790 machte er, in Begleitung ſeines Freundes Alexander von Humboldt, eine Reiſe nach den Niederlanden, nach England und Frankreich, deren Beſchreibung eines ſeiner Hauptwerke bleibt, und in Frankreich konnte er an den dortigen Freiheitsbewegungen noch als ruhiger Zuſchauer ſeine Freude und Theilnahme haben; aber ſchon im Jahre 1792 erreichte ihn der Sturm der franzöſiſchen Revolution und riß ihn zu thätigem Antheil fort. Mainz wurde nach der Flucht des Kurfürſten den Franzoſen übergeben, revolutionirt, in der Folge mit Frankreich vereinigt. Forſter, als öffentlicher Beamter, Redner, Abgeordneter des neuen Freiheitsweſens, ſah ſich bald in das trübe Schickſal dieſer unreifen Geſtaltung unſelig verwickelt. Er befand ſich im Auftrage ſeiner Mitbürger in Paris, um deren Wunſch zur Vereinigung mit Frankreich dem Nationalkonvent auszuſprechen, als mit deſſen Erfüllung faſt gleichzeitig die Einſchließung von Mainz durch die verbündeten Deutſchen erfolgte, und Forſter mußte nun in dem Mittelpunkte der Revolution ausharren, ein leidenſchaftlicher Theilnehmer an ihrem allgemeinen Gange, ein verzweifelter Zeuge ihrer vielfachen Gräuel; ſeine großen Geiſtes- und Gemüthsgaben mochte er der zweideutigen Thätigkeit des Partheikampfes nicht hingeben, er blieb in untergeordneten, harmloſen Dienſtaufträgen mehr verdunkelt als bemerkbar. Seine Frau, mit ihren Kindern frühzeitig aus Mainz geflüchtet und nach der Schweiz gezogen, hatte dort in ſeinem Freunde Huber, den ſie ſpäter heirathete, eine Stütze, die ihm Sorgen und Unluſt doch keineswegs erſparte. Das furchtbare Wogen der großen Ereigniſſe und der Drang der eignen verfehlten, beklommenen Lage, da er getäuſcht, in Noth, ſeiner Papiere verluſtig, von ſeiner Familie geſchieden, und bald ſehnſüchtig nach ihr zurück, bald in die entlegnen Fernen Indiens hinaus blickend, rath- und hoffnungslos nur von einem Tage zum andern noch lebte, rieben allmählich ihn auf, und er ſtarb am 12. Januar 1794. Dies ſind die Außenlinien

eines Lebens, dessen innere Erfüllung uns in gegenwärtigem Buche näher vorgelegt wird.

Der Briefwechsel ist, wie es nicht wohl anders sein konnte, lückenhaft. Viele Briefe mußten sich bei solchen Lebensumrissen verlieren, andre wurden zurückgefordert, oder doch dem Drucke vorenthalten. Die Herausgeberin ihrerseits scheint ohne Noth nichts unterdrückt zu haben, im Ganzen sind noch immer gegen fünfhundert Briefe mitgetheilt, die dem sechszehnjährigen Zeitraume von 1778 bis 1794 angehören. Damit diese reichen Materialien leichteres Verständniß und festeren Zusammenhang darbieten, hat die Herausgeberin einen Abriß von Forster's Leben vorangestellt, der uns in jedem Fall willkommen und dankenswerth sein muß. Eine ausreichende Kenntniß und eine geschickte Hand sind im Allgemeinen darin wohl anzuerkennen. Jedoch bleibt uns auch einiges dabei zu tadeln; nicht nur ist der Vortrag oft unruhig, weitläufig und geschwätzig, sondern auch sehr mit einer Art eleganter Salbung behaftet, die alles nur immer recht anständig und begütigend einzurichten sucht, es aber manchen auch nicht gewußt haben will, daß solche gute Art hier beobachtet werden. Daraus entsteht ein leidiges Apologetisiren, welches den unbefangenen Leser, anstatt ihn zu gewinnen, nur stört und etwas gar mißtrauisch macht, wo er es von selbst nicht gewesen wäre. Ja es geschieht unvermerkt, daß die Verfasserin ihren Gegenstand und ihre Absicht fast zu vergessen scheint und, anstatt Forster's Apologie zu machen, nur ihre eigenen Verhältnisse und Zustände rechtfertigt und erklärt. Dies ist ihr schon ebenso widerfahren, als sie, wie jetzt Forster's, ihres ersten Gatten, früher die Biographie Huber's, ihres zweiten Gatten, ebenfalls mit Briefen herausgegeben. Manche Beziehungen, welche hinsichtlich Forster's und Huber's selbst mit ein paar Worten abgethan sein konnten, hatten freilich für die Gattin beider eine ganz andre Bedeutung und füllten ihre Feder in Erörterungen, deren Ergebniß sich der Leser doch meist nicht verschreiben läßt, sondern nach eigenem Sinne zu nehmen pflegt. Die Ver-

gleichung beider Biographien, in welchen theilweise derselbe Stoff mit merklicher Verschiedenheit behandelt ist, macht die Sache nicht besser. Doch wir wollen uns hiebei nicht aufhalten, als insofern es Forster betrifft.

Solche Mittheilungen wie diese Briefe haben außer den trefflichen Einzelheiten, welche sich überall finden werden, wo Personen von Geist und Kenntniß sich aussprechen, noch einen viel höheren Werth durch die Einsicht, welche sie uns in das Innere ganz bestimmter Menschen und Verhältnisse geben. Je vertraulicher, je rückhaltloser solche Briefe geschrieben worden, je entfernter sie von aller möglichen Öffentlichkeit scheinen durften, desto werthvoller müssen sie uns dünken. Was richtige Scheu, zuweilen auch freilich nur falsche Scham, aus den lauten und öffentlichen Darlegungen zurückhält, oft die eigenthümlichsten und wesentlichsten Aussprüche, die entscheidendsten Bezeichnungen und Bemerkungen, die Schlüssel zu den tiefsten Kammern der Menschenkenntniß, das findet sich in solchen unzubereiteten, unverhehlenen Eingebungen des Augenblicks. Gewöhnlich ist es die Schattenseite der Menschen, die hier hervortritt, die Schwächen, die Mängel, das Gehässige; sehr natürlich, denn für Lob und Beifall findet sich leider die Gelegenheit seltener und der Ort überall. Wir dürfen uns durch diesen Umstand nicht irren lassen. Wir wollen mit allem Recht auch die besten und größten Menschen nicht einzig in ihrer Tugend und Größe sehn, wir wollen sie nicht als Ideale, sondern als Menschen kennen, und also in ihren Schwächen und Blößen; das Schöne und Würdige wird dadurch nicht zerstört, sondern geprüft und erhöht. Ja es ist nützlich und billig, daß auch der hohe und ausgezeichnete Mensch seinen Tadel finde, denn es soll jeder wissen, daß ihm die Welt nicht weicher und zärtlicher ist als Andern, und an dem Schicksale der Vorgänger und Nachbarn möge jeder sich eine Warnung und Lehre nehmen; auch ist kein Vortheil dabei, daß der Tadel verschwiegen bleibt, denn man läßt ihm, wo er nicht sogleich erscheint, seinen Platz lieber zu groß als zu klein offen, und wer weiß

übrigens, ob nicht einmal in veränderter Ansicht gerade zum Lobe gerechnet wird, was als Tadel ausgesprochen war! Der Briefwechsel Forster's ist in dieser Hinsicht ungemein schätzbar; es herrscht darin eine große Freimüthigkeit, und die Herausgeberin hat sich die Schranken mit allem Rechte nicht zu nahe gestellt und von dem Vorhandenen, wie es scheint, wenig unterdrückt.

Wir nehmen an, daß dieses auch in einer besonders wichtigen Beziehung nicht geschehen ist, wenigstens wäre es unverantwortlich, den Menschen gerade in dieser nur verstümmelt erscheinen zu lassen. Nothwendig muß dem Leser auffallen, daß in allen diesen Briefen von Seiten Forster's nirgends eine Spur von eigentlicher Liebeneigung verkommt; selbst die Briefe des jungen lebhaften Mannes an seine Braut sind wohl herzlich, vertraulich, freundschaftlich, wie es auch die spätesten an seine Frau noch sind, aber nichts weniger als Liebesbriefe. Auch in den übrigen Mittheilungen wird nirgends etwas der Art berührt. Daß dergleichen weggeschnitten sei, ist nicht wahrscheinlich, würde auch sehr schwierig gewesen sein. Wir glauben vielmehr einen entschiedenen Charakterzug darin zu erkennen, der manches erklärt und begreiflich macht. Wir sehen uns darauf zu dem Schlusse gedrungen, Forster hätte nie heirathen sollen; daß er eine geistreiche, verständige Frau heirathete, die seine Freundin sein konnte und wirklich war, machte die Sache nicht besser, nur schlimmer. Ein solcher auf die freieste Wanderschaft angewiesener Mann durfte sich keiner Anstellung unterwerfen und daher keine Verhältnisse eingehen, bei denen sie doch nothwendig wurde. Daß er diese Verhältnisse, nachdem er sie einmal eingegangen, stets als ein edler Mann behandelte, ohne sich doch für sie umändern zu können, minderte den Druck dieser Lage für beide Theile nicht. Daß die Ehe eine unglückliche war, bemerkt die Herausgeberin ausdrücklich. Huber sagt in einem Briefe noch bestimmter: „Eine entschiedene Uebereinstimmung des ganzen Wesens des Mannes und der Frau hatte ihre Ehe von jeher unglücklich gemacht, und

dieſe beiden Menſchen, die ſich gegenſeitig ehrten und Freunde ſein konnten, litten gegenſeitig unter dem Unglücke, durch andre Bande (als die der Freundſchaft) vereinigt zu ſein. Forſter kannte die zärtliche Freundſchaft, die ſeit Jahren zwiſchen ſeiner Frau und mir Statt fand, und hieß ſie gut.“ So war es denn auch natürlich, daß Huber bei eintretender Gefahr und Trennung ſich mehr als Forſter ſelbſt berufen ſah, das Haupt dieſer Familie zu ſein, ohne daß jedoch der zwiſchen in vielfachen Lebensbeziehungen feſtgewordene Zuſammenhang zu löſen war. Da die Herausgeberin ſelbſt dieſen Brief Huber's in ihrem früheren Buche zum Druck befördert hat, ſo iſt es wohl erlaubt, hier wieder Bezug darauf zu nehmen.

Als Freund erſcheint Forſter in ganz andrem Lichte. Als ſolcher ſchreibt er an ſeine Frau, an Huber, an Jacobi, an Heyne, an Lichtenberg mit warmer Zutraulichkeit, mit edler Offenheit und mit ſtets wahrhafter, für alles Große und Schöne angeregter Geiſtes- und Gemüthsſtimmung. In ſeiner vornehmen zugleich und kindlichen Erſcheinung, ſeiner ſtets auf würdige Gegenſtände gerichteten, an kleinlicher Perſönlichkeit wenig hangenden Beſchäftigung, in ſeiner weichen Vielſeitigkeit der Anſichten und doch unerſchütterlichen Stärke der Überzeugungen, muß er ſeinerſeits auf die Freunde einen faſt noch tieferen Eindruck gemacht haben, als ſie auf ihn. Wer ihn einmal erkannt hatte, liebte ihn, liebte ihn trotz aller Verſchiedenheit der Meinungen und Wege, ja ſelbſt bei Anläſſen größter Unzufriedenheit. Die Briefe Jacobi's zeigen ihn ganz eingenommen von Forſter; Heyne's väterliche Zärtlichkeit bleibt auch dem doppelt Abtrünnigen bis über das Grab hinaus treu; Lichtenberg äußert ſich ſo empfindungsvoll, als es von dieſem kaufiſchen Karakter kaum zu erwarten ſein kann; die innigſte Freundſchaft ſpricht Wilhelm von Humboldt aus, — denn auch hier treffen wir beide Brüder, wie in Goethe's und Schiller's Briefwechſel, als antheilvolle Genoſſen dieſes Bildungskreiſes, obwohl von dem jüngeren Bruder hier keine Briefe, von dem älteren aber nur allge-

wenige vorkommen, — und wir verſagen uns nicht, ein ſo bedeutendes Zeugniß einzurücken: „Die vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte, — ſo heißt es in einem Briefe vom Jahre 1789 — waren vielleicht die glücklichſten meines ganzen Lebens, und noch jetzt macht ihre Erinnerung einen ſehr großen Theil meines Genuſſes aus. Beinah mit keinem andern Menſchen verſtehe ich mich ſo ganz als mit Ihnen, und daß ſich das ſo von ſelbſt, ſo ohne alle äußere Veranlaſſung machte, daß ich Ihre Freundſchaft nur Ihnen danke, dies iſt mir ſo unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wie viel der Gedanke mir iſt, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wiſſen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die ſich Ihnen bei jedem Gegenſtande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie ſie darſtellen, wie ſehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute, und die Schonung für alles, was Andre für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das ſich ſo bereitwillig anſchließt und ſo gern durch Liebe beglückt.“ Wir ſchließen hier eine Äußerung Lichtenberg's an, welche nach der litterariſchen Seite hin mit gleicher Wärme die Zuneigung und Achtung für den Freund ausſpricht: „Ich habe einmal in einem Feenmährchen — ſchreibt er im Jahre 1791 an Forſter — eine ſehr angenehme Vorſtellung geleſen; der Held nämlich reiß, und unter der Erde reiß ihm beſtändig ein Schatz nach, wohin er auch geht. Bedarf er etwas, ſo pocht er nur leiſe an die Erde, ſo ſteht der Schatz ſtill und öffnet ſich ihm. Sie ſind mir, beſter Freund, auf Ihrer Tour hundertmal ſo vorgekommen wie jener Glückliche in der Feenwelt. Auch da, wo der Stab den Boden nicht anſchlug, ſah ich immer den Schatz Ihnen folgen. Wer Ihre Worte zu wägen weiß, kann es auch unmöglich überſehn. Die Gabe, jeder Bemerkung durch ein einziges Wort Individualität zu geben, wodurch man ſogleich erinnert wird, daß Sie die Bemerkung nicht bloß ſprechen, ſondern machen, habe ich nicht leicht bei einem Schriftſteller in ſolchem

Grade angetroffen.“ Späterhin erhärtet er die von ihm gewiß nicht leichtſinnig abgegebene Verſicherung, daß er ſich von keinem Schriftſteller ſo gern genannt leſe als von Forſter, noch durch die launige Bekräftigung: „Bei mir hat das Geſtändniß auch der kleinſten Eitelkeit, als Beleg geſprochen, Eideskraft!“

Die Freundſchaftsmilde, welche in Forſter's Seele waltete, hatte jedoch nichts von der feigen Beſtechlichkeit, in welcher ſchwache Naturen der klaren Einſicht und dem ſcharfen Urtheil entſagen, ſobald ein ſcheinbarer Grund ihre gimſige Befangenheit in Anſpruch nehmen will. Wir gedenken hier eines Urtheils über Jacobi. Dieſer treffliche Mann, den wir gewiß hoch verehren, hatte für Freundesvernehmen und Freundesurtheil eine reizbare Zartheit und unterließ nicht, den Freunden in vorkommenden Fällen ſeine Empfindlichkeit als rigoriſtiſche Norm ſogar mit tugendſtolzem Pochen aufzudringen; allein er ſelbſt war darum nicht blind in Anſehung ſeiner Freunde, auch nicht der geliebteſten und verehrteſten; ſeine Urtheile fielen oft ſogar ganz ſchneidend aus, wie das über die Fürſtin Gallizin, über Buchholz und Andre, die in ſeinen Briefen mit Recht, weil ſie ſowohl ihn den Beurtheiler als auch die Beurtheilten gut bezeichnen, aufbewahrt ſind. Ihm geſchieht daher am wenigſten Unrecht, wenn auch an ihm einmal die Schattenſeite von Freunden gezeigt wird, und es gereicht Forſter'n, der in frömmelnder, freimaureriſcher und roſenkreuzeriſcher Schwärmerei während ſeines Aufenthalts in Kaſſel lange verſtrickt geweſen und dieſe Feſſel glücklich abgeworfen, nur zur Ehre, daß er auch durch die fortdauernde Liebe und Verehrung für Jacobi ſich nicht befangen ließ, in Bezug auf dieſe Richtung frei ſo über ihn zu urtheilen: „Meines Bedünkens — ſchreibt er im Jahre 1786 an Lichtenberg — hat mein Freund, der düſſeldorfer Jacobi, mit ſeiner Rückkehr unter die Fahnen des Glaubens eine klägliche Rolle geſpielt, indem kein Menſch den Schluß einzuſehn vermag, der ihn zu dieſer Rückkehr geleitet hat. Seine Nothwendigkeit eines theologiſchen Glau-

benk, weil ein phyſiſcher Glaube nothwendig iſt, ſcheint ein ſehr ſchwacher, ſophiſtiſcher Grund; denn anders iſt doch, an dasjenige glauben, was alle Erſcheinungen, zu allen Zeiten, für alle Menſchenorgane gleich darſtellen, und dagegen das, was keines Menſchen Organ ſich je darſtellen kann, und was folglich nie einem Menſchen Beweis oder Empfindung ſeines Daſeins giebt. Aber freilich berufen ſich Schwärmer auch auf Empfindung, die kein geſunder Menſch je hatte. Ich könnte indeſſen gar gern dem guten Jacobi ſein Raiſonnement, ſo wie ſein Kopfunter, welches eigentlich ein metaphyſiſcher Purzelbaum iſt, ungeahndet hingehn laſſen, wenn er nur nicht eine verhaßte Gewiſſens- und Moralitätsſache daraus gemacht und mit ſo viel paſtoriſcher Deklamation und ſo viel Salbung behauptet hätte, man müſſe ein Schurke ſein, wenn man nicht, wie er, die Augen zudrückte und dann überlaut ſchriee, man ſehe ein helles Licht!“ Seinen freien, richtigen Blick, die Unbefangenheit ſeiner erſten Auffaſſung, ſeinen Widerwillen gegen alles Halbe und Zweideutige zeigt auch ſein Urtheil über Johann von Müller, von dem er ſchon im Jahre 1781 aus Kaſſel an Jacobi ſchrieb: „Herr Johannes Müller iſt hier Profeſſor auf ſein eignes Anſuchen geworden, nicht, wie überall in Zeitungen ſteht, er ſei hergerufen. Ich habe viermal mit ihm in Geſellſchaft geſpeiſt, er iſt einmal vor acht oder neun Wochen bei mir geweſen; ich bleibe ihm die Gegenviſite ſchuldig. Er iſt mir nichts und kann mir nichts werden, ſo wie ein jeder, der den Mantel nach dem Winde hängt und mit beiden Schultern trägt. Er ſchimpfte in meiner Gegenwart auf ſein Vaterland und verſpottete deſſen Freiheit, und machte das Eloge des Deſpotismus, um dem Miniſter von Schlieffen zu ſchmeicheln. Er blaſphemirte beim franzöſiſchen Geſandten, und Manvillon erzählt von ihm, daß man ihm die Sokratiſche Liebe Schuld giebt. Witz und Voltaire'ſche Antitheſe und Schriftphiloſophie kann man ihm nicht abſprechen.“ Müller iſt hier durchaus bezeichnet; ſo war er bis zu ſeiner letzten Zeit, bei vielen guten Eigenſchaften und außerordentlichen

Gaben, unbedacht erhitzt und ohne innere Festigkeit. Zwar gewann Forster späterhin doch ein freundschaftliches Verhältniß zu ihm, aber innig konnte es nie werden, so leicht und gern auch Müller sonst mit jedem die Hand schüttelte. Wie rein und klar geschildert, wie ganz er selbst erscheint dagegen Goethe in Forster's Darstellung! Der hohe und allgemeine Antheil, der sich allem verbindet, was uns den Dichter der Nation auch in seiner jüngeren Zeit persönlich vor Augen stellt, berechtigt uns, die Stellen hier einzurücken, welche seiner in dem Buche zuerst gedenken. „Vor vier Wochen — schreibt Forster im Oktober 1779 aus Kassel an Jacobi — war Goethe nebst dem Kammerherrn von Wedel und dem Oberforstmeister von Wedel bei mir. Ich soupirte mit ihnen, ohne zu wissen, daß der letztgenannte der Herzog von Weimar wäre. Zum Glück bewahrte mich mein guter Genius, daß ich keine Sottise sagte, wiewohl ich von großen Herren überhaupt mit großer Freimüthigkeit sprach. Ich wette, es hat Goethe'n Mühe gekostet, bei einigen Gelegenheiten über meine Treuherzigkeit nicht loszuprusten. Den Tag darauf besahen sie den Garten zu Weißenstein; ich sollte die Partie mitmachen, allein ich war zu sehr beschäftigt. In der Zwischenzeit erfuhr ich, daß der Herzog in der Gesellschaft sei. Den andern Morgen kam Goethe wieder zu mir, und der Kammerherr bald hernach, wir gingen zusammen nach dem Landgräflichen Kabinet der Alterthümer und der Kunstkammer, wohin der Herzog sich nachher auch begab. Ich mußte bei ihnen bleiben und mit ihnen speisen, und gleich nach frühe eingenommenem Mittagsmahl reißen sie davon. Da sich Goethe anfangs nicht genannt hatte, so kannte ich ihn nicht und — erkundigte mich nach ihm — bei ihm selbst. Sie kennen ihn und wissen, was es für ein Gefühl sein kann, ihn kaum eine Stunde lang zu sehn, nur ein paar Minuten lang allein zu sprechen und als ein Meteor wieder zu verlieren. Sagen läßt sich das nicht. Von Ihnen haben wir viel gesprochen, er bat mich, Sie recht herzlich zu grüßen. Ist mir recht, so haben Sie bei ihm eine Antwort zu gut.

Der Herzog hat mir gefallen. Er frug sehr viel, und doch kümmal albern; gewiß, das heißt alles mögliche präsiren.“ An seinen Vater schreibt Forster von demselben Besuche: „Goethe ist ein geschreuter, vernünftiger, schwärmerischer Mann, der wenig Worte macht; gutherzig, einfach in seinem Wesen. — Der Karakter eines Mannes von hohem Genius ist selten wetterleuchtend und übertrieben, er besteht in einigen wenigen Schattirungen, die man sehn und hören muß, aber nicht beschreiben kann. Der Herzog ist ein artiger kleiner Mann, der ziemlich viel weiß, sehr einfach ist und geschente Fragen thut. Für einen zweiundzwanzigjährigen Herzog, der seit vier Jahren sein eigner Herr ist, fand ich viel mehr in ihm, als ich erwartete.“ Dieser Besuch in Kassel gewährt nicht nur an und für sich ein hübsches Bild, Goethe und der Herzog von Weimar mit Forster in demselben Rahmen: es verbindet sich damit noch ein andrer Bezug. Jacobi war in dieser Zeit mit Goethe'n, von dem er sich verletzt meinte, in herbem Groll und schrieb an Forster empfindlich und verwundert zurück, der dadurch zu einer gleichsam rechtfertigenden Auskunft genöthigt wurde, die er folgendermaßen giebt: „Ich habe Goethe'n gesehn, aber nicht genug, um ihn zu kennen. Sein Freund Behrisch in Dessau hat mir seine ausgelassene Laune nicht verhehlt, ich aber habe ihn nicht darin gefunden. Hier war er ernsthaft, machte wenig Worte, frug mich wegen der Südländer, über deren Einfalt er sich freute, und hörte die meiste Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in dessen Gegenwart wir uns fast immer nur gesehn haben. Hätte ich vermuthen können, ja nur geahndet, daß Goethe Ihnen, mein Bester, so lieblos und ungerecht begegnen könnte, ich hätte doch auf meine und seine Worte besser Acht gegeben. Allein ich habe auch nichts gemerkt, das Unbilligkeit gegen Sie verrathen hätte. Als ich Ihnen schrieb, wir hätten viel von Ihnen gesprochen, sollte ich eigentlich gesagt haben, ich habe viel von Ihnen gesprochen; ich sprach von der Art, wie wir bekannt wurden, wie sich Ihr Herz mir öffnete, wie lange ich bei Ihnen blieb,

und wie ungern ich Sie verließ. — Goethe hörte mir mit Theilnehmung und in Gedanken zu. Ich erzählte, daß Sie mir aus Woldemar vorgelesen hätten, und sagte, was mein Herz mir eingab. Ganz lakonisch gab er zuweilen ein „Ja“ drauf, welches meinem Urtheil seinen Beifall zu ertheilen schien. „Der erste Theil ist nunmehr gedruckt,“ sagte er. Auch sind, erwiederte ich, vom zweiten Theile Bruchstücke im Museum erschienen. „Daß er doch nicht hat warten können!“ rief er aus; „warum Bruchstücke? konnt' er's nicht ersparen, bis der zweite Theil ganz fertig gewesen wäre?“ Ich sagte etwas Gleichgültiges dazu, mich dünkt, daß doch manchem die Stücke schon viel Freude gemacht hätten. Wir hatten eben den Gasthof erreicht. Er hatte nur noch Zeit, zu fragen, ob ich kürzlich Briefe gehabt und bald an Sie schreiben würde? Ich sollte Sie doch von ihm grüßen. Nun speißen wir mit dem Herzoge, und kaum war das Mittagessen verzehrt, so fuhren sie ab. Fast sein Letztes war, den Gruß an Sie zu wiederholen. Er nannte Sie noch immer Fritz.“ Wie herrlich unbefangen erscheint Goethe in diesen Zügen, wie ungestört in seiner Theilnahme, und wie erhoben über die vorüberziehenden Gewölke, die der Tag bringt und entführt! Aber auch Forster, zum Partheinehmen gleichsam aufgerufen, zeigt sich in vortheilhafter Weise, indem er den begehrten Antheil dem wehklagenden Freunde treulich widmet, aber dasjenige, wovon er Zeuge war, mit aller Selbstständigkeit des natürlichen Eindrucks günstig festhält. Noch oft wird Goethe's in der Folge gedacht, freilich zuletzt unter den Einflüssen politischer Entgegenstellung mit großer Kälte. Merkwürdig ist es, wie der Partheigeist jener Zeit, wie fast im ganzen deutschen Publikum, so auch bei Forster, die ungünstige Aufnahme des Lustspiels der Groß-Cophtha bedingt hat; die geschickte Anlage und der sichre Gang, die gewandte Entwirrung und gerechte Schuldvertheilung, womit der räthselvolle Stoff der verrufenen Halsbandgeschichte hier geschichtlichtreu dargelegt worden, konnte das Gedicht nicht retten, in dessen Absicht die herrschende Sinnesart nur „die bloß

höfische Rettung der Königin" sehn, und in dessen meisterhafter, weltgewandter Sprache sie „den platten hochadeligen Alltagsdialog" auch nicht nachgeahmt mehr dulden wollte! Was über dieses Lustspiel gründlich Tadelhaftes gesagt werden kann, hat Goethe selbst unverhohlen ausgesprochen.

Zur Schilderung des Lebenszustandes mancher Orte in dem gegebenen Zeitabschnitte bieten sich in Forster's Briefen zahlreiche und anmerkliche Züge dar. Über Kassel, Göttingen, Wien, Wilna, Mainz, und zuletzt über Paris wirft er zuweilen Lichtblicke, welche der Geschichtsforscher dankbar aufzusammeln hat. Wir glauben im Interesse unserer Leser hier nicht sowohl das Wichtigere, als vielmehr das Pikantere dieser Art heraushehen zu dürfen und theilen daher den Eindruck mit, den ihm während fünfwöchentlichen Aufenthalts zu Berlin im Anfange des Jahres 1779 diese Stadt gemacht hat. Er schreibt an Jacobi: „Ich hatte mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Äußerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich's mir gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! — Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens — ausgeartet in Üppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen Gefräßigkeit. Freie aufgeklärte Denkungsart — in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Und dann die vernünftigen, klugen Geistlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moralischen Vollkommenheit Religion von Unverstand säubern und dem gemeinen Menschenverstande ganz begreiflich machen wollen! — Ich erwartete Männer von ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit seinem hellen Lichte erleuchtet, einfältig und demüthig wie Kinder. Und siehe, da fand ich Menschen wie andre; und was das Ärgste war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten. Ist's nicht also, daß die Weisen mit sehenden Augen nicht sehn und mit offenen Ohren nicht hören? — Spalding hat mir noch am besten gefallen; Nicolai, ein angenehmer Gesellschafter, ein Mann

von Kopf, freilich von ſich etwas eingenommen; Engel, ein komiſches, aber ſehr gelehrtes Geſchöpf, munter und dann wieder ganz ſtill, wie alle Hypochondriker; Ramler, die Ziererei, die Eigenliebe, die Eitelkeit in eigner Perſon; Sulzer, — noch vor ſeinem Tode ſprach ich ihn, — heiter und theilnehmend noch, bei anhaltenden Schmerzen und Schlafloſigkeit, — weiter brauche ich nichts zu ſagen. Die franzöſiſche Akademie? Laſſen Sie mich den Staub von meinen Füßen ſchütteln und weiter gehn." — Freilich kommt ihm der üble Eindruck, wie er ſelbſt geſteht, auch großentheils daher, daß er als merkwürdiger Fremder in fünfzig bis ſechszig verſchiedenen Häuſern hat Mittag- oder Abendbrot eſſen und jedesmal dieſelbe Geſchichte herableiern, dieſelben Fragen hören und beantworten und tauſend müßigen Leuten die Zeit vertreiben müſſen, wozu er ſich, weil er gern für ſeines Vaters Anſtellung günſtig wirken wollte, über die Gebühr hergegeben. Aber ſeine Mißlaune geht noch weiter, und ſein Ärger bezeugt uns unter andern eine hübſche Thatſache, die durch keine andre Gewähr ſo verbürgt ſein würde; er geſteht nämlich ohne Hehl: „Endlich iſt mir's ärgerlich geweſen, daß alles, bis auf die geſcheidteſten, einſichtsvollſten Leute, den König vergöttert und ſo närriſch anbetet, daß ſelbſt, was ſchlecht, falſch, unbillig oder wunderlich an ihm iſt, ſchlechterdings als vortrefflich und übermenſchlich proniirt werden muß." Daß Friedrich der Große noch in ſeiner letzten Lebenszeit ſo zu den Seinigen geſtanden, um den Fremden anſtatt alles Tadels, der im heimiſchen Kreiſe frei genug laut wurde, nur Lobpreis und Begeiſterung finden zu laſſen, bezeugt wahrlich in beiden Theilen den edelſten Gehalt und Werth! Der Angriff gegen das ſchöne Geſchlecht in Berlin iſt zuletzt noch der bitterſte; Forſter mag an daſſelbe gar nicht denken, findet die Frauen allgemein verderbt, die Eigenliebe, d. i. Koketterie, in Berlin zu Hauſe wie in Paris, den Ton der guten Geſellſchaften auf eben ſolche fade, abgeſchmackte Witzelei und Komplimente und auf das unaufhörliche Erſinnen der ſogenannten jolis riens geſtimmt, und

es werde daſelbſt, ſagt er, gar nichts gedacht, und, außer der größten Wolluſt, gar nichts gefühlt! Mit dieſer troſtloſen Schilderung, in deren Übertreibungsfluth Polonius immerhin einige Wahrheitskarpfen fiſchen dürfte, gewährt das lobredende Gegenbild, welches Johannes Müller zwei Jahre ſpäter von der nämlichen Stadt und Geſellſchaft gleichfalls nach kurzem Beſuch entwirft, eine merkwürdige Vergleichung.

Von dem Augenblicke, da Forſter's Lebenswoge in die Meerfluth der franzöſiſchen Revolution einſtrömt, verſchwindet in dieſen Mittheilungen das litterariſche Intereſſe mehr und mehr, und ein ganz neues erwacht in dem politiſchen Element. Forſter's Erſcheinung erreicht hell ihren Gipfel, aber alsbald auch getrübt findet ſie den Untergang. Das große Welterigniß, deſſen mächtige Wirkungen wir in allgemeinen Schickſalsgeſtalten zu betrachten gewohnt ſind, wird uns hier im Gemüth und in den Begegniſſen einzelner Perſönlichkeit anſchaulich, die ungeheure Maſſenbewegung zeichnet ſich im entſchwindend mitwogenden Wellenſchlage des Privatlebens. Was uns hier dargelegt wird, iſt um ſo anziehender, als über das Verhalten und den Umfang deutſcher Kräfte, welche in jene Bewegung herüberſtrömten und ſie verſtärkend von daher auf das Vaterland zurückwirkten, nur noch wenig öffentlich bekannt iſt. Man hat verſucht, den Antheil, welchen einzelne franzöſiſche Provinzen, oder auch fremde Landſchaften an der Revolution gehabt, abgeſondert hinzuſtellen, und z. B. die Einwirkung der Genfer in auffallendem Umfange nachgewieſen; wir glauben, daß der Beitrag der Deutſchen, wenn er auf ſolche Weiſe zuſammengeſtellt würde, als einer der merkwürdigſten erſcheinen müßte, ſchon um deßwillen, weil die Deutſchen, während z. B. jene Genfer doch ganz als Franzoſen ſich zeigten und nahmen, meiſt in völlig beibehaltener, recht eigenthümlicher Deutſchheit die Revolution mitmachten. Wenige ausgenommen, wie etwa ein Cloot oder Arend, waren die Deutſchen, welche das freiheitverkündende Frankreich anzog, Männer von Kenntniſſen, von edler Bildung und hohem Sinn, von redlichem Gemüth und noch-

haltiger Begeiſterung; wirken müſſen ſolche Eigenſchaften immer, ja ſie wirken ganz unberechenbar, wenn auch für die Perſonen ſelbſt nicht gerade günſtig; denn allerdings auch hier ſehn wir es den Meiſten ſchlecht ergehn, ſie fallen ſchrecklich als Opfer, oder ſie ſcheiden betrogen, mißhandelt, ein falſches Glück verſchmähend und von ihm verſchmäht, aus dem Getümmel und bewähren in anderer, ſtillerer Bahn den Werth, der dort nicht gelten ſollte. Außer Forſter ſelbſt, der uns natürlich hier als Erſter vorſchwebt, ſind Adam Lux, Kerner, Vollmann, Schlabrendorf, Oelsner, Rehmann, in gehörigem Abſtande wohl auch Leuchſenring, und noch viele Andre von mannigfachſter Herkunft und Schickſalswendung, als ſolche Beiſpiele zu nennen. Die Zuerſtgenannten begegnen uns in Forſter's Briefen mehrmals, und wir bedauern nur, daß es nicht öfter geſchieht; denn in Ermanglung beſonderer Denkwürdigkeiten müſſen die geſammelten Zeugnißſtellen, welche hin und wieder doch endlich in mancherlei Schriften hervorbrechen, uns das Andenken dieſer Männer aufbewahren, welche, wie Kerner, Vollmann und Schlabrendorf, in dem Leben ihrer Zeit unendlich bedeutender und wirkſamer wandelten als manche Schriftſteller, deren Name ſich nur leichter berühmt macht und erhält.

In dem Geiſte der Männer, welche Tiefſinn, Wahrheitsliebe und Umſicht hochbegabt vereinigen, vergegenwärtigt ſich in Ahndungen das Zukünftige. Welche beſtimmte Geſtalt die Ereigniſſe haben werden, mag niemand ſagen können, aber daß und in welcher Richtung ſie kommen, erkennt wohl früh ein reiner und kühner Sinn, dem eine große Maſſe von Welt und Leben zur Überſicht vorliegt. Wie richtig auf das Gemüth Forſter's gewiſſe Lebensbezüge in ihrer Allgemeinheit wirkten, beweiſt manche ſeiner Briefſtellen. Die Zeichen einer Revolution ſah er ſchon in Deutſchland zehn Jahre vor dem Ausbruche der franzöſiſchen. Im Jahre 1779 ſchrieb er aus Kaſſel an Jacobi: „Wie wahr iſt alles, was Sie vom deutſchen litterariſchen Partheigeiſt ſchreiben! Mir iſt es ein nicht zweideutiges Vorzeichen einer wahren

gänzlichen Veränderung von Grund aus. Es kann so nicht bleiben. Alle Symptome sind da, und zwar nicht nur in der gelehrten, sondern auch in der theologischen und politischen Welt. So sehr meine Seele sonst Ruhe wünscht, so wünscht sie diese Krisis herbei, worauf sie eine große Hoffnung gebaut hat." Noch entschiedener spricht er dies im Jahre 1782 in einem Briefe an seinen Vater aus: „Europa ist auf dem Punkt einer schrecklichen Revolution. Wirklich, die Masse ist so verderbt, daß nur Blutlassen wirksam sein kann. Vom Throne bis zum Bauer sind alle zwischeninne liegenden Stände von dem, was sie sein sollten, herabgesunken, und keiner mehr als unsere vorgeblichen Gottesgelehrten; von ihnen kann man wohl sagen, daß sie wolfsartiger in ihren Schafskleidern sind, als Pharisäer und Schriftgelehrten je waren; unwissender im Geiste der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott und dem Heiland als die armen Neger, welche, nichts besser erkennend, ihren Fetisch anbeten. Es hilft Deutschland wenig, so viel von der Erziehung der Jugend zu sprechen; seine Geistlichkeit, bei der man nur die Kenntniß Gottes und seiner Werke suchen sollte, ist so verderbt, daß sie nichts von ihm, von seinen Wegen und seiner Schöpfung weiß, und es ist den Ungläubigen unserer Tage nicht zu verargen, wenn sie ihre Scheinheiligkeit und dogmatischen Abgeschmacktheiten nicht schätzen." Die besondere Hinwendung seines Blickes auf die religiöse Seite des allgemeinen Zustandes lag in seiner damaligen eigenen Richtung. Als in Frankreich die Revolution später wirklich ausbrach, war Forster's Theilnahme für diese Bewegungen nicht erregter als die der meisten seiner Landsleute. Die Höfe ausgenommen, und auch diese nicht völlig, begrüßte alles in Deutschland freudig die neue Erscheinung; am Rhein besonders fühlte man sich zu ihr, im Gegensatze der geistlichen Regierungen, lebhaft hingezogen. Was der Reiz der Sache nicht that, ersetzten bald die heftigen Gegner derselben, die französischen Ausgewanderten, welche die deutschen Gränzen und bald auch das Binnenland überschwemmten.

Von allen Seiten iſt nur Eine Stimme über den Abſcheu, den ihre Geſinnungen und beſonders ihr Betragen aufregten; wer geneigt war, von dem neuen Freiheitsweſen, das ſchon befleckt und entartet nur unter Gräueln ſich fortbewegte, wieder abzufallen, den konnte der Anblick der Emigranten noch dabei feſthalten. Der widrige Eindruck, welchen dieſe übermüthigen Schaaren machten, beſtätigt ſich auch in dieſen Briefen durch manche Angabe. So ſchreibt Forſter im Juli 1791 an Heyne: „Die ariſtokratiſchen Flüchtlinge gehn ſeit einigen Tagen mit einer wichtigen Angelegenheit ſchwanger, die ſie ganz von allen andern Konſiderationen abzieht; nämlich mit dem Projekt — ihren Fürſten, dem Monſieur, dem Artois und dem Condé, andre Maitreſſen ſtatt der jetzigen, mit denen man unzufrieden iſt, zu geben!“ — Im April 1792 berichtet er an denſelben: „In Koblenz haben ſich die Weiber, insbeſondere die Maitreſſe des Monſieur, eine Madame Balbi, ſo ganz ſchamlos betragen, daß der Kurfürſt von Trier ſich endlich hat erklären müſſen, er könne ſie nicht länger bei Hof admittiren, und ſähe es gerne, daß ſie wegginge. Man hat hierauf Mainz ſondirt, allein der Kurfürſt hat ſich ebenfalls den Beſuch verbeten. Nun geht alſo Madame, nebſt der Balbi, die ihre Hofdame iſt, und überhaupt alle die Weiber, die in Koblenz Klein-Verſailles ſpielten, nach Turin zurück. Das ſind die Menſchen, für die ſich Europa intereſſiren ſoll.“ Ja ſelbſt der gute Heyne, dem die Kriegsereigniſſe wenige Monate darauf den Anblick dieſer Leute zuführen, ſtimmt ganz in ſolchen Ton ein und ſchreibt: „Daß die Emigrirten (an dem unglücklichen Ablauf des Einfalls in Frankreich) den größten Theil der Schuld tragen mögen, ſcheint ſo gut als erwieſen zu ſein. Eben ſie ſind die unſchuldigen Urſachen vom terreur panique in den entfernten Gegenden; ſie zogen zu Dreißigen und mehreren durch die Dörfer und übten aus Mangel und Noth Gewaltthätigkeiten aus. Wo ſie hingehn mögen, kann man nicht begreifen; ins Hannöveriſche kommen ſehr wenig; um ſie abzuhalten, ſoll an der Gränze gegen das Eichsfeld ein Kordon gr-

zogen werden. — Die Aristokraten werden hier so gut verabscheut als anderwärts; dem Volk der Franken wird seine Freiheit gegönnt, und ihm Glück gewünscht, aber deswegen verblendet man sich nicht über alles übrige." Wie Forster, nach der Flucht des Kurfürstlichen Hofes und nach dem Einzuge der Franzosen in Mainz, allmählich in die dortige Revolution verflochten wird, anfangs noch die Billigung des Kurfürsten dabei möglich scheint, dann wenigstens leidliche Entschuldigung sich erhalten will, endlich aber der Entschluß völlig den Umständen beitritt und jede Rückkehr abschneidet, dies alles möge man in den Briefen selbst, deren Interesse hier immer höher steigt, ausführlich nachlesen.

Wäre Forster nur von revolutionärer Leidenschaft getrieben worden, oder von blindem Drange, sich nach dem Maße seiner Gaben und Kräfte thatwirkend zu entfalten, so hätte er sich jetzt ganz in seinem Element und glücklichst emporgetragen fühlen müssen; allein er war ein edler Geist und redliches Gemüth, und so sehn wir ihn von dieser Zeit an nur in den tiefsten Leiden ringen. Er sieht bald ein, daß die Leute über und neben ihm ganz anderes wollen als er; allein er muß sich bekennen, daß sie trotz diesem Gegensatze doch fortwährend noch dasselbe wirken. In diesen Zwiespalt geworfen, Geist und Ergebnisse der Revolution zu lieben, ihre Werkzeuge und Wege aber großentheils verabscheuen zu müssen, durchringt er auf dem heißen Schauplatze von Paris, wohin das Geschick ihn versetzt, als fast vergessener Zuschauer, doch in seinem Innern mitthätigst, alle Kämpfe jener verhängnißvollen Tage. Die Betrachtungen, durch welche er sich aufrecht erhält, sind höchst merkwürdig. So schreibt er im April 1793 an seine Gattin: „Es bleibt bei meiner Behauptung, daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf Menschenglück und Unglück betrachten müsse, sondern als eins der großen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen. Ich bin so wenig vom Karakter der Franzosen erbaut als ihre Feinde und Verächter, aber ich erkenne neben ihren Mängeln und Fehlern auch

das Gute, das ſie haben, und ſehe keine Nation einzeln als Ideal an. Alle zuſammen machen die Maſſe der ganzen Gattung aus, und die Franzoſen ſind nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, beſtimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen wird, abgeben zu müſſen; ſo ungefähr wie die Deutſchen zu Luther's Zeiten für das allgemeine Wohl Märtyrer werden mußten, indem ſie die Reformation annahmen und mit ihrem Blute vertheidigten." Und einige Tage ſpäter, mit größerer Niedergeſchlagenheit, aber ſcharfer politiſcher Würdigung der Kräfte und Bedürfniſſe des Augenblicks: „Je mehr man in die Geheimniſſe der hieſigen Intrigue eingeweiht, oder beſſer, je näher man mit dem ekelhaften Labyrinth bekannt wird, worin ſich hier alles windet und dreht, deſto mehr kalte Philoſophie bedarf man, um nicht an allem, was Tugend heißt, zu verzweifeln, und um ruhig von der Gerechtigkeit des Himmels einen guten Ausgang zu erwarten. Es fehlte noch nach allem, was ich die letzte Zeit gelitten habe, daß mir die Überzeugung in die Hände käme, einem Unding meine letzten Kräfte geopfert und mit redlichem Eifer für eine Sache gearbeitet zu haben, mit der es ſonſt niemand redlich meint, und die ein Deckmantel der raſendſten Leidenſchaften iſt. — So finſter dieſe Bilder ſind, ſo unbezweifelt ſcheint mir der Ausgang der Sache. — Bis jetzt habe ich noch immer Urſache, zu glauben, daß die Mitglieder des Nationalkonvents, die den ſogenannten Berg ausmachen, ungeachtet ſie nicht die zahlreichſten ſind, gleichwohl ihre Plane durchſetzen werden. Auch kann ich mich nicht entbrechen, zu glauben, daß ihre Gegner ſich mehr als ſie mit Intriguen und heimlichen Machinationen abgeben, ja ſogar mit Dumouriez durchgeflochen haben. Ich bin weit entfernt, mein Urtheil für untrüglich zu halten, aber ich lege ihm einigen Werth bei, weil die meiſten Bekannten, die ich noch hier habe, der entgegengeſetzten Meinung ſind, und ich mir folglich um ſo unpartheiiſcher vorkomme. Ich läugne nicht, daß die Männer vom Berge (les montagnards) ſich oft von einer unver-

theilhaften, unpolitiſchen Seite zeigen, aber bei dem allen ſcheinen ſie mir unbefangener als die Andern, und unläugbar haben ſie mehr Kraft und Entſchloſſenheit. Man kann die Kriſe hier ruhig abwarten, ſie kann nur die Anhänger und Anführer der Partheien ſelbſt treffen." Dieſer klare, freibehaltene Blick über die Partheiſtellung iſt Forſter'n um ſo höher anzurechnen, als ſeine Empfindungsweiſe ihm eher entgegengeſetzte Urtheile aufdrängen mußte. Überhaupt darf es uns einen Maßſtab für Forſter's Geiſt geben, daß manche der Schlaglichter, welche unſeres Wiſſens zuerſt öffentlich Bailleul über die franzöſiſche Revolution hingeworfen, ſeitdem aber Hunderte, ohne ihn zu nennen, von ihm entlehnt haben, ſchon in dieſen Briefen, gleichzeitig mit den Begebenheiten, deutlich hervorleuchten.

Mit Gewalt klammert er ſich bis zuletzt an die höheren Vorſtellungen feſt, welche ſein Geiſt als den der Revolution erkennt; mit Gewalt will er ſich über das Niedrige, Gräuelhafte erheben, für das hingeopferte Schöne und Gute tröſtlichen Erſatz finden. In einem ſeiner letzten Briefe ſchreibt er an Huber zweifelnd: „Können wir uns Stärke genug zutrauen, um jederzeit den kosmopolitiſchen Geſichtspunkt beizubehalten, und nie über die Wendung, die der incalculable Revolutionſtrom nimmt, nie über das Liebliche, Schöne, Werthe, was er wegſchwemmen kann, jenen höhern Zweck, den wir doch oft nur im Glauben, nicht im Schauen verehren müſſen, aus den Augen zu laſſen, ſondern zu unſerer Faſſung und Beruhigung feſtzuhalten?" Er ſchmeichelt ſich nicht, wie ſo Viele, mit nahen Hoffnungen: „Ich ſehe," ſagt er, „daß ein heftiger Krampf in der Staatsmaſchine uns noch bevorſteht, daß Freiheit, ſo wie ſie ſchon jetzt während der Revolutionsregierung nicht möglich iſt, bei einem Protektorat wenigſtens auf eine Zeit lang verſchwinden und nur in den Herzen der Menſchen ihre Freiſtätte behalten könnte, vielleicht gar nicht zum Nachtheil der allgemeinen Ausbildung unſeres Welttheils, aber doch zum Verdruß und Leiden der Jetztlebenden. Ferner kann ſo viel Willkür ver-

übt werden, die Herrſchaft der Leidenſchaft kann auf einen noch nicht vorhergeſehenen Punkt ſteigen, das Maß der Ungerechtigkeit und Grauſamkeit überfließen! Auf alles das müſſen wir gefaßt ſein.“ Aber ſeine Selbſtverläugnung will auch dem Anſpruche dieſer Ausſichten gewachſen bleiben, deren fernes Licht ihm doch ſchon mächtig in die nächſte Gegenwart ſtrahlt. In demſelben Briefe heißt es: „Die Größe der Zeit iſt Rieſengröße, wie Sie bemerken; aber eben darum fordert ſie die ungewöhnlichſten Opfer. Ich glaube endlich, daß ich alles opfern kann, was ſie nur fordert, wenn meine Humanität dabei gerettet wird. Meine Kartoffeln ſelbſt ſchälen und kochen? Was kann man nicht alles, wenn man es nur will? Nur zur Milderung dieſer ſpartaniſchen rauhen Schale gehört die Labung des Geiſtes in den ſüßen Gefühlen der Mittheilung. Sehen Sie nicht, daß die Ohnehoſenſchaft wirklich herrſchend im Geiſte der Menſchen werden muß? Die Verachtung des Geldes, des Reichthums, der Habe iſt nicht mehr Neid, nicht mehr Heuchelei, der Reiche ſelbſt iſt davon angeſteckt, der Reichthum, den er nicht mehr genießen kann, iſt faſt wie gar keiner, ſein Werth iſt hin. Luxus und Aufwand ehren ihren Mann nicht mehr, ſie entehren ihn. — In dieſer Revolution im Denken liegt die Kraft der Republik. — Alles Grelle dieſer Erſcheinung wird durch den unverſiegbaren Lichtſtrom der Vernunft, der ſich überall mit herdurchdrängt, gemildert; überall wird für ſie geſorgt und für die Phantaſie.“ Am Schluſſe ſucht er den Sturz der Girondе zu verſchmerzen, von dem Sturme Muth gegen den Sturm fordernd; die Worte heißen: „Oelsner mag gut ſchreiben, aber er meint, die Republik wäre nun mit Briſſot und Vergniaud zu Grabe gegangen. Das iſt ſie nicht. Liebſter Himmel! wenn ſie nicht zehn Generationen ſolcher Kerle wie die jetzigen aushielt, ehe ſie zu Grunde ginge, möchte der Teufel Republikaner ſein. Aber ſo viel wird ſie nicht auszuſtehn haben, und ich hoffe, ich bin ein guter Prophet. Oelsner's Geſichtspunkt iſt gerade deßwegen ſo eng, weil ihm die Menſchen ſo viel ſind.

Das geſtattet nun einmal der jetzige Gang nicht, ſo traurig es für den Menſchenfreund iſt. Aber was iſt zu thun? Die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen und ſchreien: Es iſt alles verloren! und dann doch, wie wenn die Frau geſtorben iſt, ſich vom Schreck erholen und wieder auf die Brautwerberei ausgehn? Da iſt es beſſer, gleich vom Anfang ſich ſo zu ſtellen, daß eine Hand voll Mücken mehr oder weniger in dem Schwarm nicht einmal entbehrt oder wahrgenommen werde. Ich weiß wohl, meine und ſeine Art ſind Beweiſe von der Verſchiedenheit unſers Alters. Wenn wir jung ſind, meinen wir immer, *das* oder *nichts* — und werden wir älter und kriegen das nicht, was wir ſo eigenſinnig verlangten, ſo behelfen wir uns doch. Wenige ſind ſo voll von ihrer Idee, daß ſie, wie Lux, das Leben dafür laſſen." Wenige Monate nachher ſtarb Forſter, zwar nicht wie Lux auf dem Blutgerüſt, aber doch kann man ſagen, daß er für ſeine Idee das Leben gelaſſen; die Macht, der er huldigte, die ihn täuſchte und preisgab und neben ſeinem Abſcheu doch ſeine Treue behielt, die Revolution hat ihn getödtet.

Bei dem Rückblick auf Forſter's durchlaufene Bahn wird uns die Betrachtung beſonders ſchmerzlich, daß ein ſolcher Mann eigentlich ſtets in der Klemme gelebt, nie recht nach Bedürfniß und Recht ſeiner Natur ſich entfalten noch bewegen gekonnt. Und hiebei trägt großentheils ſeine Zeit die Schuld. Die Enge und Kümmerlichkeit der meiſten Verhältniſſe in Deutſchland, die Stockungen, Umwege und Schranken, welche jeder ſtrebende Muth erfahren mußte, ſind uns in zahlreichen Beiſpielen längſt bekannt. In unſerer vaterländiſchen Welt iſt es ſeitdem freier und luftiger geworden; Räume ſind befreit, Wege gebahnt, Einrichtungen getroffen, und Verhältniſſe dargeboten, an welche vor dreißig Jahren nicht gedacht werden durfte. Auch ſelbſt in der Litteratur iſt Forſter der Ungunſt ſeines Looſes nicht entgangen. Er gehört unſtreitig zu unſern beſten Schriftſtellern, aber ſein Name ſchwebt noch gleichſam ohne feſte Stätte und wird un-

ter denen, in deren Reihe er gehört, doch nur ſelten und unſicher genannt. Geiſtvoll gewürdigt hat ihn Friedrich von Schlegel, aber dieſes gediegene Wort iſt ſelbſt beinah vergeſſen. Unſere dem eigenen Verdienſte holden und fruchtbaren Tage ſcheinen auch manche Härte der vergangenen allmählich auszugleichen den Beruf zu haben, und auch hinſichtlich Forſter's endlich eine günſtige Gerechtigkeit zu beginnen. Wir haben es mit Erhebung angehört, wie ein freiſinniger Geiſt, der mit Forſter einſt auf gleichen Wegen der Wiſſenſchaft und des Erlebens als befreundeter Gefährte wandelte, dann aber auf eignen größeren Bahnen zu einſamer Höhe fortſchritt, wie Alexander von Humboldt in ſeinen unvergeßlichen Vorträgen zu Berlin, vor der glänzendſten Verſammlung, die jemals in dieſer Hauptſtadt zu ſolchem Zwecke vereint geweſen, mit edler Anerkennung Forſter's Vorangehn und Verdienſt würdigend in Erinnerung brachte. Jetzt erſcheinen in dieſem Briefwechſel reichhaltige Denkwürdigkeiten, welche den Werth des Mannes in helles Licht ſetzen, und es bleibt nur noch übrig, um ihn in der deutſchen Litteratur zu ſeiner Gebühr dauernd zu erheben, daß auch ſeine Schriften endlich von verſtändiger Hand geſammelt und herausgegeben werden, wofür wir unſererſeits Wunſch und Hoffnung lebhaft ausſprechen!

XIII.

Ernſt Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel, Königlich preußiſcher General der Infanterie. Militäriſche Biographie. Von Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Major der Kavallerie a. D. und Ritter. Berlin 1828. 2 Thle.

Gleich zuerſt ſei von dieſem Buche geſagt, daß daſſelbe zu der kleinen Zahl derer gehört, welche den Leſer lebhaft anregen, fortdauernd unterhalten und dabei durch wirklichen Ertrag befriedigen. Von ſolchen Eigenſchaften eines Buches wird man immer etwas überraſcht, ſelbſt wenn der Verfaſſer, wie hier der Fall, durch frühere Schriften längſt ſchon der günſtigen Leſewelt in ähnlichen Wirkungen bekannt iſt. Aber namentlich auch gegen ein früheres Buch derſelben Gattung von demſelben Verfaſſer haben wir den Eindruck dieſer Lektüre merklich auszuzeichnen; wenigſtens in unſerem Sinne ſteht, bei vielem ſonſtigen Schätzenswerthen, die Lebensbeſchreibung des Generals von Fouqué, durch welche der Enkel dem Großvater ein edles Denkmal errichtet hat, hinter dieſer Lebensbeſchreibung Rüchel's um vieles zurück; die Anſchaulichkeit der Perſonen und Ereigniſſe, die Sicherheit des Gehalts und der klare Fluß des milden Vortrags, welche hier ſich dargeben, ſind uns dort minder ſichtbar geweſen; dagegen mehr kritiſches Unterſuchen und Abwägen, nicht bloß der Thatſachen, ſondern auch ihrer ſittlichen Währung, mehr Bemühen des Rechtfertigens und Ausgleichens, welches alles in geſchichtlichen Darſtellungen dem reinen Eindruck leicht ſtörend wird. Es läßt ſich übrigens ſehr wohl erklären, daß auch bei gleichgeartetem Stoffe daſſelbe darſtellende Vermögen ein verſchiedenartiges Gelingen erfährt, indem ein jedes Mehr oder Minder des einen oder des andern Beſtandtheiles der

Miſchung einen durchaus abweichenden Karakter des Erzeugniſſes bedingt.

Bei Fouqué haben wir nämlich in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Entwickelung ſehr beſtimmt zwei ganz verſchiedene, ihrer Anlage nach auseinandergerückte, in ihm aber eifrig zur Vereinigung ſtrebende Elemente als zuſammenthätig wahrzunehmen. Als er dichtend zuerſt auftrat, gewann die liebliche Zartheit ſeiner Formen, die abgelöſte, dem Wirklichen fremde, auf ſubjektiven Allgemeinheiten getragene und in ihnen zerfließende Dichtungswelt ihm in zahlreichen Gemüthern die verwandten Stimmungen. Auch in den ſtrengeren Gebilden großer, widerhaltiger Stoffe, deren er ſich glücklich bemächtigte, z. B. im Sigurd, blieb im Ganzen derſelbe Karakter herrſchend. Allein neben dieſem ätheriſchen Element erhob ſich innerhalb derſelben Dichtungsgabe nicht weniger ſtark und wirkſam ein anderes, ein ſo zu ſagen terreſtriſches; derſelbe Dichter, welcher eine ideale Dichtungswelt hervorzubringen und in dieſe alles ſchon gedichtete Ritterthum und Zauberweſen, nur abgelöſter und verklärter, aufzunehmen ſtrebte, war zugleich nach dem vollſten Gegenſatz einer ſolchen hingezogen, nach der ſtrengen, ſtarrgeſtalteten, tief im beſtimmten Boden wurzelnden Wirklichkeit unſeres heutigen Militärweſens! Die Weltereigniſſe, welche den Verfaſſer aus den ſtilleren Kreiſen ſeiner Neigungen in das thätige Leben zurückriefen, ſetzten gleichzeitig jene beiden Elemente in heißere Bewegung; ihr Aufeinanderwirken, ihr Zuſammenſtreben trat ſtärker hervor. Mancherlei Verſuche in Verſen und in Proſa, wo bald die dichteriſche Überzeugung auf die wirklichen Zuſtände eingehn, bald dieſe ſich in jene verflüchtigen ſollten, geben eine Reihe von Schriften, welchen ein ungleiches Loos werden mußte; denn nicht nur iſt das Talent des Dichters auf ſolchem Boden weniger ſeines innern vollen Gelingens gewiß — wie denn auch Goethe ſolch bedenklichen rohen Stoff der politiſchen Welt nicht ſtets unbedingt obſiegend verarbeitet hat — ſondern auch den äußeren Erfolg beherrſcht größtentheils der Zufall, ob Dichter und Leſer in ihren

Stimmungen mehr oder weniger ſich begegnen. Dieſe Abſtufungen an Fouqué's zahlreichen Schriften einzeln nachzuweiſen, bleibt der dichteriſchen Würdigung derſelben, die hier unſres Amtes nicht iſt, vorbehalten. Uns ſteht im Allgemeinen feſt, daß der Autor ſtets richtig in ſeiner Aufgabe, die aus ſeinem Innern heraus ſich ihm ſo geſtellt hatte, auf die Vereinigung beider Elemente ausging, er keinem derſelben entſagen durfte, ſondern jeden neuen Verſuch auf eigne Gefahr nothwendig mit beiden beſtehn mußte, dem Glücke dann getroſt anheimſtellend, was des Glückes iſt.

Ohne auf andres nun zurückzublicken und uns einzulaſſen, dürfen wir von dem vorliegenden Buche ausſagen, daß darin überaus glücklich beiderlei Beſtandtheile zuſammenwirken, um jenen gleich im Anfange gerühmten Erfolg hervorzubringen. Die ſtreitenden Richtungen haben ſich zu einem harmoniſchen Eindruck verbunden; diesmal iſt es ganz gelungen; ob die Gunſt des Stoffes oder die Stimmung des Dichters daran den größeren Antheil habe, oder ein ſeltnes Zuſammentreffen beider, wollen wir nicht entſcheiden: genug, der Erfolg iſt da, und wir haben uns deſſelben zu erfreuen.

Wir empfangen hier kein kritiſch gelehrtes Werk, kein prunkendes Muſterſtück aufgeſpreizten geſchichtlichen Stils, keinen Verſuch, fremde Tonarten gezlert nachzureden, ſondern eine ſchlichte, natürliche Erzählung, wie ſie dem Erzähler aus ſeiner Kunde der Dinge und aus ſeiner Anſicht von ihnen ſich von ſelbſt ergiebt, mit aller Eigenheit des Redenden unbefangen ausgeſtattet, der ſich nicht anders zeigen will, als er wirklich iſt, ſeine Meinung überall offen bekennt, ja ſeine eignen Bezüge dem Gegenſtande rückhaltlos anknüpft und überhaupt mit heitrer Gutmüthigkeit in das aufrichtigſte perſönliche Verhältniß zu dem Leſer tritt. „C'est un livre de bonne foi," kann man mit Recht von dieſem Buche ſagen. Inzwiſchen würde dieſe Wohlmeinung und Redlichkeit für ſich allein nicht hinreichen, den Leſer für die Dauer dem Buche geneigt zu erhalten; es gehört dazu dennoch,

daß ein tüchtiger Stoff mit wirklichem Talent bearbeitet ſei. Was nun den Stoff anbelangt, ſo iſt dieſer unläugbar wichtig und anziehend. Wer ſeine Erinnerung um ein Vierteljahrhundert zurückführen kann, dem wird der Name Rüchel aus jener Ferne als eine der vielvermögenden Gewalten jener Zeit heller oder dunkler im Gedächtniß nachklingen. Aus Friedrich's des Großen Schule hervorgegangen, doch ohne deſſen Kriege mitgemacht zu haben, unter Friedrich Wilhelm II. in den Feldzügen gegen die Franzoſen ſich vielfach auszeichnend, aber noch in wenig ſelbſtſtändigen Verhältniſſen, brachte Rüchel in die Regierungszeit ſeines dritten Königlichen Herrn ſchon den fertigen Karakter und Ruhm eines Helden und Feldherrn mit herüber, ohne daß ſein Name in den ihm verknüpften Ereigniſſen die gehörigen Stufen zu ſolchem Gipfel gehabt zu haben ſchien. Als die großen Ereigniſſe dann wirklich der heldiſchen Perſönlichkeit den größeren Schauplatz darboten, ſollte dieſer nur zum allgemeinen Untergang eröffnet ſein, und Rüchel ſah ſeine Laufbahn in die Kataſtrophe vom Jahre 1806 für immer hinabgeſchlungen, ſeine Namhaftigkeit zwar in dieſer Verdunkelung noch eben rettend, doch vom neuen Glanz der wiederkehrenden Siegeszeit ausgeſchloſſen. So erſcheint denn Rüchel als ein Held, der es, faſt unabhängig von der Gelegenheit der Ereigniſſe, durch ſeinen Karakter war, ſein Glück und Unglück aus dieſem empfangend, durch ihn emporgetragen unter minder günſtigen Umſtänden, und gehemmt bei den verheißungsvollſten. Vergleicht man Rüchel's und Blücher's Schickſale, — denn bis zum Jahre 1806 ſtand der Werth deſſen, was ſie geleiſtet hatten und zu leiſten verſprachen, ungefähr in gleicher Höhe — ſo kann man ſich eines ſchmerzlichen Antheils für Rüchel nicht erwehren und darf doch nicht ſagen, daß es anders hätte ſein ſollen, denn auch dieſe Perſönlichkeit erfuhr in ihrem Looſe nur ihr eignes Geſetz. Der Gegenſtand dieſer Darſtellung iſt demnach eigenthümlich und bedeutend genug, als einzelnes Karakterbild und als Theil einer geſchichtlichen Gruppe gleich vortheilhaft auszuführen.

Die Behandlung aber, die ihm gewidmet iſt, erweiſt ſich nicht weniger ausgezeichnet. Der Verfaſſer hat den Helden ſelbſt gekannt, die Wendungen der Zeitgeſchicke, in welchen derſelbe auftritt, ſelbſt mit durchgelebt, die beſten Quellen für das, was ihm ſonſt zu wiſſen nöthig war, reichlich zu Gebote gehabt und treulich benutzt; mit Ernſt und Liebe ſchließt er ſich der vor ihm ſtehenden Erſcheinung an, jedem Thatſächlichen gönnt er ſein volles Recht; was er von dem Seinigen etwa hinzuthut, bleibt als das Seinige ſichtbar, iſt daher unverfänglich und hemmt niemandem die eigne Anſicht. Das Gehäſſige, Streitvolle, Herausfordernde, Partheizündende, welches hier harrend lag, iſt auf ihn nicht übergegangen, ihm hat ſich alles in liebevoller Milde möglichſt ausgeſöhnt, und ſeine Stimmung iſt keine leidenſchaftliche, man müßte denn den edlen Eifer für Ehre, für Waffenruhm, für Preußens Könige, für preußiſches Heer und Volk ſo nennen wollen. Die Weichheit und Gemüthlichkeit des Vortrags thut dem ſtarrtrotzigen, wildheftigen Helden keinen Abbruch; im Gegentheil, Rüchel iſt nur mehr Rüchel in dieſer ſanften Umhüllung, in welcher ſeine ſcharfen Spitzen unabgeſtoßen nur um ſo beſſer aufbewahrt ſind. So auch tritt die Dichtergabe Fouqué's, welche ſeiner Erzählung bald mehr bald minder ihren Schmuck leiht, keineswegs ſtörend, ſondern eher wohlthätig ein und gewährt Erheiterungen, die auf dem rauhen und oft düſteren Gange des Geſchichtlichen um ſo willkommener ſind. Selbſt wo man ſeine Meinung nicht theilt, oder einer ganz entgegengeſetzten iſt, hört man doch gern den argloſen und dichteriſch gefälligen Erzähler, der noch für ſich einnimmt, wo er es für die Sache nicht mehr zu thun vermag.

Die Bezeichnung dieſer Biographie als einer militäriſchen iſt durch den vorherrſchenden Inhalt der gegebenen Verhältniſſe, in welchen der Held ſich bewegt, wohl gerechtfertigt; eine unrichtige Vorſtellung aber würde ſich damit verknüpfen, wenn man jenem Beiworte nach erwarten wollte, daß hier kriegswiſſenſchaftliche Unterſuchungen angeſtellt, Kriegsplane,

Feldzüge und Schlachten auseinandergelegt und beurtheilt wären; von ſolchem richterlichen Verfahren iſt der Verfaſſer weit entfernt, auch bieten ſich die Anläſſe hiezu nicht gar dringend in dem Leben Rüchel's dar. Was indeß von militäriſchen Anordnungen und wirklichen Kriegsvorfällen nach Gelegenheit berichtet wird, iſt immer in genauer Ausführlichkeit und mit derjenigen Vorliebe abgefaßt, welche der gründlichen, in eignen Erfahrungen, wie man leicht erkennt, bewährten Sachkenntniß ſo gern ſich anſchließt.

Nach dieſem Überblicke der Geſtalt und Art des Ganzen erübrigt noch, daß wir dieſe auch im Beſonderen des dargebotenen Inhalts näher in Betracht nehmen.

Rüchel, im Jahre 1754 in Pommern geboren, war durch den Willen ſeines Vaters, der als Major im Heere gedient und drei Söhne im ſiebenjährigen Kriege verloren hatte, als noch einzig übriggebliebener Sohn anfangs zum Predigerſtande beſtimmt. Hierüber macht der Verfaſſer nachfolgende Bemerkungen: „Der Gedanke lag und liegt keineswegs ſo fern, als es wohl manchem heutigen Leſer für den erſten Anblick ſcheinen mag. In katholiſchen Staaten — und die Erinnerung an das frühere Verhältniß war damals noch lebendig genug, wie auch durch das Fortbeſtehn der Domſtifter aufrecht erhalten, — war und iſt es ein ganz natürliches Auskunftsmittel des Adels, ſeine zahlreichen oder verarmten Abkömmlinge zum Theil in die kirchliche Laufbahn einweihen zu laſſen, wobei es dann an billigem Erlaß zur Rückkehr in das weltliche Verhältniß nie fehlt, wenn ja das Fortbeſtehn der Familie dergleichen erfordert. Nehmen wir nun hierzu die evangeliſche Freiheit des Ehebundes für proteſtantiſche Geiſtliche in Betracht, ſo iſt nicht abzuſehn, warum der Major von Rüchel es hätte vorziehen ſollen, ſeinen Stammerben lieber zum Aſſeſſor oder Rath zu erziehen als zum geweihten und gewiſſenhaften Seelenhirten einer chriſtlichen Gemeinde. In den früheren Zeiten der Reformation finden wir ähnliche Verhältniſſe unbedenklich ausgeführt.“ Man ſieht leicht, in welches Gedränge der gute Sinn, der

ſich hier äußert, doch gerathen müßte, wenn man alle Vorausſetzungen und Folgerungen, in deren Mitte er ſich geſtellt, herbeiziehen wollte. Daß es der Domſtifter, der reichen Pfründen und hohen Würden bedürfe, um den Beruf zur kirchlichen Laufbahn in dem Adel allgemeiner zu erhalten, ſcheint freilich, und beſonders im katholiſchen Deutſchland, durch die Erfahrung der neueren Zeiten beſtätigt, allein der wahrhaft geiſtliche Beruf kommt dabei nur um ſo übler zu ſtehn. Das proteſtantiſche Deutſchland hat hingegen von jeher, und nicht ſo ſelten, wie der Verfaſſer anzunehmen ſcheint, die ſchönſten Beiſpiele geliefert, daß Edelleute den geiſtlichen Beruf, dem kein weltlicher Vortheil zur Seite ſtand, aus reinſten Antrieben erwählt haben, und in dieſer Beziehung kann es nur zum Segen ſein, wenn die Lockungen der Üppigkeit und des Ehrgeizes auf dieſer Bahn nicht gehäuft werden. — Der Verfaſſer wirft noch die Frage auf, was Rüchel als Prediger würde geleiſtet haben? doch ohne ſie zu beantworten. Wir glauben, er würde nicht berühmt geworden ſein, ſofern er nicht über dieſes Verhältniß, welches in jener Zeit wenig Spielraum bot, wieder hinausgeſchritten wäre, denn er war mehr Karakter als Talent; der Karakter aber wirkt auf das Nächſte, welches dies auch ſei, und wird daher im Kleinen ſo leicht einheimiſch wie im Großen, je nachdem der Zufall ihn ſtellt, dagegen das Talent erſt in gewiſſer Ausdehnung es ſelber wird und daher um jeden Preis die ihm entſprechende zu erringen ſucht.

Die Neigung Rüchel's zum Kriegsdienſte gewann indeß über den ihm aufgedrungenen Beruf die Oberhand; er wurde Kadet und dann Offizier; ſein ausgezeichneter Eifer und ſeine bemerkbaren Fähigkeiten brachten ihn in die Nähe Friedrich's des Großen, der ihn zu ſeinem Adjutanten berief. Hier werden uns nun, und aus unverkennbar authentiſcher Überlieferung, die köſtlichſten Züge der wunderbaren Eigenart des großen Königs mitgetheilt, welche der Verfaſſer überaus glücklich vorträgt und einleuchtend macht. Der König redete den neuen Adjutanten an: „Ich habe viel Gutes von Ihm

gehört. Ich werde Ihn brauchen. Aber Er muß ſich ja nichts darauf einbilden!" Dieſe Stellung war eine ſtete Schule der Erziehung und Prüfung, und mit Abſicht nahm der König zu ſolchem Zweck in ſeinem Betragen oft die ſeltſamſten Wendungen. Er gab Rüchel'n das Leben des großen Condé zu leſen und befahl ihm, die Feldzüge deſſelben zu kritiſiren. Als der junge Mann, hochgeehrt durch dieſe große Aufgabe, ſeine darüber ausgearbeitete Denkſchrift dem Könige überreichte, bezeigte dieſer zwar ſeine Zufriedenheit, ſetzte aber alsbald, um den vielleicht allzuweiten Flug gleich wieder ins Enge zu ziehen, ohne ſonſt eben beſtimmte äußere Veranlaſſung hinzu: „Weiß Er auch, was ein Verhack iſt?" Rüchel, betroffen über dieſe Frage, die ſelbſt für einen erſten Anfänger in der Kriegskunſt doch zu gering ſcheinen konnte, bejahte ſie durch eine ſtumme Verbeugung. „Doch ſchien der König, — erzählt der Verfaſſer weiter, — darauf nicht im mindeſten Rückſicht zu nehmen. Vielmehr ließ er ſich in die genaueſten Unterſcheidungen eines ſogenannt gefällten oder geſchleppten Verhaues ein, wobei er die Vortheile und Nachtheile jeder Art dieſer Verſchanzungsgattung entwickelte; ja gleichſam mit Beſtimmtheit vorausſehend, Rüchel habe ihn deſſen ungeachtet noch immer nicht verſtanden, ließ er ſich deſſen Schreibtafel geben und zeichnete ihm die erläuternden Figuren hinein. Wie ein Schulknabe mußte der noch eben erſt belobte Kritiker des großen Condé vor ſeinem großen Meiſter ſtehn. Aber wie hätte er auch nur auf einen Augenblick dabei verkennen mögen: es war die Zucht der liebevollen Weisheit!" Gleich darauf ſehn wir den zudringlichen Eifer Rüchel's von dem Könige in andrer Art abgewehrt: „Der König fragte ihn, — heißt es in unſrem Text, — ob er etwas über den ſiebenjährigen Krieg geleſen habe? Rüchel bejahte es. — „Nun, was hat Er denn geleſen?" — Rüchel nannte Tempelhof und einige andre damals bekannte Werke. Der König übernahm eine kurze Kritik der erwähnten Bücher, wobei er Tempelhof's Arbeit mit beſonderer Vorliebe und Achtſamkeit behandelte. Nach einer Weile,

worin er etwas bei ſich zu erwägen ſchien, ſetzte er hinzu: „Sieht Er wohl, — ich habe auch über den ſiebenjährigen Krieg geſchrieben.“ Voll jugendlicher Begeiſterung rief der etwas voreilige Schüler freudig aus: „Ew. Majeſtät, nun erlauben Sie mir, all meine Bücher wegzuwerfen, denn ein ſolches Werk macht ſie überflüſſig!“ Ernſt und ſtrenge ſahe der König aus ſeinem Seſſel mit den durchbohrenden Augen zu dem vor ihm Stehenden empor, und der überraſchende Ausſpruch: „Bah! — Ich bin Sein Diener!“ gab dem Beſtürzten das Zeichen zum Aufbruch.“ Erſt nach vierzehn Tagen ließ der König Rüchel'n wieder zu ſich rufen und ſagte dann am Schluſſe eines gütigen Geſprächs unvermuthet: „A propos! will Er leſen, was ich über den ſiebenjährigen Krieg geſchrieben habe?“ worauf denn das Werk, damals noch vorſichtig bewahrte Handſchrift, dem glücklichen Leſer anvertraut wurde.

Aus dieſer ſtrengen Schule ging in wechſelnder Bändigung und Loslaſſung des aufgeregten Muthes eine ſchroffe Kräftigkeit hervor, welche der kriegeriſchen Perſönlichkeit ganz eigen anzugehören ſchien, ſich aber gegen die nachfolgende durch mancherlei Einflüſſe raſch umgeänderte Welt bald in auffallenden Mißverhältniſſen finden mußte. Schon einen kriegeriſchen Oberherrn, wie Friedrich der Große war, erforderte als den Träger des Ganzen dieſe Richtung nothwendig. Unter der Regierung ſeines Nachfolgers trat alles in andre Beziehungen, indem die früheren nur um ſo ſtärker nach außen fort beſtanden, als ſie nach innen ihren Halt verloren. Von Friedrich Wilhelm II. macht Fouqué folgende, in ihrer billigen Würdigung die Wahrheit nicht verläugnende noch verfehlende Schilderung: „Ein Fürſt von edler Seele; einzelner Zornesaufwallungen unerachtet, gütig, ſanft und mild; erfüllt mit dem kriegeriſchen Muth und der Feldherrngabe ſeines Stammes; — geiſtvoll und den Wiſſenſchaften und Künſten hold, vorzüglich der Muſik ergeben, die er ſelbſt mit Virtuoſität zu üben wußte; — dabei die höchſte Angelegenheit des Menſchengeſchlechtes mit

Glauben und Sehnſucht betrachtend. — Warum eine ſolche Morgenröthe keinen beglückteren Regierungstag heraufgeführt hat, mag ein künftiger Biograph dieſes Regenten entwickeln, der eine hochwichtige Aufgabe löſen wird, dafern er die Fehler und Mängel des liebenswürdigen Fürſten auf gerechte und billige Weiſe aus ihren Quellen herzuleiten und auch zugleich alles mit in die Wagſchale zu legen verſteht, was Schlimmes die preſſenden Verhältniſſe der Jugend und die wunderbaren Fügungen des Mannesalters dieſem edlen Monarchen auferlegt haben.“ Unter dieſem Könige entwickelte ſich Rüchel's hauptſächlichſte Kriegsthätigkeit. Zwar machte er den Zug gegen Holland nicht mit, aber deſto wirkſamer nahm er an den Rheinfeldzügen gegen die Franzoſen Theil. Die Unternehmung mit den Heſſen auf Frankfurt am Main, die Anſtalten und Gefechte bei der Belagerung von Mainz, ſpäter der Antheil an den Kriegsereigniſſen jenſeits des Rheins bilden eine Reihefolge ausgezeichneter Waffenthaten. Der Verfaſſer hat nicht verabſäumt, neben dem kriegeriſchen Intereſſe auch das perſönliche, und beſonders die feſtlich romantiſche Geſelligkeit, welche ſeinen Helden während der kriegeriſchen Niederlaſſung auf der ſogenannten Mainſpitze umwogt, mit heiterem Sinn aufzunehmen, und ſeiner Erzählung dadurch beſonderen Reiz gegeben.

Nach dem Friedensſchluſſe von Baſel, „dem erſten, bei welchem die Krone Preußen Provinzen abtrat“ (doch nur zum Tauſch für größeren, zugeſicherten Erſatz), fand Rüchel's militäriſche Gewaltſamkeit alsbald Gelegenheit zu auffallender Äußerung. Wir laſſen den Verfaſſer erzählen: „Eine zwiſchen Eigenmächtigkeit und Unbeſtimmtheit ſchwankende Vernachläſſigung der alten ehrwürdigen Formen begann ſich in der Armee zu offenbaren. Rüchel ergrimmte nicht nur über das Hemmende des Augenblicks. Die dereinſtigen furchtbaren Folgen mochten ſchon damals ſeinem ahnenden Geiſte vorüberziehen! Er berichtete dem Feldmarſchall Möllendorf, wie es gehe, und daß er ohne Verpflegung und ohne Marſchquartiere nicht im Stande ſei, das Korps

weiterzuführen. Faſt wäre er mit dem alten Herrn gänzlich darüber zerfallen. Beim Einrücken in Weſtphalen erneute Noth! Es gab dort nur Ein Magazin, das zu Lippſtadt, welches zwar an und für ſich hinlänglich gefüllt war, jedoch aller Zwiſchendepots gänzlich ermangelte, ſo daß beim Hin- und Zurückmeſſen der abſcheulichen Wege entweder das Fuhrweſen der Armee oder das des Landes zu Grunde gehn mußte, oder allenfalls auch beides. In Hamm gerieth Rüchel mit der dortigen Regierung darüber ſo hart zuſammen, daß dieſe in corpore ihren Sitz verließ und nach Lippſtadt zog, ihre Klagen beim Feldmarſchall anzubringen. Diesmal aber hielt der alte Oberfeldherr ſeinem raſchen Untergebenen rüſtig die Stange, und die Regierung mußte den als billig und nothwendig anerkannten Forderungen Rüchel's genügen."

Bald nach der Thronbeſteigung des jetztregierenden Königs gelangte Rüchel zu einer militäriſchen Stellung in Potsdam, welche ihn gleichſam zum Hochpunkt machte, auf welchen im ganzen Kriegsheere die Augen gerichtet waren. Die damaligen militäriſchen Partheien in Preußen, die ſtolze Kraftäußerung des militäriſchen Lebens überhaupt, und die beſondere Geſtaltung deſſelben in Potsdam ſchildert der Verfaſſer mit lebhaften Zügen, denen manchmal wohl noch etwas ſtärkere Farbe zu geben wäre. Rüchel war in allem dieſem eine Hauptperſon; ſein Machtgebot, ſein donnerndes Auffahren und Schelten, ſein unbedingtes Unterordnen aller andern Verhältniſſe und Rückſichten, ſobald von dem Anſehn, der Ehre, dem Übergewicht des Militärs die Rede war, ſchaffte ſich Bahn und fand Nachahmer. „Die potsdamer Soldaten unter Rüchel, — ſagt Fouqué, — in jeder Waffengattung und jedem Waffenrange, gingen friſch und froh und ſtolz einher. Gegen jeden Offizier, auswärtige wie einheimiſche, zeigte ſich ihr Betragen ſtreng dienſtmäßig, aber ohne Zwang, und von aller Schüchternheit ſo frei, daß es vielmehr war, als ſtänden auf jeder Stirn die Worte zu leſen: „Ich habe die Ehre, zur Rüchel'ſchen Inſpektion zu gehören." Die Weiſe jedoch, wie Rüchel perſönlich ſein An-

ſehn und ſeine Grundſätze geltend machte, fand ſchon im Militär manchen bedeutenden Widerſpruch, ſtärker aber und faſt einſtimmig klagte man, und nicht nur in Potsdam, wo ihn die Bürgerſchaft entſchieden haßte, über die Art, wie in ſeinem Sinne das Militär überhaupt unter allen Umſtänden den entſchiedenen Vortheil über das Civil haben oder nehmen ſollte. Unſer Verfaſſer erzählt, außer mancherlei andern Zügen, beiſpielsweiſe zwei Vorgänge, die zu ihrer Zeit großen Lärm gemacht haben. Ein Offizier im Garderegimente hatte ein am Arm ihres Vaters einhergehendes ſchönes Bürgermädchen auf offner Straße wider ihren Willen geküßt, und Rüchel erklärte gegen den Vater, der wegen des Frevels klagte, ſich zwar bereit, die Klage anzunehmen, falls der Bürger darauf beſtände, rieth ihm aber zur Sühne, hinzufügend, er ſehe eben nicht das große Unglück für die Tochter ab, von einem ſo hübſchen Mann geküßt worden zu ſein. Der Verfaſſer bemerkt hiebei mit redlicher Wahrheitsliebe, er habe die Begebenheit erzählt, wie ſie geſchehen ſei, mit ihrem Unrecht und ihrer Milderung, niemand aber möge nun ein weiteres und ſchlimmeres dahinter ſuchen, als er offen angegeben habe. Die zweite Geſchichte ereignete ſich bei einer Feuersbrunſt, wo Rüchel einen Reiſenden, der auf der Landſtraße ſtill hielt und aus dem Wagen ſtieg, um das Schauſpiel anzuſehn, perſönlich aufforderte, mit zur Hülfleiſtung thätig zu ſein, und als dieſer ſich wegen Eile entſchuldigte und bei erneutem Andringen ſogar als angeſehener Staatsbeamter ſich zu erkennen gab, ihn nunmehr nur um ſo ungeſtümer mit Gewalt an die nächſte Spritze trieb und eine Zeit lang zum Pumpen nöthigte. Ein Vorgang wie dieſer letztere konnte wohl auch manchen Beifall verdienen, immer jedoch blieb darin der Machttrotz des Militärs, welches gleichſam für ſich ſelbſt eine neue Gewalt im Staate zu werden ſchien, den übrigen Staatsbürgern anſtößig. Wir erinnern uns noch ſehr wohl, häufig die bedenklichſten Äußerungen der Beſorgniß, wohin dieſes Umſichgreifen doch zuletzt führen würde, in jener Zeit gehört zu haben, und Rüchel's Name

klang dabei faſt immer voran. War dieſe Rückſichtsloſigkeit nach unten und nebenaus ſchon mißlich genug, ſo erſchien ſie doch zumeiſt unſtatthaft nach oben, wohin ſie faſt mit gleicher Unſcheu ſich erſtreckte. Der Verfaſſer ſagt von ſeinem Helden: „Gegen Vorgeſetzte oder ſonſt Perſonen von hoher Bedeutung und Anſehn behauptete der General zwar in der Regel die Ehrerbietung, welche er ihnen und ſich ſelber ſchuldig war. Doch wo es zu Streitigkeiten oder auch nur zu ernſteren Abweichungen der gegenſeitigen Anſichten kam, loderte ſein raſches Gemüth, der Flamme ähnlich, oft keck nach oben und ließ ſich zum Angriff hinreißen, wo die ſeinem Thun und Sein allzuentfremdete Vertheidigung genügend und alſo auch ohne Zweifel ſchöner gewirkt hätte. Selbſt ſeinem Monarchen gegenüber zügelte er nicht allemal mit ſchuldiger Bedachtſamkeit die an und für ſich edelſprühende Gluth. Der König bewies ihm in ſolchen Fällen eine großmüthige Nachſicht, deren Rüchel durch die Treue ſeines Innern und ſeinen rühmlich bewährten Eifer für König und Vaterland würdig war, und welche er in ruhigeren Augenblicken mit dankbarer Rührung anerkannte."

Der Krieg gegen Napoleon zog wie ein ſchwarzes, unheilſchwangeres Gewölk lange ſichtbar am Himmel, bevor der Sturm noch ausbrach. Rüchel hatte im Jahre 1795 den Frieden mit Frankreich für nothwendig erachtet und heftig dafür geſprochen; im Jahre 1805 gehörte er zu denjenigen, welche den Krieg gegen Frankreich für unvermeidlich, für unerläßlich und unaufſchiebbar hielten, und rieth dazu mit der ganzen Stärke ſeines Eifers und ſeines Anſehns. Als der gehoffte Ausbruch ſich wieder verzog, und Rüchel ſeine ſchon kampfgewärtigen Truppen wieder zurückführen mußte, war ſein Gehorchen, wie der Verfaſſer ſagt, trüb und wehevoll, und ein Geſpräch mit einem damals vielgeltenden Miniſter regte ihn dergeſtalt auf, daß er eines raſchen Aderlaſſes bedurfte, um ſeine innere Zornes- und Schmerzensgluth zu lindern! Hier wäre noch ein andrer Zug, der ſtärkſte vielleicht in ſolcher Art, anzuführen geweſen, wenn nicht Rück-

ſichten es unterſagt hätten. Im folgenden Jahre wurde ihm ſein Wunſch erfüllt, doch nach ſeiner eigenen Ahndung nun nicht zum Heil, und wirklich unheilvoller noch, als er geahndet hatte. Die Schlacht von Jena, ſo weit Rüchel dabei auf dem Schauplatz erſcheint, ſeine rüſtigen und klugen Anſtalten, ſeine Entſchloſſenheit, ſeine Verwundung, das immer größer ſich entfaltende Unglück und ſein fortwährendes Kämpfen gegen daſſelbe — alles dieſes iſt vortrefflich geſchildert, höchſt lebendig und anſchaulich, in den treueſten Zügen, mit der Sicherheit des Kriegskundigen und der Klarheit des Dichters, der auch die wirkliche Begebenheit in ihrem beſtimmten Leben erſchaut. Auf dieſen verhängnißvollen Ereigniſſen des Jahres 1806 liegt ein tragiſches Intereſſe, welches uns nicht müde werden läßt, ſie zu betrachten. Dieſe Kataſtrophe, mag ſie nun als eine allgemeinere Schickſalswoge oder als ein beſonderes Strafgericht angeſehn werden, erſchien ſo übermäßig, ſo ſehr als ein Äußerſtes, daß es faſt unmöglich wurde, nicht ſchleunigſt aus ihr wieder zu dem nahen Gegenſatz aufzuringen, welchen ſie in dem früheren Ruhm und Glanze Preußens ſchon hatte, und den ſie in der Zukunft eben ſo nothwendig ſchien finden zu müſſen. So liegt für den Beobachter in jenem Sturze ſelbſt ſchon eine neue Verheißung, welche die Weiterlebenden ſofort mit allen Kräften aus dem Schutte hervorzuarbeiten anfingen, und alle Schmach, aller Jammer und Hohn, und das böſe Gezänk, welche ringsum in gehäufter Fülle anſchwollen, tragen jetzt für uns nur das große Intereſſe höchſter Beziehungen, unter welchen ſie ſelbſt verſchwinden! Unſer Verfaſſer verdient das Lob, dieſe vaterländiſche Kalamität durch gegenwärtige Schrift würdig beſprochen und ihr einige ihrer großen Züge neu hinzugeſchrieben oder glücklich aufbewahrt zu haben.

Rüchel's Benehmen während der Fortſetzung des Krieges wird noch gegen mancherlei grundloſe Vorwürfe mit Erfolg vertheidigt, und dabei auch das Entgegenſtehn zwiſchen ihm und dem Oberſten von Maſſenbach mit Umſicht und Billigkeit erörtert und aufgeklärt. Daß Rüchel's Laufbahn

ehrte und geehrt blieb, als Blücher's, seines Feindes und Nebenbuhlers, noch ferdinands und erst nicht sich erhob, dieses tragische Geschick, bei welchem für Nichts der Ruhm bleibt, daß niemand sagen kann, er würde nicht auch Größe und Geistes gleichfalls haben, findet ebenfalls seinen genügenden Ausdruck in der Eigenart, die seine Kraft war und nun seine Hemmung wurde. Sein Schmerz hierüber, der tröstende Zuspruch Blücher's an ihn sind beiden Helden gemäß. Im Jahre 1817 verläßt Blücher seine Regierungsstadt in Pommern und kam auf Blücher's Einladung noch einmal nach Berlin. Wir sahen hier bei gänzlichem Anlaß ihn mehr ganz, um die Schilderung, welche Fouqué von seiner Persönlichkeit gibt, durchaus bestätigt zu finden; gebeugt und krank, hatte seine wohlgebildete Gestalt noch den Nachschimmer der bewunderten Kraft, welche früher aus ihr geleuchtet haben muß; ausgezeichnet seine Gesichtszüge trotzdem noch gebieterischer Milde aus, in den Augen glühte noch Feuer, in den Worten gedrungener Sinn. Zurückgezogen auf sein Landgut in Pommern, lebte er daselbst in ungestörter Ruhe, bis im Anfange des Jahres 1823 ihn ein sanfter Tod hinnahm.

Wir freuen uns, daß ihm eine so treue und würdige Denkschrift geweihet worden, wie dieses Buch von Fouqué sie uns darbringt. Eine Ode von Schenkendorf, im Jahre 1817 an ihn gerichtet, feiert gleichfalls sein Andenken, indem sie ihn den spätern Helden, in dessen Reihe leiblich mitzukämpfen ihm versagt war, dem Geiste nach trefflich beigesellt.

XIV.

Jean Paul's Briefwechsel mit ſeinem Freunde Chriſtian Otto. Berlin, bei G. Reimer. 1829. Bd. I. 2. (Der dritte Band ſoll bald erſcheinen.)

Kaum haben wir Goethe's und Schiller's Briefwechſel, Georg Forſter's Lebensbeſchreibung und Briefe angezeigt, als ſchon wieder neue Schätze dieſer Art ſich darbieten! Jean Paul Richter's und Chriſtian Otto's Briefwechſel, vom Jahre 1790 anhebend, erſtreckt ſich, der Vermuthung nach, bis zum Jahre 1800, und ſo liegt denn hier abermals ein bedeutender Zeitraum unſers fruchtbarſten Dichters und Lebens vor uns, von einer neuen Seite mit oft gar wunderlichen Schlaglichtern beleuchtet, wie ſie bei dem Namen Jean Paul jeder Leſer wohl billig erwarten mag. Für das Erzeugniß, welcher Art auch immer, eines Schriftſtellers, der ſo ganz friſch im regſten, faſt allgemeinen und kaum beſtrittenen Antheil der deutſchen Leſewelt ſteht als einer ihrer Lieblinge, bedarf es keiner nachdrücklichen Empfehlung; man wird dieſen Briefwechſel mit aller Gunſt, wenn auch nicht ſtets mit Zuſtimmung leſen, und wenigſtens der Beſtätigung ſich erfreuen dürfen, einen alten Freund in ſeiner weltbekannten Weiſe ganz wiederzufinden. Denn freilich hierauf wird ſich die Anforderung hauptſächlich beſchränken müſſen, da Jean Paul in Briefen und Schriften überall derſelbe iſt und hier wie dort nur immer das Gleiche zu geben hat; was long wohl Briefen bedeutender Männer ein neues und beſonderes, von dem ihrer eigentlichen Werke verſchiedenes Intereſſe leiht, daß wir die wirkliche Perſon, die nähern Bezüge derſelben zur Tageswelt, ihre beſtimmteren Zuſtände und vertrauteren Meinungen kennen lernen, dieß muß bei Jean Paul's Briefen in dem Grade wegfallen, als es ſchon bei allen ſeinen Werken großentheils vorhanden iſt. Die Überraſchungen, die

Aufschlüsse, die Vielfältigkeit nachdenklicher Belehrung und ergötzlichen Lebensreizes, welche Goethe und Schiller in ihren Briefen als ein Neues und Anderes neben und zu ihren Werken liefern, dürfen hier nicht gesucht werden, so wenig als die überwiegende Darstellung einer äußeren wirklichen Welt; alles ist und gilt hier zunächst in Bezug auf das Subjekt, dessen Sonderbares auch schon bisher in allen seinen Mittheilungen spielte und waltete. Diese Eigenheit der vorliegenden Briefe läßt sie allerdings eines großen Reizes entbehren; man sieht die liebenswürdige Persönlichkeit, aber man braucht sie nicht gerade hier zu sehn, man sieht sie auch hier und fühlt nur in dem schon gewohnten Umgang die bekannten Vorzüge und Entbehrungen.

Denn unstreitig ist Jean Paul's Eigenthümlichkeit, wie auf der einen Seite eine herrliche Begabung, so auf der andern ein verdrießlicher Mangel! Man sehnt sich in allen seinen Schriften oft nach anderm, als man findet, und wünscht auf diesem Meere von Geist und Laune und Tiefsinn und Gutmüthigkeit doch endlich einmal geradere und strengere Richtungen einzuhalten, bleibenderen Strömungen zu folgen, als bei den sich ewig durchkreuzenden, [illegible] Wellenstößen möglich ist, deren Spiel eine Zeit lang [illegible] hält, dann ermüdet und endlich zum höchsten Ur[illegible]gen führen kann. In der That finden sich Personen, und [illegible]rade von wohlgeordnetem, kraftvollen Geiste, welchen das [illegible]tgesetzte Lesen des ihnen sonst nicht unlieben Schriftstellers am Ende dieselbe Empfindung giebt, wie Andern das ungewohnte Befahren der aufgeregten See. Leichter sogar wird dieser Eindruck jetzt erregt, da die sämmtlichen Werke Jean Paul's nunmehr in einer Masse von mehr als sechszig Bändchen vereinigt stehn! Manchen Schriften nützt das Aufreihen, sie heben sich gegenseitig, verstärken und beleuchten einander vortheilhaft; den Jean Paul'schen wird es offenbar schädlich; sie waren bei ihrem ersten Erscheinen auch dadurch begünstigt, daß sie einzeln, allmählich, untermischt mit zahlreichen gehalt- und gestaltvollen Werken andrer Geister, in

die blühende zugleich und fruchtende Litteratur eintraten, nach und nach ließ sich das trefflich annehmen, vertragen und wieder begehren sogar. Allein die sechszig Bändchen und drüber nun als das Gesammtwerk unsres Schriftstellers hintereinander zu lesen, das wäre eine Aufgabe, die man zum bloßen Vergnügen niemandem zumuthen möchte. Wenn man dieses doch wirklich große Talent in dem Ganzen seiner Leistungen, wo des Festen zu wenig und des Flüssigen so viel, prüfend überschaut, so wird man auch bald dahin einstimmen müssen, daß aus Jean Paul'schen Mischungen allein sich keine Litteratur aufbauen, keine litterarische Bildung ansetzen ließe, welches doch mit den weniger tiefen, aber gestaltreicheren Gebilden minderbegabter Schriftsteller schon eher thunlich wäre.

Die Seite des Interesses, welche Jean Paul in diesem Briefwechsel einigermaßen bloßgestellt läßt, ist sein Freund Otto keineswegs im Stande gehörig zu vertreten. Was jener selbst hier sagt: „Von Voltaire, Cardan, Herder u. s. w. möcht' ich sogar die Hosen, das Schlafzimmer und das Kindschreibbuch sehn; aber vom sonst vortrefflichen Pütter, Ernesti, Baumgarten, Nennebaum keinen Fetzen, — was geht mich ihr Haushalten an?" dies dürften wir im Guten auf ihn und im Schlimmen auf seinen Freund anwenden, der in der That nur als ein solches Umgebungsstück Jean Paul's für uns einigen Werth haben kann. Er ist ein guter, sonst aber sehr beschränkter und schwacher Mann, der sich jenem in Liebe und Geistesthätigkeit nachbemüht, aber wenig Eignes und Neues bringt; einige kalte Späße, die bei Jean Paul schon zuweilen kindisch und verzerrt ausfallen, einige weiche Empfindsamkeit, worin er sich ergeht, bleiben weit entfernt von dem leuchtenden Witz und der tiefen Gluth, welche jener denn doch so häufig aussendet; wir sind gar nicht der Meinung, daß ein großer Kritiker in ihm verloren gegangen sei, denn seine weitschweifigen Erörterungen über seines Freundes Schriften, — in diesen beiden Bänden hauptsächlich über Hesperus und Siebenkäs, — haben bei manchem Verständigen doch zu wenig Fruchtbares und Anziehendes, um den

großen Namen, den sie einnehmen, zu verdienen, und manche seiner Urtheile, z. B. daß in Wilhelm Meister's Lehrjahren eine atheistische Nüchternheit das Ich des Schriftstellers, welches der unsichtbare, aber überall waltende und sich überall offenbarende Gott eines Werkes sei, verschwinden lasse, oder daß ihm die Luise von Voß lieber sei als Goethe's Hermann und Dorothea, zeigen doch nur seine ärmliche Auffassungskraft, oder, wie das letztere, eine sinnberaubte Albernheit. Ein Brief, in welchem er voll Empfindlichkeit gegen Jean Paul seine Klagen, Vorwürfe, Entsagungen und Ansprüche umständlich verhandelt, zeigt eben so die geringe Haltung einer Freundschaft, welche durch Jean Paul's beginnende Berühmtheit und größeres Weltverhältniß aus aller Fassung kommt. Wir sagen dies gelüstentlich mit Rücksicht auf den schon erwähnten Briefwechsel Goethe's und Schiller's, wo auch ein Freundschaftsverhältniß, aber das großartigste, das je gesehn worden, sich darlegt, wo auch kritische Mittheilungen bis in die kleinsten Bezüge eingehn, aber stets das höchste, gütigste Interesse kund thun und aufweckt.

Der Anfang dieser Briefe zeigt noch ganz beschränkte Verhältnisse, und die persönlichen Zustände sind in einer Art idyllischen Still-Lebens besungen; bald aber, durch die Macht der gütigen Geister, die sich in ihm entfaltet und durch Schriften verkündigt, wird Jean Paul aus dieser Enge auf größeren Schauplatz emporgetragen und tritt als ein schon ganz ausgebildeter und freudig anerkannter Autor und Liebling in die wirksamen Lebenskreise von Leipzig, die strahlenden von Weimar, und später in die noch weiter ausgreifenden von Berlin. Mit größtem Wohlgefallen und Antheil begleiten wir seine Schritte zu den Erfolgen, von welchen er seinem Freunde höchst liebenswürdig einen zwar manchmal nur kurzen, aber stets redlichen Bericht ertheilt. Die Aufnahme und die Eindrücke, welche ihm in Weimar und Jena werden, ziehen uns besonders an und lassen uns abermals mit Dank und Verwunderung erkennen, welch ein großes und mannigfaches Licht des Geistes und der Bildung in diesem begün-

ſigten kleinen Raume für das große deutſche Vaterland zuſammengehalten und genährt wurde, und wie durchdringend die Strahlen aus dieſer Mitte nach allen Seiten leuchteten! Jean Paul ſagt von ſeinem erſten Aufenthalte daſelbſt: „Dieſe dreiwöchentliche Stelle in meiner Lebenslaufbahn iſt eine Bergſtraße, die eine neue Welt in mir anfängt.“ Von ſeinem erſten Beſuche bei Goethe'n erzählt er: „Ich kam mit Scheu zu Goethe. Die Kalb und jeder machte ihn ganz kalt für alle Menſchen und Sachen auf der Erde. Die K. ſagte, er bewundere nichts mehr, nicht einmal ſich, jedes Wort ſei Eis, zumal gegen Fremde, die er ſelten verlaße; er habe etwas Steifes, reichsſtädtiſch Stolzes, — bloß Kunſtſachen wärmten noch ſeine Herzgruben an, daher ich Knebel'n bat, mich vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrifiziren und zu inkruſtiren, damit ich mich ihm etwa im vortheilhaften Lichte einer — Statue zeigen könnte. Die K. rieth mir überall Kälte und Selbſtbewußtſein an. Ich ging ohne Wärme, bloß aus Neugierde. Sein Haus frappirt, es iſt das einzige Weimars im italiäniſchen Geſchmack, mit ſolchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angſt preßt die Bruſt. Endlich tritt der Gott her, kalt, einſilbig, ohne Accent. Sagt Knebel: „Die Franzoſen ziehen in Rom ein“ — „Hm!“ ſagt der Gott. Seine Geſtalt iſt markig und ſtarrig, ſein Auge ein Licht. Aber endlich ſchürte ihn nicht bloß der Champagner, ſondern die Geſpräche über die Kunſt, Publikum u. ſ. w. ſofort an, und — man war bei Goethe. Er ſpricht nicht ſo blühend und ſtürmend wie Herder, aber ſcharf-beſtimmt und ruhig. Zuletzt las er uns — d. h. ſpielte er uns ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch ſein Herz durch die Eiskruſte die Flammen trieb, ſo daß er dem enthuſiaſtiſchen Paul (mein Geſicht war es, aber meine Zunge nicht —) die Hand drückte. Sein Vorleſen iſt ein tiefes Donnern, vermiſcht mit dem leiſeſten Nachtigallſchlag; es giebt nichts Aehnliches.“ Wir theilen dieſe Stelle ausführlich mit, als eine Probe des Beſten, was in dieſer Art vorkommt; würdig

und meiſterhaft iſt das lebendige hieſige Vorgangs aufgefaßt! Merkwürdig iſt auch der kürzere Bericht über den Beſuch bei Schiller: „Ich trat geſtern" — ſchreibt Jean Paul —, „vor den ſelbſichten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückſpringen; er erwartete mich aber, nach einem Brief von Goethe. Seine Geſtalt iſt verworren, hartknöchig, voll Eckſteine, voll ſcharfer ſchneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er ſpricht beinahe ſo vortrefflich, als er ſchreibt. Er war ungewöhnlich gefällig und ſetzte mich durch ſeinen Antrag auf der Stelle zu einem Kollaborator der Horen um." Man ſieht in dieſen Bezeichnungen, welche Jean Paul von Goethe's und Schiller's verſucht, ſehr leicht neben dem, was der Gegenſtand aufnöthigte, auch das, was die Subjektivität hinzu that, welche denn doch vor Goethe's Gewalt ſich nicht halten konnte und dem Gegenſtande vollen Raum geben mußte, gegen Schiller aber etwas ſich behauptete. Die weichen Herzensbewegungen des lieben ehrlichen Weltweiſings konnten freilich nicht ſogleich nach ſeinem Wunſch und Bedürfniß in jenen Heroen wiederklingen! Aber die Sache hat bei Jean Paul noch überhaupt eine eigne Bewandtniß. Wie es Menſchen giebt, denen, bei aufgemachter Unzulänglichkeit ihrer ſelbſt, das Beſte in der Welt kaum gut genug dünkt, ſo gehört Jean Paul der entgegengeſetzten Art an, welchen, bei ganz guter Berechtigung zum Theilhaben an dem Beſten, vieles doch leicht allzu gut iſt und ihnen eine Sehnſucht nach etwas Zweitem und Drittem läßt, das ihnen erſt das rechte Element des Behagens wird. So ſieht unſer Autor aus aller Höhe und Breite der Welt, zu denen er durchgedrungen, ſtets nur in ſeine beſchränkteren myſtiſchen Zuſtände mit Vorliebe zurück. Wir wollen die gutmüthige Artigkeit und die edle Einfalt, welche ihn hierbei leiten, nicht mißkennen; dieſer Zug in ihm, ſofern das Leben ſelbſt dabei in Betracht kommt, iſt höchſt ehrenwerth, das Gemüth kann ſich dabei erheben, der Karakter läutern; aber auf künſtleriſche Urtheile und Neigungen wirkt er herabziehend und verengend. So ſchätzt Jean Paul unter den Großen

immer gern an die Nichtgrößten ſich an, unter den Philoſophen ſind nicht Kant oder Fichte, ſondern Jacobi und Herder ſeine Männer, unter den Dichtern ſind ihm Goethe und Schiller offenbar unbequem, ihm iſt mit Wieland viel traulicher zu Muth, beſonders drückt ihn Goethe's Perſon und Geiſt, die er anerkennt in ihrer Größe, denen er zu huldigen frei genug mit beſtem Willen ſich beiſetzt, — aber behaglich wird ihm in dieſer Nähe nicht, wie überhaupt in dem glänzenden, ihn ſonſt mit Lob und Gunſt und Ehre berauſchenden Kreiſe von Weimar nicht, ſo daß er endlich ſogar in Halberſtadt und beim alten Gleim ausrufen kann: „Wie hebt dieſen biedern Berufſaner, der vor lauter Feuerflammen nie die rechte Geſichtsfarbe anderer Menſchen haben kann, mein Herz über die äſthetiſchen Gaukler in Weimar und Jena und Berlin, die für keine Seele eine haben, vor denen alle Karaktere nur beſchaut, nicht ergriffen, wie die Karaktere, die von fünf bis acht Uhr auf der Bühne dauern, vorübergehn!“ Uns ſcheint denn doch ſelbſt in dieſer Stelle, weil Jean Paul beſſer malt als wählt, der Gelobte ſchlimmer gezeichnet als die Getadelten!

Wegen dieſes ſeinen Sinnes, mit welchem er auffaßt, und wegen der Aufrichtigkeit, die ihn alles Gefaßte ſagen läßt, iſt Jean Paul als Perſonenzeichner, ſobald man nur im Auge behält, daß er es iſt, der den Griffel führt, gar nicht zu verſchmähen. Seine Schilderungen und Urtheile ſind meiſt bedeutend an Gehalt, oft eindringend, und immer ſchon als die ſeinigen merkwürdig, ſelbſt wo er ſich irrt oder nicht erreicht. Über die beiden Schlegel, über Lafontaine, Reichardt, Böttiger, Kotzebue und viele Andre, die in der Literatur damals etwas gelten oder treiben, kommen gute Stellen vor. So heißt es von Kotzebue: „Wider meine Erwartung iſt ſeine Rede ſchlicht, gründlich, ohne Umſchweif wie ſein Auge; auf der andern Seite ſcheint er weniger boshaft zu ſein als ſinnlich-ſchwach: das Gewiſſen findet in ſeinem Herzorgan keinen muskulösen Punkt, um einzuhaken.“ Und bald nachher: „Er verlohnt es gar nicht, daß man mit

aber von ihm spricht: nicht ein einziges eignes Urtheil ist in seiner Seele." Über Reichardt sagt, nach vielem Lobe seiner Gefälligkeit und sonstiger weltlichen Eigenschaften, Jean Paul ohne Hehl: „Ich und Reichardt sind Weltpole weit auseinander, mir kann nur sein Erzählen, und ihm von mir nur mein Zuhören gefallen; über Kunst und Menschen und Empfindungen sind wir ewig getrennt." Über Frauenzimmer ist Jean Paul's Urtheilswert fast immer glücklich; er besitzt für sie, bei starkem Glauben und Anbeten, einen überaus zarten und eindringenden Unterscheidungssinn. So finden wir Frau von Kalb, deren Namen in Goethe's und Schiller's Briefwechsel mehrmals nur genannt wird, hier in ihrer vollen geistigen Bedeutsamkeit mit wahren Meisterstrichen bezeichnet, und wir lernen hier ermessen, was wir uns dabei vorzustellen haben, wenn dieser außerordentlichen Frau als einer Freundin mit Umgangsrechten in jenem Briefwechsel Erwähnung geschieht. Überhaupt müssen solche vertrauliche Mittheilungen der Zeitgenossen einander wechselsweise ergänzen und beleuchten, damit auch der Fernste und Spätlebende nach und nach in einer solchen mündlichen und durch geistige Überlieferung jugleich lebenden Gesellschaftswelt endlich ganz einheimisch werde und mitlebe. Über Emilie von Berlepsch, über die erste Frau August Wilhelm's von Schlegel, Frau von Wolzogen, von Crayen, Heinsius, Amalie von Imhof und Andre kommen ebenso nach Gelegenheit bald längere, bald kürzere Worte vor, in welchen die Anmuth und die Wahrheit mit einander wetteifern, und ein einseitiges Übergewicht der einen oder der andern nicht gerade viel verderben kann! —

Wir dürfen uns freuen, durch solche Gaben wie diese Briefe unsre Literatur sich immer glücklicher beleben, ausdauen und geschichtlich darstellen zu sehn. Nicht nur die entschiedenen Freunde Jean Paul's, indem sie ihn selbst ganz wiederfinden, können eines unterlassenen Genusses hier versichert sein, sondern auch andre Leser, und selbst solche, denen, wie hier einmal gesagt wird, seine heftigen Sprünge und gewaltsamen Verbindungen fast Gehirnkrämpfe machen, haben

vermittelſt des verarbeiteten Stoffes große Befriedigung zu gewärtigen.

Zu wünſchen bleibt nebenher, um auch dies nicht unberührt zu laſſen, daß bei Herausgabe ſolcher Bücher mit kundiger Umſicht und ſtrenger Genauigkeit verfahren werde, und weder offenbare Sprachſchnitzer ſich einſchleichen, wie hier einigemal geſchehn, noch allbekannte Namen und Bezeichnungen falſch vorkommen, und z. B. weder Ellypſe, noch anaſtomaſiren geſchrieben, noch ſolche Namen wie Reichardt, Sieyes, Körte u. ſ. w. in Reichard (um ſo ſchlimmer, da es einen ſolchen ebenfalls gab), Sieges und Görte entſtellt werden! Aufgefallen iſt uns auch, daß nicht Jean Paul allein, ſondern auch ſein Freund Otto ſchon in frühſter Zeit hier als Befolger der ſpätern und gar nicht gerechtfertigten Sprachweiſe auftreten, wonach Jean Paul das verbindende S bei zuſammengeſetzten deutſchen Hauptwörtern gänzlich vertilgt wiſſen wollte und ſeinestheils in der That zu vertilgen anhob. In ſolchen Fällen wird die Wunderlichkeit beſſer auf das Gewöhnliche zurückgeführt, als dieſes in jene übertragen. —

XV.

Histoire de l'assemblée constituante. Par M. *Alex. Lameth*, lieutenant-général, membre de la chambre des députés. Paris, 1828. 1829. 2 Vols.

Dieſes Buch iſt bei ſeinem Erſcheinen allgemein in Frankreich mit Lob aufgenommen und auch bei uns, in faſt unwiderſtehlicher Fortwirkung ſolcher Stimmen, meiſt rühmlich

ernährt worden, als ſei uns darin ein wichtiger Beitrag zur franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte und eine gründliche Entwickelung — wohl gar zum erſtenmale — der Arbeiten einer Rathverſammlung gegeben, die unläugbar zu dem bedeutendſten gehört, was uns in dieſer Art die Geſchichte darbietet, denn allerdings hat nie ein Parlament, ein Reichstag oder eine Volksberathung neuer und alter Zeit einen ſo großen Inhalt und eine ſo durchgreifende Wirkung gehabt wie die berühmte Conſtituante. Alexander Lameth war ein namhaftes Mitglied dieſer Verſammlung, hat den ferneren Verlauf der Revolution mit durchgemacht und ſich immer als ein Mann von Verſtand, von Bildung und von ernſtem Willen gezeigt. Hierauf ließe ſich allerdings eine nicht üble Vormeinung für den Schriftſteller gründen; doch entſpringt aus dieſen Bezügen wohl nicht das Lob, das er empfangen. Aber bei Erſcheinung ſeines Buches lebte er noch, gehörte dem höheren Geſellſchaftsleben an und folgte als Deputirter mit dem Eifer und Anſehn eines Altgedienten dem Gange der linken Seite. Aus dieſen Verhältniſſen ergab ſich für ſein Werk der Beifall, der unter ſolchen Umſtänden faſt als ein unerläßlicher Pflichttribut betrachtet wird; niemand wagt, einen Autor von ſo augenſcheinlichem Nutzen durch offnen Tadel zu ſchwächen; höchſtens miſcht ſich ein ſchweres Seufzen ein, wenn ſein perſönliches Meinen durch mißbeliebige Abweichung von feſtſtehenden Annahmen allzu auffallend wird. Wir unſererſeits haben ſolche Rückſichten nicht und können deſto unverhohlener unſer Urtheil ſagen, daß wir dieſes Buch für ein ſchwaches und ſchlechtes halten, für eines von denen, welche, bei dem Anſchein, die Geſchichte zu erhellen und zu berichtigen, — wozu ihnen auch alles Nöthige wirklich verliehen ſein könnte, — ſie doch nur verdüſtern und verfälſchen. Es hilft dem Verfaſſer wenig, daß er ein Augenzeuge und Mitthäliger war, ſeine ſonſtigen Eigenſchaften ſetzen dieſen Vortheil wieder ſtark herab. In der That hat Alexander Lameth unter den vielen Ausgezeichneten der Revolution nie in erſter Linie geſtanden, aber in der zweiten

ſtets Gaben und Eifer genug bewieſen, um fortwährend im vordringenden Bemühen bleiben zu können, ſich irgendwie an die Spitze zu ſtellen. Ein Ehrgeiz dieſer Art, mehr auf den Verhältniſſen als auf der eignen Perſönlichkeit fußend, muß am Ende nur ſtörend werden, für den, der ihm folgt, wie für die, denen er entgegentritt; unfähig, die Führerſchaft der Sachen auf ſich zu nehmen, gewinnt er wenigſtens die Leitung einiger Perſonen, verurſacht Spaltungen und Reibungen und verliert, auch bei ſonſtigem guten Willen, wegen oft geringer Einzelheiten, das gemeinſame Ziel aus den Augen. So erging es den beiden Lameth und ihren Freunden, ſie wollten im Grunde nichts andres, als was die damalige Hauptrichtung war, aber ſie regten ſich auf ihrer Mittelſtufe allzu unruhig und wurden auf ihrer eignen Seite unnütze Widerſprecher, weßhalb Mirabeau ſie zuletzt mit Wahrheit als des factieux bezeichnen konnte. Dieſer Trieb, das Große, deſſen Maß zu erreichen nicht gelingt, nun zu dem Maße der eignen Perſon gleichſam herabzuziehen, iſt auch in Lameth's Geſchichtſchreibung vorherrſchend und verdirbt dieſelbe völlig, wie redlich auch ſonſt ſein Wille es meinen mochte. Nie iſt dieſe große Nationalverſammlung, die er ſich zum Gegenſtand gewählt, in ſchwächerem Bilde gezeigt, nie dürftiger und farbloſer behandelt worden als in dieſem Buche, das ihr ausſchließlich gewidmet iſt!

Die Geſchichte einer Ständeverſammlung kann als ſolche unter zwiefachem Geſichtspunkt aufgefaßt werden. Entweder wird eine Überſicht, Entwickelung und Prüfung des von ihr Geleiſteten nach ſachlichem Zuſammenhange geliefert; oder es wird ein Gemählde der Lebensbewegung beabſichtigt, eine Schilderung der Umſtände und Vorgänge, der Karaktere und Talente, aus deren Gegeneinanderwirken die Ergebniſſe hervorgehn. Eigentlich iſt beides nöthig, um ein vollſtändiges Bild ſolcher Geſtaltungen zu geben; aber wir dürften es ſchon dankenswerth genug finden, wenn auch zur Zeit nur eines von beiden geſchehn wäre. Hier aber fehlt das eine wie das andre. Von demjenigen, was innerhalb der Ver-

sammlung sich begab, wie von dem, was außer ihr vorfiel, sind nur schwache Umrisse gegeben, ohne die Kraft der Zeichnung, ohne die Lichter und Schatten, die wir schon anderweitig vorfinden, wo nicht einmal ein so bestimmter Vorsatz ausschließlich diesem Gegenstande gewidmet war. Die geistige Durchdringung des Stoffes mangelt ganz; die geordnete Darlegung der Sachen, die Zurückführung derselben auf Grundsätze, und andres Doktrinelle suchen wir umsonst; einige Rückblicke auf spätere Vorgänge und neueste Bedürfnisse können unmöglich diese Lücke ausfüllen. Eben so wenig befriedigt die andre Seite; die lebendige Fülle des großen Schauspiels tritt nicht hervor, man sieht nicht die außerordentlichen Scenen, nicht die einzelnen Menschen in ihrer vollen Beleuchtung, man erfährt nur äußerlich den Gang der Debatten, lernt die gehaltenen Reden nur durch eingeschaltete Bruchstücke kennen, die kein Feuer der Darstellung verschmelzt, und die keine geistige Analyse wieder als Ganzes verstehn läßt. Niemals erführe man aus diesem Buche, wer Necker, Mirabeau, Sieyes, Maury, Cazalès, La Fayette, Adrien Duport und andre solche Männer waren, ohne deren deutliche Gestalt diese Begebenheiten in manchen ihrer Theile doch stets dunkel bleiben. Man sehe nur, wie schwach und ärmlich die Königliche Sitzung vom 23. Juni 1789 geschildert ist, wo Mirabeau's kühnes Wort eigentlich der neuen Ordnung der Dinge ihren Entscheidungszug gab, ferner die Auftritte am 5. und 6. Oktober, wie farblos die heftigen Verhandlungen, in welchen der Kampf der Partheien sich täglich erneuerte, und alle sonstigen Verhältnisse, welche auf den Fortgang der Dinge einwirkten!

Schon französische Kritiker haben es, bei aller Gunst, nicht ungerügt lassen können, daß der Verfasser, nicht sowohl sich selbst, aber doch seinen Freund Barnave zu sehr zur Hauptsache macht. Aus allen Kräften schiebt er diesen vor, ihn am meisten führt er redend ein, und seine Schuld ist es nicht, wenn in der Versammlung, die einen Mirabeau und hundert große Talente zählte, uns nicht Barnave als

das Licht und die Kraft des Ganzen gilt! Dieſes Hervorziehen des Geringeren und Verdunkeln des Größeren, wobei nicht die einzelne Abſicht des Verfaſſers, ſondern vielmehr ſeine oben angedeutete Natur die verderbliche Quelle iſt, macht das ganze Werk zu einem der fälſchlichſten Geſchichtsbilder. Dieſe Art von Irrthum und Unwahrheit hätte der Verfaſſer, als er die Fehler anderer Schriftſteller über die Revolution, in ſeiner Vorrede, der Reihe nach, und größtentheils mit richtigem Blick und gutem Grund, bemerklich machte, wohl nicht als Vorwurf gehäufet, der ihm ſelbſt gemacht werden ſollte! Und doch können wir ihm, bei all ſeiner guten Meinung, denſelben nicht zurücknehmen. Was hilft es, daß die Thatſachen, ihrer rohen unbeſeelten Äußerlichkeit nach, in ſeinen Angaben nicht gerade entſtellt ſind, daß er manches, und ſogar wohl den Moniteur, aus ſeinem beſſeren Wiſſen berichtigt und hin und wieder durch intereſſante Einzelheiten, — z. B. über die Kataſtrophe von Favras, über den Einfluß einiger vornehmen Damen, über Äußerungen Mirabeau's — die Geſchichtkunde jener Zeit wirklich erweitert? Das Werk wird dadurch nicht beſſer, man wird jene wenigen Beiträge herausſondern zu anderem Vorrath und das Andre fallen laſſen.

Daß dem Verfaſſer die Gegenwart bei Ausarbeitung ſeines Buches lebhaft vorgeſchwebt, giebt er ſelbſt überall zu erkennen; manches in ſeiner Darſtellung ſcheint hauptſächlich auf die Tagswirkung berechnet. Von den überſchwänglichen Vorurtheilen und Eitelkeiten ſeiner Landsleute hat auch er ſein Theil; Frankreich iſt das erſte Land Europas, das mächtigſte Volk; Frankreich hat immer Recht, in ſeinem Thun, in ſeinen Forderungen. Wir wollen auch ſogar dem Geſchichtſchreiber dieſe unſchädliche Selbſtgefälligkeit geſtatten, ſie iſt wenigſtens inſofern unſchädlich, als ſie niemanden täuſcht; wenn aber von dem Marſchall Soult, Herzog von Dalmatien, geſagt wird, er ſei der größte Feldherr, der jetzt in Europa lebt, und dabei doch jedermann ſogleich an den Herzog von Wellington denken muß, der ſich mit jenem ſieg-

reich gemessen hat, so wird es augenscheinlich, daß dergleichen Ruhmredigkeit auch ihr Mißgeschick haben kann, wie jenes zu weit getriebene Wagniß. —

Seit dem Erscheinen des zweiten Theils dieser Geschichte ist Alexander Lameth gestorben; wir wissen nicht, wiefern eine Fortsetzung seines Buches durch ihn vorbereitet worden und im Druck zu erwarten steht. Indeß wird man über die Geschichte der Constituante, auch wenn man nicht in ihre weitläuftigen Quellen sich versenken mag, aus schon vorhandenen Geschichten der Revolution, namentlich aus dem fleißigen und frischen Buche von Thiers, genugsame Belehrung schöpfen können, um einer solchen Spezialgeschichte nicht erst zu bedürfen. —

XVI.

Mémoires de M. *de Bourrienne*, ministre d'état, sur Napoléon, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Paris, 1829. 10 vols.

Fauvelet von Bourrienne, Jugendgenosse Napoleon's auf der Kriegsschule zu Brienne, in den ersten Ruhmesjahren desselben sein Geheimschreiber, dann in Ungnade, doch ferner gebraucht in öffentlichen Geschäften, und der, so vielen Dingen und Personen einmal vertraut, auch der weiteren Vorgänge leicht kundig wurde, darauf in der Restauration mitthätig, die ihn zur Ehrenwürde eines Staatsministers erhob, — dieser Mann erzählt uns sein Erlebtes! Wir haben es hier weder mit einem Lascases zu thun, der in schwär-

meriſcher Befangenheit für ſeinen doch nur ſpät erſt gefundenen Herrn und Meiſter während der höchſten Spannung der letzten Lebensgeſchicke deſſelben ſchrieb; noch mit einem Novigo, der den Taumel der verſchwundenen Herrlichkeit, mit den jetzt machtloſen Hülfsmitteln dreiſter Behauptungen und Verſchweigungen künſtlich für heutigen Zweck zugerichtet, im Andenken erneuern möchte; von dieſen, zwar in ihrer Art ſtets wichtigen, aber durch ihre Zeugniſſe mehr Kritik als Vertrauen erweckenden Verkündern Napoleon's iſt unſer Autor ſehr verſchieden; ſeine Botſchaft kommt unter ganz andern Umſtänden und lautet ganz anders. Als aufrichtig und unpartheiiſch kündet er ſich an, und wirklich läßt ſeine Redlichkeit im Mittheilen ſich kaum in Zweifel ziehen. Er will die unverſtellte Wahrheit ſagen, nicht die herausſpekulirte, kritiſche, geiſtige einer die gewöhnliche Faſſungskraft überſteigenden mächtigen Erſcheinung, ſondern die augenfällige, ſchlichte, gemeine des Einzelnen, was er geſehn und vernommen hat. Keine Rückſicht hält ihn zurück; er ſelbſt iſt alt und hofft nichts mehr; ſein einſtiger Freund und Meiſter iſt ſeit einer Reihe von Jahren todt, eine groſſe Menge andrer betheiligter Perſonen ebenfalls, dagegen können auch viele noch überlebende die Ausſagen kontrolliren; der ganze Weltzuſtand, von dem er redet, iſt vergangen, die Rechtfertigungen oder Anklagen ſind ſchon größtentheils geſchichtlichen Intereſſes, und das des Tages wird nur in wenigen Fällen noch berührt. So erfahren wir denn ohne Rückhalt Gutes und Schlimmes, Schuld und Schwäche wie Treffliches und Groſſes, bisher beides oft in gleichem Maße verheimlicht oder verfälſcht, jetzt aber in ſeiner wahren Geſtalt — denn dafür ſoll ſie doch gelten — ans Licht gezogen. Daß Pietät gegen Napoleon hier hätte hemmen ſollen, können wir nicht einſehn. Es iſt noch die Frage, ob er im Einzelnen nicht bei dieſer Aufrechnung ſogar gewinnt, denn die unmäßigen wahrheitwidrigen Apologieen haben das allgemeine Urtheil nicht beſtochen, das hier beſtätigte Schlimme war den Zeitgenoſſen meiſt bekannt und geglaubt, und manches Gute dagegen iſt

nen. Aber auch ohnedies kann weder Bourrienne's Verhältniß, noch Napoleon's Eigenart hier eine Pietät so nothwendig fordern laſſen. Schonung und Scheu war das, was Napoleon ſelbſt ſein ganzes Leben hindurch am wenigſten geübt und geachtet, auf die Lebenden und Todten warf er rückſichtslos Beleidigung und Schmach, verſtieß und mißhandelte ſeine Nächſten, und ſein Geheimſchreiber ſelbſt iſt in dem Falle, ſich über gehäufte Unwürdigkeiten zu beklagen. Wo läge hier die Verpflichtung, auf Koſten des eignen Namens und ſo vieler andern den einen zu ſchonen? In der Selbſtverläugnung giebt unſer Autor überdies ein ſtarkes Beiſpiel; er ſchont ſich nicht, wo es gilt die Wahrheit zu ſagen, und Bekenntniſſe, die der Eitelkeit höchſt empfindlich ſein mußten, z. B., daß er von ſelbſt frühzeitig dem Duzen entſagt, während Napoleon es fortgeſetzt, daß dieſer eine Klingel für ihn habe anlegen wollen, daß er ihn geſchimpft, zum Zimmer hinausgeſcholten und dergleichen, — was die ſpäteren, mit dem Antrage des Herzogstitel und des Großkreuzes der Ehrenlegion begleiteten, und doch vergeblichen, Bitten um Übernahme einer wichtigen Sendung doch nie genugſam überſtreichen können —, legt er mit treuherziger Befliſſenheit getroſt ab.

Von dieſer Seite alſo wäre das Unternehmen ganz gut und vielverſprechend. Aber die ſonſtige Beſchaffenheit des Mannes, wie ſie aus ſeiner Arbeit hervorleuchtet, muß unſre Erwartungen gleich wieder gewaltig herabſtimmen. Die neuere franzöſiſche Litteratur hat gewiß wenige Schriftſteller, die ſich ſo ganz arm an Geiſt zeigen wie Bourrienne. Er hat deſſen von keiner Sorte, weder den der Geſelligkeit und Bildung im Allgemeinen, der in ſeiner Nation doch ſo häufig zu finden iſt, noch den des Staatsmannes, und am wenigſten des Geſchichtſchreibers. Seine Weltanſicht iſt faſt immer gemein, ſeine Geſinnung unſicher und ſchwach, ſein Urtheil eng und ſeicht. Breite, Weitläuftigkeit, Unbildung im Ausdruck, Mangel an Ordnung und Gruppirung des Stoffes wären nicht ſo auffallend in ſeiner Schreibart, wenn ſie

nicht so tief in ihm selbst lägen. Die seit den Begebenheiten, deren er gedenkt, bis hieher verflossene Zeit hat in dieser Beziehung auch nichts gebessert, er selbst zeigt sich uns als herumwühlend in seinen alten vergraben gewesenen Papieren, bringt bald das eine vor, bald das andre nach, entschuldigt seine Unordnung und bekennt, daß seine Erinnerungen nicht immer klar sind. Da können wir uns denn schon gefaßt machen, auch in den gemeinen, äußeren Einzelheiten, die man oft ganz allein für Thatsachen ausgeben möchte, auf Irrthümer und Mißgriffe genug zu stoßen! Umständlichkeit ist in der Geschichte nicht selten ein so großer Fehler als Genauigkeit eine Tugend, doch scheint der Autor diese meistens nur in jener zu suchen. Schon die weitschweifigen Auseinandersetzungen seiner eignen Lagen, Verhältnisse, Gespräche und Gedanken, wovon oft mit kurzen bündigen Worten sich hinlängliche Rechenschaft geben ließe, sind fast immer unnütz und machen seine Mittheilungen, anstatt sie zu beleben, matt und farblos. Ungeachtet des reichlichen Stoffes, den eine Begleitung Napoleon's von seiner Jugend bis an sein Lebensende darbieten muß, hätten die zehn Bände dieser Memoiren, durch Ausscheidung des Unwesentlichen und durch Schärfung des Stils ganz füglich auf ein Drittheil herabgebracht werden können, und dieses Drittheil wäre dann möglicherweise eine anziehende, unterhaltende Lektüre geworden, anstatt daß die zehn Bände jetzt nur ausnahmsweise dieses, im Ganzen aber verdrießlich und langweilig sind.

Über die Familienverhältnisse und die Jugendjahre Napoleon's können wir Bourrienne's Nachrichten als ziemlich genau und zuverlässig ansehn. Manches ist neu, oder war doch nicht nach allen Umständen so bekannt. Aus den Feldzügen und Verhandlungen in Italien erfahren wir ebenfalls in persönlichem Betreff manches Bemerkenswerthe. Am reichhaltigsten dünken uns die Nachrichten von dem Leben und Treiben Napoleon's in Ägypten, und dieser Theil des Buches dürfte leicht der beste des Ganzen sein. Auch über die Rückkehr nach Frankreich und das erste Wiederauftreten in

Paris werden Aufſchlüſſe ertheilt, welche bisher fehlten, und deren Glaubwürdigkeit nicht eben zu bezweifeln ſcheint; der 18. Brumaire wird ſehr ausführlich behandelt, und von dieſem Vorgange ſo wie von den nächſtfolgenden Entwickelungen können wir den einen Faden, der davon durch Bourrienne's Hand lief, und an den ſich freilich vieles anreiht, wohl mit Zutrauen annehmen. Wenn jedoch ſchon in dieſen Mittheilungen, und bei Gegenſtänden, von denen er unmittelbare Kenntniß haben will, Bourrienne für ſich allein keine volle Autorität zu ſein vermag, welche man abweichenden Berichten geradezu entgegenhalten könnte, ſo wird er bald nachher, ſo wie er in Ungnade gefallen, und ihm der unmittelbare tägliche Zufluß abgeſchnitten iſt, mit jedem Schritt unzuverläſſiger und trüber, vermag ſelbſt ſeine nächſte Umgebung nicht mehr gründlich zu durchſchauen noch richtig aufzufaſſen, und artet zuletzt, da er aus ſeinem Seitwärtsſtehen dennoch die nach allen Richtungen in die Weltgeſchichte eindringende Bahn Napoleon's verfolgen und erörtern will, in einen traurigen, nichtsſagenden Schwätzer aus, der ohne höheren Geſichtspunkt für die großen und ohne ſicheres Maß für die kleinen Dinge iſt. Es iſt unglaublich, welche Unfähigkeit dieſer Mann offenbart, ſei es, daß er Anſichten aufſtellen oder einzelne Thatſachen mittheilen will. Ein Mann, der in Deutſchland ſtudirt hat, ſich unaufhörlich als der deutſchen Sprache ganz mächtig angiebt, dann jahrelang in Hamburg in diplomatiſchem Amte ſteht, das ihn mit ganz Norddeutſchland in genaueſte Beziehung ſetzt, giebt der in Aller Munde lebenden, wie er ſelbſt ſagt angebeteten, durch Tugend, Schönheit und Napoleon's Feindſchaft verherrlichten Königin von Preußen immerfort gutes Muthes den Namen Wilhelmine, macht Stralſund zu einer mecklenburgiſchen Stadt, — zum Erſatz liegt Wien im Jahre 1805 auf dem linken Ufer der Donau, durch den Strom gegen das andringende franzöſiſche Heer vertheidigt, — und läßt ſich im Jahre 1806 von Blücher'n ſagen — man bedenke im Jahre 1806, von Blücher'n —, wie dieſer General nach ſeinen und

allen andern Unfällen des preußiſchen Heeres nun ſeinen Hoffnungstroſt auf die deutſchen Univerſitäten ſetze! Wie unkundig, unkritiſch, ſeicht und verworren, ja ſogar unverantwortlich, ganze Folgereihen von Bourrienne's Angaben und Verknüpfungen in den ſpäteren Theilen ſind, dafür laſſen ſich faſt in jedem Kapitel Belege aufweiſen, und zwar in franzöſiſchen Angelegenheiten wie in den ausländiſchen. Der Abfertigung, welche der Freiherr vom Stein ihm hat widerfahren laſſen, ließen ſich viele von gleichem Recht und Nachdruck beigeſellen.

Wir wollen damit nicht abläugnen, daß er oft auch Erhebliches vorbringt, doch meiſt aus der früheren, ihm noch günſtigeren Zeit. Auch wollen wir ihn, wo er ſeine Vorgänger Lascaſes, Rovigo, den wirren Fauche-Borel, die untergeſchobenen Memoiren Fouché's und andre ſolche Bücher beſtreitet, keineswegs ungehört laſſen; ihm gebühret unter den Zeugen, die über Napoleon und ſeine Zeit zu vernehmen ſind, allerdings eine Stelle; nur zum alleinigen Gewährsmann möchten wir ihn für keine Angabe ſo leicht genügend halten, mit Ausnahme der von ihm beſtimmt als unmittelbar aus Napoleon's Munde gehört wiedergegebenen kurzen Sprüche, Antworten und Ausrufungen, für die wir ihn als einen durch Willen und Fähigkeit allenfalls genügenden Bürgen anſehen dürfen, während wir bei den längeren Reden und Auseinanderſetzungen gleich wieder allen Grund haben, mißtrauiſch zu ſein, ob nicht Verwechslung der Zeiten, Mißverſtand der Abſichten und ſelbſt der Worte dabei ſich eingeſchlichen habe. In Betreff der Wichtigkeit der Gegenſtände iſt auch eine andre Täuſchung den Verfaſſern ſolcher Denkſchriften leicht gefährlich. Vieles früher Geheime, nur einem kleinen Kreiſe Bekannte hatte ſeinen ganzen Werth und Reiz einzig von dem Lebensmomente damaliger Gegenwart, von der Gunſt oder Gefahr, welche der Tag mächtig damit verband; dieſe Bedeutung verflüchtigt ſich weiterhin allmählich mit dem Geheimniſſe zugleich; wer nun aber von den früheſten Mitwiſſern ſein Geheimniß gerade recht gut und

lange bewahrt hat und mit der endlichen Offenbarung noch ſpät beſondre Wirkung zu machen erwartet, der wird dann freilich erfahren müſſen, daß man auch zu lange geſchwiegen haben kann. Bourrienne ſcheint nicht ſelten in dieſem Falle zu ſein und vielerlei Unbedeutendes noch mit dem Eifer einer Wichtigkeit zu behandeln, die ſchon längſt von der Sache gewichen iſt.

Seinen Helden läßt er als ſolchen auf dem öffentlichen Schauplatze wohl gelten und iſt für ihn voll Bewunderung und Staunen, auch findet er in der Geſchichte ihm als Feldherrn, Volkshaupt, Machtherrſcher keinen andern gleich; ihn als ſolchen darzuſtellen, iſt er aber nicht berufen, wiewohl er auch darauf es gern anlegen möchte. Ganz im Gegentheil, das Große und Gewaltige Napoleon's muß er zwar in deſſen weitausgeſtrömten Wirkungen mit tiefſter Beugung anerkennen, in ihm ſelbſt aber ſieht er es am wenigſten, oder findet das nicht wieder, was dieſe Wirkungen hervorbringt; dieſe Thaten, die er bewundern muß und mit nichts vergleichen kann, vermag er mit dem Manne, den er von Jugend auf ſo gut kennt und täglich ſo nahe ſieht und hört, nicht zuſammenzureimen, und ihm iſt zu Muthe wie einem Überraſchten, der nicht weiß, ob er ſich ärgern ſoll oder freuen, im Grunde ſich aber doch ärgert. Wir rechnen hieher nicht, daß er in vielen Hauptſachen, die wenigſtens als ſolche in Napoleon's Leben gelten und oft beſprochen ſind, faſt immer den Glanz mäßigt, oder geradezu das Nachtheilige behauptet und zu erweiſen bemüht iſt, zum Beiſpiel, daß Napoleon die Peſtkranken keineswegs angerührt, wohl aber ihren Tod durch Gift befördern ließ, daß derſelbe in ſeinen Berichten die Staatsbehörden und das Publikum ſchamlos getäuſcht, Genoſſen und Feinde empörend verläumdet habe, daß er in den Entſcheidungen des Brumaire ſo gut wie bei Marengo nur durch fremdes, nachher gefliſſentlich unterdrücktes Verdienſt gerettet worden ſei, daß eine Landung in England ihm nie recht Ernſt geweſen, daß er allein des Herzogs von Enghien Hinrichtung zu verantworten habe, daß Moreau

aus Haß und Eiferſucht verfolgt, und Pichegru wirklich im Gefängniß erdroſſelt worden ſei; dieſe und andre Sachen ähnlichen Belanges waren zum Theil längſt bekannt, und das Wahre für den Unterrichteten feſtgeſtellt. Daſſelbe gilt von der näheren Bezeichnung des perſönlichen Karakters, von ſeiner frühen und fortgeſetzten Verſtellung, ſeinem eiferſüchtigen Haſſe, ſeiner kein Verhältniß, keinen ſittlichen und geiſtigen Zweck anders als für den eigennützigen Bedarf abſchätzenden, jedes Höhere zum Mittel mißbrauchenden Menſchenverachtung, auch hievon wußte man, was nöthig war, und als ein vorzugsweiſe italiäniſcher Karakter iſt Napoleon längſt erkannt worden, nur daß man hier jetzt durch hundert aus allen Richtungen zuſammengefaßte Züge ſein Bild in höchſt geſteigertem Ausdruck erblickt und das Werden und Hervortreten des Einzelnen nach genaueren Zeitangaben ordnen kann. Was wir Bourrienne vorwerfen, iſt nicht dies, wozu ſeine Aufgabe, wenn er überhaupt eine ſich ſtellen wollte, ihn nöthigen mußte. Der Tadel liegt darin, daß er nichts hat als das angehäufte Einzelne, deſſen Auffaſſung nirgends ein vereinigender Sinn leitet, daß er nur zuweilen die Perſon, aber die Perſönlichkeit Napoleon's niemals ſieht, daß er für die Größe des ganzen Menſchen, in welchem doch die des Feldherrn und Herrſchers nothwendig wurzelt, und von dem die ungeheuren leuchtenden Strahlen neben ſchwarzen Schattenſtellen doch wirklich ausſtrömen, gar keinen Sinn hat und in Summa nicht großartig mit ſeinem Helden, ſondern kleinlich mit ſich ſelber beſchäftigt iſt, wobei er ſeine eignen Unzulänglichkeiten und Eitelkeiten — denn hier iſt er in ſeiner Sphäre — mit beſſerem Gelingen, als er wünſchen kann, zur Schau trägt. Für den Kammerdiener giebt es keinen Helden, iſt ein alter Ausſpruch, den man irrig gegen den Helden anzuwenden meint, da er doch gerade und nur den Kammerdiener trifft. — Wir ſehn an Bourrienne's traurigem Beiſpiel wieder recht deutlich, wie der Werth der Autopſie zwar an ſich unſchätzbar, aber dies doch weniger um der Fülle des Einzelnen willen, das doch im Verhältniß zum

Ganzen immer nur wenig ſein kann, als wegen des lebendigen Maßes iſt, welches damit für alles auch Nichtgeſehene gegeben wird. Ein glückliches Aperçu, ein gründliches Gewahrwerden mit Augen des Geiſtes, wie Goethe den Ausdruck nimmt, überflügelt ſiegreich alle Maſſen der gemeinen Erfahrung. Mit Napoleon lange und vertraut gelebt hat Bourrienne, das iſt gewiß; wieſern er ihn gekannt, bleibt wenigſtens zweifelhaft.

Dem Geſchichtsforſcher bringt das ganze Werk wenig neues Licht; indeß hat es durch ſeinen ſich weitausbreitenden Inhalt einer Menge noch fortwogender und empfindlicher Intereſſen zum Anreize gedient, beſonders in Frankreich, und anſtatt eines feſten, bleibenden Ertrags doch immer einen Erfolg des Augenblicks gehabt, den der Verfaſſer ſich kann genügen laſſen.

XVII.

Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Dritter Theil vom Jahre 1797. Vierter Theil vom Jahre 1798. Fünfter Theil vom Jahre 1799 und 1800. Sechster Theil vom Jahre 1801 bis 1805. Stuttgart und Tübingen, 1829.

Daß bei dieſem Briefwechſel auf ein größeres Ganze zurückzugehn ſei, auf ein Ganzes der Litteratur und des Lebens, woraus die köſtlichſten Bruchſtücke dargereicht werden, durften wir gleich beim Anfang der dankenswerthen Mittheilung äußern. Jetzt, nachdem die Sammlung vollſtändig vorliegt, haben wir jene Anſicht zwar ausdrücklich zu beſtätigen, können

ſie eben deßhalb aber für unſre gegenwärtige Betrachtung auch wieder verlaſſen, um dagegen einen andern Geſichtspunkt auszuwählen, der ſich im Zuge des Weiterleſens nicht minder anbietet und den früheren nicht aufhebt, wiewohl im Gegenſatze mit ihm dieſen Briefwechſel hiewieder als ein Ganzes, ein in ſich ſelbſt Abgeſchloſſenes und Gerundetes, erſcheinen läßt. Dieſer Geſichtspunkt iſt der eines mächtigen Einblicks in die wunderbaren Werkſtätten der dichteriſchen Hervorbringung, in die Antriebe, Gänge, Kräfte und Leitungen des dazugehörigen Schriftſtellens. In der That iſt hier das Innere der Verwaltung der größten litterariſchen Güter, welche die Deutſchen in neuerer Zeit aufweiſen können, ohne Rückhalt offen dargelegt, als eine Art — wenn der Ausdruck erlaubt iſt — von Muſterwirthſchaft, deren Umſicht, Klarheit, Würdigkeit, Gemeinwirkung und Eigenerfolg als ein höchſtes Beiſpiel vor Augen ſtehn. Vom erſten Keimen und Wahrnehmen, Emporwachſen und Entwerfen, Erblühen und Ausbilden, bis zum Reifen und Vollenden — denn allerdings müſſen hier, wie dieſe Bezeichnungen thun, Naturgabe und Kunſtbildung als zuſammenwirkend vereint werden — und dann, vom wohlbedachten Hinaustreten in die Öffentlichkeit, von der Sorge für die leibhafte Ausſtattung in Druck und Papier und Umſchlägen, bis wieder zu den allgemeinen und beſondern Verhältniſſen der Autoren und Leſer, den Rückſichten, Wagniſſen und Sicherheiten der groß- und kleinen Fahrten, den offnen und heimlichen Fehden, Bündniſſen, Reibungen, Vermittelungen — iſt aller Betrieb und Zubehör, innerer und äußerer, weſentlicher und zufälliger, die Myſterien wie die Ausübungsformen des litterariſchen Ritter- und Gewerbthums, in einem großartigen, aufrichtigen und in ſeiner Art geradezu einzigen Bilde, für Freund und Feind enthüllt und ausgebreitet. Kein andres Buch bringt in ſolcher Hinſicht dem Weihegenoſſen und dem Weiheſuchenden, dem jüngeren Schriftſteller überhaupt und dem aufſtrebenden Dichter insbeſondre, eine ſo reiche, tiefgehende, erhebende und anmuthige Unterweiſung und Beiſpielkräftigung. Denn wenn

Johannes Müller seinen Freund Bonstetten in jugendlichen Briefen, die noch jeden Leser begeistert haben, zum Vertrauten seiner Geschichtsstudien macht, so ist diese Mittheilung doch nur beschränkt und einseitig, es fehlt die Fülle des Dichters und die Reife des schon bewährten Meisters, und es fehlt die Erwiederung, da das Trachten des Jünglings auch neben dem Freunde nur einsam bleibt. Hier aber bildet sich vor unsern Augen ein schon im Beginn gewichtvolles Freundschaftsverhältniß aus, entfaltet in rascher Wechselwirkung die gewaltigsten Kräfte und giebt sich der Welt in Thaten kund, welche für die deutsche Litteratur entscheidend sind, und denen, bei aller Verschiedenheit der Eigenschaften, eine treue Gemeinschaft des Sinnes und der Absicht zum Grunde liegt. In solches eigenthümliche Reich produktivster Freundschaft führen uns diese reichlichen Briefe und Zettel — ihrer sind in allem 971 an der Zahl, davon wir keinen missen möchten, — so vertraulich als geistvoll ein.

Im Fortgange der Briefe mehren sich nur stets die Zeugnisse der seltensten Achtung, des Vertrauens, der Innigkeit, der zärtlichen Fürsorge, die gleichwohl immer in einer fast schüchternen Ernsthaftigkeit und Würde bleiben, denn alles Gefühl und alle Neigung, aufbrausender Jugend entwachsen, läutert sich zu klarer Schönheit und freier Sicherheit des Umgangs. Auch findet man, von dem gleich ersten Eindruck so reiner Stimmung schon befangen, es nur ganz einfach und richtig, in dem neunjährigen lebhaftesten, alles Empfindlichste und Reizbarste des Gemüths und Geistes berührenden Verkehr nirgends auf eine Spur von Störung, von Mißverständniß zu treffen, und keine Veränderung in dem schönen Verhältnisse wahrzunehmen als seine gleichmäßige, ununterbrochne Steigerung. Auch andre Freunde fanden Raum, hinzuzutreten und mehr oder minder sich anzuschließen; die Verbindung Wilhelm's von Humboldt mit Goethe'n und Schiller, Wolf's und vor Allen Meyer's, ist in demselben Karakter; aber so wie die beiden Dichter zu einander standen, was sie einander in glücklicher Nähe und Wechselwir-

kung leiſten und ſein konnten, das vermochte keiner von ihnen nach andrer Seite zu wiederholen, und ihre Freundſchaft bleibt ſchlechthin einzig. Nicht ohne Bewegung lieſt man, mit welcher Geiſtesfreudigkeit der treffliche Schiller die Überlegenheit des Freundes anſchaut und preiſt, indem er von ihm an Meyer ſchreibt: „Unſer Freund hat ſich in dieſen letzten Jahren wirklich ſelbſt übertroffen. Sein epiſches Gedicht haben Sie geleſen; Sie werden geſtehn, daß es der Gipfel ſeiner und unſerer ganzen neueren Kunſt iſt. Ich hab' es entſtehen ſehen und mich faſt eben ſo ſehr über die Art der Entſtehung als über das Werk verwundert. Während wir andern mühſelig ſammeln und prüfen müſſen, um etwas Leidliches langſam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume ſchütteln, um ſich die ſchönſten Früchte, reif und ſchwer, zufallen zu laſſen. Es iſt unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an ſich ſelber einärntet, wie bedeutend und ſicher jetzt alle ſeine Schritte ſind, wie ihn die Klarheit über ſich ſelbſt und über die Gegenſtände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt. Doch Sie haben ihn jetzt ſelbſt und können ſich von allem dem mit eignen Augen überzeugen. Sie werden mir aber auch darin beipflichten, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt ſteht, mehr darauf denken muß, die ſchöne Form, die er ſich gegeben hat, zur Darſtellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehn, kurz daß er jetzt ganz der poetiſchen Praktik leben muß. Wenn es einmal Einer unter Tauſenden, die darnach ſtreben, dahin gebracht hat, ein ſchönes vollendetes Ganzes aus ſich zu machen, der kann meines Erachtens nichts beſſeres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu ſuchen; denn, wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben." Und eben ſo klar und unſchuldig ſpricht er aus, was für Frucht ihm ſelbſt von daher geworden: „Ich finde augenſcheinlich, daß ich über mich ſelbſt hinausgegangen bin, welches die Frucht unſers Umgangs iſt; denn nur der vielmalige kontinuirliche Verkehr mit

einer ſo objektiv mir entgegenſtehenden Natur, mein lebhaftes Hinſtreben darnach und die vereinigte Bemühung, ſie anzuſchauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine ſubjektiven Gränzen ſo weit auseinanderzurücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und Beſonnenheit, welche die Frucht einer ſpätern Epoche iſt, nichts von der Wärme einer frühern gekoſtet hat. Doch es ſchickte ſich beſſer, daß ich das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren." Dagegen drückt Goethe ſeinerſeits nicht minderes aus: „Das günſtige Zuſammentreffen unſerer beiden Naturen hat uns ſchon manchen Vortheil verſchafft, und ich hoffe, dieſes Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräſentanten mancher Objekte diente, ſo haben Sie mich von der allzu ſtrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältniſſe auf mich ſelbſt zurückgeführt. Sie haben mich die Vielſeitigkeit des innern Menſchen mit mehr Billigkeit anzuſchauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verſchafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu ſein ich ſo gut als aufgehört hatte." Bis zum dichteriſchen Ausdruck ſteigert ſich in Schiller das anſchauende Wohlgefallen: „Wie beneide ich Sie — ruft er aus — um Ihre jetzige nächſte Thätigkeit! Sie ſtehen auf dem reinſten und höchſten poetiſchen Boden, in der ſchönſten Welt beſtimmter Geſtalten, wo alles gemacht iſt, und alles wieder zu machen iſt. Sie wohnen gleichſam im Hauſe der Poeſie, wo Sie von Göttern bedient werden." Der ganze Briefwechſel iſt erfüllt von ſolchen Stellen der höchſten Würdigung, der freieſten, dankbarſten Anerkennung. Wenn man alles zuſammennimmt, was Goethe und Schiller während ihrer großen Laufbahn weit und breit überſchwänglich an Lob und Ehren und Bewunderung geärntet, und den Sinn und Werth der Ausſprüche vergleicht, ſo dürfte man unter ſo vielem Schönen und Großen doch kaum anſtehn dieſen gegenſeitigen Bekenntniſſen auch an geiſtigem Werthe den erſten Platz anzuweiſen. Das Beſte, was jeder an ſolchem Preiſen gewann, kam aus dem Schoſſe ſtiller Freundſchaft

und lag als verſchwiegenes Kleinod aufbewahrt, um erſt nach dreißig Jahren in ungeſchwächtem Glanze vor der Welt zu leuchten! Man hat ſich oft wundern wollen und es als eine ſtolze Unempfindlichkeit getadelt, daß Goethe auf die beiferten, alles überfliegenden Huldigungen, mit welchen ihn die ſonſt tadelkühnſten Kritiker jahrelang umdrängten, ſtets geſchwiegen und nicht einmal etwas wie eine Empfangsbeſcheinigung darüber ausgeſtellt hat, für welche Art von Verſchmähung man ſich auch nachher durch mühſame Einziehung des verſchwendeten Lobes und durch allerlei übelwollenden Tadel öffentlich und heimlich zu rächen geſucht; allein wir ſehen jetzt, welch andres, höheres, von jeder Nebenabſicht freies, wohlthuenderes Lob in derſelben Zeit er aus edelſter Hand empfing, und wie er bei ſolchen Schätzen im Pulte von jenen gröberen Gaben, deren er auch ſonſt nicht bedurfte, nicht ſehr bewegt werden konnte.

Die beiden Freunde finden und hegen einander zunächſt im Dichten; ſchon vorgeſchritten auf ihren Wegen, laſſen ſie dieſe fernerhin bald zuſammenfließen, bald nahe nebeneinander laufen, jeder auch in der gemeinſamen Bahn das Eigne bildend, aber zugleich den Freund nach Kräften fördernd. In dieſem vereinten Streben empfinden ſie das dringendſte Bedürfniß, für ihre Arbeiten den Vortheil theoretiſcher Einſicht zu gewinnen, welche, im Fall ſie ſich bewährt, das ſtärkſte Band ihres dann gleichgeleiteten Wirkens werden muß. Das Bemühen, da, wo ſie der Ausübung längſt Meiſter ſind, auch noch eine ausreichende Theorie zu ergründen, ſteigt bis zur leidenſchaftlichen Anſtrengung; jeder ſucht auf ſeine Art der Sache beizukommen, Schiller durch ſchlußfolgernde Erörterung, Goethe nach ſeiner glücklichern Weiſe durch ordnendes Anſchauen. Der Unterſchied des Dramatiſchen und Epiſchen, von jeher ein Kreuz der Kritiker, wird mit beharrlichem Fleiß erforſcht, Gegenſtände und Bedingungen der verſchiedenen Dichtungsarten möglichſt abgeſondert, zuletzt ſoll der poetiſche Stoff als ſolcher überhaupt ermittelt werden, und faſt ſcherzhaft wird das gewaltſame Ausbeuten-

wollen desſelben auf einer Reiſe draußen in der Welt, die doch nichts zu bieten vermag, was nicht auch daheim die ſtille Nähe, recht angeſprochen, längſt gewährt hat und immer wieder gewährt. Indem einerſeits Ariſtoteles vorgenommen, andrerſeits beſtimmte Aufgaben der Kritik, zum Beiſpiel die berühmte Frage über die Einheit der Homeriſchen Geſänge, hin und her betrachtet werden, auch bei rückhaltloſer Prüfung ihrer eignen Werke und Vorhaben die Freunde ſtets nach Grundſätzen ausblicken, kommt aus ſo eifrigem und geiſtreichen Bemühen ihnen und uns ein großer und mannigfacher Gewinn zu gut, fruchtbare Gedanken, wichtige Fingerzeige, treffende Bemerkungen: doch bleibt die angeſtrebte Theorie zur Leitung im Hervorbringen ganz unzulänglich, und Goethe, der ſchon zu der Äußerung veranlaßt war: „Leider wiſſen wir aus der Erfahrung, daß dem Dichter niemand ſeine Gegenſtände ſuchen kann, ja daß er ſich ſelbſt manchmal vergreift," muß über den Hauptpunkt, die Schwierigkeit im Praktiſchen etwas vom Theoretiſchen zu nutzen, ſich dahin bekennen: „Ich glaube wirklich, daß zwiſchen beiden, ſobald man ſie getrennt anſieht, kein Verbindungsmittel Statt finde, und daß ſie nur in ſofern verbunden ſind, als ſie von Haus aus verbunden wirken, welches bei dem Genie von jeder Art Statt findet." Und mit dieſem Troſte kann denn auch alle Welt vollauf zufrieden ſein.

Bewußtheit und Einſicht, welche ſich in abſtrakter Allgemeinheit dem Dichten als Prinzipien und Regeln nicht recht beigeben wollen, finden wir dagegen zu ergiebigſtem Nutzen wirkſam, ſobald unmittelbare Hervorbringung eigner beſtimmter Dichtungen in Frage ſteht. Hier treffen alle Strahlen des Geiſtes, anſtatt im gegenſtandloſen Weiten fruchtlos hinzuſtreifen, alſogleich auf belebten Boden, den ſie erwärmen, deſſen erhöhte Bildungskraft ſie hervorrufen. Die beiden Dichter zu ſolchen Überlegungen, welche ſie für ihre Werke, bei oder nach ihren Arbeiten, vertraulich austauſchen, zu begleiten, ihre Meinung zu vernehmen und ihr Verfahren kennen zu lernen, wird uns zu deſto größerem Reiz und Ge-

winn, je mehr die Werke ſelbſt in unſren Lebensinhalt übergegangen ſind, und wir unſre eignen Denkwürdigkeiten hier gleichſam mit durchblättern. Der Zeitraum der vom dritten Theile bis zum Schluſſe gewechſelten Briefe begreift nicht minder zahlreiche und mannigfache Hervorbringungen als der frühere der beiden erſten Theile. Gemeinſam finden wir die Freunde noch mit den Horen, mit dem Muſenalmanach und den Propyläen beſchäftigt. Einem glücklich angeregten und fortgeſetzten Wetteifer entſpringen die ſchönſten Romanzen und Balladen. An dramatiſchen Arbeit[illegible]ert Schiller den Wallenſtein, die Maria Stuart, [illegible]gen des Macbeth und der Turandot, die Jungfra[illegible]rleans, die Braut von Meſſina, die Überſetzung der Phädra, endlich den Tell; auch Stoffe, an deren Ausbildung ihn ſein früher Tod verhindert hat, Cook, die Malteſer, Demetrius, ſchimmern hervor. Von Goethe ſehen wir die Weiterführung des Fauſt, die großen und mühſamen Arbeiten zur Farbenlehre, die Überſetzung des Mahomet und Tancred, die natürliche Tochter, Was wir bringen, die Herausgabe des Rameau, das Buch über Winckelmann, viele erſt ſpäterhin bekannt gewordene Dichtungen, die Achilleïs, die herrliche Löwen- und Tigernovelle, Helena, die neue Meluſina, den Aufſatz über Polygnot, manches jetzt dem weſtöſtlichen Divan Eingeflochtene, und auch hier einen, jedoch frühzeitig aufgegebenen, Tell. Ein Übergewicht der eigentlich dichteriſchen Fruchtbarkeit iſt in dieſen Jahren, man ſieht es, faſt auf Schiller's Seite, wie in den vorhergegangenen entſchieden auf Goethe's.

Das produktive Verfahren zeigt ſich aber bei unſern beiden Dichtern je länger je mehr in faſt aller Hinſicht auffallend verſchieden. Schiller iſt von Krankheitsleiden und Schwächen oft unterbrochen, geſtört faſt immer, aber dabei ſtarken Gemüths und freien muthigen Geiſtes, ſo daß er dennoch Unglaubliches leiſtet, und ein Meiſterwerk nach dem andern aus ihm reif hervorgeht. Auch von außen iſt er zur Arbeit gedrängt, und er fügt ſich dieſem Zwange, doch ohne ihm zu huldigen, und iſt darum fleißiger, doch nicht flüchtiger,

und am wenigſten übereilt; ja er ſcheint in die reinere Sphäre des Schönen und Großen um ſo thätiger hinaufzuſteigen, als ihn die niedere mit ihren Gewalten härter drängen will. Dieſer kranke, ſich verzehrende, ringende, und dabei nur um ſo freudiger dichtende, um ſo reiner ſtrebende und jede minder ſchlechte Stunde gewiſſenhaft benutzende Schiller iſt in der That ein außerordentlicher Anblick, der ſchmerzliche und bewundernde Verehrung weckt; dieſe Stärke im Leiden, im Handeln, und insbeſondere im Handeln unter Leiden, dieſe höchſte Forderung an ſich ſelbſt, und dieſer ſtrenge Ernſt des ſcharfen Urtheils in eignen und fremden Sachen, bei ſo heller Güte, ſo fühlender Theilnahme und ſo zarter Freundſchaft, ſtellen uns ein Bild wahrer Vortrefflichkeit vor Augen, in welcher der deutſche Karakter tief eingeprägt iſt. Sehn wir dagegen Goethe'n in meiſt rüſtiger Geſundheit und kräftigem Lebensgenuß, in freien ſorgloſen Verhältniſſen und in gedrängter Fülle des Daſeins das Leben, Studiren und Dichten als ein Ineinanderfließendes mit gleichem Ernſt und mit gleicher Heiterkeit behandeln, aus innerem Drange ſo fleißig, wie kein äußerer es bewirken könnte, in der Naturanſchauung und in der Geſellſchaftswelt, in Wiſſenſchaften und Geſchäften und mannigfachen Künſten daheim, und aus allem den tiefſten Gehalt zur höchſten Schönheit der Form erhebend, ſo überſteigt dieſe Vollendung und Ganzheit faſt den Kreis deſſen, was wir bei uns zu ſehn gewohnt ſind, oder vielmehr dieſer Kreis des Vaterländiſchen erweitert ſich durch ſie. Solcher Verſchiedenheit laſſen ſich immer weitere Gegenſätze und zwar nicht ſelten unvermuthete ableiten, da man auf der einen Seite findet, was man gerade auf der andern vorausſetzen wollte. Bei größerem Kampfe, mühevollerer Strenge und eingeſchränkterer Bahn iſt Schiller dennoch fertiger und ordnet ſelbſt die Stimmungen ſeinem Willen unter; bei größerer Leichtigkeit, glücklicherem Gelingen und freieſter Stoffesfülle bedarf hingegen Goethe längeren Vorarbeitens, langſameren Reifens, eigenthümlicherer Gunſt der Zeit. Schiller fängt ſein Werk alſogleich mit der Ausarbeitung an, ohne

ſchon mit dem Plane des Ganzen im Reinen zu ſein, es wird ihm unter den Händen, und er kann wenig nachbeſſern. Goethe trägt alles lange im Innern, ordnet das Ganze und die Theile, ſchematiſirt ohne Unterlaß und macht alles im Kopfe faſt bis zum letzten Niederſchreiben oder Diktiren vollkommen fertig, nimmt das Ganze dann gleichwohl wieder auf den Ambos, ſchmiedet es in neue Geſtalt und beſſert auch daran noch lange fort, bis in das Einzelne der Sprache, bevor ſein Werk ihm genügt.

Schiller legt Strecken zurück, Goethe erfüllt Kreiſe, und deren viele vereinigt derſelbe Mittelpunkt. In Betreff ihrer Hülfsmittel iſt ein merkwürdiges Beiſpiel, daß Schiller, als er das Lied von der Glocke dichtet, Belehrung in Krünitz's Encyklopädie über das ihm dabei zu wiſſen nöthige Techniſche ſucht; Goethe aber aus ſeiner naturvertrauten Kunde dem Freunde willkommene Fingerzeige wegen der Einführung der Kraniche zum Gewinn der Ballade deſſelben vom Ibykus ertheilt. So möchte Schiller Voß's Zeitmeſſung der deutſchen Sprache als Regiſter zum Nachſchlagen in einzelnen Zweifelfällen benutzen können; Goethe wünſcht auch hier durch Einſicht und Übung die Sache im Ganzen ſich anzueignen. Allerdings bleibt der Wechſelverkehr auch in ſolchen Beziehungen auf Beide nicht ohne Einfluß; Schiller fertigt für den ganzen Wallenſtein im voraus ein umſtändliches Scenarium an, und Goethe, der jetzt dem Freunde ausnahmsweiſe unter der Arbeit von ihr ſprechen und ſie ſtückweiſe mittheilen kann, geſteht auch zu, ſo wohl es gethan ſei, ſeinen Plan im Ganzen gehörig zu überlegen, ſo habe doch die Ausführung, wenn ſie mit der Erfindung gleichzeitig ſei, große Vortheile, die nicht zu verſäumen ſeien.

Hauptſächlich aber iſt es Goethe, welcher dichtend und ſchreibend in einer Größe und in einem Glanz erſcheint, denen nirgends etwas Ähnliches nahe kommt. Seine Anſichten, Bekenntniſſe, Rathſchläge, Vorſätze, ſeine Grundlehren, Maximen und Handgriffe ſogar, bei Ausübung ſeines Berufs, vereinigen ſich zu der lebendigſten Schule litterariſcher Bildung,

wo nun jeder ſeinen Kurſus mit den höchſten Weihen abſchließen kann! Einiges Bezeichnende dieſer Art dürfe hier aufgereiht ſeine gebührende Stelle haben. Wiederholt wird ausgeſprochen, daß alles auf wahrhafter Innerlichkeit beruhe: „Ein ſonderlich Heil iſt für uns nicht in der äußern Welt zu ſuchen, wo man überall nur geſtückelt antrifft, was man ſchon ganz beſitzt.“ Hier iſt auch die ſichre, ergiebige Stätte des produktiven Talents: „Mir hat ſich die Überzeugung erneuert, daß wir andern nichts thun ſollten, als in uns ſelbſt zu verweilen, um irgend ein leidliches Werk nach dem andern hervorzubringen, das Übrige iſt alles vom Übel.“ In andrer Beziehung heißt es in eben dem Sinne: „Jede Betrachtung beſtätigt mich in jenem Entſchluß: bloß auf Werke, ſie ſeien von welcher Art ſie wollen, und deren Hervorbringung meinen Geiſt zu richten und allen theoretiſchen Mittheilungen zu entſagen. Die neueſten Erfahrungen haben mich aufs Neue überzeugt: daß die Menſchen, ſtatt jeder Art von ächter theoretiſcher Einſicht, nur Redensarten haben wollen, wodurch das Weſen, das ſie treiben, zu etwas werden kann. — Die Mauer, die ich ſchon um meine Exiſtenz gezogen habe, ſoll nun noch ein paar Schuhe höher aufgeführt werden.“ Und auf ſolchem Boden darf man, in der Hauptſache geſichert, allen Zufällen getroſt entgegenſtehn: „Ich bin mehr als jemals überzeugt, daß man im Theoretiſchen und Praktiſchen, und beſonders in unſerm Falle im Wiſſenſchaftlichen und Dichteriſchen, immer mehr mit ſich ſelbſt Eins zu werden und Eins zu bleiben ſuchen müſſe. Übrigens mag alles gehen, wie es kann.“ Um die Mannigfaltigkeit bildend zu beherrſchen, dieſes ſchönſte Thun zu genießen, iſt Zuſammengenommenheit erſte Bedingung: „Laſſen Sie es ja an Konzentration auf Ihre angefangene Arbeit nicht fehlen. Es iſt doch im Grunde nichts wünſchenswerther, als eine große Maſſe zu organiſiren.“ Eine vorgängige feſte Abgränzung darf nicht fehlen: „Laſſen Sie uns immer ſtrenger in Grundſätzen und ſicherer und beharrlicher in der Ausführung werden! Das letzte kann nur geſchehen, wenn wir

während der Arbeit unſere Blicke nur innerhalb des Rahmens fixiren.“ Aber hiezu iſt Einſamkeit vonnöthen, unſerm Dichter insbeſondre: „Ich habe die Erfahrung wieder erneuert, daß ich nur in einer abſoluten Einſamkeit arbeiten kann, und daß nicht etwa nur das Geſpräch, ſondern ſogar ſchon häusliche Gegenwart geliebter und geſchätzter Perſonen meine poetiſchen Quellen gänzlich ableitet. Ich würde jetzt in einer Art von Verzweiflung ſein, weil auch jede Spur eines produktiven Intereſſe bei mir verſchwunden iſt, wenn ich nicht gewiß wäre, es in den erſten acht Tagen in Jena wiederzufinden.“ Der Nachtheil der Geſellſchaft iſt gerade die Zerſtreuung: „Es iſt für unſer einen mit der Geſellſchaft immer eine traurige Sache, man erfährt was, aber man lernt nichts, und was wir am meiſten, ja einzig brauchen: Stimmung, wird nicht gegeben, vielmehr zerſtört.“ Auf wahre, förderliche Theilnahme darf man nur bei wenigen Gleichgeſinnten rechnen, welche ſich mitabſondern: „Erſt ſeit ich mir feſt vorgenommen habe, außer Ihnen und Meyer'n mit niemanden mehr über die Sache zu konferiren, ſeit der Zeit habe ich erſt Freude und Muth; denn die ſo oft vereitelte Hoffnung von Theilnahme und Mitarbeit Anderer ſetzt einen immer um einige Zeit zurück. Nun kann ich, wie es Zeit, Umſtände und Neigung erlauben, immer ſachte fortarbeiten.“ Aber auch ſelbſt dieſer Antheil, beſonders wenn er als Kritik hervortritt, behält in manchen Fällen nur ſehr zweifelhaften Werth: „Ich habe erſt wieder recht deutlich geſehen, wie die ſchätzbarſte Theilnahme uns nichts lehren, und keine Art von Tadel uns was helfen kann. So lange ein Kunſtwerk nicht da iſt, hat niemand einen Begriff von ſeiner Möglichkeit; ſobald es daſteht, bleibt Lob und Tadel nur immer ſubjektiv, und mancher, dem man Geſchmack nicht abſprechen kann, wünſcht doch etwas dazu und davon, wodurch vielleicht die ganze Arbeit zerſtört würde; ſo daß der eigentlich negative Werth der Kritik, welcher immer der wichtigſte ſein mag, uns auch nicht einmal frommen kann.“ Die ganze Litteratur mag zu Zeiten mit Gewinn vergeſſen und beſeitigt

ſein, beſonders aber das Tagesurtheil abgelehnt werden: „Ich ſuche ſo viel als möglich aufzuräumen, um mir ein paar ganz freie Wochen zu verdienen, und wo möglich die Stimmung vom Schluß meines Gedichts zu finden. Von der übrigen lieben deutſchen Litteratur habe ich rein Abſchied genommen. Faſt bei allen Urtheilen waltet nur der gute oder der böſe Wille gegen die Perſon, und die Fratze des Partheigeiſts iſt mir mehr zuwider als irgend eine andre Karikatur.“ Selbſt gegen eine gründliche Kritik will der Dichter eine unabhängige Stellung behaupten: „Übrigens iſt mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren, oder unmittelbar zu beleben.“

Am wenigſten mag er ſein Thun auf die Maſſe der Leſewelt, die man Publikum nennt, berechnen und beabſichtigen: „Wer nicht, wie jener unvernünftige Sämann im Evangelio, den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen, was davon und wo es aufgeht, der muß ſich mit dem Publiko gar nicht abgeben.“ Die beſte und einzige Rückſicht beſteht in der Sorge für die Güte des Werkes ſelbſt, das man ihm darbietet: „Man ſoll nur ſeine Arbeiten ſo gut und ſo mannigfaltig machen, als man kann, damit ſich jeder etwas ausleſe und auf ſeine Weiſe daran Theil nehme.“ Beſonders kann ein gegebenes Publikum, wie eine beſtimmte Entwicklungsepoche es darſtellt, keinen Anſpruch machen, den Dichter zu bedingen: „Auf alle Fälle ſind wir genöthigt, unſer Jahrhundert zu vergeſſen, wenn wir nach unſerer Überzeugung arbeiten wollen; denn ſo eine Saalbaderei in Prinzipien, wie ſie im Allgemeinen jetzt gelten, iſt wohl noch nicht auf der Welt geweſen.“ Am ſtärkſten wird dies da gelten, wo das Publikum als Maſſe verſammelt iſt: „Niemand kann zwei Herren dienen, und unter allen Herren würde ich mir das Publikum, das im deutſchen Theater ſitzt, am wenigſten ausſuchen.“ Der Vortheil, zu welchem das Publikum ſich wohl mißbrauchen läßt, iſt leicht genug, aber gering: „Wenn uns Dichtern, wie den Taſchenſpielern, daran gelegen ſein müßte, daß niemand die Art, wie ein Kunſt-

ſtückchen hervorgebracht wird, einſehen dürfte, ſo hätten wir freilich gewonnen Spiel; ſo wie jeder, der das Publikum zum beſten haben mag, indem er mit dem Strome ſchwimmt, auf Glück rechnen kann.“ Gewiſſenhafte Behandlung ſeiner ſelbſt wird am Ende die höchſte Beachtung für die Andern: „Doch wenn ich nicht Zeit finde, das Publikum zu bedenken, ſo will ich wenigſtens ſo redlich gegen mich ſelbſt handeln, daß ich mich von dem überzeuge, was ich thun ſollte, wenn ich es auch gerade nicht thun kann. Es giebt für die Zukunft leitende Fingerzeige.“ Der offne Kampf gegen die Wogen iſt ſchwer und mühſam: „Den eigentlichen kindiſchen, barbariſchen, abgeſchmackten Tendenzen ſollte nun der Künſtler aus allen Kräften widerſtehen; — aber wer kann ſein Schiff von den Wellen ſondern, auf denen es ſchwimmt? Gegen Strom und Wind legt man nur kleine Strecken zurück.“ Allein der Erfolg des guten Strebens bleibt nicht aus: „Übrigens fahren Sie nur ohne Sorge fort. Die innere Einheit, die der Wallenſtein haben wird, muß gefühlt werden, und Sie haben große Privilegien auf dem Theater. Ein ideales Ganze imponirt den Menſchen, wenn ſie es auch nicht im Einzelnen zu dechiffriren, noch den Werth der einzelnen Theile zu ſchätzen wiſſen.“ Am Ende bildet ſich ein beſſerer Sinn, der ſchon immer in Einzelnen wirkte: „Laſſen Sie uns ja auf dem eingeſchlagenen Wege fortfahren. Es muß uns noch manches gelingen. Auch können wir der Theilnahme des Publikums gewiß ſein: denn ob man gleich im Ganzen immer darauf ſchilt, ſo enthält es doch im Einzelnen ſehr gebildete Menſchen, welche die redlichen und ernſten Bemühungen eines Schriftſtellers zu ſchätzen wiſſen.“ Und die Zuverſicht auf ſolche Perſonen bewährt ſich mehr und mehr: „Ich habe bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß eine gewiſſe höhere Bildung in Deutſchland ſehr verbreitet iſt, deren Inhaber ſich alle nach und nach an uns heranziehen werden.“ Ja es eröffnet ſich endlich ſogar das Ergebniß, mit der früher feindlich ſtörenden Kritik ein freundliches Vernehmen einzugehn: „Es iſt kein geringer Vortheil für mich, daß ich we-

nigſtens auf der letzten Strecke meiner poetiſchen Laufbahn mit der Kritik in Einſtimmung gerathe.“ So ſehn wir aus anſcheinender Trennung erwünſchte Vereinigung hervorgehn, ſcheinbare Mißachtung des Publikums die höchſte Achtung zum Kern haben!

Über ſonſtige Umſtände des Hervorbringens und die Verhältniſſe des Hervorgebrachten erfahren wir die bedeutendſten und feinſten Wahrnehmungen, die treffendſten, lehrreichſten Bemerkungen. Wiederholt erging zwar die Mahnung: „Bleiben Sie feſt im Bunde des Ernſtes und der Liebe, alles Übrige iſt ein leeres und trauriges Weſen,“ allein dieſer ſtrenge Ernſt macht auch wieder dem heitern Spiele Raum, als welches die Dichtkunſt urſprünglich ſich giebt: „Es iſt mir recht wohl, wieder einmal etwas auf kurze Zeit zu haben, bei dem ich mit Intereſſe im eigentlichen Sinne ſpielen kann. Die Poeſie, wie wir ſie ſeit einiger Zeit treiben, iſt eine gar zu ernſthafte Beſchäftigung.“ Die innere Geſchichte des Geſtaltens und Hervorbildens wird in merkwürdigen Zügen beleuchtet: „Ein paar poetiſche Stoffe bin ich ſchon gewahr worden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde, und dann kann man niemals im erſten Augenblicke wiſſen, was ſich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch als wahrer Gehalt ausſondert.“ Und ſo heißt es bei andrem Anlaß gleicherweiſe: „Es iſt mir aus manchen Fällen und Umſtänden recht wohl bekannt, daß Eindrücke bei mir ſehr lange im Stillen wirken müſſen, bis ſie zum poetiſchen Gebrauche ſich willig finden laſſen.“ Das Folgende läßt uns in einen merkwürdigen Zuſtand der Kraftfülle blicken: „Alle meine Wünſche ſind jetzt auf die Vollendung des Gedichtes gerichtet, und ich muß meine Gedanken mit Gewalt davon zurückhalten, damit mir das Detail in Augenblicken nicht zu deutlich werde, wo ich es nicht ausführen kann.“ Einen Blick werkthätiger Schaffenszeit gewährt auch dieſes Bild: „Die Arbeit rückt zu und fängt ſchon an Maſſe zu machen, worüber ich denn ſehr erfreut bin und Ihnen, als einem treuen Freunde und Nachbar, die Freude ſogleich mit-

theile. Es kommt nur noch auf zwei Tage an, so iſt der Schatz gehoben, und iſt er nur einmal über der Erde, ſo findet ſich alsdann das Poliren von ſelbſt.“ Und ſo ſteht neben dem üppigen inneren Naturwalten, wie ein glücklicher Ausdruck es verſinnlicht, auch der Werth aufmerkſamen äußern Hülfleiſtens treulich angemerkt: „Meinen Fauſt habe ich, in Abſicht auf Schema und Überſicht, in der Geſchwindigkeit recht vorgeſchoben. — Es käme jetzt nur auf einen ruhigen Monat an, ſo ſollte das Werk, zu männiglicher Verwunderung und Entſetzen, wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachſen. — Ich laſſe jetzt das Gedruckte wieder abſchreiben, und zwar in ſeine Theile getrennt, da denn das Neue deſto beſſer mit dem Alten zuſammenwachſen kann.“ Wichtig für jeden Jünger der Dichtkunſt muß es ſein, zu erfahren: „Diejenigen Vortheile, deren ich mich in meinem letzten Gedicht bediente, habe ich alle von der bildenden Kunſt gelernt. Denn bei einem gleichzeitigen, ſinnlich vor Augen ſtehenden Werke iſt das Überflüſſige weit auffallender als bei einem, das in der Succeſſion vor den Augen des Geiſtes vorbeigeht.“ Dagegen mögen wie Dichter ſo auch Leſer und Kritiker die mahnende Erfahrung wohl beherzigen: „Ich habe wieder die Bemerkung gemacht, wie ſehr man mit einer Kunſt in Verhältniß, Übung und Gewohnheit bleiben muß, wenn man ihre Produktionen einigermaßen genießen und etwa gar beurtheilen will.“ Welche gründliche Lebensregel wird im Folgenden ertheilt: „Kant's Zurechtweiſung des Saalbaders iſt recht artig. Es gefällt mir an dem alten Manne, daß er ſeine Grundſätze immer wiederholen und bei jeder Gelegenheit auf den alten Fleck ſchlagen mag. Der jüngere praktiſche Menſch thut wohl, von ſeinen Gegnern keine Notiz zu nehmen, der ältere theoretiſche muß niemanden ein ungeſchicktes Wort paſſiren laſſen. Wir wollen es künftig auch ſo halten.“ Und wie vielfacher Anwendung unterliegt ein ſchlagender Spruch wie dieſer: „Das Gedicht hat eine ganz eigne Art von Nullität. Die jungen Herrn lernen Verſe machen, ſo wie man Düten macht; wenn ſie

uns nur aber auch darin einiges Gewürz überreichten! — Das Publikum, besonders das weibliche, liebt solche hohle Gefäße, um sein bischen Herz und Geist darein spenden zu können." — Eine solche Anthologie tiefer Meistersprüche, geistscharfen und bildhellen Ausdrucks, reicher Aufschlüsse und bedeutender Winke könnte noch bogenlang fortgesetzt werden, und aus Schiller's Briefen mit nicht geringerer Ausbeute als die hier versuchte aus Goethe's. Aber fast dürften wir bereuen, schon diese Einzelheiten heraussondernd gesammelt zu haben, da sie gleichsam Lichter sind, welche hier zwar noch auf sich selbst den Blick anziehen, aber nicht mehr zugleich die mannigfachen Gegenstände, in deren Mitte sie gestellt waren, erfreulichst mitbeleuchten.

Aber besonders noch werden wir durch den Inhalt dieser Briefe zu einer wichtigen Betrachtung aufgefordert, wie anders nämlich des Dichters Beruf und Loos dem leichteren Blick erscheinen, der auf der heitern Oberfläche des glücklich Geleisteten nur genießend weilt, und dem nachforschenden, welcher nun diese aufgeschlossenen Kammern der vorbereitenden Anstalten und wirklichen Arbeiten durchschaut! Die Vorstellung, daß dem Genie alles von selbst erfolge, daß der Günstling der Musen ihre Gaben spielend anwende, wird von einer Seite zwar bestätigt, insofern der entscheidende Moment dichterischer Hervorbringung allerdings diesen Karakter zeigt; aber wie viele ganz anders gestaltete Momente müssen jenem vorangehn und ihm nachfolgen! Nicht von Gnaden nur ist man Dichter, — ja man dürfte sagen, nicht ungestraft! Zu geschweige dessen, was ihm in eigner Brust durchzuempfinden, was ihm in Wagnissen und Verirrungen zu durchleben auferlegt ist, wovon der Ausruf: „Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt," schon frühes Zeugniß giebt, abgesehn von diesen Schmerzen und Wunden, welche der höhere Mensch als eine Mitgift seiner Empfänglichkeit und Kühnheit nach Maßgabe derselben häufiger und härter auf sich nimmt, so tritt für den Dichter noch insbesondre die strengste Last von Obliegenheiten und Bedingungen hinzu,

die ganz eigentlich ſeinem Geſchäft und ſeiner Arbeit angehören. Der Begabung, dem hohen Göttergeſchenk, muß hier ein ethiſches Element, eine willenskräftige Verwaltung ſich geſellen. Wenn Schiller's Tugend in ſolcher Hinſicht als ein erhabenes Vorbild ehrlichen Strebens und Fleißes daſteht, ſo erſcheint vollends Goethe rein und groß auch in dieſem Betreff als der ſeltenſten Menſchen einer. Welch unermüdete Beſchäftigung, welch gewiſſenhafter Zeitgebrauch, welch ſtrenge Anforderung an ſich ſelbſt, welch unabläſſig erneutes, nach allen Seiten waches und thätiges Ringen und Forſchen enthüllen uns dieſe Urkunden! Rüſtig, muthvoll, unkundig weichlicher Ruhe, bei keinem Siegeserfolge ſchwelgeriſch verweilend, nur durch den Wechſel der Arbeit ſich erholend, ſchreitet dieſer edle Geiſt unaufhaltſam fort von Ziel zu Ziel, von That zu That. Was er alles betrachtet, erwägt, unternimmt, fördert und ausführt, welche Maſſen von Bildern und Geſtalten er ordnet und leitet, welche Gedankenreihen er verfolgt, ja nur welche Bücher und wie gedrängt und fruchtbar er ſie lieſt, in dem allen zeigt ſich ein hartes, angeſtrengtes Leben, dem großer Gewinn nicht ohne großen Einſatz erfolgt, und das unter dem Glanze der ſtrahlenden Erſcheinung nur einen arbeitvollen Dienſt in ſchwerlaſtendem Amte treu verſieht. Alle Kräfte des reichſten Lebens ſind einzig der Dichtkunſt hier geweiht, deren wundervolle, duft- und farbenſchöne und heilkräftige Blüthe auch wohl erkennen läßt, was für Nahrung ſie empfangen hat. Einen Dichter von dieſer Seite her zu ſchauen, wie uns hier zum erſtenmal geſtattet wird, muß zur bedeutendſten Lehre, zur gründlichſten Warnung dienen für Alle, welche den Lockungen des reizenden Berufs gegenüber ihren Muth und ihre Kraft zu prüfen haben. Iſt ſein Beiſpiel niederſchlagend für den Schwachen, ſo iſt es dagegen um ſo tröſtlicher und ermuthigender für den Fähigen, der auch hier, bei allem Fleiß und aller Begabung, die heilige Quelle auf kurze Zeit ſtocken, bald aber um ſo reicher wieder ſtrömen und ſelbſt den Zwiſchenzeiten einen Ertrag geſichert ſieht, von dem es heißt:

„Man genießt doch zuletzt, wenn man fühlt, daß man so manches subsummiren kann, die Früchte der großen und anfangs unfruchtbar scheinenden Arbeiten, mit denen man sich in seinem Leben geplagt hat," und wie zuletzt alles, auch das scheinbar Geringe, sich zum Ganzen aufreiht: „Es vergeht mir kein Tag ohne einen gewissen Vortheil, wenn er auch klein ist, und so kommt denn doch immer eins zum andern, und es giebt am Ende etwas aus, da man sich doch immer nur mit würdigen Dingen beschäftigt."

Die beiden Freunde, von innen her so tief verbunden, bilden auch nach außen ihre Beziehungen mehr und mehr zu würdiger Gemeinschaft, sie stellen sich im Ganzen und im Einzelnen als Bundesgenossen dar, mit welchen für Andre in Gunst und Ungunst fast nur dasselbe Verhältniß Statt finden kann. Widriggesinnte suchten zwar dies Bündniß auch dadurch aufzulösen, oder doch zu schwächen, daß sie zwischen beide die größten Lobeserhebungen und den schneidendsten Tadel warfen, jene damals strenggesondert alle für Goethe, diesen für Schiller, nachher in umgekehrtem Bemühen, dem verstorbenen Schiller unmäßig alles zuwendend, was Goethe'n, dem noch lebenden Gegenstande des Neides, eben so abgesprochen werden sollte; allein das Verhältniß hat diese Störung nicht aufgenommen und zeigt sich durch die Herausgabe dieses Briefwechsels eben jetzt wieder in dem schönsten Gleichmaße. In den Briefen selbst finden wir die äußere Welt, besonders die litterarische, im Allgemeinen mit seltnem Zusammenstimmen beurtheilt und behandelt, wobei für jedes Einzelne doch die selbstständige Freiheit bewahrt wird, und die wesentliche Verschiedenheit der Karaktere sich unverhohlen offenbart. In seinen Auffassungen und Urtheilen von Personen und Schriften ist Goethe fast immer von größerer Milde, in menschlicher Hinsicht besonders wohlwollend und gütig, von manchem Mißfälligen sieht er bloß weg, andres läßt er schweigend vorüber. Schiller zeigt meist unerbittliche Strenge, verwirft und verdammt mit Schärfe, oft mit Härte,

wenn auch in der Sache nicht mit Unrecht. Gegen Herder und Stolberg geht er heftig an, nicht minder gegen die beiden Schlegel, wo Goethe das Bild ſtets etwas milder zurückſpiegelt. Beſonders trifft Schiller's Grimm die Falſchen und Heuchler, die Schwächlinge und Eitlen, deren tückiſcher Eifer wohl gar den Mantel der Liebe umhüllt, um nur ja die düſtre Mittelmäßigkeit gegen lichte Geiſtesgröße hervorzuheben und jener die Ehren unverdient zuzuwenden, welche dieſer gebühren. Die Ausdrücke gerechten Zorns gegen dergleichen Gezücht, die Schelt- und Strafworte, wo Perſonen und Beſtrebungen ihm als ſchlecht erſcheinen, wird man ihm nicht verargen dürfen, am wenigſten im vertrauten Briefwechſel, wo ſelbſt Benennungen wie „Laffe", „Lump" und dergleichen, ſchon der Kürze wegen, als karakteriſtiſche oder ſummariſche Bezeichnung, auch dem Sanftmüthigen oft ſich aufdrängen mögen. Wenn Goethe ſolcherlei Herbes ausgehn läßt, iſt meiſt eine beſondre Laune oder treffende Bildlichkeit damit verbunden, indem auch hierin der plaſtiſche Künſtler ſich nicht verläugnen kann; wir wollen, ſtatt aller andern Beiſpiele, nur die Art anführen, wie des Zeitungsſchreibers Poſſelt Erwähnung geſchieht. Bei dieſer zwangloſen Art leuchtet denn auch im Gegenſatze nur um ſo mehr das Lobenswerthe und Erfreuliche hervor, was in andern Fällen von Perſonen und Richtungen geſagt wird. In welch edlen Bildniſſen hier Humboldt, Wolf, Meyer zu erkennen ſind, iſt ſchon geſagt worden. So auch zu einer lebenvollen Zeichnung von Tieck, Cotta, Hirt, Hegel, Ritter, Mounier, der Frau von Staël, Johannes Müller, und andern Perſonen, empfangen wir theils Umriſſe, theils einzelne ſcharfe Striche, welche von einem Anſchauen zeugen, das ungehindert das Wahre erkennen will, aber doch am liebſten das Günſtige finden mag. Über Wieland und Garve kommen Äußerungen vor, welche den liebevollen Sinn reiner menſchlichen Theilnahme lebendig darlegen. So auch werden Schmidt von Friedberg und Hölderlin mit der gütigſten Einſicht in ihr perſönliches Sein und ihre dichteriſchen Beſtrebungen auf-

führlich beſprochen. Iffland wird bei aller Abneigung gegen ihn mit Unpartheilichkeit in ſeinen Vorzügen anerkannt; und ſelbſt Freund Ubique, der doch ſonſt die Geißel oft empfinden muß, behält jedes gute Haar ungekränkt. Nicht unerwähnt bleiben darf die treue Sorgfalt, mit der die beiden Freunde, gleich ihren eignen Arbeiten, auch wohl die von Andern behandeln, wenn es der Fall erfordert; ſo beſſern ſie vereint an Schlegel's und Mahler Müller's Aufſätzen; ſo wird dem Gedicht „die Schweſtern von Lesbos" eine anhaltende, mühevolle Theilnahme förderlichſt gewidmet.

Der treffenden, inhaltreichen, witzigen, nachdenkenswerthen, merkwürdigen Urtheile und Bemerkungen über Schriftſteller und Schriftwerke ſind unzählige in dieſen Briefen ausgeſtreut. Solche einzelne Worte verlieren nothwendig, wenn man ſie aus ihrem Zuſammenhange reißt und von den Stimmungen ſondert, welche ſich nur im Ganzen der Mittheilungen wahrnehmen und daraus für das Beſondre erklärend gebrauchen laſſen.

Wir begnügen uns daher, nur allgemein anzudeuten, welch ein Schatz von geiſtreicher Auffaſſung, von ſcharf trennendem und kühn verbindendem Urtheil, von tiefer Andeutung und mächtigem Ausſpruch in den oft nur flüchtigen, aber aus reifer Einſicht und durchdrungenem Gemüth hervorgegangenen Worten Schiller's und Goethe's niedergelegt iſt, wenn ſie z. B. über Corneille und Racine, über Leſſing, den nürnbergiſchen Dichter Grübel, den frankreichshitzigen Campe, über die im Gegenſatze zuſammengeſtellten Gedichte von Milton und Parny, über Thomaſius, Retif, den heiligen Bernhard, Calderon, Frau von Genlis, über die Lucinde, den Voß'ſchen Homer, und vieles andre dieſer Art, ihre Meinung und Anſicht oft in aller Kürze vertraulich austauſchen.

Auch andrer Inhalt erfüllt mannigfach dieſe Briefe mit hohem Intereſſe; bildende Kunſt, das Theater mit ſeinen lebendigen Beziehungen, Naturwiſſenſchaft, beſonders in Betreff der Farbenlehre, der weimariſche Hof, Reiſen und Ausflüge, die Univerſität Jena, Fremdenbeſuche, häusliches Ver-

hältniß und Leben, alles wechſelt in bewegter Folge. Zuletzt, da auch Schiller in Weimar mit dem Freunde zuſammen lebt, und das mündliche Geſpräch an die Stelle des Briefwechſels tritt, erſcheint dieſer nur noch in kurzen, für äußerliche Benachrichtigungen geſchriebenen Zetteln, belebt ſich aber ſogleich wieder zu neuer Fülle, ſobald durch Goethe's Aufenthalt in Jena oder durch ſonſtigen Anlaß eine vorübergehende Trennung wiederkehrt. Auffallend iſt es, wie wenig in dieſem Zeitraume größter Weltereigniſſe, des im weſtlichen und ſüdlichen Deutſchland hin und her wogenden Revolutionskrieges, der Glanzerſcheinung Bonaparte's in Italien, und, nach ſeiner Rückkehr aus Ägypten, der Machtgröße ſeines Konſulats und Kaiſerthums, gleichwohl in dieſen Briefen verhältnißmäßig ſo wenig Politiſches berührt wird. Der Name Bonaparte wird wohl genannt, der Kriegszüge als äußerlicher Umſtände und Benennungen erwähnt, die politiſche Äußerungsweiſe Poſſelt's, Gentz's und Wieland's von litterariſcher Seite betrachtet, aber in den eigentlichen Geiſtesverkehr der beiden Freunde iſt dieſes Element nicht aufgenommen. Wir ſehn in dieſer Negative einen großartigen, preiswürdigen Karakterzug. In ihm iſt eine edle Keuſchheit der Poeſie und Kunſt bezeichnet, er giebt das Zeugniß der höchſten Bildung und Vornehmheit. Nicht daß der politiſche Beruf, welcher Art immer er ſei, als Staatsmann, Krieger, Volksvertreter, Schriftſteller, dem Gebiete irgend einer Bildung je widerſpräche, — im Gegentheil —, aber das berufs- und wirkungsloſe Schwatzen und Eifern, wo durch die ganze Lage der Dinge eine würdige Thätigkeit verſagt iſt, wird als ein müßiges Spiel erhitzter Unterhaltung auch in geiſtreichen Händen zuletzt nur thöricht und wäre in dieſem Verkehr, ungeachtet des ſonſt in beiden Freunden mächtigen und bevorrechteten Intereſſes an ihrer Zeit und deren Vorgängen, doch nur am unrechten Ort geweſen.

Wir haben noch anzumerken, daß unſre Litteratur auch in Betreff der Schreibart und Sprache hier einen Gewinn

empfängt. Nicht neue Wortgebilde und Redensarten, nicht künſtliche Verſuche neuer Wendungen und Muſter eines gewählten und ausgearbeiteten Ausdrucks, ſondern, im Gegentheil, das ſeltne Beiſpiel einer ungezwungenen, bequemen, ſorgloſen und nachläſſigen, zu keinerlei Zweck herausgeputzten Mittheilung. Wir haben in beſſeren und auch ſonſt werthvollen Schriften faſt nichts dieſer Art, was die Sprache des gewöhnlichen Lebens ſchriftlich wiedergäbe, und doch liegt darin ein guter Beſtandtheil, den wir lange nicht genug benutzen und aufbewahren. Die Redensarten gewöhnlichen Schlages, die bequemen, faſt nicht zu miſſenden Ausdrücke, an denen die Grammatiker größere oder kleinere Unrichtigkeit tadeln, die läßlichen Freiheiten, welche trotz aller Bannſprüche in ihrer Sphäre fortleben, dies alles findet ſich öfters hier an guter Stelle, und wenn z. B. Schiller, und gerade Schiller, der im erhabenen und ſprachgerechten Ausdruck unbeſtreitbar Meiſter iſt, von einer ſchlecht ſchlafenden Nacht oder des Mannes ſeinem Raiſonnement ſpricht, ſo ſehen wir darin mit einer Art Genugthuung ein Sprachrecht ausgeübt, das uns kein einſeitiger Richterſpruch rauben darf.

Wir ſchließen mit dem unſrer geſammten Betrachtung entnommenen Ergebniß, daß, welch mannigfache Reichthümer unſre Litteratur auch ſchon beſitzt, und welch andre noch ihr künftig beſchieden ſein mögen, doch dieſer Briefwechſel immer als einzig daſtehn, und der eigenthümliche Reiz gerade dieſer Mittheilungen ſich in keinen ähnlichen wiederholen wird, ſo wenig als Schiller und Goethe uns ein zweitesmal erſcheinen können. Würdig war dieſe einzige Sammlung daher auch noch beſonders, einem Könige, deſſen lebendiger Antheil an deutſcher Poeſie und Geiſtesbildung die beiden Dichter und Freunde früh im Gemüth getragen und den allzu ſchnell dahingeſtorbenen wie den glücklich noch lebenden mit hohen Ehren bedacht hat, als ein vereinigtes Denkmal beider ſo zugeeignet zu werden, wie dies vor dem ſechsten Bande durch Goethe's dankbares Wort an den König Ludwig von

Baiern für alle Zeiten zum unvergänglichen Denkmal so rühmlich geſchehen iſt.

XVIII.

Geſchichte Deutſchlands unter den fränkiſchen Kaiſern, von Guſtav Adolph Harald Stenzel, Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität zu Breslau. Leipzig, 1827. 1828. 2 Bde.

Deutſche Redlichkeit und deutſcher Fleiß haben eine der ſchönſten Stätten ihres ſogar ſprüchwörtlich gewordenen Ruhmes wohl ganz beſonders in Bearbeitung deutſcher Geſchichte zu behaupten und hier vorzüglich ihre Macht und ihr Verdienſt in vollem Glanze aufzuweiſen. In der That fehlt es uns an großen und wichtigen Arbeiten dieſer Art bis in die neueſten Zeiten keineswegs, und wenn gleichwohl, bei den unaufzählbaren, in unermüdlicher Vielartigkeit von allen Seiten und in allen verſchiedenſten Farben und Maßen wiederholten Verſuchen, in die Hände der Nation ein wirklich nationales Buch ihrer Geſchichten zu übergeben, dieſe Abſicht bisher nie völlig gelungen iſt, ſo tragen hievon wenigſtens nicht der Wille und die Kraft unſrer Gelehrten die Schuld, ſondern die Art und der Gang unſrer Geſchichte ſelbſt, die auf ihren verſchlungenen Haupt- und Nebenwegen einen unendlichen Reichthum von innerer Eigenthümlichkeit und weithinſtrömendem Hinauswirken ſtets mit umziehen muß und noch nicht zu der Entwicklung ſich hervorgearbeitet hat, wo ſie dem ruhigen Überblicke des Hiſtorikers, wie dann eben ſo des Staatsmannes, ſich klar und bequem darlegte. Bis dieſes geſchehn kann, müſſen wir uns freilich genügen laſſen, durch ſtets erneute Arbeit den Stoff zu mehren und zu läutern,

in immer neuen Fluß zu ſetzen und neuen Geſtaltungen und Beleuchtungen, wie jede Zeit ſie eigen hat, zu überliefern, damit er nicht in irgend einer erſtarre, ſondern vielmehr die große, noch nicht erfüllbare, aber darum durchaus nicht abzulehnende Aufgabe in friſcher Anregung erhalten bleibe.

Ein ſolches tüchtiges Werk der Redlichkeit und des Fleißes iſt vorliegende Geſchichte der Deutſchen unter dem fränkiſchen Kaiſerhauſe. Der Verfaſſer hat dieſen Abſchnitt eines größeren Ganzen, welches die Geſchichte von Karl dem Großen bis zu Rudolph von Habsburg enthalten ſoll, vorausbearbeitet und will zunächſt die ſächſiſchen Kaiſer weiter zurückgehend damit verbinden. Die Geſchichte der Hohenſtaufen bleibt demnach auf die weiteſte Zeit noch hinausgeſetzt, nach billiger litterariſcher Konvenienz, damit der mit dieſem Gegenſtande jetzt reichlich erfüllte Schauplatz für eine neue Erſcheinung erſt wieder Raum werden laſſe. Für die Einbildungskraft iſt allerdings die Zeit der Hohenſtaufen reicher und glanzvoller als irgend einer der andern Abſchnitte, jedoch dem der fränkiſchen Kaiſer an vaterländiſcher Bedeutung und eigentlich deutſchem Gehalt kaum überlegen.

Der Verfaſſer hat dieſen Werth ſeines Gegenſtandes ganz gefühlt und glücklich hervorgeſtellt, ohne jedoch den Kreis des gewählten Zeitabſchnittes in künſtlicher Steigerung des Inhalts zu überſchreiten. Sein ſtrenges Maß in dieſer Hinſicht, der beſtimmten Zeit nur das zu geben, was ihr wirklich gehört, jedes Hineindichten früherer oder ſpäterer Zeiten auszuſchließen, und die Geſchichtsgeſtalt aus den ihr angehörigen, genau durchforſchten und geprüften Quellen rein und feſt ſo darzulegen, daß auch bei abweichender Anſicht und Deutung niemand das eigentlich Erzählte zu verwerfen braucht, dieſes Maß und dieſe Gewiſſenhaftigkeit gereichen ihm hoch zur Ehre. Von ſeiner deßfallſigen genauen Sorgfalt können wir, neben dem allgemeinen Zeugniſſe, welches das Buch durch ſeinen ganzen Karakter ſchon entſchieden genug auch für den nicht prüfenden Leſer ausſpricht, noch ein beſonderes ablegen, indem wir eine bedeutende Zahl ſeiner Anführungen

aus Lambert von Aſchaffenburg und aus dem Chronicon Urspergense, die uns zu anderweitigem Zwecke zur Hand geweſen, mit dem Texte verglichen und dieſen ſtets wohlbegründet gefunden haben. Wenn bei dieſer Genauigkeit im ſteten Rückblick nicht nur auf die Geſammtheit der Quellen, ſondern auch vorzugsweiſe auf ihre dem Einzelnen jedesmal geforderten einzelnen Beweisſtellen, die Erzählung öfters farbloſer ausgefallen iſt, als dies in der ſonſt lebhaften und genugſam ſchilderungsfähigen Schreibart des Verfaſſers gegründet ſein konnte, ſo iſt hiermit freilich auch eine der nachtheiligen Bedingungen offenbar, welche ſelbſt der Ausübung von Tugenden ſich bisweilen geſellen dürfen. Aber dieſe mehrere Färbung, welche wir öfters vermiſſen, hätte unſres Erachtens mit aller Treue gegen die Quellen ſelbſt vereint werden können, wenn dieſe öfters ausdrücklich, z. B. bezeichnende Stellen aus Lambert, oder die zuſammengehörigen aus entgegengeſetzten Schriften, mit dramatiſchem Intereſſe in den Text aufgenommen worden wären. Wir unſrestheils hätten uns auch nicht enthalten, bei Gelegenheit des Erzbiſchofs Anno von Köln den freilich ſpäteren, aber darum nicht minder hieher bezüglichen altdeutſchen Lobgeſang auf denſelben mit Anführung mancher Zeilen zu erwähnen; denn abgeſehen von dem Schmucke, welchen der neueren Proſa dergleichen Unterbrechung durch alterthümliche Dichterſprache willkommen verleiht, ſo iſt es ja auch in der That eine unverſchweigbare Geſchichtsangabe, daß einem von ſeinen Zeitgenoſſen ungleich beurtheilten Manne der Kirche und des Staats noch nachfolgende Jahrhunderte ſolche Verehrung gezollt haben.

Die wahre Mitte der Geſchichte der fränkiſchen Kaiſer iſt in allem Betracht das Leben Kaiſer Heinrich's IV. Es giebt in der Geſchichte wenige Perſönlichkeiten, mit welchen der Darſteller ſo leicht in Verlegenheit kommt; man fühlt wohl, daß man bei dieſem merkwürdig gemiſchten Karakter mit bloßem Abwägen des Löblichen und Tadelnswerthen, welches ihm von den verſchiedenartigſten Zeugen verſchwenderiſch beigelegt wird, und wovon weder das eine noch das

endre ſich ganz wegläugnen läßt, zu keinem Ergebniſſe gelangt; die Sittlichkeit oder auch nur die Staatsrichtigkeit manches beſtimmten Handelns und Betragens läßt ſich ohne genauere Kenntniß, als wir ſie jetzt noch von den Triebfedern und Umſtänden des Augenblicks übrig haben, kaum beurtheilen. Den Kaiſer als einen bloß laſterhaften Schwächling bezeichnen, wie neuerlich geſchehn iſt, heißt die bewährteſten Zeugniſſe, der Autoren ſowohl, als des Verlaufs der Geſchichte ſelbſt, willkürlich unbeachtet laſſen. Eben ſo wenig kann die durchaus günſtige Anſicht, welche der Eifer ſpäterer Zeit von ihm als von einem Helden und Opfer früher proteſtantiſcher Geſinnung hat aufſtellen wollen, mit Fug beſtehn. Es ſcheint der wahre Schlüſſel zu dieſem Karakter noch nicht aufgefunden zu ſein; vielleicht iſt dies künftigen, mit menſchenkundigerem Seherblick begabten Forſchern aufbehalten, vielleicht öffnet ſich ein ſolches Verhältniß auch von ſelbſt aus einſtiger Andersſtellung der Geſchichtsbeſtandtheile überhaupt, welche plötzlich einen hellen Durchblick auf das geſtatten mögen, was bis dahin in tiefem Schatten lag! Unſer Verfaſſer, ohne dieſe Hauptperſon ſeines Buches gehörig aufſchließen zu können, hat gleichwohl zu ihrer möglichſt gerechten und billigen Würdigung redlichen Fleiß und ſcharfblickende Beſonnenheit beſtens walten laſſen. Wir finden jedoch die Vorſtellung, die er von Heinrich erweckt, und die Manchem ſchon viel zu günſtig dünken mag, noch unter der Meinung, die wir von dieſem Kaiſer nach eignem Anſchauen aus den Quellen ganz unvorgefaßt geſchöpft haben; es ſteht jedem frei, uns dafür beliebig zu verketzern. Uns aber ſtreitet mit dieſer Meinung gar nicht, daß wir auch den Erzbiſchof Anno, den Gegner des Kaiſers, bei unſerm Verfaſſer noch nicht genug als den großen Staatsmann gewürdigt glauben, der er doch wirklich geweſen iſt.

Nicht minder als die Perſonen ſind auch die Sachenrichtungen in dieſem Geſchichtsraume von außerordentlicher Schwierigkeit. Dieſelben Bezüge, Kämpfe und Entwicklungen, welche den Zeitraum der Hohenſtaufen erfüllen, ſind

auch unter den fränkiſchen Kaiſern ſchon in vollem Leben, in gewaltigſter Arbeit. Nun ſind zwar in ihrer damaligen Geſtalt jene Bewegungen längſt überall erloſchen; ſie ſcheinen völlig dem ruhigen Forſcher heimgefallen, ja ſogar der ſpätere, anders geartete Kampf, da ein deutſcher Mönch an die Stelle ſo vieler großen Kaiſer mit beſſerem Erfolge trat, vermag in ſeiner erſten Geſtalt nicht mehr die Mitte der Weltbühne einzunehmen, ſondern weicht andern mehr und mehr zurück; allein die Gegenſätze, welche jenen Kämpfen zum Grunde lagen, dauern noch heutiges Tages in aller Stärke und in weiteſter Ausdehnung fort, und bei erloſchenen Erſcheinungen einer fernen Welt lebt deren geiſtiges Kampf- und Partheiungsprinzip noch mitten in der unſrigen. Dieſer Zwieſpalt, daß zwar die Geſtalten uns völlig unpartheiiſch anſprechen können, die Richtungen ihres Wirkens aber in unſre heutige Tagesſtellung eingreifen und jede tiefſte Partheilichkeit unſrer neueſten Intereſſen, unſrer offenbaren oder geheimen Neigungen aufreizen, muß nothwendig jeden Darſteller jener alten vaterländiſchen Zeiten mannigfach befangen. Sich über jene Gegenſätze wirklich hinauszuſtellen, iſt darum nicht möglich, weil unſre Zeit noch mitten in ihnen ſteht, und ein Einzelner wohl über die Gegenwart hinaus träumen und dichten, aber nur in ihr ſchaffen und wirken kann, neue Stufen der Geſchichtsentwicklung aber nur von ganzen Maſſen erſchritten werden. Jetzt die Zeiten der fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſer nach ihrem ganzen Inhalt und ihrer vollen Bedeutung durch ein Geſchichtswerk abzuſchließen und darzulegen, das erforderte mehr als gelehrte ſchriftſtelleriſche Gaben; es wäre dies ſelbſt ein bedeutendes Stück Geſchichte, die Wirkung eine mehr als litterariſche. Allein es hat damit gute Wege! Am ſchlimmſten dürften diejenigen fahren, welche in der guten Meinung, daß in der Mitte das Rechte liege, ſich dem Gegenſatze dadurch entziehen wollten, daß ſie ihn in der Tiefe unberührt ließen und auf der Oberfläche verneinten, und dann recht auserleſen unpartheiiſch zu ſein wähnten, indem ſie aus ihrer mittleren Unentſchiedenheit bald

der einen Seite bald der andern beipflichteten und ſonach allerdings den Inhalt der Partheiung möglichſt beſeitigt, aber auch den der Geſchichte großentheils vernichtet hätten. Weit beſſer iſt es in ſolchem Falle, wo von Intereſſen zu reden iſt, welche nothwendig noch die Mitwelt theilen, daß der Schriftſteller entſchieden und offen ſich dem Gegenſatze hingiebt und von dem einen Endpunkt aus nicht nur dieſen, ſondern auch den entgegengeſetzten und die Mitte ſchildert; dabei kann doch ein kräftiges, lebenvolles Werk herauskommen, deſſen Partheilichkeit, wenn nur ſonſt der Mann tüchtig und wahrhaft iſt, wenig ſchaden wird. Wir haben unſern Verfaſſer in dieſer Beziehung nur zu loben, daß er nicht nach jener Unpartheilichkeit geſtrebt hat, die mit dem Namen ſich brüſtend nur ihre Nichtigkeit zur Schau trägt und vor allem nicht entdecken laſſen möchte, ob ſie die Waiblinger oder die Welfen, den Papſt oder Luther'n, die Knechtſchaft oder die Freiheit im Herzen trägt! Er zeigt ſich als ein dem Licht, dem Menſchenwohl und dem Vaterlande redlich zugewendeter Proteſtant, wie deren heutiges Tages auch unter den Katholiſchen viele gefunden werden, daher iſt er gegen die Unternehmungen Gregor's VII., die er doch zu ſehr im Zuſammenhange eines vorausgedachten, geordneten Plans darlegt, da ſie vielmehr aus Karakter und Stellung hervorgehende und ſich durch ſich ſelbſt ſteigernde Ergebniſſe waren, daher eifert er ſtark gegen die von Gregor erzwungene Eheloſigkeit der Geiſtlichen, ohne jedoch darum bei Erzählung der thatſächlichen Hergänge dem gewiſſenhaften Prüfen und genauen Darlegen des vorhandenen Überlieferten etwas zu vergeben.

Der letzte Abſchnitt des Buches behandelt gedrängt und anſchaulich den allgemeinen Zuſtand der Deutſchen in den Verhältniſſen des Staats, der Kirche und des Lebens überhaupt. Wir haben ſchon erwähnt, daß der Verfaſſer mit ſtrenger Sorgfalt bemüht geweſen, ſeine Schilderungen nur auf ſolche Zeugniſſe zu gründen, die wirklich den gegebenen Zeitraum eigends angehn; aber ſo wenig wir auch dem un-

gelehrten und leichtſinnigen Hiſtoriker zugeſtehn möchten, von dieſer Linie abzuweichen, ſo gern dürften wir doch den gründlichen Hiſtoriker auffordern, für die Schilderung ſolch allgemeiner Zuſtände auch das Licht früherer und ſpäterer Zeiträume anzuſprechen, da die an einzelner Stelle oft allzu dünnen und dunklen Fäden der öffentlichen Verfaſſungen wie der beſondern Lebensrichtungen in einem größeren Verlaufe ſich deutlicher beleuchten laſſen. In dieſem Sinne können ſogar Vergleichungen aus ganz verſchiedenen Zeitaltern und Zuſtänden vortrefflich dienen und bisweilen das ſchwierigſte Dunkel glücklich aufhellen, wie das in Niebuhr's römiſcher Geſchichte mit größtem Erfolg oft geſchehn iſt. Herr Stenzel hat unſtreitig längſt das Recht erworben, den ſtrengen Hiſtorikern beigezählt zu werden; eben deßhalb hätten wir von ihm mit größerer Freiheit eine reichlichere Erörterung beſonders der politiſchen Verfaſſung gewünſcht, ja ſelbſt im Laufe der Erzählung ſchon eine häufigere Bezugnahme auf die Staatsgeſtaltung als den weſentlichſten Erfolg aller Entwicklung eines beſtimmten Volkes. Der Verfaſſer wird uns ſeine Grundſätze ſchlichter Treue und ſtrengen Stehenbleibens bei dem in ſeinen genaubegränzten Quellen Verzeichneten entgegenhalten, allein gerade er dürfte bei ſeiner bewährten Gründlichkeit ſich immerhin freier bewegen, er würde ſchon nicht Gefahr laufen, ſich in „hiſtoriſche Träumereien" zu verlieren und ſie mit „philoſophiſchen Brocken" aufzuſtutzen, gegen welche Abwege, ſo wie gegen den „der erhabenen Geiſter, deren Werke göttergleich aus dem Nichts entſpringen, und die kaum mitleidsvoll auf die handwerksmäßigen Moſaikarbeiten der andern Hiſtoriker herabſehen," er in den Vorreden ſich mit einer Bitterkeit äußert, die wir jedoch nicht eben zu ſeiner ſonſt ſo wohl dokumentirten Stärke rechnen können.

Der zweite Band enthält die Kritik der Quellen, hiſtoriſche Beilagen zur näheren Erläuterung manches Einzelnen, und ausführliche Zeittafeln. In der Kritik der Schriftſteller iſt der Verfaſſer dem leuchtenden Beiſpiele Ranke's gefolgt, deſſen Verdienſt er gebührend anerkennt, und als deſſen wür-

digen Genossen er sich durch sein eignes Verfahren darthut. Genauigkeit und Umsicht, scharfes Zerlegen und sichres Zusammenstellen, und ruhiges, freies Urtheil zeichnen diese Untersuchungen aus. In seine herbe Polemik gegen Raumer's Geschichte der Hohenstaufen, über die er Schlosser's blank- und baaren Ausspruch fast als den seinigen wiederholen möchte, können wir hier nicht eingehn. Anmerken wollen wir nur, daß er hiebei doch für Schlosser partheiisch erscheint, dem er ja gleichfalls ungründliche und mißgegriffene Citate genug nachweist, und dem wir noch andre nachweisen könnten, wo er sogar sittlichen Tadel und Verwerfung auf solche Stellen gründet, in denen er die Ausdrücke, die er als die schlagenden wörtlich anführt, doch nur geradezu erdichtet hat! Jemand, der überall sich rühmt und sich etwas damit weiß, ein strenger Pedant zu sein, sollte doch solchen Leichtsinn und Fahrigkeit von sich entfernt halten! Wir sagen dies der sonstigen großen Verdienste Schlosser's unbeschadet, nur möchten wir warnen gegen das allzu schnöde Absprechen und Richten im stolzen Selbstgenügen eines gelehrten Wissens, das zwar allzeit nothwendig zu fordern und an sich ganz respektabel, aber gar nicht vor dem Mißgeschicke bewahrt ist, mitten im schönsten Prunke bisweilen gar häßliche Blößen sehn zu lassen.

XIX.

An Herrn Schlosser in Heidelberg.

Sie nennen mich ein zweites- oder drittesmal vor dem Publikum, und zwar auf eine Weise, in der Sie es, wenn Sie Ihren Vortheil verständen, nicht thun sollten, denn Sie zwingen mich, die Nachsicht, welche ich bisher gegen Sie übte, aufzugeben, und unser eigentliches Verhältniß offen darzulegen.

Ich machte Ihre Bekanntſchaft im Jahre 1816 auf der Stadtbibliothek in Frankfurt am Main, kurz vor meiner Abreiſe nach Karlsruhe. Sie ſchrieben mir dorthin, erſuchten mich um Betreibung Ihrer Anſtellung in Heidelberg und ſandten mir von Zeit zu Zeit mit den freundſchaftlichſten Äußerungen Ihre herauskommenden Schriften zu. Als ich nach Verlauf mehrerer Jahre Anlaß fand, eine Auswahl der geiſtlichen Sprüche des Angelus Sileſius in Druck zu geben, glaubte ich nicht verſäumen zu dürfen, Ihnen ein Exemplar zu ſchicken, beſonders da die wenigen Bogen nicht im Buchhandel waren. Daſſelbe that ich mit dem erſten Theil meiner biographiſchen Denkmale, der im Jahre 1824 erſchien. Sie antworteten darauf durch einen Reiſenden ſchriftlich: „Ich habe dem Hrrn. M. v. K. aufgetragen, theurer Freund, Ihnen meinen Dank für das am 6. Febr. von Ihnen abgeſchickte, am 30. März von mir empfangene Buch zu überbringen. Es wird von mir im Aprilſtück der Heidelberger Jahrbücher, das am 1. Mai ausgegeben wird, angezeigt werden. Schloſſer.“ Auch dieſe Recenſion waren Sie dann beiſert mir zuzuſenden.

Sie nennen mich in der Recenſion Ihren Freund, ſprechen theilweiſe in großen Lobſprüchen von meiner Arbeit, theilweiſe aber auch mit Tadel, der indeß weniger das Buch als vielmehr Anſichten und Verhältniſſe des Lebens und überhaupt gelehrtes und ſchriftſtelleriſches Verfahren betraf. Dabei kamen freilich Züge vor, die man tückiſch finden konnte, andre geradezu falſche und liederliche Beſchuldigungen, noch andre, die man kindiſch oder läppiſch nennen durfte. Ich könnte dieſe Ausdrücke, wollte ich den Raum nicht ſparen, hier auf das genaueſte, und ganz überzeugend für jeden Mann von Verſtand und Urtheil, belegen. Die Sache war ſeltſam genug; einen Freund ſolcher Art hatte ich bisher noch nicht gehabt; mehrere dieſes Schlages dürfte man ſich auch ſehr verbitten, mit dem Einen jedoch war die Gefahr ſo groß nicht; ich ſuchte mir einzureden, Sie hätten es im Grunde nicht ſo übel gemeint, ſondern nur ohne Bedacht im Hui

den Wisch so hingeschmiert, wie Sie selbst von Ihren Sachen sich wohl auszudrücken pflegten.

Ich erwiederte also damals nichts, sowohl um Sie nicht bloßzustellen, als auch um meiner selbst willen, weil ich litterarische Streitigkeiten nie gesucht habe, so günstig auch die Gelegenheit war, in allem Vortheil einer guten Sache und einer leichten Führung derselben aufzutreten.

Als ich Ihnen aber ein Jahr darauf den zweiten Theil meiner biographischen Denkmale zusandte, konnte ich nicht umhin, sie mit einem Schreiben zu begleiten, von dem ich eine Abschrift zu behalten räthlich fand, und das ich hier also nun buchstäblich mittheilen kann. Es lautete, wie folgt:

Berlin, den 7. Juni 1825.

„Sie empfangen hier, Verehrter, die Fortsetzung einer Arbeit, von deren Beginn Sie noch immer Gutes genug gesagt haben, um nun auch, wenn die Fortsetzung ein Irrthum und eine Schuld wäre, schon einen Theil von diesen mittragen zu müssen! — Bei dieser Gelegenheit muß ich denn freilich wohl auf das Vorangegangene zurückkommen, was ich vielleicht schon früher hätte thun sollen, vielleicht aber auch besser verschoben habe bis heute. Ihre Beurtheilung meines Buches hat mich in nicht geringe Verlegenheit setzen müssen; einerseits konnte ich Freundschaftliches, ja Schmeichelhaftes darin nicht verkennen, andrerseits mußte ich auch das Gegentheil darin wahrnehmen; die zwiespaltige Stimmung, über welche zunächst das persönliche Gefühl befremdet sein durfte, hat sich zugleich des ganzen Sachurtheils bemächtigt; auf welche Weise, wollen wir sehn. In der That, ich war in Betreff der geschichtlichen Darstellung auf vielen und großen Tadel gefaßt, auf Zurechtweisungen und Berichtigungen mancher Art; ich wußte am besten, was mir alles fehlen konnte, und von woher mir Belehrung kommen durfte. Jedoch in dieser Hinsicht haben Sie mir ungemeine Milde bezeigt. Dafür aber, daß Sie mich auf dieser Seite, die ich nicht für gedeckt hielt, so sehr geschont, haben Sie mich auf einer

andern deſto heftiger angegriffen, wo ich ganz ſicher zu ſein glaubte und es, nach meiner heutigen Überzeugung nach, wirklich mit Recht ſein durfte. Sie ſehn, ich rede von der gewaltigen Invaſion deſſen, was Sie Moral nennen, in meine harmloſen Schilderungen, gleichſam als wären dieſelben von der tiefſten Verderbniß befangen, zu deren Tilgung ſogar der arme Neander herbeigerufen wird! Was in aller Welt konnte Sie zu dieſem Ritterthum, dem noch etwas mehr fehlt als ſein Gegenſtand, in dieſer Weiſe antreiben? Sie bemühen ſich wahrlich ohne Grund; ich kann Ihnen denſelben nirgends in Ihren Anklagen zugeſtehn. Seit wann wird der Moralität des Erzählers zugerechnet, was er Unmoraliſches zu erzählen hat, falls er daſſelbe nicht beſtimmt gut heißt? Hat er eine andre Pflicht, als die Thatſache mitzutheilen, wie ſie war, für das Urtheil jedes Leſers, deſſen Spruch, nach Verſchiedenheit des Geſetzbuches, noch immer ſehr verſchieden ausfallen kann? Muß man ſchimpfen und poltern, um das Schlechte erſt recht als ſolches zu bezeichnen? Ich weiß nicht, was bei ſolchem Verfahren ſchlimmer wegkommt, die Geſchichte oder die Sittlichkeit, dieſe, weil ſie keine Scham behält, jene, weil ſie die Würde verliert! Ich bekenne Ihnen aufrichtig, es mag politiſch kühn, ja nach Umſtänden groß ſein, von einem hochgeſtellten Zeitgenoſſen drucken zu laſſen „der Schuft Talleyrand",*) aber der Geſchichtſchreibung würdig erſcheint es mir nicht. Dem Richter geziemt nicht, auch ſelbſt Henker zu ſein. Dergleichen Bezeichnung unterlaſſen zu haben, darauf am Ende läuft aller Tadel hinaus, den Ihre Moral gegen meine Stellen, die Sie in dieſem Betreff anführen, ſchleudern will. Und welche Moral nun erſt! Ein gutes Stück davon ſieht faſt wie phariſäiſcher Dünkel aus, oder gar, unter dem Schein des Gegentheils, wie anbiedernde Augendienerei; gegen beiderlei Anſchein habe ich wenigſtens Sie vertheidigen müſſen, woran

*) Schloſſer's Geſchichte des 18ten Jahrhund. Th. 2. S. 292.

Sie erkennen mögen, daß, wenn ich bei meiner Weiſe falſchem Anſchein bei Ihnen ausgeſetzt war, Sie es bei Ihrer Weiſe nicht weniger bei Andern ſind. Ich unterlaſſe, hier näher in Einzelnes einzugehn, die Sache führte zu ſehr ins Weite und bliebe doch, im Grunde, zwiſchen Ihnen und mir, zwecklos. Auch muß ich Ihnen noch etwas ganz Anderes vorhalten. Sie haben ſehr unbedacht Anklagen gegen mich ausgeſprochen, deren Bedeutung in beſtimmten Lebensverhältniſſen — von welchen Sie überdies immerfort reden — und in der Stellung der Tagesangelegenheiten — deren Sie wohlkundig ſind — Ihrer Einſicht nicht verborgen ſein konnte. Der Freund mochte ſich immerhin dabei verläugnen, wenn nur der Kritiker Recht behielt. Allein ſolche Anklagen durch falſche Beweisſtücke begründen, durch falſche Citate belegen, das iſt ein Verfahren, von dem ich nicht weiß, wie ich es benennen ſoll. Es thut mir leid, ſagen zu müſſen, daß Sie dies gethan haben. Bei Gelegenheit der beabſichtigten Aufhebung Karl's XII. und der das Völkerrecht verletzenden Verhaftung Patkul's machen Sie mir den Vorwurf, dieſe Sachen ganz in der Ordnung zu finden; zum Beweiſe führen Sie, in Betreff der erſteren Angelegenheit, folgendes als meine Worte an: „Es heißt hier S. 206. Die Sache war ganz in der Ordnung; allein der König konnte ſich nicht entſchließen, und er erſchrack (über die That? nein —) über die Folgen, welche die Sache haben könnte, nicht erwägend, daß die Furchtbarkeit des Feindes mit deſſen Gefangenſchaft aufgehört hätte." Ordentlich ſo, mit Anführungshäkchen, als wären es meine Worte! Und dennoch ſind gerade die Worte, welche hier allein die Anklage begründen, „Die Sache war ganz in der Ordnung", nicht von mir, ſondern von Ihnen zugeſetzt! Denn bei mir heißt es: „Die Sache war leicht und faſt ohne Gefahr auszuführen, Schulenburg hatte ſelbſt mit vier Offizieren" u. ſ. w. Hier, ſo wie auch in dem Nachſatze, iſt offenbar die Beſchaffenheit der Dinge, nicht ihre moraliſche Richtigkeit, ausgedrückt. Keineswegs beſſer ſteht es mit Ihrer Anführung

der Stellen, wo Sie die Lehre von Zweck und Mittel anzubringen nöthig glaubten, oder gegen die Maitreſſen der Fürſten zu ſprechen; Sie zwingen meiner Rede daſelbſt einen andern Sinn auf, wie dort andere Worte! — Sagen Sie mir nun, wie iſt es möglich, daß einem Mann Ihrer Art dergleichen begegnen kann? Sie, dem bei den Tauſenden von Citaten in Ihrer Weltgeſchichte dergleichen vielleicht kein einzigmal begegnet iſt! Wirklich, wären ſolche Beiſpiele häufiger, ſo könnte die gerühmte Gründlichkeit der citirenden und moraliſirenden lehrenden Hiſtoriker gar bald in einen Ruf kommen, um welchen die Weltmänner und Dilettanten ſie nicht beneiden dürften! Ich bekenne Ihnen, die Sache hat mich lange ſtutzen gemacht, und ich würde noch jetzt für jeden Aufſchluß danken, den Sie mir darüber ertheilen könnten. Denn die Gedankenreihe, in welche ich ſelbſt gerathen bin, und die mir ein Ausweg aus dieſer Verwirrung ſchien, iſt doch zuletzt wohl nur ein Sackgäßchen? Ich dachte nämlich, mein gelehrter Freund (um in der Sprache des britiſchen Parlaments zu reden) hat vielleicht abſichtlich, durch dieſe ganze Behandlung, nur gerade die Art geſchichtlichen Vortrags, wie er hier von einem Dilettanten verſucht worden, in Schutz nehmen und ſeinen gelehrten Mitbrüdern, auf die er es gemünzt zu haben ſcheint, eine Lehre geben wollen, indem er ihnen zeigt, daß der Gelehrte vom Fach und der Dilettant auch bisweilen die Rollen, und mit dieſen ihre Fehler und Tugenden, tauſchen können. War das wirklich die Abſicht, ſo ſtimm' ich von ganzem Herzen ein, und dann lachen wir Beide, Sie, daß Sie das alles ſo hübſch angeſtellt, ich, daß ich es ſo glücklich errathen; wir lachen Beide, doch immer ein wenig mit auf unſer Beider Koſten, denn meinen Schaden hab' ich weg von vornherein, und hinterdrein kommt doch auch der Ihrige ziemlich an den Tag! — Doch mag es damit ſein, wie es wolle. Zanken wollt' und mußt' ich mich mit Ihnen, und das hab' ich gethan; aber nicht grollen. Und zum Zeichen deß ſende ich Ihnen mein neues Buch. Nehmen Sie es freundlich auf. —

Die Arbeit ſelbſt bedarf mancher Nachſicht; der Stoff, beſonders in der zweiten Abtheilung, bot übergroße Schwierigkeiten, und meine Verwahrung in dem Vorworte wird nicht überall ausreichen. Daß ich zu dreiſt und grob geſchrieben, werde ich unfehlbar hören müſſen. Doch von Ihnen wird mir eher zu große Zurückhaltung und Milderung vorgeworfen werden. Wollen Sie nun Ihre erwünſchte Strenge in dieſer Hinſicht frei walten laſſen, ſo werden Sie in andrer für Ihre Nachſicht deſto beliebigeren Raum haben!“ —

Ich hätte Ihnen noch viel mehr als das im Briefe Angemerkte vorhalten können, allein ich dachte, es ſei mit dieſem genug, um Ihnen Ihr Unrecht klar zu machen, und ich zweifelte nicht, Sie würden daſſelbe öffentlich, wie es geſchehn war, auch zurücknehmen, beſonders nachdem Sie mir mündlich, bei meiner Durchreiſe durch Heidelberg, bekannt hatten, freilich ſehr obenhin bekannt hatten, Sie fänden nach Durchleſung meines kurz vorher empfangenen Briefes allerdings, daß ich gegen Sie Recht hätte. In der That wäre es nur Ordnung und Redlichkeit eines wackern Mannes geweſen, ſo harte als falſche Anklagen der Entſtellung, der Erdichtung, der Ungenauigkeit in hiſtoriſchen Sachen nicht auf dem Haupt eines angeblichen Freundes ruhen zu laſſen, beſonders wenn der Ankläger ſelbſt, und gerade in dieſer Anklage, alle jene Sünden begangen hat. Denn, hören Sie es nochmals, Sie ſind der Entſteller, der Erdichter, der falſch und unbegründet Angebende, nicht ich, der ich in meinen Arbeiten mit einer Gewiſſenhaftigkeit verfahre, die ich Ihnen wünſche! Wenigſtens iſt mir nicht begegnet, daß ich in den Geſchichten, die ich erzähle, einen Feldherrn die Schlacht gewinnen laſſe, die er verlor, wie ſolches von einem der Generale des ſiebenjährigen Krieges in Ihrer Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts zu leſen iſt, oder durch gefälſchte Citate, unter dem Anſchein untrüglicher Genauigkeit, die Geſinnungen eines Autors zu verläumden, wie Sie das in Ihrer Recenſion gethan haben. —

Daß Sie in Ihrer Beſchämung ſchwiegen, fand ich zwar

leicht genug zu erklären, wußte nun aber zugleich, was ich von Ihnen zu denken hatte, von dem Menſchen wie von dem Hiſtoriker. Ich durfte mir nun auch das Recht zuerkennen, mir meine Genugthuung zu nehmen, ſobald es mir gefiele. Allein ich ließ wieder die Gelegenheit fünf Jahre ungeſucht, bis ſie endlich bei einer Anzeige von Stenzel's fränkiſchen Kaiſern ſich mir gleichſam aufdrang, und zwar zur Vertheidigung eines Andern. Hier ſagte ich: „In ſeine herbe Polemik gegen Raumer's Geſchichte der Hohenſtaufen, über die er Schloſſer's blank- und baaren Ausſpruch faſt als den ſeinigen wiederholen möchte, können wir hier nicht eingehn. Anmerken wollen wir nur, daß er hiebei doch für Schloſſer partheiiſch erſcheint, dem er ja gleichfalls ungründliche und mißgegriffene Citate genug nachweiſt, und dem wir noch andre nachweiſen könnten, wo er ſogar ſittlichen Tadel und Verwerfung auf ſolche Stellen gründet, in denen er die Ausdrücke, die er als die ſchlagenden wörtlich anführt, doch nur geradezu erdichtet hat! Jemand, der überall ſich rühmt und ſich etwas damit weiß, ein ſtrenger Pedant zu ſein, ſollte doch ſolchen Leichtſinn und Fahrigkeit von ſich entfernt halten! Wir ſagen dies der ſonſtigen großen Verdienſte Schloſſer's unbeſchadet, nur möchten wir warnen gegen das allzu ſchnöde Abſprechen und Richten im ſtolzen Selbſtgenügen eines gelehrten Wiſſens, das zwar allzeit nothwendig zu fordern und an ſich ganz reſpektabel, aber gar nicht vor dem Mißgeſchicke bewahrt iſt, mitten im ſchönſten Prunke bisweilen gar häßliche Blößen ſehn zu laſſen."

Das hätten Sie ganz ſtill hinnehmen ſollen, als eine verdiente Mahnung an Ihre noch nicht gebüßte Schuld gegen mich. Statt deſſen haben Sie die Stirn, gegen mich in Ihrem Archiv für Geſchichte nochmals aufzutreten, mengen nach Ihrer Art den Angelus Sileſius und den General von Tettenborn in die Sache, nennen mich Ihren Bekannten und thun, als ob Sie mich ſchonten, und fragen ſpöttiſch, wie doch Saul unter die Propheten komme? Meinen Sie, daß ich kein Profeſſor der Geſchichte bin, ſo haben Sie recht;

ich verlange es auch gar nicht zu ſein, am wenigſten einer, der ohne geiſtige Anſicht und Richtung nur immer in den rohen Stoffen der Geſchichte mit zuweilen ſehr unreinen Händen umherwühlt und eine noch zu prüfende Kunde von maſſenweis aufgehäuften Materialien für tiefe Geſchichtseinſicht hält. Die Verdienſte, welche man nicht allein um die Anordnung, ſondern auch, ich geſtehe es, um die bloße Durchrüttelung der Geſchichtsmaterialien haben kann, bin ich jederzeit anzuerkennen willig, aber ich werde dagegen den thörichten Dünkel nur belächeln, der mit der halben oder viertels Arbeit ſchon die ganze geleiſtet zu haben wähnt. Sie ſehn aus dieſem Bekenntniß, daß, wenn ich auch Saul wäre, Sie mir noch für keinen Propheten gelten und ſelbſt als ein rückwärts gekehrter, wie Friedrich Schlegel einſt den Hiſtoriker bezeichnete, noch kein vollſtändiger ſein würden!

Dieſe Abfertigung haben Sie ſich endlich zugezogen. Mich hat ſchon immer gewundert, daß man Ihre anmaßlichen litterariſchen Urtheile, denen es nur allzu oft an jeder Begründung fehlt, bisher ſo glimpflich durchgelaſſen, und ich dachte nicht, daß ich vor ſo vielen Beſſern dazu berufen ſein würde, Ihnen was Ihnen gebührt zu ſagen. Doch auch dies geſchieht noch mit Schonung, denn das Maß, womit Sie meſſen, habe ich noch nicht in ganzem Umfange gebraucht, auch habe ich keine Luſt dazu, ſondern überlaſſe das Andern, wie dem Publikum das Urtheil.

Sie begreifen, daß nach dieſer Herzenserleichterung, zu der Sie mich genöthigt haben, ein weiteres Schriftwechſeln zwiſchen uns nicht mehr Statt finden kann, wenigſtens werde ich Ihr ferneres Gerede in dieſer Sache nur verachten und keiner Antwort mehr würdigen, ſie müßte denn auf einem andern als dem litterariſchen Felde zu geben ſein. —

Berlin, den 18. Juni 1831.

K. A. Varnhagen von Enſe.

XX.

Mein Antheil an der Politik. III. Der Bundestag. Stuttgart und Tübingen, 1830.

Wie Herr von Gagern politische und historische Sachen bespricht, wie es ihm von sich selber zu reden beliebt, diese Art und Weise des Herrn von Gagern ist hinlänglich bekannt, und sie zu bezeichnen haben auch schon früherhin unsre Blätter versucht. Durch seinen „Antheil an der Politik", wie Herr von Gagern nicht eben glücklich seine Denkwürdigkeiten genannt hat und zu nennen fortfährt, ist ihm unstreitig gelungen, seine Landsleute, indem er sie hin und wieder belehrt, gewiß auch reichlich zu unterhalten, letzteres freilich nicht selten mit einer fast zu großen Hingebung seiner selbst, insofern er es nicht verschmäht, gelegentlich sein eigner Grazioso zu sein, und das Pathos eines gewichtigen Ganges unerwartet durch gar muntre Aus- und Einsprünge zu unterbrechen. In dieser Weise hatte Herr von Gagern uns bisher durch seine politische Laufbahn geleitet, die aus den windungsvollen Verhältnissen der Oberherrschaft Napoleon's sich zu dem freieren Spielraume des wiener Kongresses aufrang und endlich am deutschen Bundestage ihren Hochpunkt erreichte, denn hier konnte Herr von Gagern in einer großentheils ihm selbst überlassenen Rolle vor ganz Deutschland bedeutend hintreten. Noch nicht vergessen kann es im Gedächtnisse der theilnehmenden Zeitgenossen sein, mit welch ungewohntem Eindruck Herr von Gagern seine Wirksamkeit am Bundestag anhob, und welchen Zusatz eigenthümlicher Färbung diese hohe Behörde gleich in ihrem Beginn unwillkürlich von daher mitempfing. Wer sich dieser Zeiten und Vorgänge erinnert, wird nothwendig erwarten, daß in deren Darstellung Herr von Gagern am meisten er selbst sein, daß seine Eigenart hier auf dem Gipfel sich zeigen werde.

Um ſo auffallender iſt es, daß von dem ganzen Antheil des Herrn von Gagern an der Politik gerade dieſes Stück, womit der vorliegende Band ſich beſchäftigt, merklich ſchwächer, unergiebiger und farbloſer behandelt erſcheint als die früheren Theile, welche doch mit Gegenſtänden zu thun hatten, in welchen Herr von Gagern nicht in ſo augenſcheinlichem Glanz öffentlich hervortrat. Schon der zweite Theil ſtand in dieſer Hinſicht, wie wir ſchon damals angemerkt, dem erſten nach, jetzt aber noch mehr der dritte jenem zweiten. Glaubte Herr von Gagern bei den früheren Theilen die Originalität und Energie ſeines Geiſtes, je weniger ſie noch an den Weltſtoffen ſelbſt als eingreifendes Handeln ſich zu bewähren vermochten, deſto mehr in das Erzählen legen zu müſſen, und hielt er hingegen jetzt, wo der mitzutheilende Stoff an ſich ſchon genug in jener Eigenthümlichkeit getränkt iſt, dieſe weniger dem Erzählen nöthig? Wie dem auch ſei, nüchterner und ſchmuckloſer, eingezogener und ſtiller, als wir es gewohnt ſind und erwarten konnten, iſt diesmal die Berichterſtattung unläugbar ausgefallen.

Daß man aber nur nicht nach dieſer Bemerkung etwa glaube, Herr von Gagern verläugne ſich ganz und gar! Dies geſchieht keineswegs. Zwar ſpiegelt Herr von Gagern ſich nicht mehr in der angenehm hingeſtellten Möglichkeit, daß er an Napoleon die Forderung richten könnte, derſelbe ſolle ſich auch in Deutſchland zum Oberhaupt wählen und krönen laſſen und ihm, dem Herrn von Gagern, „jährlich zwei Millionen vertrauen, um damit in Ritterſchaft und drittem Stand Anhänger für den neuen Kaiſer zu gewinnen;“ er nimmt bei ſeiner diplomatiſchen Ausrüſtung keine beſondre Köchin mehr „zum inhaltſchweren Geſchäft der Dampfnudeln“ an, er ißt kein „naſſauiſches Brot“ mehr, und vieles andre dieſer Art bleibt ohne Gegenſtück. Dagegen bekennt Herr von Gagern unſchwierig von ſeinem Antritt als niederländiſcher Bundestagsgeſandter: „Ich durfte erwarten, daß Deutſchlands Aufmerkſamkeit unter andern auf mich gerichtet ſein würde,“ läßt „die Jungen zwitſchern, wie die Alten ſungen,“

und zeigt in einem ausführlichen, traulich anbindenden Schreiben an den Fürſten von Metternich, welches den Inbegriff der deutſchen Staats- und Volksſachen leichthin, bequem, mit gemüthlichem „Abandon“ verhandelt, daß er ſich jetzt, wie früher, gern an der Spitze denkt und allenfalls noch immer ſich dazu hergeben will, irgend eine politiſche Hauptleitung zu handhaben. Wir ſehn aus allen Blättern dieſes Buches Herrn von Gagern ſtets noch als denſelben hervorgehn, im eifrigen Vorantreten und Aufregen, im vielfachen Berückſichtigen und Einlenken, in dem kecken Muthe alles mit unumwundnen Worten zu betaſten, denen freilich meiſt kein weiteres Thun folgt, in der ungemeinen Fertigkeit, bei dem Einen und Hunderſten das Andre und Tauſendſte heranzuziehen, in dem unwiderſtehlichen Drange, ſein Ich jedem groſſen Geſchäft, jeder außerordentlichen Handlung und jedem hohen Amte wenigſtens im Bilde anzuprobiren.

In Betreff des verarbeiteten Stoffes haben wir zu bemerken, daß nicht leicht ein hiſtoriſch-politiſcher Gegenſtand für eine Memoirendarſtellung ungünſtiger iſt als der deutſche Bundestag. Ohne eigentlich diplomatiſches Geheimniß und hinwieder ohne die Öffentlichkeit parlamentariſcher Verhandlungen, in bedächtigem ſtillen Gange, der auch die raſcheren Anläſſe unfehlbar zu ſeinem gemeſſenen Schritte regelt, bei beſchränkter Angehörigkeit der Stoffe die aufgenommenen durch umſtändliches Getriebe verarbeitend, aber ſie gleichwohl oft nur wenig verändert entlaſſend oder zur Ruhe ſtellend, das Individuelle ſelbſt unter weitausgelegten Formen einhüllend, und gerade in allem dieſen einen gewünſchten Stand der Dinge inmitten mancher befürchteten Abwege bezeichnend und feſthaltend, — in ſolcher Beſchaffenheit können dieſe Verhältniſſe eigentlich wohl nur als wirkliches Geſchäft oder als ſtrenges Studium intereſſiren, und es werden der Perſonen, denen ſie als das eine oder das andre obliegen, immer nur wenige ſein. War auch im Beginn des Bundestages dieſe Stellung noch nicht ſo völlig entſchieden, hatten die Verhandlungen eine öffentlichere, mehr perſönlich und dramatiſch

hervortretende Geſtalt, ſchloſſen ſich allgemeine, faſt mitthätige Erwartungen dem neuen Entwicklungsgange der deutſchen Sachen an, ſo blieb auch dieſer konſtituirende Betrieb doch nicht lange vorherrſchend und fand ſchnell ſeine nahen Schranken. Allein ſelbſt den Vortheil, welchen der bewegtere Anfang darbot, hat Herr von Gagern, wiewohl ſeine Rolle ganz dieſer kurzen Periode angehört und noch vor deren Abſchluß endigt, als Schriftſteller nicht benutzen wollen; das Perſönliche, worauf gerade im Beginn ſo vieles ankam, das Geſellſchaftliche und Unamtliche, was den Geſchäften zur Seite und zuvor ſchritt, und womit ſich manche lebhafte, anziehende Schilderung verknüpfen ließ, hat Herr von Gagern faſt ganz verabſäumt und ſich größtentheils darauf beſchränkt, aus den Bundesprotokollen, vor denen wir — wie richtig und doch vergebens! — ihn gewarnt, ſeine eignen Vorträge, und Bruchſtücke fremder, als Urkunden ſeines bei den Dingen gehabten Antheils, wieder abdrucken zu laſſen, ohne daß dieſer Auszug etwas auch in andrem Betracht Vollſtändiges oder Brauchbares geworden wäre.

Herr von Gagern kam an den Bundestag erfüllt einerſeits mit den alten Vorſtellungen eines Syſtems von politiſchem Gleichgewicht, mit ſeiner Gewöhnung und Anhänglichkeit an das alte Reichsweſen, mit ſeiner ſtaatsgeſchichtlichen Beleſenheit, andrerſeits aber mit den modernen Eindrücken der widerſprechendſten Erlebniſſe und der gangbaren Tagesſtimmungen. Beiderlei Beſtandtheile ſeiner Politik treten abwechſelnd hervor; mit dieſer Ausrüſtung war es ihm leicht, auf den verſchiedenſten Seiten bald hier bald dort voran zu ſein, bald dem Alten, bald dem Neuen, der Monarchie, der Ariſtokratie, und ſelbſt der Demokratie, mit ſeinen Kenntniſſen und ſeinem Eifer beizuſtehn, jeder Richtung nach Gelegenheit das Wort zu reden, hinwieder auch jede nach Zeit und Umſtänden zu tadeln, zu verwerfen. Indem Herr von Gagern ſich gegen die beiden großen Abwege erklärt, welche bei der Frage des Wiederaufbaus von Deutſchland bemerkbar wurden, gegen den Abweg einer allgemeinen Verſchmel-

zung zu wenigen großen monarchiſchen Einheiten, und gegen den einer allgemeinen demokratiſchen Auflöſung, indem er einerſeits mit den „Klugen und Unterrichteten" nicht zufrieden iſt, welche das deutſche Gemeinweſen nicht eifriger emporhoben, und ſich andrerſeits den „Abſurden und Unberufenen" gegenüberſtellt, welche dem Bundestage neben dem ſchon vorhandenen Senat von Regierungsgeſandten auch eine Kammer ſtändiſcher Volksboten zugetheilt wünſchten, bezielt ſein Vaterlandseifer einen wohl eben ſo bedenklichen dritten Abweg, der eine höchſte Gewalt, auf Koſten der beſtehenden Regierungsmacht ſowohl als der gewünſchten Freiheit, in der Bundesbehörde ſelbſt aufſtellen ſollte; eine Ariſtokratie, welche, den Fürſten wie dem Volke gleich furchtbar, wohl eine der verderblichſten Mißgeburten geworden wäre, falls ſie ins Leben hätte treten dürfen!

Die theils auf Erinnerungen vom abgeſchafften deutſchen Reichsweſen, theils auf neuſte Volksmeinung und Zeitanſprüche geſtützte Rolle, welche Herr von Gagern durch ſein ganzes Buch uns als die ſeinige am Bundestage zu erkennen giebt, mußte ſeiner Betriebſamkeit, bei allem Wunſche, mit der Obmacht zu harmoniren und an ihr Theil zu haben, nothwendig ſehr bald die Farbe der Oppoſition geben. Hievon genoß er eine Zeit lang den Ruhm und das Anſehen, doch ohne einen feſten Boden und ſtätige Theilnehmer und Genoſſen ſich aneignen zu können, wie denn auch ſeine Entfernung ſpäter ſehr leicht bewirkt wurde, und kein Einfluß von ihm zurückblieb. Ohne über die drängenden Umſtände und redlichen Geſinnungen, welche im Einzelnen vorwalten mochten, hier abſprechen zu wollen, ohne die Vortheile ſogar, welche ſich für das Allgemeine damit verknüpften, im geringſten zu verkennen, dürfen wir doch wohl ſagen, daß überhaupt die am Bundestage hervorgetretenen Oppoſitionen, mochten ſie nun treibend oder hemmend erſcheinen, gar ſehr auf den Abweg hinneigten, im Namen der mittlern und kleinen Staaten eine unverhältnißmäßige Herrſchaft anzuſtreben, welche zwar allerdings noch keine Gefahr für die großen

Staaten brachte, aber unfehlbar dem Ganzen eine falsche Richtung, einen unnatürlichen, unleidlichen Gang drohte. Die Unterscheidung, welche hiebei übersehn zu werden pflegte, läßt sich leicht darlegen; es wäre offenbar zu viel, aus der Gleichheit der Rechte in Betreff der Selbstständigkeit und Sicherheit auch die Gleichheit des politischen Einflusses herleiten zu wollen, da dieser der Natur der Sache nach in letztem Grunde stets auf den standhaften Verhältnissen wirklicher Macht und machtgültigen Ansehns beruhen muß. Als ein gründlicher Irrthum erweist sich auch bei näherem Hinsehn die scheinsame Meinung, welche früherhin wohl in befangenem und verstimmtem Augenblick einen sonst hellen Sinn ansprechen konnte, von Herrn von Gagern aber hier noch als gute Maxime wiederholt wird, daß ein deutscher Bund auch mit Ausschließung von Österreich und Preußen allenfalls bestehn möchte und in mancher Hinsicht am besten so bestünde; was würde dieser deutsche Bund, möchte man Herrn von Gagern wohl fragen, der sonst so hohe Ansichten von der europäischen Stellung Deutschlands und von dessen heilsamer Einwirkung auf die übrigen Länder an den Tag legt, was würde dieser deutsche Bund alsdann noch leisten, was gegen Westen noch bedeuten, wenn er ohne jene Mächte gedacht werden müßte, was gegen Osten noch sein können, wenn diese nicht nur außer ihm, sondern sogar nach Umständen wider ihn zu denken wären?

Die Entwicklung des Bundestags ist nicht in der Art und dem Maß erfolgt, wie sie früher von vielen Deutschen, und unter ihnen auch von hochgestellten Staatsmännern und ganzen Regierungen, gemeint und gehofft war, am wenigsten wie Herr von Gagern sie gewollt hat; die Sachen nahmen eine andre Wendung, und viele der früher lebhaft angefangenen Richtungen sind eingezogen oder bedeutend herabgestimmt. Die föderativen Triebe im deutschen Leben kommen deßhalb nicht zu kurz, sie suchen sich andre Bahnen und finden sie, außerhalb und neben den Bundesformen, doch diesen unbeschadet. Wir wollen hierüber nicht klagen,

ſondern auch dieſem andern Gange der Geſchichte mit aufmerkſamem Sinne folgen und jeden erwünſchten Ertrag auch aus dieſer Wendung mit Einſicht und Dank hinnehmen. Inzwiſchen hat auch der Bundestag, wie entfernt immer von dem Bilde, das ehemalige Erwartungen ſich von ihm machten, in neuerer Zeit, ſowohl durch die wiener Schlußakte, als auch durch den Fortgang der eignen Verhandlungen, eine weit beſtimmtere, feſtere Haltung und erſprießlichere Wirkſamkeit erlangt, als er in jenen Anfängen, die Herr von Gagern beſpricht, gehabt hat und in all der Ausbildung, die ihm von dieſer Seite zugedacht war, hätte haben können.

Wir würden indeß gegen Herrn von Gagern ungerecht ſein, wenn wir um ſeiner Irrthümer und Seltſamkeiten willen nicht ſehn und anerkennen wollten, wie ihm trotz aller Anfechtungen, denen er ſich hingiebt, im Allgemeinen eine löbliche, gemäßigte Denkart, eine freimüthige, menſchenfreundliche Geſinnung inwohnt, wie ſein Urtheil im einzelnen Fall oft richtig und brauchbar, ſeine hinter großen Worten auftretende eigentliche Forderung meiſt noch billig iſt, und wie ſelbſt die auffallende Wunderlichkeit der Rolle, in der er ſich ſo beharrlich gefällt, nicht ſelten für die Sachen wahren Nutzen gebracht haben mag, der vielleicht nur in ſolcher Rolle und überhaupt nur durch einen Mann dieſer Art zu erlangen war. Leider jedoch wird Herr von Gagern die Anerkennung ſeines wirklichen Verdienſtes, das wir unſres Orts gern nach voller Gebühr gelten laſſen, durch den ſchlimmen Eindruck einer abentheuerlichen Manier ſich vorzutragen, für die es außer ihm ſelbſt gewiß keinen Liebhaber und ſchwerlich einen Vertheidiger giebt, bei ſeinen Leſern immer wieder ſchwächen und erſchweren. Dem Autor zu Gunſten beurtheilt man ein ſolches Buch am beſten aus einiger Ferne der Erinnerung, unmittelbar nach friſchem Leſen iſt es unmöglich. Man wird wohl merken, daß das Buch ſchon eine Weile nicht mehr aufgeſchlagen vor uns liegt. —

Ob Herr von Gagern uns noch einen vierten Theil ſeines Antheils an der Politik, wohin er doch ſeine Rolle in

der heſſendarmſtädtiſchen Ständeverſammlung gewiß rechnen darf, zu geben im Sinne hat, oder ob es mit dieſem dritten ſein Bewenden haben ſoll, darüber finden wir keine Andeutung. —

XXI.

Histoire du Congrès de Vienne. Par l'auteur de l'histoire de la diplomatie française. Paris, 1820. 3 vols.

Herr von Flaſſan, Verfaſſer der Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatik, konnte wohl vor Vielen berufen ſcheinen, eine Geſchichte des wiener Kongreſſes zu liefern; denn jenes mit Recht geſchätzte Buch zeigt einen ſorgſamen Forſcher, der ſeine Sache geſchickt und lehrreich darzulegen und ein billiges Urtheil damit zu verknüpfen weiß. Unangenehm überraſchen muß es daher, wenn ſein neues Werk die Erwartungen, zu denen man ſich berechtigt glaubte, faſt nur als getäuſchte übrig läßt. Die Urſache dieſes auffallenden Unterſchiedes enthüllt ſich bei näherem Einſehn vollſtändig in der Beziehung, welche der Verfaſſer zu ſeinem Stoffe hat. Hr. v. Flaſſan iſt ein Franzoſe, und in der Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatik ganz auf ſeinem Boden, franzöſiſche Angelegenheiten hat er zu bearbeiten, franzöſiſche Quellen als Hülfsmittel, und auch ſeine franzöſiſchen Geſichtspunkte ſind dabei ganz am Platz, wenigſtens darf man ihm zugeſtehn und muß ſich darein finden, daß er dieſe, und nur dieſe habe. Nun iſt aber bekannt, wie kundig und geſchickt die Franzoſen, und auch die mindern unter ihnen, ihre eignen Sachen handhaben und ausbeuten. Dort hatte demnach der Verfaſſer allen Ge-

nuß und Ertrag ſeiner Nationalvortheile, und auch bei fremden Angelegenheiten blieb es immer das franzöſiſche Verhältniß, was dabei vorzüglich in Betracht kam. Durchaus anders aber ſtellte ſich die Sache bei dem jetzigen Gegenſtande, wo die Verhältniſſe auch andrer Nationen ſelbſtſtändig in ihren eigenthümlichen Bezügen und mit gründlicher Sachkenntniß aus ihrer eignen Mitte und ihren beſondern Quellen zu bearbeiten waren, und die franzöſiſchen ſo wenig ausſchließlich voranſtehn können, daß ſie vielmehr als zurückgedrängte nur eben noch mitgehn. Hier wird dem Verfaſſer alles, was ihm früher Vortheil war, nun eben ſo zum Nachtheil, er giebt nach allen Seiten ſeine nicht zu verhehlenden nationalen Schwächen, ſeine perſönliche Unzulänglichkeit bloß.

Schon gleich zu Anfange zeigt er die Beſchränktheit, daß ihm nichts bekannt oder gültig iſt, als was innerhalb der franzöſiſchen Sphäre ſich finden läßt, und daß er deren Beſonderheiten zu allgemeinen Behauptungen erhebt. „Le congrès de Vienne," — ſagt er —, „qui, par la gravité et l'étendue de ses opérations, est sans égal dans les fastes diplomatiques, n'a pas encore été apprécié, parce qu'il est encore peu connu."

Dies mag wahr ſein für die Bureaux und Salons, in denen der Verfaſſer ſich umgeſehn, für die übrige Welt aber nicht eben ſo. Wir kennen in Deutſchland den wiener Kongreß genau genug und haben ihn auch genug erwogen und gewürdigt; die von Klüber herausgegebenen Akten des wiener Kongreſſes ſtehn in unſern Bibliotheken jederman offen, und deſſelben Staatsgelehrten ſchon im Jahre 1816 erſchienene Überſicht der diplomatiſchen Verhandlungen des wiener Kongreſſes (drei Abtheilungen) iſt ein Werk, welches, einige Lücken abgerechnet, deren Ausfüllung erſt ſeitdem im Verlaufe der Zeit möglich geworden, viel genauer und einſichtiger die Sachen kennen lehrt, als dies das vorliegende neueſte Buch zu thun vermag, ungeachtet daſſelbe dreizehn Jahre ſpäter herausgekommen iſt. Wenn unſre deutſchen Arbeiten zu kennen dem ungelehrten franzöſiſchen Leſer auch nicht zu-

gemuthet wird, ſo durfte man hingegen von dem Schriftſteller, der ſich zum Geſchichtſchreiber eines fremden oder allgemeinen Gegenſtandes aufwirft, doch wohl billig fordern, daß er, anſtatt gleich in den Tag hinein zu reden, erſt ein wenig umherblickte, was und wie vor ihm ſchon von Andern darüber gearbeitet worden.

Die Erzählung diplomatiſcher Verhandlungen hat neben den ſonſtigen Schwierigkeiten, mit welchen überhaupt der Geſchichtſchreiber kämpfen muß, noch den beſondern Übelſtand der außerordentlichen Trockenheit des Stoffes. Die eigentliche Geſchichte, das Lebendige, liegt immer außerhalb dieſer Bahn, liegt hüben und drüben, in allgemeinen Begebenheiten wie in perſönlichen Wirkungen, in dem Zuſammenfluſſe des Außerordentlichen und des Gewöhnlichen, welches alles gewiſſermaßen den Schrifttext der Geſchichte bildet, wozu die Diplomatik dann gleichſam das Punktum und den Streuſand liefert. Jene außerhalb liegenden Wirkſamkeiten und Lebenszüge in den Erzählungsgang des Diplomatiſchen mit hineinzuziehen, und dieſes dadurch gehörig zu beleben, iſt Sache des Talents. So hat ſchon Woltmann es vermocht, eine lesbare, wohlgelungene Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens zu ſchreiben, und ſo hat in früherer Zeit der große Sarpi, durchdrungen von dem geiſtigen Gehalte des Gegenſtandes, das unſchätzbare Werk über die tridentiniſche Kirchenverſammlung geliefert, welches nur einiger Abkürzung bedürfte, um auch den Anforderungen eines heutigen Intereſſes noch zu genügen. Selbſt wo öffentlicher Vortrag und verhandelnde Beredſamkeit waltet, in Parlamenten und Kongreſſen, und der Stoff alſo ſchon um ſo viel lebendiger iſt als bei bloß diplomatiſchen Verhandlungen, muß Talent und Geiſt des Darſtellers noch immer das Beſte thun; denn die wichtigſten und entſcheidendſten Vorträge der größten Redner zeigen ſich ſelten geeignet, in ihrer urſprünglichen Geſtalt einem höheren Geſchichtswerke geradezu einverleibt zu werden; ihre eigne Länge iſt nicht allein hinderlich, ſondern es müßten auch die Reden der Gegner daneben ſtehn, damit überhaupt das ganze

dramatiſche Intereſſe in ſeiner Tagesentwicklung klar würde; da es unmöglich iſt, dem Einzelnen, und noch dazu in ſeiner Folge von Wiederholungen, einen ſolchen Umfang zu bewilligen, ſo bedürfen die gehaltenen Reden, jemehr durch Zeitferne das dem Augenblick allein gehörige Intereſſe einſchwindet, um ſo mehr einer abkürzenden, im dichteriſchen Geiſte des Geſchichtſchreibers neu ſie erzeugenden Behandlung. In dieſer Art ſind die Reden der Feldherren, Geſandten und ſonſtigen Staatsmänner bei den alten Geſchichtſchreibern nach dem Maße wahr und richtig, als der Geiſt dieſer über den Stoff herrſchend und bildend zu walten vermochte, ohne daß die urſprünglichen Worte wiedergegeben wären oder nur ſein könnten. Wiefern dies bei neuerer Geſchichtſchreibung anwendbar, wiefern der Verſuch zu wagen wäre und glükken möchte, die Sprache nicht nur der Parlamente und ſtändiſchen Kammern, ſondern ſogar der diplomatiſchen Konferenzen und Noten in eine gedrängte, von untergeordneter Wahrheit des Wortes zu höherer des Geiſtes aufſteigende Beredſamkeit überzutragen, und in dieſer die betheiligten Perſonen nach ihrem Karakter auftreten zu laſſen, das wollen wir gern einem andern Orte zu unterſuchen vorbehalten und mit ſolcher freilich unerhörten und wunderlichen Zumuthung, wenn ſie auch ſonſt bei dem Geſchichtſchreiber im hohen Stil gewiß Statt findet, nicht gerade zuerſt einen Scherz gegen Hrn. von Flaſſan ausüben. Wenn derſelbe jedoch die heutige diplomatiſche Sprache, welche ja nicht bloß die franzöſiſche im Allgemeinen, ſondern in dieſer wieder zum Theil ein eignes Wälſch iſt, das ganz dem Fach angehört, wenn er dieſe ſo muſterhaft und heilig findet, daß er von dieſer Wirklichkeit abzugehn ein Bedenken trägt, ſondern ſich ordentlich damit behelfen will und zur Entſchuldigung ſeiner Sprache und Darſtellung ſagt: „Il n'est pas permis d'être plus élégant que les hommes d'état et de génie dont on rapporte les opinions écrites, ou débattues dans des conférences," — ſo möchte man doch mit einigem Seufzen ſich nach einem etwas beſſeren Schickſal umſehn, als zu wel-

chem man nach dieſer Ankündigung ſich für das Weiterleſen verurtheilt findet.

Unſer Verfaſſer, der doch nicht die Akten, ſondern eine Geſchichte des wiener Kongreſſes giebt, iſt geradezu grauſam, daß er bei dieſer Trockenheit und Verſchmähung der Eleganz mit Vorliebe feſtſtehn und den trocknen Stoff auch abſichtlich nur trocken und baar auflegen will, „sans viser à des effets dramatiques peu compatibles avec l'austérité du sujet;“ denn allerdings war in Wien im Übermaße alles vorhanden, was zu dramatiſchen Wirkungen dienen konnte, wie überhaupt zu den mannigfachſten, bedeutendſten, anmuthigſten und beißendſten Schilderungen des bewegten Lebens und der hervorragenden Perſönlichkeiten. Daß er dies alles gefliſſentlich bei Seite läßt, nimmt für uns auch dem Umſtand faſt alle Bedeutung, der ſchon durch die Inſchrift des Buches: „quaeque ipse clarissima vidi“ — übel genug aus Virgil's: „quaeque ipse miserrima vidi“ parodirt — ſich bemerklich machen will und nachher noch beſonders erwähnt wird, daß nämlich der Verfaſſer in Wien zur Zeit des Kongreſſes perſönlich zugegen war, als geſchäftloſer Beobachter zwar nur, aber doch mit den amtlich Beſchäftigten hin und wieder bekannt; er berichtet jetzt nur aus den trocknen Akten, deren Einſicht und Beurtheilung ihm fern und ſpät noch ſichrer und vollſtändiger, als dort und gleich, gewährt ſein mußte. Ungeachtet er aber jede Mittheilung obiger Art und auch alle eigentlichen Anekdoten, ſo karakteriſtiſch auch manche den Gang der Sachen oder deren Farbe bezeichnen konnte, ausdrücklich verneint, ſo unterläßt er doch nicht, ſich ſelbſt widerſprechend, dennoch ſolcher mehrere ſeinem Text einzuflechten. Aber auch hier ſehn wir leider nur, daß wir durch ſeinen Vorſatz, auf dieſe Mittheilungen nicht eigentlich einzugehn, nichts verloren haben, denn wo er, ſeinem Vorſatz entgegen, gleichwohl ein Gelüſte dieſer Art befriedigt und einige Anekdoten beibringt, da ſind es die ſchaalſten und ſtumpfſten, oder verſchobenſten, die weder ſeinem Geſchmacke noch ſeiner Kritik Ehre machen, wie z. B. das

angebliche Geſchichtchen von Ludwig XVIII., der, als Blücher die Brücke von Jena zu Paris ſprengen wollte, geſchrieben haben ſoll, man möchte ihn die Stunde wiſſen laſſen, damit er ſich dann drauf ſtellen könnte! Im Gegentheil, ein franzöſiſcher Miniſter, der für die Erhaltung der Brücke durch ſein Anſehn bei Blücher etwas auszurichten dachte, erhielt von dieſem die Weiſung zurück, die Brücke ſolle geſprengt werden, und ihm würde es noch beſonders lieb ſein, wenn jener ſich obenaufſetzte!

Überhaupt aber hält der Verfaſſer wenig Folge zwiſchen dem, was er verheißt, und dem, was er wirklich leiſtet. Von der Größe, der Gravität der Sachen, von der Auſterität des Stoffes, von der ſtrengen, dem Gegenſtand angemeſſenen, auf unkundige, gehäſſige Mäkeleien keine Rückſicht nehmenden Behandlung weiß er zwar viel zu ſagen, und man erwartet demnach eine baare Darlegung der Thatſachen nach den Urkunden und ſonſtigen Zeugnißſchriften; allein bei ſolcher würdigen Enthaltſamkeit vermag er in der Erzählung keineswegs auszudauern, unaufhörlich miſcht er die trivialſten Räſonnements ein, unterſucht und rechtfertigt die Motive, preiſt im Zeitungslobſtil die Reſultate und übt dabei immerfort eine zwar namenverſchweigende, aber unverkennbar hauptſächlich gegen den Abbé von Pradt und deſſen längſt veraltetes Buch vom wiener Kongreſſe gerichtete, in ihren Gründen ſchwache und in ihrer Anwendung ſchon ganz unnütze, langweilige Polemik.

Der Kongreßgeſchichte voraus geht eine Einleitung von 126 Seiten, welche die Begebenheiten von 1789 bis zum Sturze Napoleon's in gedrängter Überſicht geben will. Dieſe Art Vorbereitung des Leſers iſt heut zu Tage ſehr beliebt, wenigſtens bei den Autoren; mit dem Leben Napoleon's pflegt man die ganze Revolutionsgeſchichte als Vorgabe zu bekommen. Uns gefällt die Kürze der Einleitung bei Tacitus: **Urbem Romam a principio reges habuere etc.** beſſer als dieſe Breite, bei der gewöhnlich doch nicht viel geſagt wird, und die hier zumal ein ſehr ſchwaches Stück

Arbeit zeigt. Der Haß gegen die Revolution, die Schmähung und Herabsetzung Napoleon's, die sich bei jeder Gelegenheit aussprechen, können diese Schwäche nicht in Kraft umwandeln.

Den ganzen dritten Band füllt die Kongreßurkunde nebst den späteren ergänzenden Aktenstücken von Paris, Aachen und Frankfurt am Main. Die Kongreßurkunde ist aber sehr mangelhaft und unrichtig nach dem entstellten französischen Text, den auch Schöll's pièces officielles haben, abgedruckt. Das Nähere dieser Sache kann man in Klüber's eben erschienenen sehr gründlichen Abhandlungen nachlesen. Gewiß aber bleibt es bei einer Geschichte des wiener Kongresses und bei einem Diplomatiker vom Fach ein unverantwortlicher Fehler, die Urkunde, welche der Schlußstein des Ganzen ist, so ungenau und mangelhaft gegeben zu haben. Durch diese Unzuverlässigkeit in einer so wichtigen und klaren Sache wie die Revision eines Urkundentextes wird das ganze Werk auch in andern seiner Anführungen verdächtig, und wenigstens dieses Drittheil seines Umfangs ganz unbrauchbar.

Zwischen der schwachen Einleitung und der unrichtigen Schlußurkunde liegt die eigentliche Erzählung der Kongreßgeschichte selbst in nicht zwei vollen Bänden abgethan. Hier verfolgt nun der Verfasser die Arbeiten und Beschlüsse des Kongresses zwar Schritt vor Schritt, indem er auf alle Besonderheiten eingeht, aber durch das Einzelne gewinnt er gleichwohl nirgend das Eigenthümliche, sondern läßt alles in dieselbe Farbe getaucht hervorgehn; diese Farbe besteht darin, daß er alles in Wien Geschehene und Gemachte durchaus vortrefflich, weise, gerecht, oder, wenn nicht letzteres, doch zweckmäßig, wohlthätig, unerlaßlich findet. Er ist ein festentschlossener Lober der Sachen wie der Personen, aller insgesammt, und läßt sich dadurch nicht irren, daß diese wie jene oft in den Hauptsachen im unvereinbarsten Widerstreite standen. Der ganzen Versammlung und jeder einzelnen Mitgliedschaft derselben macht er seine Verbeugungen, ohne Ansehn der Personen, kann man sagen, und ganz geblendet von

dem Glanze der Amtsbekleidung, in der ſie vor ihm ſtehn. Die Entſcheidungen des Kongreſſes ſind ihm in allen Fällen das untrügliche Maß deſſen, was geſchehn konnte und durfte; wo das urkundliche Recht ihn im Stich läßt, hilft ihm die Erſprießlichkeit; Europa muß mit ihnen ſein goldnes Zeitalter anheben; eine im Jahre 1829 für die bis dahin ſchon vergangene Zeit nachträglich ausgeſprochene Prophezeihung, die es doch leicht hatte, ſich mit der Geſchichte in beſſere Abrede zu ſtellen! Unſtreitig ſind die Kongreßbeſchlüſſe, wie ſie einmal daſtehn, in voller Kraft und Verbindlichkeit, ihr Anſehn und ihre Wirkſamkeit ſind befeſtigt und verbürgt, ſie bilden die Grundlage des neuen europäiſchen und insbeſondre des deutſchen Staatsrechts; aber die Geſchichte hat noch andre Beziehungen aufzufaſſen und einen andern Standpunkt des Urtheils zu nehmen. Daß nicht alle Theilnehmer mit allen Beſchlüſſen gleicherweiſe befriedigt waren, daß auch von anſehnlichen Regierungen noch lange Zeit mancher Tadel rege blieb, iſt Thatſache; daß nachfolgende Kongreſſe immer noch neue Beſtimmungen hinzuzuſetzen fanden, manche ältere Beſtimmungen dagegen noch heutiges Tages gar nicht oder nur theilweiſe zur Ausführung gelangt ſind, iſt unläugbar; daß die Bewegungen und Stürme in Europa ſeitdem nicht ſchwächer, und die heftigſten Widerſtreite nicht gelöſt werden, zeigt die Tageslage ſattſam. Wer darf jedoch deßhalb den wiener Kongreß beſchuldigen, daß er einiges nicht bewerkſtelligen, andres nicht zurückhalten gekonnt, in Summa die Geſchichte nicht nach ſeinem alleinigen Gutdünken fortzuſetzen oder gar ſtillzuſtellen vermocht habe? Das ungeſchickte Lob, das Hr. von Flaſſan dem Kongreß ertheilen will, iſt in ſolcher Ausdehnung zugleich ein falſches und nachtheiliges, das ihn ohne allen Fug gerade den verfänglichſten Bezugnahmen und den ungerechteſten Urtheilen ausſetzen muß.

Noch ſchlimmer macht es der Verfaſſer, wenn er die Verhandlungen des Kongreſſes durch ſogenannte Prinzipien geleitet annimmt, die Ergebniſſe als nach vorgefaßten geiſtigen Entwürfen und mit konſequentem Bewußtſein derſelben

hervorgebracht darſtellt. Durch ſeine eigne Erzählung wird es ſchon klar genug, daß ein ſolches Verfahren nicht Statt fand und nicht Statt finden konnte, daß die neue Geſtaltung, welche durch den Kongreß den europäiſchen Staatenverhältniſſen werden ſollte, zunächſt, und mit gutem Grunde, von den materiellen Intereſſen ausging, von der Vertheilung und Anordnung des Wiedereroberten, in Gemäßheit von Ansprüchen, welche ſich auf den bewieſenen Antheil an dem Wiedererobern ſelbſt hauptſächlich ſtützten. Die eigentlichen Lebensfragen, gleich im Beginn des Kongreſſes, waren die zu treffenden Beſtimmungen über Polen und Sachſen, ſo wie, beinah zwei Jahrhunderte früher, auf dem Friedenskongreſſe zu Münſter und Osnabrück die eigentliche Schwere des ganzen Geſchäfts in der allem andern vorgängigen Zufriedenſtellung Schwedens und Frankreichs lag. Aber gleich in jenen Lebensfragen, an denen ja der Kongreß ſchon zu ſpalten Gefahr lief und in eine ſogar kriegdrohende Spaltung verfiel, — daß der in dieſer Beziehung geſchloſſene Bundesvertrag zwiſchen Öſterreich, England und Frankreich in Wien dem Gegentheil ein völliges Geheimniß und dem Kaiſer Alexander erſt in den hundert Tagen bekannt geworden ſei, iſt ein Wahn des Verfaſſers, die Sache war alsbald bekannt genug, — entſchied mehr die Schwerkraft der Dinge und die Einwirkung der Tagesumſtände als eine nach Prinzipien ausgedachte Richtigkeit oder für die Zukunft berechnete Angemeſſenheit. So ging es auch größtentheils mit den übrigen Gegenſtänden. Die Maſſen lagerten ſich nach ihrer Schwere, übten ihre Anziehungskraft auf das Nächſtliegende, das Einzelne machte ſich nach ſeiner Energie geltend, ſie mochte nun in altem Anſehn, oder in neuem Eifer, oder auch in beidem beſtehn, kräftiges Vordringen und ſchwaches Zurückbleiben erfuhren ihren Lohn und ihre Strafe, auch der Zufall miſchte ſeinen Beſtandtheil zu den mannigfachen Schickſalsgeſtalten, und das eigentlich Draſtiſche, das die angeſchwollenen Hinderniſſe raſch Beſeitigende, dem Ganzen zu Ziel und Schluß Verhelfende war — Napoleon's

Wiederkehr von Elba. Dies mag der natürliche und richtige Hergang der Dinge ſein, der unter den gegebenen Umſtänden einzig mögliche ſogar, und im geringſten nicht als ein Vorwurf dem Kongreſſe zur Laſt fallen; nur ſoll man uns einen ſolchen Verlauf nicht albernerweiſe, wie der Verfaſſer thut, für eine Ordnung nach Prinzipien, nicht für eine Leitung nach tiefen politiſchen Ideen ausgeben! Damit iſt keineswegs geſagt, daß nicht Grundſätze und Ideen in den Verhandlungen ſelbſt vielfach aufgetreten und thätig geweſen wären, daß nicht die höchſten und reinſten Abſichten in den Gemüthern gewaltet hätten. Eine lebendige Schilderung der Fürſten und Staatsmänner, die auf dem Kongreſſe verſammelt waren, eine Darſtellung ſo vieler gemeinbeſten Betreibungen, die zum Theil von geringen, zum Theil auch von den höchſten Orten ausgingen und unterſtützt wurden, hätte die reichſten Belege dafür liefern können, wäre der Verfaſſer nicht allzu beſchränkt bei dem ſtehn geblieben, was in Geſtalt diplomatiſcher Verhandlung und Schlußbeſtimmung feſtgehalten worden. Und auch in dieſer Geſtalt, beſonders bei Berathung der deutſchen Angelegenheiten, welche, nach jenen Fragen über Polen und Sachſen, die wichtigſte Aufgabe des Kongreſſes blieben und ihrer Weſenheit zufolge eine tiefere Verwickelung geiſtiger und materieller Verhältniſſe darboten, rang eine höhere politiſche Geiſtigkeit ſich hervor, die beſonders in dem preußiſchen Antheil an dieſen Verhandlungen, vermittelſt der bedeutenden Perſönlichkeiten und Talente, welche von dieſer Seite dabei auftraten, glänzend bemerkbar wurde, jedoch in den Reſultaten, bei dem heftigen Drange der Begebenheiten und den ſpäteren ungünſtigen Entwicklungen, größtentheils nicht wieder zu finden war. Dieſe geiſtigen Richtungen und Kräfte, welche wirklich vorhanden waren, fahren aber bei dem Verfaſſer ſchlecht und fallen aus ſeiner Geſchichte ſo gut wie aus, indem er ſie an ihrer gehörigen Stelle, im Einzelnen und Beweglichen, nicht würdigt noch beruhen läßt, ſie ſelbſt in dem Ganzen aber, wohin er ſie

verſetzen möchte, in dem feſtſtehenden Allgemeinen des Anfangs und des Schluſſes, die ihnen angewieſene Stelle nicht behaupten können.

Nachdem Hr. von Flaſſan die Entſcheidungen über Polen und Sachſen glücklich herbeigeführt und dieſe in jeder Art vortrefflich gefunden hat, geht er eben ſo die Löſung der Angelegenheiten Italiens, der Schweiz, die Errichtung des Königreichs der Niederlande, die Verwicklungen Spaniens und Portugals, die Verhältniſſe des Papſtes, des Malteſerordens und andre theils allgemeine, theils beſondre Gegenſtände durch, welche zu Wien mehr oder minder zur Sprache gebracht worden. Sein politiſcher Blick iſt bei keiner dieſer verſchiedenartigen Angelegenheiten ſonderlich zu rühmen. Er lobt und unterſtützt jedes Beſchloſſene nur mit gemeinen, obenaufliegenden, bis zum Überdruß wiederholten, oft ganz leeren Gründen ſo ſchlecht, daß man ſieht, ſolche Gründe und Loberei könnten ſich ihm gleich bereitwillig für all und jedes, ſelbſt auch für das Gegentheil des Geſchehenen, darbieten, und daß jederman leicht für ſich allein beſſere zu finden weiß. Die Bearbeitung iſt ſehr ungleich, je nachdem der Zufall ihn reichlich oder kärglich, mit guten oder mangelhaften Hülfsmitteln verſah, denn aus den Quellen hat er, wenn überhaupt, doch wenigſtens nicht immer geſchöpft. Unrichtigkeiten und Mißgriffe fehlen nicht.

Auf dem Gipfel aber iſt die Ungenauigkeit und Verwirrung, wenn der Verfaſſer die deutſchen Angelegenheiten abhandelt. Unaufhörlich verwechſelt er die Verhältniſſe, die Perſonen, die Namen. Oft bleibt Geſchehenes unerwähnt; Erdichtetes, Falſchverſtandenes wird als geſchehn aufgeführt; das Frühere wird ſpäter geſetzt, das Spätere vorangeſtellt. Man ſehe z. B., wie die Entſtehung der verſchiedenen Ständeverfaſſungen in Deutſchland angegeben wird; man ſollte glauben, Weimar, Baden, Naſſau und Baiern hätten ihre Verfaſſungen in dieſer Reihefolge und ſchon während des Kongreſſes erhalten, vielleicht gar noch vor Würtemberg, bei welchem dies letztere allerdings der Fall war. Was ferner

von dem preußiſchen Verfaſſungswerk ausgeſagt wird, iſt eben ſo ſchief und ungenau, wie ſo vieles andre.

Nach den deutſchen Angelegenheiten iſt nichts ſchlechter behandelt als das Zwiſchenereigniß der Rückkehr Napoleon's von Elba. Zwar legt der Verfaſſer das Ereigniß an ſich umſtändlich genug dar und will daſſelbe völkerrechtlich und ſtaatsrechtlich genau erörtern; aber die Bedeutung der Sache in Bezug auf den Kongreß, die unmittelbare, ſchlagende und fortdauernde Einwirkung auf dieſen ſind gar nicht gebührend ins Licht geſetzt, und nach dieſer Probe wäre man faſt verſucht, zu zweifeln, ob der Verfaſſer in Wien als Augenzeuge dem Geſchehenen wirklich beigewohnt habe. Seine bittre Feindſchaft gegen Napoleon, von dem er mit wohlfeil geringer Redensart ziemlich abgeſchmackt ſagt: „Si le génie du mal n'était pas une allégorie philosophique, on l'aurait trouvé personnifié dans ce perturbateur universel," wäre im Jahre 1829 bei einem ernſten diplomatiſchen Werke billig zu mehrerer Würde anzuhalten geweſen. Daß er den außerordentlichen Mann, den auch wir nicht lieben, aber ſehr oft bewundern müſſen, nur nach den gemeinſten Vorſtellungen beurtheilt, ihm nur die abgedroſchenſten Dinge nachzuſagen weiß, kann man dem Schriftſteller, der ſich über das Geſchäft, in Kanzleien zu handlangen und deren Akten zu regiſtriren, nicht erhebt, allenfalls nachſehn, wenn aber der Mann ſogar den Feldherrn zu beurtheilen wagt und verkleinern will und ihm endlich die zwei platten Verſe:

„Bonaparte ci-gît: téméraire soldat,
Qui, dans dix ans, perdit la couronne et l'état."

als Grabſchrift ſetzt, ſo iſt das nur zum Achſelzucken und Wegwenden.

Es iſt ſehr natürlich, daß der Verfaſſer, außer ſeiner allgemeinen Rolle der unbedingten Anpreiſung des Ganzen, ſich noch beſonders die Rechtfertigung und Verherrlichung der franzöſiſchen Diplomatik angelegen ſein läßt. Über das anfängliche Beiſeiteſtehn der zu den Verhandlungen erſt nach und nach zugelaſſenen franzöſiſchen Geſandten geht er leicht

hinweg; die ſpätere Bodenloſigkeit ihres nach Napoleon's Wiederkehr auf bloßes Scheinanſehn herabgeſunkenen Einfluſſes möchte er ganz läugnen. Dieſer weſentlich franzöſiſche Geſichtspunkt für die Schilderung eines Kongreſſes, wo Frankreich der That nach, den Einen Moment der Ächtung Napoleon's abgerechnet, wirklich nur in untergeordneter Rolle blieb, reicht für ſich allein ſchon hin, der ganzen Darſtellung einen ſchiefen Zug einzudrücken. Doch geht dem Verfaſſer das franzöſiſche Intereſſe keineswegs, wie bei ſeinen Landsleuten, auch den entſchieden Königlichen, ſonſt gewöhnlich iſt, zu der ungemeſſenen Ausdehnung, daß er für das Gebiet, das Anſehn und den Ruhm ſeiner Nation keine Gränze ſähe; wir müſſen ihm vielmehr die ſeltne Billigkeit oder Mäßigung anrechnen, daß er Belgien nicht mit Frankreich vereinigt wiſſen will, daß er ſich der Niederlagen freut, welche ſeine Landsleute als Republikaner oder Kaiſerliche erleiden, und daß er überhaupt Frankreich nur mit den Bourbon's und nach den Friedensſchlüſſen von Paris und den Kongreßergebniſſen von Wien und Aachen gelten läßt.

Wir können, im letzten Überblick, das Buch nur für ein äußerſt ſchwaches, uns Deutſchen beſonders, die wir in jedem Betracht Beſſeres haben, ganz unbrauchbares erklären und glauben dies um ſo beſtimmter thun zu müſſen, als der Name des Verfaſſers und der Ruf ſeines früheren Werkes eine günſtige Vermuthung auch für das jetzige begründen konnten, die Kritik aber ſolchem Schein und ſolcher Täuſchung entgegenzuwirken für eine Aufgabe ihres Berufes halten muß. —

XXII.

Briefe eines Verſtorbenen. Ein fragmentariſches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geſchrieben in den Jahren 1828 und 1829. München, 1830. 2 Thle.

Ein geheimnißvolles Dunkel, welches dieſe Mittheilungen, wie es ſcheint, mit Abſicht umgiebt, dürfte zuvörderſt reizen, die verſchleierten Bezüge zu enthüllen, welche des Verfaſſers Namen und Perſönlichkeit, wären ſie beſtimmter anzugeben, ſeinen Schilderungen ohne Zweifel noch beſonders bedeutſam verknüpfen müßten; allein dieſes Geſchäft, nicht ohne Schwierigkeit und vielleicht in ſeinem Erfolge noch bedenklich, iſt in keinem Falle nothwendig unſres Amtes, welchem die Beurtheilung der Sachen mehr als die Erſpähung der Perſonen obliegt; wir überlaſſen daher dieſen Reiz des Geheimniſſes, des Errathens und Beziehens demjenigen Scharfſinn, der in ſolchen Aufgaben des geſellſchaftlichen Tagverkehres ſchon geübt iſt, und halten uns begnügt an den Gewinn der Thatſache, welche, neben allem Geheimniß, offenbar und hell wie der Tag daſteht: Wer immer dieſe Mittheilungen geſchrieben habe, ein bereits Verſtorbener, oder ein noch Lebender, welches deutſchen Landes und Namens er ſein möge, unwiderſprechlich bezeugen ſie, daß hier ein ſeltner Geiſt und ein edler, reicher Sinn, mit allen Mitteln und Vortheilen der vornehmen Welt ausgeſtattet, die Natur und Geſellſchaft aus ſeinem begünſtigten Standpunkte herab gründlich zu beſchauen und meiſterhaft darzuſtellen Luſt und Kraft gehabt.

Daß der Verfaſſer dieſer Briefe einem vornehmen Lebenskreiſe angehöre und dabei im vorzüglichen Sinn ein Deutſcher ſei, giebt ſich nicht nur durch ſeine Sprache und ſonſtige äußere Zeichen zu erkennen, ſondern eben ſo durch

das ganze Weſen ſeiner Schreib- und Denkart. Er iſt eine der ſeltnen Erſcheinungen, wo das Vornehme in ſeiner ſchönſten Ausbildung, nicht anſtatt des Geiſtes, oder gar ihm zum Trotze, ſondern nur als deſſen gefälliges Element gelten will. Die europäiſche Allgemeinheit und Leerheit der großen Welt hat ſeine Eigenthümlichkeiten, welche doch guten Theils in denen ſeiner Nation wurzeln, nicht aufzulöſen, ſondern nur zu klären und zu heben gewußt. Wir rechnen dahin vor allem die unſchätzbaren Gaben eines theilnehmenden friſchen Gemüths, eines nach allen Seiten empfänglichen Sinnes, einer billigen, vorurtheilsloſen Einſicht, und eines geraden, maßvollen Urtheils. Dieſe Eigenſchaften, welche ſich neben einer doch auch vorhandenen weltmänniſchen Schärfe und ſatyriſch beißenden Laune nur um ſo ſchöner darthun, ſind, wenn auch andern Nationen im Einzelnen keineswegs abzuſprechen, in ihrem Verein wohl vorzugsweiſe deutſch zu nennen und beweiſen auch hier wieder, daß auf einem ſolchen feſten Boden jederlei Blüthe gedeihen kann, denn ſelbſt das Intereſſante und Unterhaltende, worauf es der Verfaſſer zunächſt anzulegen ſcheint, erſprießt unfehlbar und reichlich daraus, daß er ſelbſt für alles Intereſſe hat und dieſes menſchenfreundlich und wohlwollend an den Tag legt.

Deutſch auch müſſen wir das eigne Verhältniß nennen, welches aus dieſen Briefen als das des Verfaſſers zu der Empfängerin, zwar unvollſtändig, aber entſchieden groß und ſchön zur Erſcheinung kommt. Sie ſind an eine Dame gerichtet, deren inniggefühlter Werth und hohe Vorzüge nicht nur durch beſtimmte Stellen wiederholt angedeutet ſind, ſondern noch ſtärker und ſchöner dadurch ausgedrückt werden, daß überhaupt Briefe ſolcher Art ihr gewidmet wurden, aus dem reinen Bedürfniß eines edlen Herzens, allen Inhalt des freieſten Lebens einem ſtillen Vertrauen darzubringen, wo das tiefſte Verſtändniß der Seele zur reinſten mitgenießenden Theilnahme und zur anſpruchloſeſten Zuſtimmung wird. Jeder vorhandene Name eines beſtimmten Verhältniſſes erſcheint hier unzureichend, wir müſſen erkennen, daß hier das höhere

Gebiet deutſcher Gemüths- und Geiſteseigenheit erſchloſſen iſt, wo alles ſich individualiſirt und idealiſirt, und kein vorhandener Maßſtab für die ſelbſtſtändigen Lebensgebilde dient, welche vielleicht kein früheres Beiſpiel noch ſpätere Nachfolge haben. In dieſer Sphäre der Wahrheit und Innigkeit iſt jede Geſtaltung ſchön und richtig, wenn auch nicht jedem gewöhnlichen Sinne ſofort verſtändlich. Vielleicht ſchlöſſe ein einziger Brief der Empfängerin das hier noch Räthſelhafte herrlich auf, allein leider entbehren wir dieſes Schlüſſels, von ihr findet ſich keine Zeile vor.

Wir können es dem Herausgeber aufs Wort glauben, daß dieſe Briefe zu ihrer Zeit wirklich ſo geſchrieben worden, wie man ſie hier findet, und eben ſo, daß bei ihrer Abfaſſung kein Gedanke an eine Möglichkeit einſtiger Bekanntmachung war. Mit ſolcher nichtberechnenden Offenheit und Freimüthigkeit ſchreibt man nicht, wenn man auch nur entfernterweiſe an das Publikum denkt, ſolche Unbefangenheit des Sinnes bewahrt man nicht, ſolcher Zufälligkeit der Gegenſtände und der Stimmungen folgt man nicht, außer im ſichern Erguß einſamen Vertrauens, und mit ſolcher Hingebung an das Augenblickliche kann nur der Augenblick ſelber ſprechen.

Dieſen ungezwungenen Lauf der Feder, der in ſeiner behaglichen Läſſigkeit Eile und Fülle vereinigt, in geiſtreicher Unterhaltungsſprache bequem das Gewöhnliche mitnimmt, dichteriſch groß hinwieder das Auserleſene und Vollkommene mit Leichtigkeit und Klarheit, mit Reiz und Tiefe vor Augen ſtellt, dann es zu mühſam findet, den kleinen vermeidbaren Schwierigkeiten der Sprache und des Vortrags aus dem Wege zu gehn, — dieſes aus dem Stegreif ſchreiben erdichtet man nicht, und wie daſſelbe nicht mit Abſicht und Mühe könnte hervorgebracht ſein, ſo würde ihm auch durch Feile und Nachbeſſerung nur wenig Gewinn erwachſen können. Die Sache ſelbſt macht hier jeden Zweifel ſchwinden, und wir dürfen uns wohlgemuth der Überzeugung hingeben, daß uns ein in jedem Betracht ächtes und urſprüngliches Buch vorliegt.

Ein ſtörendes Geſchick hat dennoch die Erſcheinung eines ſo aufrichtigen und freigebenden Buches bei der Herausgabe mit einiger Tücke heimzuſuchen gewußt. Wir bekommen nämlich die Briefe zwar ächt, aber in einer Folge, welche die ſpäteren Theile voranſchickt und die früheren erſt künftig erwarten läßt. Der Herausgeber verſichert, beſondre Umſtände hätten hiezu genöthigt, und er ſieht darin das Geſtirn des Verfaſſers fortwalten, der während ſeines Lebens das Unglück gehabt habe, alles anders anzufangen als andre Leute, weßhalb ihm auch wenig gelungen ſei, und ihn viele ſeiner Bekannten für ein künſtliches Original gehalten hätten, da doch niemand aufrichtiger in ſeinen Sonderbarkeiten, niemand natürlicher in ſeinen Abſichten geweſen ſei. Wir vertrauen, daß uns dieſe Sonderbarkeit, die der Herausgeber auf ſich nimmt, nicht um die noch fehlenden Theile bringen ſoll, und hoffen, die Verzögerung könne ihnen darin ſogar vortheilhaft werden, daß ſie weniger als die vorliegenden an Druck- oder Abſchreibfehlern leidend ans Licht treten, die in der That hier ſo überhand genommen haben, daß wir den Leſer darauf im voraus aufmerkſam machen müſſen, damit er nicht ſo manche ſchadhafte oder unklare Stelle dem Verfaſſer zurechne, der ſie unmöglich verſchuldet haben kann.

Die gegenwärtige Lieferung hebt mit der Abreiſe von London an, deſſen geſellſchaftliche Welt und großartiges Lebensgedränge in den früheren Briefen, die wir ſpäter zu erhalten vertröſtet ſind, ausführlich geſchildert ſein muß. Der Verfaſſer findet in der glänzenden, üppigen Welt, die er nach ſeiner begünſtigten Stellung, auf die er keineswegs verzichten möchte, allen Beruf hat zu genießen und auch zu ſchätzen, doch keine Befriedigung. Wie Alfieri, wie Byron, denen er, bei mancher Ähnlichkeit, glücklicherweiſe dadurch weniger gleicht, daß er als Deutſcher offner und vielſeitiger an Sinn und Richtungen iſt, und Gemüth und Einbildungskraft in ihm zu beruhigterem Verhältniß ausgeglichen ſind, ſucht er Einſamkeit, Gefahr und Beſchwerden auf, um ſeine mächtigen Stimmungen würdig zu nähren, oder ſie durch

noch größere zu bewältigen. Er wendet ſich den wilden Naturſchönheiten von Wales und darauf denen von Irland zu, wo er ſich in Wagniſſen und Kühnheiten mancher Art ergeht; er will, wo nicht mit ſich ſelbſt ganz allein, doch entſchieden auf ſich allein angewieſen ſein, und hiezu iſt er allerdings trefflich ausgerüſtet. Inmitten grauſenhafter Lagen und verzweifelten Ungemachs trägt ihn wie geiſtige Unerſchrockenheit ſo auch erprobte körperliche Gewandtheit und Kraft; wo er Menſchen und Geſellſchaft aufſucht, die fern der Hauptſtadt gegen deren Gewirr auch faſt nur als Einſamkeit wirken, da zieht er vor, möglichſt unbefangen und abgetrennt von andern Beziehungen nur durch ſeine Perſon dazuſtehn und zu gelten, obgleich ihm nach Umſtänden auch Rang und Name dienen mag, deren eigenthümliche Währung durch Mißverſtand noch abentheuerlich geſteigert wird. In ſeinem Innern iſt es jedoch inmitten aller Abgeſchiedenheit fortwährend geſellig, denn das lebendige Andenken einer liebevollen Freundſchaft erfüllt ihn, wendet ſeine Stimmungen immer wieder in heitre Mittheilung um und läßt ihn nie zu feindſeliger Schwermuth übergehn.

Wir wollen hier, um das Geſagte gleich anſchaulich zu machen, den Verfaſſer einiges ſelbſt reden laſſen, wobei wir von den vielen Stellen, die ſich darbieten, nur die kürzern auswählen. Zwiſchen mühſam erkletterten Felſen in Wales, viertauſend Fuß hoch über der Meeresfläche, hat er bei ſchäumendem Labetrunke, den er eigends dazu mitgenommen, der entfernten Freundin Heil zugerufen, und berichtet dies und fährt dann fort: „Nach vollendeter Libation aber betete ich von Herzen. Es waren nicht Worte —, aber innige Gefühle, unter denen der Wunſch lebhaft hervortrat, daß es doch Gottes Wille ſein möge, es dir auf Erden gut ergehen zu laſſen, und dann auch mir — if possible — und ſiehe! ein zierliches Lamm kam durch die Wolkenſchleier heran geklettert, und die Nebel theilten ſich, und vor uns lag, in zuckenden Sonnenblitzen, einen Moment lang die vergoldete Erde: doch nur zu bald ſchloß ſich der Vorhang wieder —

ein Bild meines Schickſals! Das Schöne und Wünſchenswerthe, die vergoldete Erde erſcheint nur zuweilen, gleich Irrlichtern vor mir; — ſobald ich ſie ergreifen will, verſchwindet alles wie ein Traum.“ Einſamer verloren in tiefem Naturgefühl erſcheint dieſe Stimmung: „Bei des Mondes Silberſchein fuhren wir langſam zurück, während des Bugleman's Horn Echo nach Echo aus dem Schlafe rief. Es war eine entzückende Nacht, und von Gedanken zu Gedanken gerieth ich in eine Stimmung, wo ich auch hätte Geiſter ſehen können! Die Menſchen neben mir kamen mir bloß wie Puppen vor; nur die Natur, die Milde und Pracht, die mich umgab, erſchien mir als wirklich. — Woher, dachte ich, kömmt es, daß deinem liebenden Herzen doch die Geſelligkeit fehlt, daß die Menſchen im Allgemeinen dir nur ſo wenig gelten! Iſt deine Seele noch zu klein für die Verhältniſſe der geiſtigen Welt, noch zu nah mit Pflanzen und Thieren verwandt, oder haſt du die hieſigen Formen ſchon in früherem Daſein ausgewachſen und fühlſt dich unbehaglich in dem zu engen Gewande? Wenn dann auf dem ſtillen See der melancholiſche Klang des Bugleman-Hornes wieder in leiſen Tönen über den Wellen zitterte und meinen Phantaſieen, wie durch unſichtbare Geiſterſtimme, die Worte einer fremden Sprache gab —, da war mir's oft wie Goethe's Fiſcher zu Muthe, und als ſollte ich jetzt ſanft hinabgleiten, um O'Donnohue in ſeinen Korallengrotten aufzuſuchen.“ Dagegen zeigt ſich wieder um ſo heller der Troſt des auch in der Trennung feſten, verſtehenden und verſtandenen Zuſammenlebens in ſolcher Äußerung: „Warum ſchreibe ich dir ſo gern? Gewiß weil ich denke, daß es dir Freude macht, aus der Ferne von mir zu hören, — aber auch, weil du nur immer mich verſtandeſt, und niemand ſonſt! Dies allein wäre hinreichend, mich auf immer an dich zu feſſeln, denn ich lebe, mitten in der Welt, doch nur mit dir, — ſo einſam als auf einer wüſten Inſel. Tauſende von andern Geſchöpfen wimmeln zwar um mich her, — ſprechen aber kann ich nur mit dir. Verſuche ich es mit Andern, ſo kömmt

mir ſchon die Gewohnheit und Neigung, immer wahr zu ſein, oft theuer zu ſtehen! oder ich ſtoße durch etwas anderes an, — denn Lebensklugkeit wurde meiner Natur eben ſo beſtimmt und unerreichbar verſagt, als es dem Schwane im Winter auf dem See vor deinem Fenſter unmöglich iſt, mit den vorbeigleitenden Schlittſchuhfahrern Wette zu laufen, aber — ſeine Zeit kömmt auch, wenn er mit ſtolz gekrümmtem Halſe die Fluthen zertheilt, oder im blauen Äther allein und majeſtätiſch durch die Lüfte ſchwebt. Dann erſt iſt er er ſelbſt."

Aus dem wirklichen Sehn und reinen Betrachten, welches auch bei offnen Augen und geprieſener Bildung ſo ſelten iſt, hier aber den Gegenſtänden nach ihrem eignen Maß und Werth mit — man möchte ſagen engliſcher — Nettigkeit gewidmet wird, aus der geübten, ſchnell auf das Weſentliche und Bemerkenswerthe gerichteten Auffaſſung, wo neben einer vergleichungsreichen Erfahrung alle Unbefangenheit eines erſten Anblicks beſteht, aus dem feinen Sinn und ſichern Takte, für die Einbildungskraft die wahrhaft bezeichnenden Züge hervorzuwählen, aus allem dieſen, welches ſich hier ſo glücklich vereint, entſteht eine Meiſterhaftigkeit der Schilderungen, die in ſolchem größeren Verfolg und bei ſo mannigfachen Gegenſtänden ſo durchgehend und gleichmäßig nur höchſt ſelten wiedergefunden wird. In dem Buche mag einiges minder Bedeutende vorkommen, manches Ähnliche ſich wiederholen, und inſofern einige Ungleichheit zwiſchen ſeinen Theilen zu bemerken ſein; allein dieſe Eigenſchaft bleibt ihm von Anfang bis zu Ende treu: es iſt nichts geſucht in ihm, nichts gemacht, kein Gegenſtand künſtlich gehoben, keiner über ſein natürliches Maß hinausgeführt, noch allzu flüchtig unter demſelben behandelt; keine Abſicht macht ſich bemerkbar, Erſtaunen oder Antheil zu wecken, auch die nicht, geiſtreich und eigenthümlich zu ſein; alles iſt im friſchen und klaren Eindrucke der Gegenwart die Sache ſelbſt, wie ſie wirklich war und ſich geben konnte. Dieſe bei höchſter Bildung bewahrte Unſchuld des Sinnes, mit ſolcher Anmuth und Bündigkeit des Darſtellens vereinigt, gewährt einen ganz eignen Reiz,

der im einzelnen Beiſpiele doch nicht ſo hervorragend, als vielmehr in ſeiner durchgängigen Verbreitung über ein ſo ausgedehntes Ganze hin empfunden und genoſſen ſein will.

Die Schilderungen ſind gleich vortrefflich in den verſchiedenartigſten Gebieten, für welche ſonſt auch wohl anerkannte Dichter nicht immer gleiche Fähigkeit aufzeigen. Wilde Naturanſichten und heitre Landſchaftsblicke, Gebäude und Kunſtwerke, Begegniſſe mancher Art, Einzelperſönliches, Geſellſchaftliches und ganz allgemeine Zuſtände und Verhältniſſe, alles iſt mit gleicher Virtuoſität, mit jenem reinen Sinn und ſchmuckloſer Grazie aufgefaßt und behandelt. Die Beſchreibung bewegt ſich glücklich faſt immer in epiſchem Fortſchritt, das Ruhende durch Erzählen aufreibend, und das Lebendige des wirklichen Augenblicks feſthaltend. Wir verſagen uns nicht, folgendes an der Gränze von Wales aufgenommene Naturgemählde hier anzuführen: „Ich fuhr die Nacht durch, nachdem ich am Abend noch ein ſeltſames Spiel am Himmel erlebt hatte. Auf der Höhe eines Berges glaubte ich vor mir ein rieſenmäßiges ſchwarzes Gebirge, und am Fuß deſſelben einen unermeßlichen See zu erblicken. Es dauerte lange, ehe ich mich überzeugen konnte, daß ich nur eine optiſche Täuſchung, durch Nebel und verſchiedene Wolkenſchichten gebildet, vor mir hatte. Der obere Himmel war nämlich lichtgrau und ohne Schattirung, gegen ihn aber lag eine ganz ſchwarze Wolkenmaſſe in Form des wildeſten Gebirges, deren obere Linie, kühn gezeichnet, vielfach auf und nieder ſtieg, während die untere durch eine Nebelſchicht völlig horizontal abgeſchnitten war. Dieſer Nebel nun ſchien ein auf beiden Seiten unabſehbares ſilberweißes Waſſerbecken zu bilden, und da an ihm, unmittelbar zu meinen Füßen, ſich der grüne Vorgrund, ein bewaldetes, ſonniges Wieſenland, anſchloß, ſo erreichte die Täuſchung wirklich einen ſeltnen Grad. Nur nach und nach, wie ich den Berg hinabfuhr, verſchwand das zauberartige Bild in der Luft. Die ſchönſte Wirklichkeit erwartete mich dagegen heute früh in Wales. Der Traum der Wolken ſchien mir im voraus die Herrlichkeit

des Thales von Llangollen haben verkünden zu wollen, eine Gegend, die nach meinem Geſchmack alle Schönheiten der Rheinländer weit übertrifft und dabei eine ganz beſondre Originalität in den ungewöhnlich geformten Spitzen und jähen Abhängen der Berge ausſpricht. Ein reißender Fluß, die Dee, windet ſich in tauſend fantaſtiſchen Krümmungen, die dichtes Laubholz überſchattet, durch den Wieſengrund, woraus ſchroff auf beiden Seiten hohe Berge emporſteigen, die bald mit uralten Ruinen, bald mit modernen Landhäuſern, zuweilen auch mit Fabrikſtädtchen, deren thurmhohe Feueressen dicken Rauch emporwirbeln, oder auch mit grotesken, einſam ſtehenden Felſengruppen gekrönt ſind. Die Vegetation iſt durchgängig reich, und Berg und Thal voll hoher Bäume, deren mannigfache Farbenſchattirungen ſo unendlich viel zur Anmuth und dem Mahleriſchen einer Landſchaft beitragen. In dieſer üppigen Natur erhebt ſich, mit um ſo grandioſerem Effekt, eine einzige, lange, ſchwarze, kahle Bergwand, nur mit dichtem, dunklen Haidekraut bedeckt, die ſich geraume Zeit längſt der Straße hinzieht. Dieſe prächtige Straße, von London bis Holy Head (200 engliſche Meilen) ſo eben wie ein Parquet, führt hier an der Seite der linken Bergkette entlang, ungefähr in der Mitte ihrer Höhe, und allen ihren Krümmungen folgend, ſo daß, während man im ſcharfen Trabe und Gallop dahin fährt, faſt jede Minute ſich die Ausſicht völlig umwandelt, und man, ohne ſeinen Sitz zu verändern, abwechſelnd das Thal bald vor ſich, bald ſeitwärts, bald rückwärts überſieht.“ Er fährt ſodann fort: „Das Bergſtädtchen Llangollen gewährt nach einigen Stunden ein köſtliches Ruheplätzchen und iſt mit Recht ſeiner lieblichen Gegend wegen ſo häufig beſucht. Die ſchönſte Ausſicht hat man vom Kirchhofe, neben dem Gaſthaus, wo ich vor einer halben Stunde, auf ein Grabmonument geklettert, ſtand und mich mit herzlicher Frömmigkeit glückſelig des ſchönen Anblicks freute. Unter mir blühte ein terraſſenförmiges Gärtchen mit Wein, Jelängerjelieber, Roſen und hundert bunten Blumen, die wie zum Bade bis an den Rand des

ſchäumenden Fluſſes hinabſtiegen; rechts verfolgte mein Blick die emſig murmelnden gekräuſelten Wellen zwiſchen dicht herabhängendem Gebüſch; vor mir erhob ſich eine doppelte Waldregion, durch Wieſenflächen mit weidenden Kühen abgetheilt, und über alles hoch oben die kahle koniſche Spitze eines vielleicht ehemaligen Vulkans, den jetzt die düſtern Ruinen der uralten wälſchen Burg Caſtel Dinas Bran, zu deutſch die Krähenveſte, wie eine Mauerkrone decken; links zerſtreuen ſich die ſteinernen Häuſer des Städtchens im Thal, und neben einer mahleriſchen Brücke bildet der Fluß hier einen anſehnlichen Waſſerfall; dicht hinter dieſen angelehnt aber ſtellen ſich, gleich Rieſenwächtern, drei große Bergkoloſſe majeſtätiſch vor und verſchließen dem Auge alle ferneren Geheimniſſe der wunderbaren Gegend."

Und was kann belebter und anziehender ſein als folgende Schilderung geſchäftigen Menſchentreibens inmitten wilder Felſenklüfte: „Ein ſehr romantiſcher Weg brachte mich, erſt durch den Park, dann am Saum eines ſchön bewaldeten Bergſtroms hin, in einer Stunde nach dem Schieferbruch, der ſechs Meilen vom Schloß im Gebirge liegt. — Fünf bis ſechs hohe Terraſſen von großem Umfang ſteigen an den Bergen empor, und auf ihnen wimmelt alles von Menſchen, Maſchinen, Prozeſſionen von hundert an einander gehängten, ſchnell auf Eiſenbahnen hinrollenden Wagen, Laſten herauf ziehenden Krahnen, Waſſerleitungen und ſo weiter. Ich brauchte ziemlich lange, um das Ganze nur flüchtig zu beſehen. Um zu einem entfernteren Theile des Werks zu gelangen, wo man eben die Felſen mit Pulver ſprengte, was ich zu ſehen wünſchte, mußte ich mich auf einem der kleinen Eiſenwagen, die zum Transport des Schiefers dienen, durch eine pechſchwarze, nur vier Fuß hohe und vierhundert Schritt lange, durch den Felſen gehauene Gallerie auf dem Leibe liegend fahren laſſen. Dies geſchah vermittelſt einer Winde. Es iſt eine höchſt fatale Empfindung, ſich durch dieſe ſchmale Schlucht mit tauſend unregelmäßigen Zacken, welche man, am Eingange wenigſtens, deutlich ſieht, bei ägyptiſcher Fin-

ſterniß mit großer Schnelle durchreißen zu laſſen, welches Fremde auch gewöhnlich ablehnen. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß, wenn man, ungeachtet der beruhigenden Verſicherung des Führers, der zuerſt vorausfährt, nun dennoch an irgend eine dieſer Zacken anſtieße, man auch unfehlbar ohne Kopf auf der andern Seite ankäme. Nach Paſſirung dieſer Gallerie mußte ich noch auf einem nur zwei Fuß breiten Wege ohne Geländer, am Abgrunde hinwandern, bis ich durch die zweite niedrige Höhle endlich zu dem gewünſchten, in der That ſchauervoll prächtigen Ort gelangte. Hier ſchien man ſich ſchon in der Unterwelt zu befinden! Die mehrere hundert Fuß hohen, ſpiegelglatten, abgeſprengten Schieferwände ließen vom blauen Himmel kaum ſo viel noch ſehen, um Tag von Dämmerung unterſcheiden zu können. Der Boden, auf dem wir ſtanden, war gleichfalls abgeſprengter Felſen, und in der Mitte bereits ein tiefer Spalt, von ungefähr ſechs bis acht Fuß Breite, ſchon weiter hinunter gearbeitet. Über dieſe Schlucht amüſirten ſich einige Kinder der Steinarbeiter halsbrechende Sätze zu machen, um ein paar Pence dafür zu verdienen; an den Felſenwänden aber hingen überall Bergleute, gleich ſchwarzen Vögeln mit ihren langen Eiſen pickend, und Schieferblöcke mit Gepraſſel herunterwerfend. Doch jetzt ſchien das ganze Gebirge zu wanken, lauter Warnungsruf erſchallte von mehreren Seiten, die Pulvermine ſprang. Ein großer Felſen löſte ſich nun von hoch oben langſam und majeſtätiſch ab, ſtürzte gewaltig in die Tiefe, und während Staub und abſpringende Steinſtückchen die Luft gleich dickem Rauch verfinſterten, hallte der Donner im wilden Echo rings um uns wieder. Dieſe, faſt täglich an verſchiedenen Orten des Steinbruchs nothwendigen, Operationen ſind ſo gefährlich, daß, nach der eignen Verſicherung des Direktors, man bei dem ganzen Werk im Durchſchnitt jährlich auf 150 Verwundete und 7 bis 8 Todte rechnet! Ein zu dieſem Behuf eigens beſtimmtes Hoſpital nimmt die Bleſſirten auf, und ich ſelbſt begeg-

nte beim Herreiten, ohne es zu wiſſen, der Leiche eines vorgeſtern Gebliebenen, car c'est comme une bataille. Die Leute waren ſo aufgeputzt und mit Bergblumen geſchmückt, daß ich die Prozeſſion im Anfang für eine Hochzeit hielt und faſt erſchrack, als auf meine Frage, wo der Bräutigam ſei, einer der Begleiter ſchweigend auf den nachfolgenden Sarg wies. Nach der Äußerung des Direktors iſt jedoch die Hälfte der Unglücksfälle der Apathie der Arbeiter ſelbſt zuzuſchreiben, die, obgleich jedesmal gewarnt, dennoch in der Regel zu ſorglos ſind, um ſich bei der Exploſion zur rechten Zeit und weit genug zu entfernen, und da der Schiefer ſich oft in platten, meſſerſcharfen Stücken ablöſt, ſo iſt ein unbedeutendes, in weite Ferne geſchleudertes Stück der Art hinlänglich, dem Manne, den es trifft, die Hand, ein Bein, oder gar den Kopf, rein abzuſchneiden, welcher letztere Fall, wie ich hörte, einmal wirklich vorkam. Da wir ſelbſt von dem foyer nicht zu weit entfernt ſtanden, ſo benutzte ich den Wink und machte wieder linksum, durch die hölliſche Gallerie, um mir die friedlichern Arbeiten zu beſehen.“ — Die Schilderung des Badeorts Bangor und der über das Meer geſpannten Kettenbrücke, und die ganze romantiſch-gefährliche Wanderung in Irland zu O'Connell's Schloſſe, und noch vieles andre, was ſelbſt nur namhaft zu machen uns zu weit führte, ſind unvergleichlich.

Mit dem allgemeinen Sinn für Naturſchönheit jeder Art zeigt ſich noch eine beſondre Neigung und ein ausgebildeter Geſchmack für eigentliche Landſchaften und Parkanlagen verbunden. In dieſem Betreff kommen bedeutende Urtheile und die feinſten Bemerkungen vor. Überhaupt aber bewährt ſich des Verfaſſers edler und kenntnißreicher Geſchmack faſt nach jeder Kunſtſeite hin. Mit den Dichtern iſt er wohlvertraut, und faſt ohne es zu wollen gehört er ſchon ihren Reihen an. Von der Muſik war in England vielleicht kaum Gelegenheit etwas Rechtes auszuſagen. Von Gemählden aber ſpricht der Verfaſſer als ein ſinniger, kundiger Beſchauer. Über bildende Kunſt, und beſonders über Architektur, läßt er ſich als ein

Mann von groſser Einſicht vernehmen. Für die ſogenannte gothiſche Baukunſt mit Begeiſterung eingenommen, enthält er ſich doch nicht über ihre Wiedererweckung für unſre Zeit folgende merkwürdige Äußerung zu machen: „Mir iſt ſie immer als die ächt romantiſche, das iſt ächt deutſche Bauart vorgekommen, aus unſerm eigenſten Gemüth entſproſſen. Doch, glaube ich, ſind wir ihr jetzt entfremdet, da eine mehr ſchwärmeriſche Zeit dazu gehört. Wir können ſie wohl noch einzeln bewundern und lieben, aber nichts mehr der Art ſchaffen, was nicht den nüchternſten Stempel der Nachahmung trüge. Dampfmaſchinen und Konſtitutionen gerathen dagegen jetzt beſſer als überhaupt alle Kunſt. Jedem Zeitalter das Seine.“ —

Eben ſo gelingt es dem Verfaſſer, von merkwürdigen Perſonen ein karakteriſtiſches und geiſtreiches Bild ſo raſch und mühelos als vollſtändig und zuverläſſig hinzuwerfen. Wie wenig dabei eine künſtliche Wirkung und geſuchte Ausſchmückung Statt findet, läßt ſich aus einem Beiſpiel erkennen, welches einem minder natürlichen Sinn wohl Stoff und Anreiz bieten konnte, ſich in Witz und Laune anzuſtrengen. Ein Beſuch bei den berühmten alten Jungfern in Wales, die unter andern auch in den Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis vorkommen, wird hier in anmuthiger Einfachheit erzählt, und es bleibt der Sache ſelbſt überlaſſen, ſich geltend zu machen. Sehr anziehend und völlig unbefangen wird auch die Bekanntſchaft mit Lady Morgan nach dem jedesmaligen Eindrucke des wiederholten Zuſammenſeins geſchildert, und ohne daß im Gedränge zwiſchen wahrer Achtung und ſpöttiſchem Belächeln, wozu die Anläſſe gleich ſtark vorhanden, das Urtheil partheilich zu ſehr auf die eine oder die andre Seite ſchwankte. Eine beſondre Erwähnung verdient noch der merkwürdige Beſuch bei O'Connell und die Berührungen mit dem Treiben und den Verbündeten dieſes bedeutenden Demagogen, deſſen damals noch problematiſche Anſchläge ſeitdem zu ſo groſsem Erfolge gediehen ſind.

Die Eigenheiten engliſcher Sitten und Zuſtände treten

ohne geſuchte Gedrängtheit zu klarer Einſicht hervor; man erhält ſchon hier, und wohl noch mannigfacher auch nach andrer Seite belegt in den zu erwartenden Theilen, einen anſchaulichen Begriff von dieſem wundervollen Zuſammenhang und den üppigen Auswüchſen eines auf unermeßlichen Reichthümern und auf freier Verfaſſung gegründeten, in einförmiger Allgemeinheit und in vielgeſtaltiger Abſonderung, geſetzlich und willkürlich, ſich bewegenden, ſtarkthätigen und müßigen, genußbequemen und langweiligen, beneideten und verſpotteten Inſellebens. Gleich andern unbefangenen Reiſenden der neuern Zeit iſt der Verfaſſer von dem engliſchen Weſen nicht allzu ſehr eingenommen, die aufrichtig dargebrachte Bewunderung läßt neben ſich oft dem herbſten Tadel Raum; der mit löblichem Antheil hervorgehobenen Wohlhabenheit Englands giebt er ihr Gegenbild in dem jammervollen Elende der Irländer; dem eine Zeit lang hinwieder in Irland entbehrten comfort widerfährt die vollſte Anerkennung; was unter gentleman zu verſtehn ſei, wird vollſtändig dargelegt; der Begriff von temper empfängt eine den Wunſch nach dieſer ſchönen Eigenſchaft anregende Entwicklung. Nichts iſt heitrer und pikanter als die Anekdoten, welche die Macht des Modelebens bezeichnen, beſonders die trefflich erzählte Geſchichte des übermüthigen dandy, welcher die Kammerabſchaft mit dem Prinz-Regenten ſo weit trieb, daß er dieſen einſt die Bedientenglocke ziehen hieß und darauf, wegen ſolcher Unart weggeſchickt, die Unverſchämtheit hatte, gegen den Prinzen vornehm zu thun und ihn nicht zu kennen, und wirklich die Macht hatte, durch eine beſondre Knotenſtellung der Halsbinde, worin es ihm niemand gleichzuthun vermochte, den ganzen hohen und höchſten Kreis in Verzweiflung zu bringen, bis er endlich, armgeworden und auswandernd, ſein Geheimniß den Freunden in den ſchriftlich hinterlaſſenen Worten: „My friends! starch is the thing,“ großmüthig offenbarte. Man muß dieſe ganze Erzählung von den Sprüchen und Thaten, die auch auf dieſem Gebiet eine Art Helden möglich zeigen, in dem Buche ſelbſt

nachleſen. An einem andern Orte, wo der Verfaſſer von dem würdigen Provinzleben achtbarer Familien ſpricht, äußert er ſcharf, aber mit Verſtand und Wahrheit, hierüber folgendes: „Dieſe wohlhabenden (bei uns würde man ſie ſehr reich nennen) und angeſehenen Gutsbeſitzer, die ſich nicht in London zu ängſtlich zur fashion drängen, aber die Liebe ihrer Nachbarn und Untergebenen zu erwerben ſuchen; deren Gaſtfreundſchaft nicht bloße Oſtentation, und deren Sitten weder exclusive noch ausländiſch ſind, ſondern die in einer civiliſirten und durch Reichthum verſchönten Häuslichkeit ihren Genuß, in ſtrenger Rechtlichkeit ihre Würde finden — bilden die wahrhaft reſpektabelſte Klaſſe der Engländer. In der großen Welt Londos ſpielen ſie zwar nur eine unbedeutende, in der Menſchheit aber gewiß eine ehrwürdige Rolle. Leider iſt jedoch in England die Übermacht und Arroganz der Ariſtokratie, und über dieſer noch die der Mode, ſo herrſchend und gewaltig, daß ſelbſt ſolche Familien wie die hier geſchilderten, wenn ſie mein Lob läſen, ſich wahrſcheinlich weniger dadurch geſchmeichelt finden würden, als wenn ich ſie unter denen, die den Ton angeben, aufführen könnte. Wie weit hierin die Schwäche bei den würdigſten Leuten in England geht, kann man kaum glauben, ohne es zu erfahren und alle Klaſſen der Geſellſchaft davon auf die lächerlichſte Weiſe angeſteckt geſehen zu haben.“

Auch das Verhältniß des Engländers zu ſeiner Religion und Kirche weiß der Verfaſſer aus dieſem Geſichtspunkt durch wenige Striche mit bittrer Wahrheit anzudeuten. Er erzählt, wie er mit einem jungen Geiſtlichen von guter Familie geſpeiſt habe, der bei ſonſt ſehr leichtfertigen Reden in Religionsſachen ganz orthodox geweſen, und fährt dann fort: „Aber ſo iſt die Frömmigkeit der Engländer beſchaffen, es iſt eine Partheiſache für ſie und zugleich eine Schicklichkeitsſitte, — und ſo wie ſie im Politiſchen ſtets ihrer Parthei, durch dick und dünn, verſtändig und unverſtändig, immer gleich unverrückt folgen, weil es ihre Parthei iſt, oder einer Gewohnheit immerfort ſklaviſch ſich unterwerfen, weil

es ſo bei ihnen üblich iſt, betrachten ſie auch die Religion, ohne alle Poeſie, ganz aus demſelben Geſichtspunkt, gehen Sonntags eben ſo unfehlbar in die Kirche, als ſie täglich eine friſche Toilette machen, um ſich zu Tiſch zu ſetzen, und ſchätzen den, welcher die Kirche vernachläſſigt, faſt eben ſo gering als jemanden, der Fiſch mit dem Meſſer ißt.“ Zu dieſem letztern Ausdruck wird erläuternd noch die Anmerkung gemacht: „Gemeine Engländer führen das breite Meſſer gleich einer Gabel zum Munde. Die Gebildeteren dagegen halten ſolches für eine wahre Sünde gegen den heiligen Geiſt und kreuzen ſich innerlich, wenn ſie z. B. einen deutſchen Geſandten ſo eſſen ſehen. Es iſt hinlänglich, ihnen die ganze Nation zu verleiden.“ Auf dieſen Gegenſtand kommt er nochmals zurück und ruft, nachdem er die drückende und gehäſſige Herrſchaft der engliſchen Kirche in Irland und die Leiden der dortigen Katholiken geſchildert hat, mit lebhaftem Unwillen aus: „Quelle excellente chose qu'une religion d'état! So lange dergleichen noch exiſtirt, und nicht, wie in den Vereinigten-Staaten, jedem erlaubt iſt, Gott auf die ihm beliebige Art zu verehren, ohne deßhalb ſich im bürgerlichen Leben zurückgeſetzt zu ſehen, — ſo lange hat auch das Zeitalter der Barbarei noch nicht aufgehört. Einſt muß im Staat das Geſetz allein regieren, wie in der Natur. Religion wird Troſt im Unglück, und noch höhere Steigerung des Glücks, nach wie vor, gewähren, aber herrſchen und regieren darf ſie nicht. Nur das Geſetz übe unabänderlichen Zwang, überall ſonſt aber walte unbeſchränkte Freiheit. Dies kann der gebildete Theil der Menſchheit auf der Stufe fordern, auf welcher er angelangt iſt, und die er durch ſo viel Blut und Jammer erkauft hat. Welcher Wahnſinn, den Menſchen vorſchreiben zu wollen, was ſelbſt nach ihrem Tode aus ihnen werden, oder was ſie darüber glauben ſollen? Schlimm genug, daß hier auf Erden die beſten Inſtitutionen, ſelbſt die weiſeſten Geſetze, noch mangelhaft bleiben müſſen, man laſſe wenigſtens die unſichtbare Zukunft jeden nach ſeinem eignen Ermeſſen ſich ausbilden.“

Auch in ihren andern Fehlern und Schwächen iſt er die Engländer zu ſchonen keineswegs gemeint, und hierin gerade ſind die Größten und Beſten unter ihnen — was wieder zum Ruhme der Geſammtheit gereichen muß — faſt einſtimmig auf ſeiner Seite. Man höre ſeine freien und ſchönen Äußerungen in Betreff Lord Byron's: „Eben betrachte ich ſeine beiden Portraits, zwei mir geſchenkte Handzeichnungen, die ich dem Giaour und dem Don Juan beigeheftet habe. Gleich Napoleon, erſcheint er mager, wild und leidend, wo er noch ſtrebte; fett geworden und leidend, als er erreicht hatte. Aber in beiden ſo verſchiedenen Geſichtern zeigt ſich doch ſchon der tief vom Schickſal aufgewühlte, tiefer noch empfindende, und doch dabei höhnende, verachtende, vornehme Geiſt, der dieſe Züge belebte. Lachen muß ich immer über die Engländer, die dieſen ihren zweiten Dichter (denn nach Shakſpeare gebührt gewiß ihm die Palme) ſo jämmerlich ſpießbürgerlich beurtheilen, weil er ihre Pedanterie verſpottete, ſich ihren Krähwinkelſitten nicht fügen, ihren kalten Aberglauben nicht theilen wollte, ihre Nüchternheit ihm ekelhaft war, und er ſich über ihren Hochmuth und ihre Heuchelei beklagte. Viele machen ſchon ein Kreuz, wenn ſie nur von ihm ſprechen, und ſelbſt die Frauen, obgleich ihre Wangen von Enthuſiasmus glühen, wenn ſie ihn leſen, nehmen öffentlich heftig Parthei gegen den heimlichen Liebling, oft zu Gunſten der gemeinen Seele eines Weibes, die nie würdig war, Lord Byron's Schuhriemen aufzulöſen, und deren kleinlicher Rache es dennoch leicht wurde, ihn in der engliſchen Geſellſchaft zu Grunde zu richten. Es war der anerkennenden Deutſchen, es war unſers Patriarchen würdig, durch ein gewichtiges und tiefes Wort dieſem Heroen, der Europa angehört, der engliſchen Schandſäule gegenüber eine dauernde deutſche Ehrenpforte zu errichten."

Der Reiſende unterläßt nicht, aus der Ferne und Zerſtreuung ſeines Wanderns bisweilen auch Rückblicke auf die vaterländiſche Heimath zu werfen, die ihm im Allgemeinen werth und theuer iſt, für die er auch redlich mitgekämpft und

auch ſonſt gewirkt zu haben ſcheint, mit der aber ganz zufrieden zu ſein ihm weder ſeine Geiſtesanſprüche, noch ſein Geſchmack und Lebensdrang verſtatten wollen. Einen Kreis geſellſchaftlicher Zuſtände voll frömmelnden, geiſtloſen und dabei plump hochfährtigen Treibens ſtellt er mit guter Laune und ſcharfem Witz in ganzer Blöße hin; dringende Anſpielungen auf beſtimmte Verhältniſſe und Perſonen ſcheinen nur leicht verhüllt und für die Kundigen leicht zu errathen; wir aber, unwiſſend, ob mehr dem Süden oder dem Norden von Deutſchland dieſe Bilder angehören ſollen, oder ob ſie nicht dennoch nur ein bodenloſes Geſpinnſt dichtender Willkür ſind, haben an ihren ſchalkhaften Umriſſen und bunten Farben unſer vorübergehendes Ergötzen, ohne uns mit ihrer Deutung aufzuhalten. Ernſthafter und nachdenklicher ſind einige Blicke auf ſtaatsbürgerliche Zuſtände, deren nächſtbezüglichen Boden in den vielen deutſchen Landen wir ebenſowenig auskundſchaften mögen; Mängel werden gerügt, Verbeſſerungen empfohlen, Fortſchritte angerathen. Erfreulich iſt das treue Gedenken des Reiſenden an deutſche Litteratur; er ſcheint mit deren Beſtem und Neueſten vertraut, und ſein Urtheil nach eigner Weiſe gebildet zu haben. Häufig erwähnt er Goethe'n und citirt deſſen zur Gelegenheit paſſendes Wort. Wir nehmen innig Antheil daran, daß er Werther's Leiden in abgelegenſter Gegend von Irland in einer alten engliſchen Überſetzung lieſt, und wir verzeihen ihm, daß er, der ſogar das köſtliche Buch dort und in ſolcher Geſtalt zum erſtenmale durchlieſt, bei aller ſonſtigen Anerkennung ihm doch für die jetzige Zeit nicht mehr eine ſolche Bedeutung abgewinnen kann, wie er ſie überſchwänglich für jetzt und künftig im Fauſt deſſelben Dichters enthalten findet. Anziehend iſt auch eine andre Erwähnung, welche dem Deutſchen immer zu Ehren gereicht, bei Gelegenheit der Büſte Agrippa's im Königlichen Muſeum zu Paris, die in Stirn und oberem Theil der Augen eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Manne habe, „der auch, obwohl in ganz anderem Wirkungskreiſe, zu den großen gehört — mit Alexander

von Humboldt.“ Wir machen auch noch beſonders aufmerkſam auf eine karakteriſtiſche Vergleichung, welche der Verfaſſer zwiſchen den Irländern und den Wenden anſtellt. Er ſagt: „Die Melodieen der Lieder, welche man ſang, hatten eine auffallende Ähnlichkeit mit denen der Wenden, wie ich überhaupt zwiſchen beiden Völkern viel gleiche Beziehungen finde. Beide fabriciren und lieben ausſchließlich reinen Kornbranntwein (Whiskey) und leben faſt allein von Kartoffeln; beider Nationalmuſik kennt nur den Dudelſack, ſie lieben leidenſchaftlich Geſang und Tanz, und doch ſind ihre Melodieen ſtets melancholiſch; beide ſind unterdrückt durch eine fremde Nation und ſprechen eine immer mehr ſich verlierende Sprache, die reich und poetiſch iſt, ohne daß ſie doch eine Litteratur in derſelben beſitzen; beide verehren unter ſich noch immer die Abkömmlinge ihrer alten Fürſten und haben den Grundſatz, daß, was nicht aufgegeben iſt, auch noch nicht ganz verloren ſei; beide ſind abergläubiſch, ſchlau und in ihren Erzählungen zur Übertreibung geneigt, revolutionär wo ſie können, aber etwas kriechend gegen bezidirte Macht; beide gehen gern zerlumpt, wenn ſie ſich auch beſſer kleiden könnten, und endlich ſind beide bei elendem Leben doch groſſer Anſtrengung fähig, obgleich ſie am liebſten faullenzen, und dabei auch beide gleich fruchtbarer Natur, welches ein wendiſches Sprüchwort den Braten der armen Leute nennt. Die beſſern Eigenſchaften beſitzen die Irländer allein.“

Bisweilen flechten ſich dem Reiſetagebuch auch novellenartige Epiſoden ein, kleine Geſchichten aus der Wirklichkeit oder aus romantiſcher Sage. Sie ſind mit Anmuth und Geiſt, doch nicht ſowohl in eigentlich dichteriſcher Faſſung, als vielmehr im Sinn und Vortrag eines geſchmackvollen Weltmanns erzählt.

Ein ſo gebildeter Geiſt war aber mit Betrachtung der Geſtalten nicht begnügt, ſondern hat auch im Allgemeinen ſich Welt und Leben und Menſchheit begreiflich zu machen geſtrebt, und dieſe Briefe geben von einer ſolchen Richtung mannigfache Proben. Der Verfaſſer verſucht ſich in philo-

ſophiſchen Erörterungen, die zwar von wiſſenſchaftlicher Spekulation (gegen die er ſich daher auch von Kant bis Hegel nur ablehnend erklärt) in weiter Ferne bleiben, aber von einem ſcharfen Verſtande zeugen, der ſich mit Gewöhnlichem nicht befriedigen kann und ſeine eignen, nicht erborgte, Ergebniſſe haben will. In dieſen Gedanken wie in den nach ſeiner Art frommen Empfindungen und Betrachtungen, die er auszudrücken Anlaß nimmt, kann er ſich als einen Sohn des achtzehnten Jahrhunderts nicht verläugnen, das noch gewaltig in das neunzehnte herüberſtrömt und ſich lebhaft für Freiſinn, Bildung und Milde, ſo wie ſcharf gegen Aberglauben, Frömmelei und Unterdrückung ausſpricht. Des Verfaſſers Anſicht und Bekenntniß läßt ſich in dieſem Betreff ganz dem gemäß, was man gemeinhin als Zeitgeiſt rühmt oder ſchilt, und was auch in der That als Durchſchnittsgeſinnung unſre Zeit noch am allgemeinſten zu beherrſchen ſcheint, freimüthig alſo vernehmen: „Unſer Verſtand und unſere Vernunft iſt, mit der Erkenntniß der äußern Natur, und daraus abſtrahirten Erfahrung, eben die einzige wahre und ächte Offenbarung Gottes, deren wir theilhaftig geworden ſind, und die niemand bezweifeln kann. Der Menſch iſt allerdings ſeiner Natur nach dazu beſtimmt, ſich mit dieſen Mitteln durch ſich ſelbſt immer weiter fortzubilden, und ſo war das Chriſtenthum auch eine Folge dieſer fortſchreitenden Civiliſation, wie früher (um bei dieſem Zweige der Ausbildung ſtehen zu bleiben) das Moſaiſche Geſetz, ſpäter die Reformation, und ihr zweiter Akt die franzöſiſche Revolution; endlich die hieraus allgemeiner erwachſende Denk- und Preßfreiheit, und alles was ſich jetzt, ruhiger, aber deſto ſicherer, durch dieſe letztere bereitet. — Wir finden alſo überall nur die Reſultate derſelben allmählichen Civiliſation, von der niemand wiſſen kann, wo ſie ſtehen bleiben wird; — aber welchen Grad ſie auch erreiche, immer kann und ſoll ſie hier nur menſchlich ſein und durch menſchliche Mittel befördert werden.“

Aus allem Bemerkten und Mitgetheilten ergiebt ſich

wohl zur Genüge, welche Anregung und Befriedigung, welcher Genuß und Gewinn aus dieſem Buche zu ſchöpfen ſind, wobei nur der Verfaſſer und ſeine Leſer in ſehr ungleichem Vortheil erſcheinen, denn indem auch die geringſten von dieſen an ihm ſich bereichern können, wird er ſelbſt nur von den ſeltenen geiſtverwandten nach wahrer Gebühr und im vollen Umfange ſeiner Gaben gewürdigt und anerkannt werden. Damit jedoch überhaupt der Geſichtspunkt weniger fehle, aus welchem unſres Erachtens das Buch ſein günſtiges litterariſches Verhältniß erſt recht gewinnt, ſei uns im Allgemeinen ein Rückblick auf die Sphäre verſtattet, der es durch Urſprung und Karakter weſentlich angehört.

Die neuere vornehme Welt iſt ein großes, allgemeines Gebild, welches auf beſtimmten Grundlagen unter ähnlichbedingten Umſtänden überall faſt als daſſelbe emporſteigt und den oft rohen Urſprung und harten Kern ſeines Weſens mit einer üppigen Hülle gefälliger Ausſchmückung umkleidet, die von andrem Boden her nur ſelten ihres Gleichen finden zu können ſcheint. Wie das untere Volk ſeine beſondern Sinnes- und Ausdrucksweiſen hat, ſo im Gegenſatz auch die vornehme Welt, zu welcher freilich nicht jeder behagliche Landjunker noch jeder knappgeſtellte Höfling gehört, auch der Reichgewordene nicht ſogleich, noch der Gebildete ſchon deßhalb, ſondern nur die wahrhaft Begünſtigten, welchen ihre ganze Lebensſtellung längſt und in jeder Beziehung das Beſte der äußern Welt zu Genuß und Vortheil darbot, die Mühen des Tages zu Leichtigkeit und Anmuth umwandelte, welchen Selbſtſtändigkeit und Freiheit, durch Anſehn und Beſitz getragen, ohne Anſtrengung zu Theil wurde, jede Bahn offen, jedes Voranſtehn natürlich, und ſomit auch für Edelſinn und Bildung ein unermeßlicher Vorſprung gewonnen war. Von ſolchem Verein höchſt wirkſamer Einflüſſe gedeihen in der That auch für Gemüth und Geiſt ganz eigenthümliche Blüthen und Früchte, eine freie und kühne Grazie, eine nachläſſige Sicherheit, ein feiner und ſcharfer Reiz, ein erwünſchter Geſchmack, wie andrerſeits dem Volksartigen eine ur-

kräftige Fülle, eine dunkle Tiefe des Gefühls und eine liebliche Naivetät eigen ſind. Allerdings liegt zwiſchen den beiden Äußerſten der Volkslitteratur und der vornehmen ein höheres drittes Gebiet, das des Genius, deſſen Macht ohne Schranke waltet, auf gleiche Weiſe das wahrhaft Vornehme und das wahrhaft Nationale in ſich zuſammenfaßt und den Gegenſatz aufhebt. Allein andern Ortes wird gleichwohl der Unterſchied fortbeſtehn, und wir werden nicht umhin können, weil er beſteht, ihn auch auszubilden, wie auf der Volksſeite bisher auch genug geſchehn iſt, aber nicht auf der vornehmen, und wer dürfte läugnen, daß auch von dieſer Seite in der Litteratur, wenn nicht die höchſten und großartigſten, doch gewiß die erfreulichſten und förderlichſten Erſcheinungen hervorgehn könnten?

Bei uns Deutſchen war die vornehme Welt geraume Zeit von der übrigen Nation wie abgeſchnitten, ſie wandte ſich von dieſer hinweg und ſuchte ihr Lebenselement in fremder Bildung. Wenn auch ſeitdem dieſes Verhältniß in ſeinem Grunde ſich gänzlich verändert findet, ſo iſt doch in der Litteratur bis jetzt faſt nur der alte Zuſtand ſichtbar, und das, was wir im Gegenſatze der Volkslitteratur, an der wir ſo überaus reich ſind, die vornehme nennen könnten, mangelt völlig, oder ſteht auffallend zurück. Haben viele unſrer Vornehmen, ſogar regierende Fürſten und deren Angehörige, ſich mit Auszeichnung im Gebiete der Wiſſenſchaft und der ſchönen Kunſt beſchäftigt, ſo thaten ſie dies doch nur auf dieſelbe Weiſe wie andre Gelehrte und Künſtler, ohne die Eigenthümlichkeit ihrer beſondern Lebensſtellung dabei mitauszudrücken; auch was einige Schriftſteller für die vornehme Welt, ohne ihr anders als durch dieſes Bemühen anzugehören, und mit Talent geſchrieben haben, kann hier nicht in Rechnung kommen. Unſer Mangel erſcheint ganz offenbar, wenn wir den franzöſiſchen nur eiligſt aus alter und neuer Zeit herausgegriffenen Namen Sevigné, Ligne, Bouſſlers, Chateaubriand u. ſ. w. einige einheimiſche an die Seite ſetzen wollten. Goethe ſteht höher, als daß wir ihn hier nennen

dürften; einiges von Sturz und von Woltmann iſt allzu einzeln und fällt wieder aus.

Und dennoch ſind auch wir vielleicht in dieſem Betreff dem wahren Verhalte nach ſchon nicht ganz ſo arm mehr, als wir es noch ſcheinen. Das Eigne der Geiſteserzeugniſſe auf dieſem Boden iſt, die Öffentlichkeit weniger zu ſuchen und höchſtens geſellſchaftliche, nicht litterariſche Zwecke zu haben. Wie manche Schätze von Briefen, Tagebüchern, Reiſebemerkungen und ſonſtigen Ausarbeitungen mögen im Kreis unſrer höheren Stände vorhanden ſein und des Zufalls vergebens harren, der ſie bekannt machen ſoll!

Auch die vorliegenden Briefe, von ihrem Verfaſſer gewiß nicht für das Publikum geſchrieben, vielleicht gegen ſeinen Willen, wenngleich in beſter Abſicht bekannt gemacht, hätten uns noch lange entzogen bleiben können, und wir würden nicht geahndet haben, was wir entbehrten. Glücklicherweiſe beſitzen wir ſie, und in ihnen eine der ſchönſten Grundlagen zugleich und Zierden der bezeichneten Litteratur, denn wir müſſen in ihnen den ſchönſten Verein aller der Eigenſchaften anerkennen, welche wir als die Vorzüge der vornehmen Lebensregion gerühmt haben, verbunden mit den höheren eines vornehmen Geiſtes, von welchem jene freilich ihren rechten Glanz erſt empfangen. —

XXIII.

Histoire de France, depuis le 18. brumaire jusqu'à la paix de Tilsit. Par M. *Bignon*. Paris, 1829. 1830. Tome 1—6.

Wir können faſt kein franzöſiſches Buch über die Geſchichte der neuſten Zeit anzeigen, ohne ſogleich in eine polemiſche

Stellung gegen den Inhalt zu gerathen, und dies wahrlich ungern und mit Verdruß, denn sicher fehlt sonst uns die Neigung nicht, die schätzbaren Eigenschaften anzuerkennen, welche jenen Büchern meist rücksichtlich der Anordnung und des Vortrages zukommen und für unsre heimischen noch gar oft zu wünschen bleiben. Wir sind aber genöthigt, bei solchen Werken eine Art fortlaufender Protestation einzulegen wider die unaufhörlichen Unrichtigkeiten, Entstellungen und Mißverständnisse, welche, sowohl in Betreff der Thatsachen, als in der ganzen Art der Auffassung und Behandlung, gerade diejenigen Denkmale unsrer Zeitgeschichte verfälschen und unsicher machen, denen, als von Augenzeugen und Theilhabern der Begebenheiten in der verbreitetsten europäischen Sprache mit Geist und Geschicklichkeit verfaßt, für Nachlebende wie schon jetzt für Mitlebende, die nicht besser unterrichtet oder gewarnt sind, der Anschein größter Zuverlässigkeit und die Macht allgemeinsten Eingangs mitgegeben ist. Unsre Verwahrung ist um so nöthiger, als wir Deutsche dabei noch besonders in einem nachtheiligen Verhältnisse stehn. Wenn Franzosen ihre Geschichtschreibung etwa gegen Engländer einseitig betreiben, so mag der Übelstand sich allenfalls dadurch ausgleichen, daß auch diese dagegen ebenso einseitig auftreten, und der Kritiker durch solche grellen Widersprüche mit Gewalt auf einen höheren Standpunkt zwischen beiden hinaufgedrängt wird; allein wir Deutschen pflegen den Übertreibungen und Einseitigkeiten der Fremden nicht ebensolche unsrige entgegenzusetzen, sondern befleißigen uns einer allgemeinen, sorgfältigen Auffassung, verabsäumen die Gunst der Nächsten und den Reiz für die Entfernten und bleiben demnach in Gefahr, wenn wir nicht wenigstens Einspruch am rechten Orte thun, mit unsern ungeschmückten Thaten und Wirkungen gegen jene herausgeschmückten gar sehr im Schatten zu stehn.

Von dieser Aufgabe spricht auch das vorliegende Buch uns nicht los, so sehr dasselbe sonst in vielem Betracht vor andern sich auszeichnet. Wir sind weit entfernt, Hrn. Bignon

mit einem Bourrienne oder andern ſolchen Schriftſtellern zu verwechſeln, die nur ſtets ihre Unwiſſenheit zur Schau tragen, oder gar Untergeſchobenes mit ihrem Namen decken; er iſt unläugbar ein kundiger Staatsmann, ein gewandter Darſteller, überhaupt ein Mann von großem Verſtand und vieler Einſicht und Sachkenntniß. Er hat ſichtlich aus den erſten Quellen geſchöpft, die Verhältniſſe ſelbſt waren ihm theils unmittelbar bekannt, theils wurden ſie es ihm durch ſpäteres Einſehn und Benutzen der wichtigſten Staatsſchriften, deren Zugang ihm nicht verſchloſſen ſein konnte. Unrichtigkeiten grober Art, wie ſie bei Andern auf jeder Seite wimmeln, kommen bei ihm nicht vor, ſchiefe Vorausſetzung oder leeres Vorurtheil wird ſeinen faktiſchen Angaben ſelten ſchädlich, ſeine Übertreibungen geben wenigſtens zu, daß man ſie dafür halten könne. Allein dennoch iſt nicht leicht ein Buch dieſer Art erſchienen, bei welchem man größere Vorſicht anzuwenden und Schritt vor Schritt mehr auf ſeiner Hut zu ſein hätte. Der Verfaſſer begleitet nämlich die Erzählung des Geſchehenen mit einer fortlaufenden Erörterung, unterſucht die Beweggründe und Antriebe, das Recht und Unrecht, die Zweckmäßigkeit und Nothgedrungenheit der Handlungen. In dieſem Theile ſeiner Geſchichtſchreibung nun wird er zum wahren Sachwalter, zum einſeitigen Vertreter ſeiner Parthei, deren Gunſt und Vortheil das höchſte Ziel ſeines Bemühens iſt. Die Sache aber, für die er ſtreitet, und die er durch die eröffnete Verhandlung glücklich durchbringen möchte, iſt die des Napoleoniſchen Frankreichs, hervorgehend aus dem republikaniſchen, übergehend in das monarchiſche, und indem er ſeinen Helden möglichſt auf den Gipfel der Größe und des Ruhmes zu ſtellen ſtrebt, hütet er ſich doch wohl, ihn mit den Geſtaltungen, die ihm vorangingen und nachfolgten, in allzu ſcharfem Gegenſatz erſcheinen zu laſſen, er ſucht ihn vielmehr mit dem Weſentlichen in beiden zu verſöhnen, und ihm aus den Gegnern, die ihm weichen mußten, wie aus denen, die ihn ablöſten, noch Anhänger und Bewunderer zu werben. Hiebei verfährt

er mit Gewandtheit und ſcheinbarer Mäßigung, ſchmeichelt ſeine Anſichten dem Leſer ein, wiederholt ſie mit Vertrauen, und wenn er weniger darauf rechnen kann, im einzelnen Falle jedesmal den aufmerkſamen Sinn zu überzeugen, ſo darf er doch hoffen, durch die ganze Maſſe einer ausgedehnten, gleichmäßig verarbeiteten, anziehenden Darſtellung den unprüfenden, nachgiebigen überredend zu bewältigen.

Außer dem Berufe, welchen der Verfaſſer durch ſeine Denkart, Lebenserfahrung und Geiſtesfähigkeit zu einem ſolchen Werke ſchon von ſelbſt hatte, empfing er noch einen ganz beſondern, mächtig beſtimmenden, durch die Aufforderung, welche Napoleon's Teſtament für ihn enthielt: „Je l'engage à écrire l'histoire de la diplomatie française de 1792 à 1815“, und dieſe Worte, dem Unternehmen von ſolcher Seite her das größte Anſehn und die mächtigſte Empfehlung verleihend, ſind mit gutem Fug als Titelaufſchrift jedes Bandes treulich wiederholt. Indem Hr. Bignon aber gleichſam verpflichtet iſt, im Sinne und zu Gunſten Napoleon's zu ſchreiben, ſo weiß er doch ſehr wohl zu unterſcheiden, was der perſönliche Menſch im beſtimmten Lebensaugenblicke einſeitig oder ungebührlich verlangen möchte, und was der Geiſt eines Helden im Zuſammenhange ſeiner Erſcheinungen anſprechen kann. Er hat ſeine Aufgabe durchaus im letztern Sinne gefaßt; ſeinen Helden ſtellt er mit Neigung dar, er zeigt ihn im beſten Lichte, aber er iſt deßhalb kein Schmeichler deſſelben, er tadelt ihn, wo es nöthig ſcheint, und indem er manche Schwächen und Fehler preisgiebt, behält er um ſo ſichrer die Größe feſtgeſtellt. Hiernach dürfen wir freilich glauben, daß Napoleon ſelbſt mit dieſer Arbeit, wenn er ſie erlebt hätte, wenig zufrieden ſein würde, denn niemand hat jemals das Lob ſo unbedingt gefordert, den leiſeſten Tadel ſo unwillig zurückgeſtoßen. Herr Bignon hat ferner als ein Mann von Verſtand und Einſicht mit allem Rechte ſich nicht zu genau an den Buchſtaben des Vermächtniſſes gehalten, ſondern die Aufgabe zweckmäßig erweitert. Er fand den Zeitraum von 1792 bis 1815 keinen

organiſchen Abſchnitt, ſondern beſchloß, vom Jahre 1785 anzuheben; ebenſo hielt er die völlige Sonderung der diplomatiſchen Geſchichte von der allgemeinen politiſchen unſtatthaft und erſtreckt ſeine Darſtellung, indem er allerdings die auswärtigen Verhältniſſe und Verhandlungen zur Hauptſache behält, auch auf den Krieg, die innere Verwaltung und die allgemeinen Zuſtände Frankreichs. Fürerſt nun, da die Vollendung des ganzen Werkes viel Jahre erfordern und bei dem Alter des Verfaſſers, wie er ſelbſt meint, zweifelhaft ſein darf, hat er denjenigen Zeitraum ausgearbeitet, der ihm ſelbſt der lebendigſte und für ſeinen Helden der glänzendſte iſt, den Zeitraum von Napoleon's erſtem Aufſchwunge zur Oberherrſchaft bis zum Frieden von Tilſit, und die vorliegenden ſechs Bände ſind für dieſe acht Jahre ungeheuren Inhalts nicht zu viel, wenn auch das ganze Werk, nach dieſem Maßſtabe auf mehr als zwanzig ſolcher Bände gerechnet, uns übergroß dünken möchte.

In der Vorrede führt der Verfaſſer ein ordentliches Geſpräch mit dem Leſer, um ſein Vorhaben und die Art der Ausführung zu rechtfertigen; wir ſollen vor allen Dingen an ſeine Unpartheilichkeit glauben, was hier aber nur heißt, uns auf ſeinen Standpunkt hinſtellen und mit ihm partheiiſch ſein! Das Buch ſelbſt kann für ſeinen Sinn manchen Leſer vielleicht unvermerkt gewinnen, dieſes Geſpräch ſo geradezu gewiß niemanden; überhaupt giebt es keine ſonderliche Probe von dialogiſcher Kraft. Was der Verfaſſer von der Ungunſt und Schwierigkeit bemerkt, welche der neueren Geſchichtſchreibung durch die ſtehenden Geſandtſchaften entſtanden ſind, indem dieſe die politiſchen Betreibungen und Nachrichten in geheimnißvollen Nebel einhüllen, in den es ſchwer iſt einzudringen, und in deſſen Mitte auch allzu oft nur eine bloße, lebloſe Geſtalt des Geſchehenen zu finden iſt, darf im Allgemeinen wohl zugeſtanden werden, aber man wolle die Folgen davon nicht allzu bedeutend glauben! Denn, aufrichtig geſagt, die Geheimniſſe der Kabinette, ſofern ſie weſentliche Dinge betreffen, bleiben es ſelten lange, und oft iſt ſchon im

Augenblicke der Gegenwart dasjenige Publikum, welches Sinn und Interesse für die Sache hat, schnell und genügend von allem unterrichtet, was die Behörden gleichwohl als Geheimniß zu behandeln fortfahren; ferner auch, was wir den kritischen Geschichtsforschern besonders zu bedenken geben, sind viele Geheimnisse, und zumeist solche, in welchen das Eigenthümliche, lebendig Bewegende der Vorgänge sich versteckt, oft von der Art, daß sie in den diplomatischen Akten gar nicht vorkommen; andres hinwieder ist gerade hier am meisten in Gefahr, nur höchst einseitig, unkundig oder durchaus falsch erzählt zu werden. Die Mittheilung der Aktenstücke, wie sie im englischen Parlamente gewöhnlich ist, und wie sie der Verfasser künftig auch bei andern Nationen durch die parlamentarische Rednerbühne hervorgerufen zu sehn hofft, hat allerdings eine große politische Wichtigkeit und muß, wenn diese Gewohnheit sich vermehrt, den folgenreichsten Einfluß auf die ganze Diplomatik haben; allein dem Geschichtschreiber ist damit noch kein unbedingter Halt gegeben, sondern oft nur ein neuer Anlaß, dem Scheine zu mißtrauen und aus dem Vorgelegten auf Zurückgehaltenes zu schließen.

Wir können dem Verfasser in das Besondre seines Stoffes hier nicht folgen, es bedürfte einiger Bände, um sich mit ihm Punkt für Punkt gehörig ins Klare durchzustreiten. Aber dem Zwecke gemäß heben wir beispielsweise Verschiedenes hervor, dem wir unsre Bemerkungen anknüpfen.

Nach Bonaparte's Gelangung zum Konsulat wird seine Stellung in dem neuen Verhältnisse betrachtet, zuerst im Innern, sodann gegen das Ausland. Die Schwierigkeiten und Vortheile sind mit geschickter Hand ins Licht gesetzt, und wir können nicht umhin, lebhaft Theil an der Lage des Helden zu nehmen, dem so große Aufgaben vorliegen, und der noch so vieles hoffen läßt. Aber nur einen Augenblick besteht dieses Interesse, denn das nächste Handeln enthält schon bedenkliche Richtungen, zerstört die Hoffnungen und nöthigt uns, dem Helden, den wir begleiten wollten, nicht mehr zur Seite, sondern gegenüber zu stehn. Ebenso geht es uns

mit ſeinem Geſchichtſchreiber. Gleich beim Eintritt in ſein Geſchäft entfaltet er das reiche ſophiſtiſche Gepränge, das ſo gleißneriſche als dreiſte Vorgeben und das ſowohl verſchweigende als erdichtende Entſtellen, welches fortan bis zum Schluſſe den Inhalt der Napoleon'ſchen Politik, ſofern ſie mit Sprechen ſich befaßt, ausmacht. Harte Beſchuldigungen gegen England und Öſterreich, als welche der neuen franzöſiſchen Regierung nicht huldigen, ſondern ihr mißtrauen und ſie befehden, werden vorgebracht, und beſonders erfährt England bittre Vorwürfe wegen ſeiner gewaltſamen Ausübung anmaßlicher Seerechte. Anſtatt das Gegebene in dieſen Verhältniſſen, die Umſtände und die Rückſichten, welche dabei obwalten, mit Billigkeit zu beachten, nimmt er dieſe Sachen ganz allgemein und mißt ſie gegen einen Zuſtand vollkommener Richtigkeit ab, der nirgends beſtanden hat, am wenigſten auf derjenigen Seite, die hier im Gegenſatze der böſen und ungerechten als die edle und gute erſcheinen ſoll. Auf dieſe Weiſe geht es durch die ſechs Bände fort, England und Öſterreich haben immer unrecht, handeln immer gehäſſig, ja ſogar in blinder Verkennung ihres eignen Vortheils; bei Preußen und Rußland iſt dies größtentheils der Fall, mit wenigen Zwiſchenräumen beſſern Geiſtes, wo ſie es mit Frankreich zu halten ſcheinen. Denn Frankreich und Napoleon haben unausgeſetzt die gute Sache, bei ihnen iſt das Recht, die Treue, die Mäßigung und Billigkeit, oder, ſollten dieſe nicht vollgültig vorhanden ſcheinen, doch immer, bei unvermeidlicher Nöthigung zu entgegengeſetztem Handeln, die reinſte Abſicht, die vortrefflichſte Meinung. So ſpricht Hr. Bignon ſtets mit Unwillen von Verletzungen des Völkerrechts, von Treuloſigkeit und Ränken, die gegen Frankreich ausgeübt werden, aber wo man nun dieſen Unwillen, bei offenbaren Thatſachen, auch einmal gegen Frankreich gewendet zu ſehn erwartet, da bleibt der Verfaſſer ganz ſanftmüthig, findet Entſchuldigung, Beſchönigung für alles, und damit denn Rechtfertigung genug. Er iſt hierin das entſprechendſte Gegenbild zu Walter Scott, dem kein Faden

im Gewebe der Geſchichte ächt und recht iſt als der engliſche. Aber dieſer franzöſiſche Faden iſt doch noch auffallender durchgeführt.

Die Sache macht ſich ganz einfach nach dieſem Schema: „Unſer Recht muß den Andern heilig ſein, und wenn ſie darüber zu Grunde gingen; wo unſer Recht aber in ſonſt keiner Geſtalt ſich darbietet, da iſt unſer Vortheil unſer Recht!“ Oder auch ſo zu faſſen: „Thun uns die Andern weh, ſo fühlen wir den Schmerz und müſſen entgegenwirken, thun wir aber ihnen weh, nun da fühlen wir nichts und finden es abſcheulich, daß man es nicht leiden will!“ Nach dieſem Grundſatze wird die ganze Darſtellung geleitet. So wenn England vortheilhafte Anerbietungen Bonaparte's zu einem Einzelfrieden nicht annehmen, ſondern nur in Gemeinſchaft ſeiner Bundesgenoſſen unterhandeln will, ſo ſoll das für ganz abſcheulich gelten und den Beweis liefern, daß England nicht ernſtlich den Frieden, ſondern nur den Krieg ohne Grund fortſetzen will, ohne Grund, denn man bietet ihm ja den reichſten Gewinn für ſich! Daß Bonaparte ſich über England bitter ärgerte, weil es nicht durch Vorſpiegelungen ſich berücken ließ, iſt ſehr natürlich; aber darf der Geſchichtſchreiber eine ſolche Stimmung zu der ſeinigen machen? Umgekehrt, wenn Bonaparte verlangt, einen mit Öſterreich zu ſchließenden Waffenſtillſtand zu Lande auch auf einen zur See mit England ausgedehnt zu ſehn, um hier die Vortheile wiedereinzubringen, die er dort angeblich aufopfert, ſo wird dies nur als gerecht und nothwendig dargeſtellt, und England iſt wiederum abſcheulich, falſch und argliſtig, weil es dergleichen Zumuthungen abweiſt! England will Malta nicht herausgeben, läßt dadurch einen ausdrücklichen Artikel des geſchloſſenen Friedensvertrages unerfüllt, England nimmt vor geſchehener Kriegserklärung ſpaniſche Fregatten weg, mitten im Frieden die ganze däniſche Flotte, — man kann ſich denken, mit welchem Unwillen dies erzählt, beleuchtet, erörtert wird. Aber Napoleon ſeinerſeits ſchaltet und waltet in Italien und Deutſchland offenbar

gegen Recht und Verträge, verwirft oder ändert die geſchloſſenen nach ſeinem augenblicklichen Vortheil, und dieſen letzteren nachweiſen und ſein Recht erweiſen ſoll zu ſeinen Gunſten für gleichbedeutend gelten! Sich von Verbündeten trennen, ſie aufgeben und im Stich laſſen, wird als ein harter Vorwurf hingeſtellt, ſo oft er Andre betreffen ſoll, mögen die Umſtände auch noch ſo nöthigend, das Unglück entſchieden, die Verhältniſſe ſchwierig und unhaltbar geweſen ſein; aber wenn Napoleon, als Sieger und auf dem Gipfel der Macht, ohne irgend einen Zwang, bei dem Frieden von Tilſit zum Beiſpiel, ſeinen treuen, von ihm aufgereizten Bundesgenoſſen, die Türkei, verrätheriſch aufgiebt, ja ihre bevorſtehende Theilung verabredet, ſo iſt dies ganz gerechtfertigt, mit den wunderbarſten Gründen, denen ſich ganz richtig ſogar die Aushülfe anſchließt, er habe ja nicht im Sinne gehabt, alles auszuführen, was er verſprochen, und daher: „ses torts, s'il en eût, ne furent que temporaires et forcés.“

Dies doppelte, ungleiche Maß kommt auf allen Seiten des Buches vor. Manche Anwendung deſſelben iſt geradezu ſpaßhaft. Zum Beiſpiel, wenn bei Gelegenheit der willkürlichen und eigenmächtigen Einverleibung Genuas mit Frankreich zu bedenken gegeben wird, daß durch die Beſorgniſſe ſelbſt und durch die Vorausſetzungen, die von Seiten der Gegner voreilig Statt gehabt, Napoleon großentheils erſt auf dergleichen Umgriffe hingeführt, ja dazu gezwungen worden, denn wat man ihm einmal argwöhniſch zugetraut, habe er, wenn er es ſonſt auch vielleicht gern unterlaſſen hätte, nun erfüllen müſſen, bei Strafe, ſich ſchwach zu bekennen! Wenn man vom Jahre 1807 lieſt: „On n'a nul égard aux traités précédens, nul souci des transactions les plus solennelles; on n'admet aucune question pour résolue et on entend remanier l'Europe à neuf, comme si tous les états étaient sans limites, toutes les existences sans garantie,“ ſo fühlt man ſeinen Vorſtellungen die verruchteſte Gewalt angethan, dieſes „on“ nicht auf Napo-

lenn, ſondern auf deſſen Gegner beziehen zu ſollen. Auch das Kleinſte wird nicht vernachläſſigt, um Tadel oder Vertheidigung daran zu knüpfen. So wird dem General Moreau als Flecken angerechnet, daß er Pichegru's Angeber geworden, und dann doch auch wieder, daß er es ſo ſpät geworden, wogegen Bonaparte, der in ähnlichem Falle einen franzöſiſchen Emigranten durchſchlüpfen läßt, darüber keinen Vorwurf erleidet. Seltſam klingt auch im Munde eines franzöſiſchen Diplomaten der höhniſche Vorwurf gegen den preußiſchen Geſandten Luccheſini, daß er nicht einmal gewußt, der Neugier der franzöſiſchen Regierung ſeine Depeſchen zu entziehen! Naiv iſt es, daß der Verfaſſer, um keines Vortheils verluſtig zu gehn, auch ſogar die Wahrhaftigkeit der berühmten Bulletins in Schutz nimmt und ſich auf ſie als auf gültige Belege gar wohl berufen zu können meint: „Les bulletins même de la grande armée," ſagt er, „tant accusés de mensonge, et qui cependant, soumis à un exact parallèle, seraient, relativement, beaucoup plus véridiques que les relations correspondantes des gouvernemens étrangers;" doch mit Bedacht ſagt er „relativement", denn eine gewiſſe Entſtellung oder Zurechtſtellung der Thatſachen giebt er zu, findet ſie aber auch erlaubt und richtig und läßt ſich in einer Anwandlung von unerhörter Billigkeit ſogar gefallen, daß ihrerſeits auch die Engländer einen kleinen Sieg, den ſie zu Lande in Kalabrien gegen die Franzoſen erfochten, mit Ruhmredigkeit und Übertreibung den Ihrigen vortragen! Ernſthafter zu nehmen iſt die Behauptung, die feindlichen Feldherrn hätten oftmals zu ihrem Vortheil Lüge und Betrug angewandt, dergleichen ſei mehrmals geſchehn, von Öſterreichern, Preußen, Ruſſen, hingegen „par la France envers l'ennemi, jamais," und in einem ſpäteren Bande wird ebenſo wiederholt: „des généraux français, jamais!" Ohne uns hier auf die angeführten Vorfälle einzulaſſen, wiefern dabei wirklich Grund zur Anklage Statt findet, noch die allgemeine Unterſuchung anzuſtellen, was als Kriegsliſt erlaubt ſein darf, und was

nicht, ſo wollen wir, um das wohlgefällig ſtolze jamais zu zerſtäuben, anſtatt vieler andern nur des einen Vorgangs erwähnen, wie im Jahre 1805 die Donaubrücke bei Wien für die Franzoſen gerettet worden; waren die hiezu von den franzöſiſchen Generalen angewandten Mittel de bonne guerre, ſo gilt dies auch für die Gegenſeite, waren ſie tadelhaft, ſo haben beide Theile einander wenigſtens nichts vorzuwerfen! Wenn wir den Verfaſſer der Partheilichkeit beſchuldigen, ſo erkennen wir ihm doch das Verdienſt zu, dies nicht zu verhehlen, ſondern vielmehr mit merkwürdiger Aufrichtigkeit an den Tag zu legen; ſollte er aber wohl auf unbedingten Beifall ſelbſt bei ſeinen Landsleuten rechnen können, wenn er bei Gelegenheit der Einberufung von 80,000 franzöſiſchen Konſkribirten in ſeinem Eifer ſich zu folgender Tirade hinreißen läßt: „Une tendre compassion accompagne cette jeunesse arrachée à des parens en deuil — cette douleur, l'historien fidèle doit la recueillir; au lieu que l'humanité n'a pas une larme, l'histoire pas une parole d'attendrissement pour une levée de 600,000 hommes ordonnée par l'Empereur Alexandre;“ der Zuſatz: „là se trouve le germe de l'asservissement périodique des nations éclairées par les nations ignorantes et sauvages“, hat in der Geſchichte Napoleon's gerade die wenigſte Gültigkeit, denn Unterdrückung und Befreiung kamen hier in entgegengeſetzter Richtung, als Herr Bignon ihnen anweiſen will.

Alle Vorurtheile und aller Haß, welche die Franzoſen während des Revolutionskrieges mit blindeſtem Wahn gegen Pitt nährten, ſind bei unſerm Verfaſſer in lebendigſter Friſche aufgeregt. Bei Darlegung der großen Verhandlungen im brittiſchen Parlamente, denen er übrigens große Sorgfalt widmet und mit ziemlicher Genauigkeit folgt, kann er ſich freilich einer Art Bewunderung nicht erwehren, ebenſo wenig wie bei den großartigen Anſtalten und beiſpielloſen Erſchlachten des rüſtigen Inſelvolks, aber zuletzt nimmt doch wieder die Verläugnung die Oberhand und möchte diejenigen

klein und gering darſtellen, deren Größe und Kraft gerade die bewährteſte war und ſich am bitterſten zu empfinden gab. Daß Pitt kein großer Staatsmann geweſen, dieſe Behauptung hat hier denſelben Grund wie die andre in Napoleon's Munde, daß Palafox, der Vertheidiger von Saragoſſa, keinen tapfern Muth bewieſen habe. Dieſe Stimmung des Haſſes tritt mit allen Hülfsmitteln geſchichtlicher Angaben und dialektiſcher Verhandlung leidenſchaftlich bei dem Bruche hervor, der gegen Ende des Jahres 1804 zwiſchen England und Spanien erfolgte. Wenige Vorgänge und Verhältniſſe ſcheinen für Napoleon eine ſolche Bitterkeit gehabt, wenige ihm ſein Unvermögen, England zu überliſten und zu bekämpfen, ſo fühlbar gemacht zu haben wie dieſe; franzöſiſche Zeitſchriften, Reden, Proklamationen und andre Schriften ſparten fortwährend keine Anſtrengung, das Verfahren Englands im gehäſſigſten Lichte zu zeigen und ihm daraus überall Feindſchaft und Verachtung zu werben. Auch unſer Verfaſſer erzählt dieſe Sachen mit großer Kunſt und weiß den üblen Anſchein, der dabei auf England haften ſoll, ſehr geſchickt zu verarbeiten. Wider Willen nur entſchlüpft ihm das Bekenntniß, die öffentliche Meinung habe die Wegnahme der ſpaniſchen Fregatten nicht ganz ſo beurtheilt, wie man es in Frankreich gewünſcht: „Il semble," ſagt er, „qu'un cri d'indignation devrait s'élever de tous coins de l'Europe, surtout de ces capitales si ardentes à exhaler un fier ressentiment pour la violation de quelques lieues de terrain continental; mais pour l'Angleterre le mépris du droit des gens a passé en privilége." Daraus ergiebt ſich ſchon die Vermuthung, daß die Sache ſich anders müſſe verhalten haben. Die „quelques lieues" ſpielen auf die völkerrechtswidrige Verhaftung des Herzogs von Enghien an, wegen deren Hr. Bignon ſich merkwürdig windet und dreht, um ſie weniger unrecht oder doch weniger bedeutend finden zu dürfen; die Hinrichtung zu vertheidigen, verſucht er jedoch keineswegs und iſt übrigens diesmal, indem er alle bisherigen Erzählungen dieſes

Ereigniſſes als unzuverläſſig und unvollſtändig verwirft, ſo freimüthig und billig, daſſelbe, wie ſich gebührt, ganz auf Napoleon's Verantwortung hinzuweiſen, der nicht der Mann darnach ſei, daß ihm irgend eine ſeiner Handlungen geraubt werden könne. Was aber dieſen wichtigen Abſchnitt unſres Geſchichtbuchs, den Krieg zwiſchen England und Spanien, betrifft, ſo ſind wir hier in dem günſtigen Falle, des Verfaſſers Darſtellung an einer ſchon vorhandenen, durch die ſcharfſinnigſte Entwickelung, den bündigſten Vortrag und die unwiderleglichſten Beweiſe ausgezeichneten meſſen zu können. Für dieſen Zeitpunkt und dieſe Verhältniſſe haben wir Waffen, gegen welche keine Täuſchung beſtehn kann, und wie ſie für andre Abſchnitte der Zeitgeſchichte uns nur zu ſehr mangeln. Der kundige Leſer weiß, daß wir von dem vortrefflichen Werke des Hrn. von Gentz reden, welches jene Verhältniſſe abhandelt und ein in ſeiner Art leider bisher einziges, ſeines Gleichen entbehrendes Muſter ſtaatsgeſchichtlicher Bearbeitung geblieben iſt.

Über den Verſuch Napoleon's, den Grafen von Lille zur Verzichtleiſtung auf die franzöſiſche Krone zu bewegen, hat der Verfaſſer nur Zweifel beigebracht und zu weiterem Auswege ſogar verſucht, die ganze Sache mit preußiſchen Eröffnungen zu verflechten, und, da deren Urſprung unklar bleibt, hiedurch alles dahingeſtellt zu laſſen. Da der Verfaſſer im Jahre 1803 franzöſiſcher Geſchäftsträger in Berlin war, und auch die ſpätere Zeit ihm ſo viele Staatsgeheimniſſe zugänglich machte, ſo iſt es doch zu verwundern, daß ihm nicht mehr von der Sache bekannt geworden, denn mit der Sendung eines Bonapartiſchen Beauftragten im genannten Jahre zu dem angedeuteten Zwecke nach Warſchau hat es ſeine Richtigkeit; es war der bekannte Goldſmith, und er hielt ſich auf der Durchreiſe ein paar Tage in Berlin auf.

Die eigentliche Höhe des Buches, und in manchem Betrachte ja auch die Höhe ſeines Helden, erſcheint mit den Jahren 1805 und 1806, wo die preußiſchen Angelegenheiten aus wechſelvollen Verwickelungen endlich in den Krieg über-

gehn, der mit der Schlacht von Austerlitz anhob und mit dem Frieden von Tilsit schloß; hier war der Verfasser in seinem persönlichen Wirkungskreise, war Augenzeuge und Mitthätiger, und die Sachen selbst bieten einen glänzend verwebten Stoff, den zur klaren Übersicht zu bringen einem ausgezeichneten Talent besonders reizend sein durfte. Ob indeß irgend eine Gewandtheit ausreichen könne, Napoleon's Politik in diesem Zeitraume durchaus zu rechtfertigen, ist noch sehr die Frage. Man verfolge z. B. das nachstehende Räsonnement, welches den Vorwurf der treulosesten Arglist von Napoleon abwälzen soll. Preußen hatte das Land Hannover, nachdem es dasselbe mehrmals beschützt und verwahrt, endlich auf unwiderstehliches Andringen Napoleon's gegen andre Länder eingetauscht und in Besitz genommen — wobei selbst aus Hrn. Bignon's Schilderung hervorgeht, daß eine völlige Aneignung des Landes in der Absicht der preußischen Regierung immer nur als eine Möglichkeit gedacht war, zu der es zuletzt der Einwilligung England's bedürfen würde —, und gleich darauf erbietet sich Napoleon insgeheim, dasselbe Land, als wenn ihm noch darüber zu verfügen zustände, wieder an England zurückzugeben. Preußen erfähret dies durch England's Vertrauen und erkennt, wie treulos Napoleon mit ihm spielt; die Verträge sind hier offenbar für nichts geachtet, Frankreich benimmt sich als Feind, der Krieg ist so gut wie erklärt. Wer sieht nicht in diesem Benehmen den zweizüngigen Verrath, die anmaßliche Herrschwillkür? Doch anders Hr. Bignon! „Toutes ces conséquences," sagt er, „nous semblent forcées, fausses ou certainement prématurées." Er meint, die Friedensverhandlung habe noch andre Schwierigkeiten als den neuen Austausch Hannovers, sie werde nicht zum Schlusse kommen, und jenes Anerbieten sei gar nicht in der Absicht geschehn, daß es gewiß erfüllt werden solle, die Unredlichkeit gegen Preußen hebe sich schon dadurch auf, daß ja noch völlig zweifelhaft sei, ob Redlichkeit gegen England Statt finde! Doch der Verfasser giebt zu: „Le crime de Napoléon envers la Prusse a été

commis intentionnellement, soit; mais enfin il ne se réalise pas; est-ce là un motif suffisant de guerre? Si la France a pu juger que la violation de l'alliance ne lui produirait aucun avantage, peut-être est-ce une raison pour qu'elle y tienne plus fermement à l'avenir;" und dieſes „peut-être" ſoll ein Grund neuen Vertrauens ſein? Wahrlich, man weiß nicht, auf was für Leſer hier gerechnet iſt! Hören wir aber weiter, es wird auch zugegeben: „que le gouvernement français eût dû, en allié loyal, en instruire le cabinet prussien . . . à la rigueur, et selon les règles de la probité privée, il semble qu'il eût pu être astreint à cette marche. Cependant, même dans le système d'une délicatesse si rare en politique, est-il bien constant que l'on dût soulever une question, difficile peut-être, sans aucune nécessité, puisqu'il se pouvait, et c'est ce qui a eu lieu, que la négociation avec l'Angleterre se rompit pour d'autres causes!" Wie vorſichtig in der Wahl der Ausdrücke: à la rigueur, il semble, est-il bien constant! Und wie ſieht man im Verlaufe weniger Zeilen den Geſichtspunkt von der ſtrengen Rechtſchaffenheit zur ſchonenden Rückſicht und dann gar zur bloßen Nützlichkeit herabgeſtimmt, gleichſam das Gold erſt gezeigt, dann Silber angeboten, und zuletzt doch nur Kupfer ausgezahlt! „Le gouvernement français," heißt es ferner, „ne pensa pas ainsi. Il crut devoir s'abstenir de se créer gratuitement des embarras à Berlin, avant d'être assuré de s'entendre sur les autres objets en discussion avec la cour de Londres . . . Il entretint la sécurité du cabinet prussien en affectant au contraire de ne pas fléchir sur la question du Hanovre, et, lorsque plus tard la dissimulation sera devenue inutile, il tâchera de la justifier en alléguant avec vérité que ce n'était pas là le seul point qui formât empêchement à la conciliation de l'Angleterre et de la France." Die Sache iſt unverfälſcht genug vorgetragen, aber nun die Folgerungen! Der Verfaſſer fragt:

„Dans cet état de choses, Napoléon était-il volontairement hostile pour la cour de Berlin? Non. Il n'y a pas en lui volonté malveillante; il y a gêne de position et une alternative véritablement embarrassante. Doit-il subordonner l'intérêt de la Prusse à la paix avec l'Angleterre ou la paix avec l'Angleterre à l'intérêt de la Prusse? Là est toute la question ... Pour la Prusse assurément ce sera un malheur de perdre le Hanovre; mais cette perte peut avoir un adoucissement, et il est dans l'intention du gouvernement français de lui procurer en ce genre toutes les satisfactions qui dépendront de lui.“ Alſo auf eine Möglichkeit, auf eine bedingte gute Abſicht hin, die ſich noch dazu ſchon ſo ſchlecht bewährt hat, ſoll der Bundesgenoſſe ſich jedes Schalten und Walten gefallen laſſen, das eigne klare Recht dem fremden trüben Gutdünken unterordnen, ſich gleichſam auf Gnade und Ungnade jedem willkürlichen Wechſel preisgeben? Allerdings iſt dieſes Hrn. Bignon's Meinung, wie es einſt auch Napoleon's Meinung war, und er findet es ganz in der Ordnung, daß dieſer, nachdem er Preußen, das er zu einem allié ardent et à toute épreuve contre l'Angleterre machen wollte, nun in Folge ſolcher Mißhandlungen als einen allié froid ou même suspect erkennen muß, jetzt gar keine Rückſicht mehr auf dieſen Staat nimmt; er nahm ſie aber ja ſchon vorher nicht!

Um die Schlußfolgen und Beweisführungen des Verfaſſers auch noch in andrer Art zu zeigen, wollen wir einen Punkt näher beleuchten, auf den er großen Werth zu ſetzen ſcheint, und über den er ſehr beſtimmt abſpricht. Napoleon, indem er den rheiniſchen Bund hervorrief, forderte Preußen auf, in gleicher Weiſe der Gründer eines norddeutſchen Bundes zu ſein, und bezeichnete nebſt andern Staaten auch Heſſenkaſſel, als ohne Frage dem letztern Bunde zugehörig.

Gleich darauf aber ließ das heſſiſche Kabinet in Berlin vertraulich eröffnen, man laſſe es von franzöſiſcher Seite nicht an den dringendſten Mahnungen und den glänzendſten

Verſprechungen fehlen, um Heſſenkaſſel in den rheiniſchen Bund zu ziehen. Der preußiſche Miniſter Graf von Haugwitz machte über dieſe Treuloſigkeit dem franzöſiſchen Geſandten Laforeſt bittre Vorwürfe, und in dem ſpäteren preußiſchen Kriegsmanifeſt wurde dieſer Gegenſtand unter den zahlreichen Beſchwerden, welche Preußen gegen Frankreich hatte, nicht vergeſſen. Nun war damals Hr. Bignon franzöſiſcher Miniſter in Kaſſel, und die Eröffnungen in jenem Betreff müßten, ſo meint er, durch ihn geſchehn ſein. Dies letztere verneint er aber ganz entſchieden, und wir wollen das, was ihn perſönlich hiebei angeht, unbedingt glauben; allein er läugnet zugleich die ganze Sache, behauptet geradezu, man habe von heſſiſcher Seite durch das Vorgeben ſolcher Anlockungen ſich in Berlin nur wichtig zu machen geſucht, und es ſei dem franzöſiſchen Geſchäftsträger, der nach Hrn. Bignon's Abgang in Kaſſel geblieben, ſpäterhin, als das Manifeſt erſchienen war, dort nachdrücklichſt verneint worden, daß dergleichen je vorgekommen: „Je ne sais rien de tout cela," habe der Kurfürſt geſagt, „personne ne m'a rien dit, ne m'a rien offert." Und hierauf ſagt Hr. Bignon weiter: „Ainsi des faits qui, dans le manifesto prussien, constituent l'un des principaux griefs de cette puissance contre l'empereur Napoléon, étaient une invention pure ou d'intérêt ou de malveillance. Ils seraient érigés en vérités historiques sans le démenti formel que je leur donne en ce moment: ce qui prouve que ce n'est point sur les manifestes, mais sur les pièces seules des négociations, qu'il est aujourd'hui possible de connaître la vérité et de la porter dans l'histoire." Viel Schwung und Stolz bei ſo dürftiger Gelegenheit! denn das „démenti formel", genau beſehn, reicht nicht gar weit und kann nur ſagen, jene Eröffnungen ſeien nicht durch Hrn. Bignon gegangen, und jene Äußerung des Kurfürſten habe in dem Berichte des Geſchäftsträgers geſtanden. Was iſt nun damit bewieſen? daß die ganze Sache ungegründet geweſen? Mit nichten! daß es

keine andern Wege für dergleichen Anträge gegeben? er ſelbſt aber führt gelegentlich ſolche an, es beſtanden diplomatiſche Mittheilungen zwiſchen Frankreich und Heſſenkaſſel nicht nur in Kaſſel, ſondern auch in Paris und in Frankfurt am Main. Und wenn ſchon ein falſches Vorgeben heſſiſcherſeits, auch nach unſrem Verfaſſer, nicht zu retten ſein ſoll, dürfte dies nicht viel eher in dem ſpäteren, ſo gut wie aufgedrungenen Läugnen gegenüber dem gefürchteten Sieger, als in dem früheren gegen den befreundeten Bundesgenoſſen zu ſuchen ſein? Nach den verlorenen Schlachten war es ſo dringend als leicht, ſich auf Koſten Preußens zu entſchuldigen, dem dies bei ſchon entſchiedenem Unglück auch nicht weiter viel ſchaden konnte. Und was ſollte uns abhalten, Napoleon jener Argliſt fähig zu glauben, lag ſie etwa nicht in ſeiner Art? Erzählt nicht der Verfaſſer gleich nachher ganz ähnliche Züge noch bei demſelben Stoffe, daß Napoleon nämlich den preußiſchen Bund bald wieder um die ſchon zugeſagten Hanſeſtädte habe verkürzen wollen und darauf auch Sachſen gleichſam aufgefordert habe, ſeinen Beitritt zu verweigern? Iſt dies Eingeſtandene nicht ganz gleiches Werthes mit dem Geläugneten? Und wird nicht dieſes durch jenes erſt recht wahrſcheinlich? Uns dünkt, wo ſo vieles zuſammenſtimmt, kann dem unbefangenen Urtheil ſein Weg kaum zweifelhaft ſein, und das vermeintliche „démenti formel“ wird nicht als Schlagbaum ihn verſperren können.

In den preußiſchen Angelegenheiten finden wir andrerſeits einen Punkt erörtert, über welchen uns der Verfaſſer zuerſt einen genügenden Aufſchluß zu geben ſcheint. Welche Bewandtniß es eigentlich mit dem Durchmarſche franzöſiſcher Truppen im Jahre 1805 durch Ansbach gehabt, darüber konnte man bisher ſehr in Zweifel ſein. Ein abſichtliches Verhaben, das preußiſche Gebiet zu verletzen, war ſo wenig anzunehmen als eine bloß unbedachte Vergeſſenheit. Der Verfaſſer, der überhaupt das Verdienſt hat, genau die Zeiten zu unterſcheiden und nicht, was der einen gehört, der andern beizulegen, bemerkt und zeigt, daß Napoleon gerade zu

der Zeit, als er die Märſche ſeiner Truppen für den Ausbruch des Krieges entwarf, die Hoffnung hatte und ſchon ganz darauf rechnete, Preußen werde mit ihm engverbündet ſein, und daß er daher ſeinen Truppen den Weg über preußiſchen Boden ganz frei und offen gedacht; bald darauf aber habe ſich die politiſche Ausſicht gänzlich verändert, der gegebene militäriſche Befehl hingegen in ſeiner urſprünglichen Geſtalt fortgedauert und ſei unaufhaltſam zur Ausführung gelangt unter Umſtänden, die ganz entgegengeſetzte von denen waren, die bei dem Entwurfe gewaltet hatten. So erklärt ſich allerdings das ganze Ereigniß am natürlichſten, wie daſſelbe geſchehn konnte nach Befehl und doch ohne Abſicht, und wie, eben der veränderten Umſtände wegen, Napoleon die Verletzung wohl zu entſchuldigen bemüht war, aber ſie doch nicht für ein bloßes Verſehn ausgeben, noch überhaupt geradezu tadeln wollte.

Der Verfaſſer findet häufig Anlaß, ſeine Vorgänger zu beſtreiten, ihre Angaben zu beleuchten und zu berichtigen. Gegen Walter Scott hat er dabei leichtes Spiel, ebenſo gegen Montgaillard und Bourrienne. Mehrmals findet er ſich im Widerſpruche mit Lucheſini, zwiſchen welchem und Hrn. Bignon wir gern noch andre Zeugen hören würden, um ein Urtheil zu begründen. Auch Rovigo, Lascaſes und Napoleon's eigne Äußerungen werden zuweilen unterſucht und nicht immer beſtätigt. Die Überlegenheit an Geiſt und Kenntniß würde in den meiſten Fällen noch ſtärker hervortreten, wenn nicht neben ihr auch die Oberhand einer abgeſchloſſenen, nicht hören noch ſehen wollenden Partheilichkeit allzu fühlbar waltete.

Wir entlaſſen das Buch, nach dieſer, wie uns dünkt, dem Zwecke genügenden Berichtgabe, mit der willigen Anerkennung, daß, ungeachtet der bedeutenden Mängel, welche wir zu rügen fanden, daſſelbe ein ausgezeichnetes, umfaſſendes und ſehr zu beachtendes Geſchichtswerk iſt; der Stoff iſt trefflich geordnet, die äußere Thatſache meiſt genau und klar, der Zuſammenhang ſicher, die Richtung gleichmäßig. Wir

möchten es vorzugsweise zum Studium anempfehlen, zu einer Grundlage, um eigne Übungen daran zu knüpfen, und im Gegensatze davon den geschichtlichen Stoff aus dem einseitigen Glanzbilde in seine nach allen Seiten gerechte Gestalt umzuarbeiten. Ist man nur erst gewarnt und aufmerksam, so geht man ohne Schaden und sogar mit Nutzen und gewiß mit Unterhaltung hindurch, denn der Vortrag ist, wie schon gerühmt worden, lebhaft und anziehend, und selbst aus dem Boden diplomatischer Noten und Depeschen, wo doch, wenn das flüchtige Interesse vom Tage sich verdünstet hat, meist nur die verschmachtungsvollste Dürre übrig zu bleiben pflegt, sind durch glückliche Behandlung hier Quellen der frischesten Theilnahme hervorgerufen, so daß auch der Uneingeweihte den Wendungen des geheimen, in seinen verdeckten Zügen oft kaum entzifferbaren Federkampfes mit fast gleicher Spannung folgen kann wie denen des wirklichen Krieges, dessen Mittel und Entscheidungen mit handgreiflicher Verständlichkeit den Sinn am allgemeinsten ansprechen.

XXIV.

The Correspondence of the Right Honourable Sir *John Sinclair*, Baronet, with Reminiscences of the most distinguished Characters who have appeared in Great-Britain, and in foreign countries, during the last fifty years. Illustrated by facsimiles of two hundred Autographs. London, 1831. 2 vols.

Es erweckt Ehrerbietung und Vergnügen, einen so vortrefflichen und gesegneten Mann zu schauen, wie der ist, welcher

hier die Denkwürdigkeiten ſeines Lebens mittheilt. Wenn Andre zu ſolchen Mittheilungen bewogen ſind, weil ſie großen Begebenheiten beigewohnt, ſeltne Schickſale erlitten, eigenthümliche Geiſteswege oder Gemüthserfahrungen gemacht haben, ſo zeigt ſich hier ein würdiger Greis, der, umgeben von ſeinen Leiſtungen, heiter und ſinnvoll dieſe dem Überblicke darlegt und mit Befriedigung der Thätigkeiten gedenkt, durch welche er dahin gelangt iſt, zugleich aber auch mit harmloſem Behagen den Glanz und die Fülle deſſen aufweiſt, was ihm dabei perſönlich Schmeichelhaftes und Ehrenvolles widerfahren iſt.

Als Einzelner auf ſeiner Scholle, als Haupt der Familie, als Mitglied der Gemeinde, des Landes, dann als Staatsmann, ſowohl von der Volksſeite her als auch im Rathe des Königs, beim Kriegs- und Seeweſen eingreifend, als Förderer des Ackerbaus und alles ſonſt Nützlichen und Heilſamen im In- und Auslande thätig, durch Rath und Mithülfe ſowie durch zahlreiche bedeutende Schriften im ganzen Bereich unſerer Civiliſation ſegenvoll wirkſam, durch alle dieſe Bezüge iſt er ein Muſterbild trefflichen, fruchtbaren, ſeine Beſtimmung nach allen Seiten glücklich erfüllenden Menſchenlebens, und zwar eines in ſich ſo einigen und richtiggeſtellten, welches aus dem allgemeinſten Weltantheil, zu dem es ſich ausbreitet, jeden Augenblick wieder Stufe für Stufe ebenſo ſeinem Vaterlande, ſeinem Staate, ſeiner Landſchaft und Gemeinde, ſeinem Grund und Boden, ſeiner Familie und zuletzt ſich ſelber angehört und ſo aus einem und demſelben Mittelpunkte zugleich in allen dieſen verſchiedenen, engeren und weiteren, aber faſt immer übereinſtimmenden Kreiſen nach Belieben waltet.

Im nördlichſten Schottland, zu Thurſo Caſtle in der Grafſchaft Caithneß, kam Sir John Sinclair im Jahre 1754 von angeſehenen und begüterten Eltern zur Welt. Nach dem Tode des Vaters übernahm die Mutter, Schweſter des Earl von Sutherland, die Verwaltung der Güter und die Aufſicht über die Erziehung der Kinder. Unſer Sinclair legte

den Grund ſeiner gelehrten Bildung auf der Schule zu Edinburgh und ſtudirte dann auf der Univerſität daſelbſt, ſowie zu Glasgow und Oxford, weiter, indem er ſich die Mannigfaltigkeit der Lehrgegenſtände und des Unterrichts wohl zu nutz machte. Im Jahre 1775 ließ er ſich unter die Advokaten aufnehmen, hauptſächlich um der näheren Kenntniſſe willen, die er ſich von den Landesgeſetzen zu verſchaffen wünſchte. Zugleich aber war ſein Augenmerk frühzeitig auf das Emporbringen ſeines Grundbeſitzes hingewandt. Seine Umſicht und Thätigkeit erſtreckten ſich bald auf die ganze Grafſchaft Caithneß, und weil er bald erkannte, daß manches Wünſchenswerthe nur in größeren Verhältniſſen und zuſammenwirkenden Anlagen mit wahrem Vortheil zu erlangen ſei, ſo ging er ſchnell auch über dieſe Gränzen hinaus und wußte auch in den benachbarten Grafſchaften den Sinn und die Thätigkeit, von welchen er beſeelt war, glücklich aufzuregen. Straßen und Brücken zu leichterem Verkehr der vereinzelt wohnenden Landleute, Dörfer und Flecken als Marktplätze der nöthigen Bedürfniſſe, Gewerbsanſtalten für Verarbeitung der Wolle, zum Bleichen, Gerben, Brauen wurden angelegt, ja ſogar Seehäfen gegründet oder erweitert. Vor allem wurde der Ackerbau und die Viehzucht durch alle Hülfsmittel gehoben, und mit rieſenhafter Anſtrengung die veraltete und unergiebige Bewirthſchaftung durch eine zeitgemäße und erſprießliche erſetzt. In allen dieſen Beziehungen darf Caithneß gegenwärtig für einen der beſten Landſtriche gelten, aus dem geringen Dorfe Thurſo iſt ein anſehnlicher Ort entſtanden, und die Fiſchereien an der Küſte gehören zu den bedeutendſten in den drei Königreichen.

Wie ſich dergleichen Bemühungen in den übrigen Grafſchaften ausgebreitet und durch außerordentlichen Erfolg bewährt haben, beſonders vermittelſt durchgeführter ſtatiſtiſcher Überſichten und Bekanntmachungen, Errichtung von Geſellſchaften und Kommiſſionen, dies alles aufzuzählen, würde dem Verfaſſer ſelbſt nur überdrüßig werden, und er begnügt ſich, zwanzig Grafſchaften unter den ſchottiſchen dreiund-

dreißig namhaft zu machen, welche ihm bei verſchiedenen Anläſſen ihren öffentlichen Dank haben bezeigen laſſen.

Hierauf aber nimmt die Sache einen neuen Schwung, indem ſie auf England ſelbſt übergeht und von dort aus nun im weiteſten Kreiſe wirkt, durch Sinclair's perſönlichen Eifer aber auch insbeſondre noch ſtets der Heimath zugewendet bleibt. Schon in ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahre wird er nämlich von der Grafſchaft Caithneß einſtimmig zu ihrem Vertreter im großbrittanniſchen Parlament erwählt und behält darin gegen dreißig Jahre lang faſt ununterbrochen dieſen Sitz, worin dann ſein Sohn ihn ablöſt, während er ſelbſt durch anderweitige Wahlen im Parlamente verbleibt. Hier bewirkt er durch Parlamentsakte die Stiftung einer eigenen Landwirthſchaftsbehörde, welche mit Anſehn, Geld und andern Hülfsmitteln reichlich ausgeſtattet wird, erhält ſelber das Präſidentenamt dieſer Behörde und ſetzt nun ſeine wohlthätigen, tüchtigen Betreibungen nach allen Seiten ins Große fort. Die wichtigſten Anträge, die folgenreichſten Ermittelungen, die bedeutendſten Unternehmungen gehen von ihm aus, und ſeine oft mit ungeheuren Hinderniſſen kämpfenden Arbeiten wirken nicht nur auf den innern Zuſtand Großbritanniens und Irlands mächtig ein, ſondern auch auf das Fortſchreiten anderer Länder in und außer Europa, wo auch überall ſein Verdienſt in gebührender Anerkennung und Schätzung ſteht, wie ſchon die zahlreichen Diplome bezeugen, die ihm aus allen Weltgegenden zugeſandt worden. Wenn auch einige Vorſchläge, wie z. B. der im Jahre 1796 gemachte, wegen des Anbaus wüſter Ländereien und wegen der dazu nöthigen Gemeinheitstheilungen, welchem das Haus der Gemeinen beiſtimmt, von dem Hauſe der Lords aus übler Beſorgniß verworfen wird, ſo wirkt doch die gegebene Anregung fort und erreicht ihr Ziel auf andern Wegen.

Bei ſolchen Gegenſtänden aber bleibt der treffliche Mann keineswegs ſtehn; er nimmt als Mitglied des Parlaments eifrig Theil an allem, was in dieſer erlauchten Verſammlung vorkommt. Seinen Grundſätzen und Verhältniſſen nach ge-

hört er meiſtens der Miniſterialſeite an und unterſtützt namentlich die Verwaltung Pitt's, mit welchem er perſönlich befreundet war, aus allen Kräften mit ſeiner Einſicht und Zuſtimmung. Alle Fragen über Finanzen und Steuern, über Handel und Schifffahrt, Geſetzgebung im Innern und in den Kolonieen, ja über Krieg und Frieden, nehmen ſeine Mitwirkung in Anſpruch, und nie verſäumt er, ſeine Stellung und ſeinen Einfluß zu benutzen, um zwiſchendurch immer dasjenige zu fördern, was ihm zumeiſt am Herzen liegt, die wahre Wohlfahrt des Menſchen in ſeinem körperlichen und bürgerlichen Daſein. Wenn man erfährt, daß ein ſolcher Mann gleichwohl die von andern Menſchenfreunden im Parlament eifrig betriebene Abſchaffung der Negerſklaverei eine Zeit lang beſtritt, ſo mag man daraus die Schwierigkeiten abnehmen, welche ſich dem Staatsmann bei den im Allgemeinen günſtigſten Geſinnungen oft in dem verwickelten Beſondern der gegebenen Lage faſt unwiderſtehlich darbieten. Später wurde er, unter Perceval's Verwaltung, zum Rang eines Geheimen-Rathes erhoben und mit einer anſehnlichen Regierungsſtelle in Schottland bekleidet, welche ihn vom Parlamente, ihrer Beſchaffenheit nach, ausſchloß.

Als im Jahre 1794 die Gefahren Englands von innen und außen in einem erſchreckenden Maße zunahmen, und die Aufſtellung größerer Streitkräfte nöthig erſchien, war Sinclair eifrig bei der Hand und errichtete nach dem Wunſche der Regierung für den Dienſt in England ein Regiment von 600 Mann, und ſpäter für den Dienſt in Irland ein zweites von 1000 Mann, ſämmtlich aus den ſchottiſchen Hochländern, und dies waren die erſten Landwehren ſolcher Art in Schottland, welche auch außer Schottland gebraucht werden durften. Das Merkwürdigſte aber, und worauf der Unternehmer und Führer der Sache mit Recht ſich am meiſten zu gute thut, iſt die ſtete Vollzähligkeit, die muſterhafte Zucht und der vortreffliche Geſundheitsſtand, wodurch dieſe Truppen ſich vor andern hervorthaten.

Obwohl der Miniſterialſeite angehörig und für die

Staatsleitung zu jeder Anſtrengung und Aufopferung bereit, war Sinclair doch in ſeinem Benehmen ſelbſtſtändig und aufmerkſam genug, um keineswegs einer Parthei blind zu folgen. Er wußte die Oppoſition zu ſchätzen, ſtand ihren Häuptern nicht allzu ſchroff entgegen und trat ihr bei, ſobald ſeine Überzeugung es gebot. Er war ein Freund Pitt's, ein Bewunderer der großen Gaben dieſes Mannes, aber darum nicht blind gegen deſſen ſchwache Seiten. Er ſah demſelben die höhere Einſicht in die Kriegskunſt, die genauere Kenntniß und Würdigung fremder Staaten, und ſogar manche dem Innern nöthige Beachtung fehlen, er glaubte, der Eigenſinn des entſchloſſenen und hartnäckigen Bekämpfers der franzöſiſchen Revolution dränge das eigene Land zum Verderben, und im Jahre 1796 erſchienen die Mittel des Widerſtandes, welche Pitt der furchtbaren Entwickelung franzöſiſcher Waffengewalt entgegenzuſetzen hatte, ſo unzulänglich, daß Sinclair ſchon daran dachte, mit Weib und Kindern England zu verlaſſen und nach den Vereinigten-Staaten von Nordamerika auszuwandern. Doch zerſtreuten ſich die dunklen Wolken bald wieder, und in der Heimath war noch gut genug auszudauern und bei den mißlichen Zeitumſtänden nur um ſo mehr zu wirken, nachzuhelfen, aufzuwiegen.

Schon in ſeinen jüngern Jahren hatte Sinclair mehrere Reiſen gemacht. Im Jahre 1786 trat er eine große, raſche Wanderung durch den Norden von Europa an, ging dann über Wien und Berlin nach den Niederlanden, und über Frankreich nach England zurück. Die Niederlande und Frankreich beſuchte er auch nachgehends in verſchiedenen Zeiten wieder. Von ſeinen Reiſen aus hatte er das Glück, ſeinem Vaterlande zwei überaus wichtige Vortheile zuzuwenden, mit welchen er bekannt geworden war, eine weſentliche Verbeſſerung des Geldmünzens, und eine noch weit bedeutendere in der Pulverbereitung, wonach noch jetzt in England verfahren wird.

Ungemeine Wirkſamkeit hat Sinclair auch als Schriftſteller ausgeübt. Seine Arbeiten dieſer Art ſind eben ſo

zahlreich und umfassend als fruchtbar und einbringend. Seine erste Schrift im Jahre 1782 waren Bemerkungen über den schottischen Dialekt, bei welcher sprachlichen Untersuchung doch das Absehn eigentlich politisch war und aus dem Wunsche hervorging, die Engländer und Schotten in Betreff der Sprache einander möglichst anzunähern. Hierauf erschienen Abhandlungen und Gedanken über die Verbesserung der Volksvertretung, über die Stärke der brittischen Seemacht, über Milizen und stehende Heere, über die Zurückbehaltung von Gibraltar, über Korngesetze und Finanzen.

Die letztere Schrift gab in der Folge den Anlaß zur Ausarbeitung seiner berühmten Geschichte der Staatseinkunfte von Großbrittannien, eines gehaltreichen und lichtvollen Werkes von drei Bänden, welches viele Auflagen und Übersetzungen erlebt hat. Ein Band vermischter Aufsätze über Ackerbau und Gesundheit folgte, und darauf, in vier Bänden, ein Handbuch der Gesundheit und der Lebensverlängerung, welches ebenfalls in wiederholten Auflagen und Übersetzungen nicht wenig zu dem Ruhme des Verfassers beigetragen hat und in menschenfreundlichem Sinn und wohlzusammengestellten Einsichten mit dem Werke Hufeland's wetteifern darf, worin derselbe Stoff bei uns mit gleichem Erfolge bearbeitet worden. Ein Werk über die Landwirthschaft in Schottland und ein Handbuch des Ackerbaus nebst einigen kleinern Schriften vervollständigen die Reihe dieser Leistungen. Der Ruhm und Dank, welche ihm dafür zu Theil geworden, dürfen ihm mit Recht schmeichelhaft sein; die Ausländer überbieten sogar seine Landsleute darin, und besonders beifern sich die Franzosen, ihn bald le premier agronome de l'Europe, bald le grand-prêtre de Cérès, oder auch le héros de l'économie rurale zu nennen.

Eine andre Gattung von schriftstellerischer Arbeit läßt uns den Verfasser jedoch nicht weniger bewundern. Er entwirft, betreibt und bringt zu Stande mit unermüdeter siebenjähriger Beiferung eine statistische Übersicht von Schottland in 21 Bänden, und eben so durch ungeheure anordnende und

leitende Arbeit 70 Bände Ackerbauberichte aus allen Grafſchaften Englands und Schottlands, nebſt einigen andern, zum Theil ungedruckt gebliebenen, verwandten Ausführungen. Dieſe gewaltigen Sammlungen ſind die Quelle wichtiger neuer Einſichten und zahlloſer Verbeſſerungen geworden, zu welchen die Zuſammenſtellung eines ſolch unermeßlichen Materials und die Vergleichung ſeiner Verhältniſſe nothwendig geführt hat.

Damit man aber nicht glaube, ein in Rechnungen, Überſichten, Werkzeugen und Hülfsmitteln aller Art ſo vielfach und tief beſchäftigter Mann ſei in dieſen zwar im Allgemeinen weiten und fruchtbaren, aber dem Einzelnen nach immer etwas trocknen und beengten Räumen abgeſchloſſen und habe ſo mancher Labung, deren wir uns aus poetiſchen Gebieten erfreuen, völlig entbehrt, ſo iſt es Zeit, auch derjenigen Seite zu gedenken, mit der ſein Geiſt und Gemüth auch hieran Theil genommen haben. Der Neigung und Fertigkeit, ſich in Verſen auszudrücken, ermangelt er ſo wenig wie der angenehmen Gelegenheit, ſie erfreulich anzubringen. Jedoch ſcheint dieſe Gabe und Übung auf eine frühere Zeit beſchränkt, und ſpäterhin wird ein allgemein anregender Gegenſtand zum Anlaß, ihn mit der Dichtkunſt auf eine nicht mehr perſönliche, ſondern vaterländiſche Weiſe in Bezug zu ſetzen. Die durch Macpherſon bekanntgemachten Gedichte Oſſian's hatten faſt durch ganz Europa bereits Staunen und Begeiſterung erweckt, ehe man anfing ihre Urſprünglichkeit zu bezweifeln oder Beweiſe derſelben zu verlangen. Dann aber entſchieden angeſehene Kritiker, in Ermangelung äußerer Angaben aus innern Gründen, dieſe voreilig bewunderten Geſänge ſeien ein modernes Machwerk. Das tiefe Stillſchweigen Macpherſon's wurde als Eingeſtändniß angeſehn, und die Frage ſtand ſelbſt nach dem Ableben Macpherſen's, welcher die urſprünglichen gäliſchen Gedichte handſchriftlich hinterlaſſen und zu ihrem Drucke ſogar eine Summe vermacht hatte, allerdings eine geraume Zeit ſehr zweifelhaft. Zu ihrer Löſung wurde ein Ausſchuß der hochländiſchen Societät in London ernannt, Sinclair führte den Vorſitz, und

durch seine Bemühung größtentheils gelang es, sowohl die Wahrheit festzustellen, daß Macpherson uralte, in den Hochlanden noch nicht völlig ausgestorbene und auch sogar handschriftlich noch anderweitig erhaltene, wirklich gälische Lieder vor Augen gehabt und nur in seiner Übersetzung manches weggelassen oder zugesetzt, einiges auch mißverstanden habe, als auch den gälischen Urtext, trotz großer Hindernisse, endlich vollständig zum Druck zu befördern, ein zwiefaches Verdienst, welches abermals zunächst bei seinen Landsleuten ihm Dank und Liebe erwerben, dann aber auch bei der gesammten litterarischen Welt rühmliche Anerkennung finden mußte.

Mit solchen Früchten und Ergebnissen eines von kraftvoller Thätigkeit erfüllten Lebens ist unser Verfasser gleichmäßig fortschreitend in die Jahre höheren Alters getreten, von deren erreichter Stufe er auf seine Bahn und Werke wohl mit Befriedigung zurückblicken mag. Wenn die Wirkung in den Weiten der Welt, durch Lehre und Beispiel, auch in den größten bekannten Angaben noch stets unübersehbar und zu keiner festen Gestalt zu bringen bleibt, so ist dagegen das nächste Wirken in der Heimath für das Bewußtsein schon weniger unbestimmt und für den Sinn durch unmittelbaren Eindruck erfreulich. Wenn Sinclair sein und seiner Nachbarn Land durchreißt, überall den Anbau, die Gewerbe, die Bevölkerung in zunehmender Blüthe wahrnimmt, seinen Geburtsort aus einem Dorf in eine ansehnliche Stadt, ein geringes Fischerdorf in einen bedeutenden Seehafen verwandelt sieht, wo an einem Abende 1500 Boote zum Fischfang ausfegeln, und über 100 große Schiffe sicher anlegen, wenn er dabei sich selbst und die Seinen in Ehren und Wohlstand, und aus glücklicher Ehe dreizehn Kinder und schon vierzehn Enkel um sich sieht, so wird er seinen Lebensabend als eine seltne Gunst der Vorsehung preisen müssen, und wir werden ihm nur noch wünschen dürfen, denselben noch eine schöne Reihe von Jahren in behaglichem Ausruhen genießen zu können. Allein Sinclair's Meinung ist hierauf noch ganz und gar nicht gestellt! Der siebenundsiebzigjährige

Greis blickt, wie rückwärts, noch eben ſo heiter und rüſtig vorwärts. Er gedenkt keineswegs, die Lebenszeit, welche ihm noch zugedacht ſein mag, in unthätiger Muße zu verbringen, ſie würde ihm keine Erholung, ſondern nur eine Laſt ſein, er weiß, daß der Menſch nur in ſeinem Werthe ſich erhält, ſofern er große und edle Vorſätze verfolgt, und da er ſich noch Geiſt und Kraft genug fühlt, ſo will er ſie auf die Fortſetzung ſeiner Lehrbücher verwenden und dieſe zu einem vollſtändigen Ganzen abſchließen. Die Landwirthſchaft und die Geſundheit hat er bereits in Grundriſſen bearbeitet, welche nur fernere Nachhülfe nöthig haben, allein es fehlt noch ein Handbuch der Staatswirthſchaft nach ähnlicher Begründung, und ebenſo ein Handbuch der Religion, denn es entgeht ihm nicht, daß auch die überſinnlichen Angelegenheiten des Menſchen aus dem genommenen Standpunkt einer ganz neuen Betrachtungsweiſe eröffnet werden. Die Ausarbeitung der beiden letztern Werke denkt er unverzüglich zu beginnen.

Das gegenwärtige Buch drängt ſich als eine heitre Darbietung zwiſchen dieſe ernſten Arbeiten. Daſſelbe iſt das Ergebniß eines Rückblicks auf ſo viele vergangene Tage und gehabte Verbindungen. Der Verfaſſer meint mit Recht, es würde Schade ſein, ſo mannigfache und wichtige Bezüge ſeines langen Lebens und Wirkens, — wie denn ſein Freund der Biſchof Grégoire ihn den unermüdetſten Mann in Großbrittannien und den bekanntſchaftreichſten in Europa nennt, — nicht dem Andenken zu erhalten, welches ſchon die bloßen Namen, als zum Theil die größten und bedeutendſten ſeiner Zeit, anſprechen dürfen. Er hat daher aus dem ungeheuren Vorrathe ſeiner Briefe und ſonſtigen Papiere dieſe Auswahl getroffen, welche allerdings eine merkwürdige Gallerie bildet und den Verfaſſer vollſtändig, ſonſt aber auch noch viel Denkwürdiges kennen lehrt. Wir wollen nicht tadeln, daß von manchen bedeutenden Perſonen zuweilen nicht mehr als ein unbedeutendes Blättchen, ja kaum der Name, mitzutheilen war, daß in den Bemerkungen, Aufſchlüſſen, Beilagen, mit welchen er die verſchiedenen Artikel reicher oder ſparſamer be-

gleitet, manches Unerhebliche, einiges Veraltete, hin und wieder auch kleine Widersprüche oder Wiederholungen vorkommen; einem so wackern Alten gegenüber haben wir seine wohlwollende und liebenswürdige Redseligkeit wie seine Abschätzung der Dinge uns einen Augenblick recht gern gefallen zu lassen. Auch ist der Maßstab für das Wichtige fast bei jedem Leser verschieden; wir gestehn, daß uns einige Zeilen von Nelson schon bloß als solche sehr anziehend gewesen, und dies gilt bei andern Lesern gewiß ebenso von andern Namen, die für uns gerade weniger Reiz haben. Andre Artikel dagegen enthalten ausführlichere Nachrichten, z. B. von Washington, dessen hoher und reiner Karakter sich in einer ganzen Folge von Briefen, sowie durch die hinzugefügten Bemerkungen hier abermals bestätigt. Die Mannigfaltigkeit ist übrigens so groß, daß sie jede Erwartung befriedigen muß; die größten Gegensätze, die entlegensten Endpunkte stehn hier wie in dem Stammbuche eines Reisenden friedlich vereint; daß die Genossen seines Faches, Arthur Young, Pictet, Adam Smith, Say, Rumford, Thaer, Baron Voght, Fulton, nicht fehlen, versteht sich, wir finden aber auch nebst Frau von Staël und Gräfin Genlis die treffliche Hannah More, den Feldmarschall Romanzoff Sadunaisky und den Schauspieler Kean, den Grafen Bernstorff und den General Paoli, Jefferson und den Grafen Zenobio, den Fürsten Polignac und den General La Fayette nebst dem Bischof Grégoire, beide letztere dem Verfasser wegen ihres Privatkarakters und menschenfreundlichen Sinnes besonders theuer. Als Engländer ist Sinclair ohnehin schon gewohnt, alle politische Partheien als solche gelten zu lassen, in der eignen wohl hart und steif zu bestehn und die gegnerische mit allem Eifer zu bekämpfen, aber diese darum keineswegs für persönlich schlecht und schändlich auszugeben, wie in andern Ländern zu geschehn pflegt, wo der Kampf noch nicht als ein gesetzlicher in Übung ist, und die Streiter noch nicht dahin gekommen sind, einander so anzusehn, wie die Offiziere zweier feindlichen Heere schon längst thun, welche den Gegner

zwar mit aller Anſtrengung zu ſchlagen und ſogar zu tödten ſuchen, aber weder den kämpfenden noch den überwundenen deßhalb, weil er ein Gegner iſt, für einen Schlechten und Schändlichen erklären.

Der Verfaſſer hat ſein vielartiges Material in zwei Theile, und in jedem derſelben wieder in zahlreiche Abſchnitte zu ordnen geſucht, wobei indeß eine ſtrenge Regel nicht wohl zu beobachten war. Der erſte Theil enthält 14 Abſchnitte, von welchen der „Kaiſerliche und Königliche Korreſpondenz und Erinnerungen“ überſchriebene wie billig an der Spitze ſteht, der zweite die brittiſchen Kabinetsminiſter vorführt, der dritte die Frauen, dann die folgenden das Seeweſen, die Militärperſonen, die Geiſtlichkeit, die Landwirthſchaft, die Statiſtik, die Heilkunde, den Barden Oſſian u. ſ. w. zur bindenden Überſchrift haben. Die Ausnahme, welche für den erſten und zweiten Abſchnitt Rangverehrung und Galanterie machen, und einige andre Einmiſchungen abgerechnet, füllen dieſen Theil hauptſächlich brittiſche Namen und Gegenſtände. Der zweite Theil dagegen iſt vorzugsweiſe dem Auslande gewidmet. Er betrachtet in 11 Abſchnitten zuerſt die Vereinigten-Staaten von Nordamerika, dann Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, und ſo ferner die Länder, welche der Verfaſſer beſucht hat, oder woher ihm Briefe gekommen ſind, da denn auch der Süden von Europa und Weſt- und Oſtindien nicht fehlen. Wie der Gehalt der Briefe, ſo iſt auch der Werth der politiſchen und ſtatiſtiſchen Aufſätze, der perſönlichen Schilderungen und ſonſtigen Bemerkungen ſehr ungleich. Überhaupt giebt er mit heitrer Unbefangenheit, was er gerade hat und nicht umkommen laſſen mag, eine Schilderung Pitt's, die er in Berlin für Mirabeau franzöſiſch aufſetzt und von dieſem in Betreff der Sprache nachbeſſern läßt, von einer andern Hand die ſcharfe Vergleichung der Rednergaben von Pitt und Fox, einen Abriß der politiſchen Verhältniſſe Schwedens im Jahre 1786, Betrachtungen über die Erforderniſſe eines Staatsmannes, über die Pflichten und den rechten Gang eines patriotiſchen Parlamentsgliedes,

über das Königreich der Niederlande und die ſchwierige Vereinbarkeit ſeiner Theile, Klugheitsregeln für Reiſende u. dgl. m. Auch einiges Romantiſche weiß er gelegentlich einzuflechten, wie z. B. die Geſchichte einer ſchönen Schottländerin, welches freilich durch eine ſpät entdeckte Unrichtigkeit, die er gewiſſenhaft durch ein noch eilig vorgeſchobenes Druckblatt anzeigt, wieder aufgehoben wird, während aber der Leſer den Eindruck der Täuſchung ſchon genoſſen hat und, wenn er will, behalten mag.

Preußen ſchildert der Verfaſſer nur vom Jahre 1786 her und hat ſeitdem von dieſem in ſeinem Äußern und Innern ſo vielfach erneuen Staate, wie es ſcheint, wenig erfahren; wie würde ſonſt gerade Sinclair die ſtaunenswürdigen Erfolge und ferneren wohlgegründeten Hoffnungen zu rühmen und ſich ihrer zu freuen wiſſen, welche hier ſeit jener Zeit gewonnen worden, und zu welchen zahlreiche Männer ſeiner Art, nur in andern Lagen und in anders bedingten Richtungen, mit lebendigem Sinn und Eifer gewirkt haben! Was er von jener ältern Zeit berichtet, iſt auch nur dürftig und einſeitig, die Anekdoten von Friedrich dem Großen ſind verſchwächt, wenigſtens findet ſich die mit dem engliſchen Geſandten Mitchel in Voltaire's Briefen ſchlagender und wahrſcheinlich ächter ausgedrückt. Das Gleiche gilt auch von den andern Reiſenachrichten; über St. Petersburg und Wien wird faſt nur Bekanntes mitgetheilt, z. B. die überdies ungerechte Schilderung des Fürſten von Kaunitz, denn dieſer Staatsmann hatte, bei allen ſeinen angeführten Schwächen, wie ſein Gegenbild Hertzberg, auch ſeine bedeutenden Eigenſchaften, die nicht außer Acht bleiben dürfen, wenn der ganze Menſch gewürdigt werden ſoll. Erwähnen müſſen wir noch, daß Sinclair es tief bedauert, nicht Deutſch gelernt zu haben und deßhalb zu der wiſſenſchaftlichen Schätzen, die wir, wie er ſagt, in allen Fächern beſitzen, den unmittelbaren Zutritt ſich verſchloſſen zu ſehn. Dagegen ſorgte er dafür, daß ſein Sohn Deutſch lernte, der zwei Jahre zu dieſem Zweck in Gotha lebte, aber 1806 das Unglück hatte, vor der Schlacht

von Jena unter die franzöſiſchen Truppen zu gerathen, dann zu Napoleon gebracht, von dieſem ſelbſt verhört und nach ſcharfer Prüfung entlaſſen wurde, worüber ein ſehr anziehender ausführlicher Bericht mitgetheilt iſt.

Uns kann es aber bei einem ſolchen Buche weniger um den treuen Wiederſchein unſres Feſtlandes zu thun ſein als um richtige Anſchauung und neue Entfaltung engliſchen Lebens und Sinnes. Von dieſer Art finden wir unſtreitig hier ſehr viel Anziehendes und Belohnendes. Das ganze Werk iſt erfüllt von engliſchen Gebilden, Verhältniſſen und Angelegenheiten, wir werden mitten in dieſe brittiſchen Perſonen und Gegenſtände verſetzt. Einiges Bemerkenswerthe ſolcher Art dürfen wir wohl zur Probe flüchtig anführen, da es unmöglich wäre, eine vollſtändige Überſicht des Einzelnen hier zu geben.

Daß unſer Verfaſſer auch über engliſche Verhältniſſe frei urtheilt und nachtheilige Seiten des Staates nicht eben zu verhüllen ſtrebt, läßt ſich von einem ſolchen Mann erwarten. So ſtellt er in Gemäßheit einer Äußerung Kaiſer Joſeph's II. die Wahrſcheinlichkeit auf, daß England ſeine nordamerikaniſchen Kolonieen nicht verloren haben würde, wenn Frankreich durch Öſterreich im Zaum gehalten worden wäre, wozu jedoch England gar nichts gethan habe. Ja ſogar noch im Jahre 1786 ſeien die engliſchen Beziehungen in Wien ſo vernachläſſigt geweſen, daß der Geſandte daſelbſt, Sir Robert Keith, ihm geklagt habe, er bleibe oft vier Wochen ohne irgend eine Mittheilung von Hauſe und wünſche, daß man ihm doch nur große Päcke alter Zeitungen ſenden möchte, damit ihm vor dem öſterreichiſchen Miniſterium dergleichen Empfang einiges Anſehn gäbe. So bekennt er gleichfalls, es ſei kaum glaublich, wie wenig Aufmerkſamkeit man der großen Entdeckung des Dr. Jenner anfangs in England gewidmet habe, und die Einimpfung der Kuhblattern würde, ohne den in andern Ländern dafür bewieſenen Eifer, wenig bedeutend geworden ſein.

Ein merkwürdiger Aufſchluß wird über ein eignes Hülfs-

mittel gegeben, durch welches die Eroberung der Insel Ceylon erleichtert worden. Ein Engländer machte während eines Aufenthalts in Neufchatel genaue Bekanntschaft mit dem Grafen von Meuron, dem Inhaber eines Schweizerregiments in holländischen Diensten, und wurde gewahr, daß dieser nicht abgeneigt sei, den holländischen mit dem englischen Dienste zu vertauschen; sogleich reiste er nach Hause und theilte die Sache dem Kriegsminister Henry Dundas, nachmals Lord Melville, mit; das Regiment befand sich auf Ceylon, der Minister, einer der tüchtigsten Staatsmänner, die Großbrittannien je gehabt, sah die Wichtigkeit des Antrags ein und ließ ohne Säumen die nöthigen Eröffnungen machen, die auch den besten Erfolg hatten; Graf Meuron reiste nach Ostindien, und da sein Bruder das Regiment befehligte, so war der Übertritt schnell bewirkt, und hiemit die nun so gut wie vertheidigungslose Insel in brittischer Gewalt.

Parlamentarische Sachen werden vielfach beleuchtet, und es kommen eine Menge wichtiger und unterhaltender Züge vor, welche theils die Verhältnisse, theils die Personen dieses Kreises näher bezeichnen. Über Pitt, Fox, Dundas, Castlereagh, Canning und viele andre Mitglieder beider Häuser empfangen wir allerlei zerstreute Nachrichten.

Mit einiger Verwunderung dürfte mancher Leser hier zuerst vernehmen, daß Canning ein streng religiöser Mann gewesen, und daß, so oft Unwohlsein oder schlechtes Wetter den Besuch der Kirche verhindert, er selbst regelmäßig seine Hausgenossen zu versammeln und ihnen die für den Tag von der englischen Kirche festgesetzten Gottesverehrungen mit großer Schönheit und Andacht vorzutragen pflegte. Von Fox wird erzählt, er habe als Staatssekretär in der mit Talleyrand zur Herstellung des Friedens begonnenen Unterhandlung alle wichtigen Schriften nicht nur selbst verfaßt, sondern auch mit eigner Hand abgeschrieben, damit der Gang der Sache durchaus geheim gehalten bliebe, welche Anstrengung aber, in Verbindung mit so vielem Verdruß und Ärger,

den ſeine Feinde ihm machten, ſeiner Geſundheit geſchadet und ſein Ende beſchleunigt habe.

Mit unverhohlenem Stolze gedenkt der Verfaſſer, ſo oft ſich der Anlaß darbietet, der brittiſchen Überlegenheit zur See, ein Gegenſtand, worüber er mit Lord Mulgrave, der dieſelbe nicht unter allen Umſtänden geſichert glaubte, in öffentlichen Streit gerathen war. Die Unerſchrockenheit des Schiffskapitäns Swanton, der ſein beſchädigtes Schiff gegen zwei ſtärkere franzöſiſche im Angeſichte der ganzen franzöſiſchen Flotte durch muthige Aufnahme des Gefechts glücklich rettet und nach Portsmouth bringt, wird mit glänzenden Farben geſchildert. Ebenſo freut ſich der Verfaſſer der ruhmvollen Schlacht von Waterloo, oder von Bellealliance, wie wir ſie zu nennen haben; er bittet den Herzog von Wellingten um nähere Angaben, welche dieſer jedoch verweigert, indem er entſchuldigend ſagt: „Mein Gemüth war ſo durchaus mit den großen Ereigniſſen der Schlacht beſchäftigt, daß ich auf die kleineren Vorfälle nicht achten konnte; alles, was ich Ihnen ſagen kann, iſt, daß wir den Feind vor uns hatten, daß wir eine Schlacht lieferten, und daß wir einen Sieg erfochten.“ Um ſo mehr findet ſich Sinclair ſpäter durch die ſorgfältige Darſtellung befriedigt, welche der General von Müffling von dieſem großen Ereigniſſe nach ſeinen weſentlichen Erſcheinungen gegeben hat.

Die Antwort König Georg's III. auf einige Bemerkungen über die Gefahr, welche in Schweden der Verſuch zum Sturze der Verfaſſung für den König haben könnte, iſt ganz im engliſchen Geiſte, nämlich der König ſagte, daß der Souverain einer beſchränkten Monarchie, wenn er ein rechtſchaffener Mann iſt, niemals die Erwerbung despotiſcher Gewalt erſtreben werde. So wird auch der Wahlſpruch Lord Melville's: „Eine ſtarke Staatsverwaltung, und eine feſte und geſchickte Oppoſition“, dem an engliſche Tonweiſe gewöhnten Sinne nicht ſeltſam dünken, ſo wenig wie die von Pitt gegebene Empfehlung, im Parlament einen Gegenſtand, wel-

chen er ſelbſt zu betreiben verhindert war, durch die Hülfe ſeines Gegners Fox in Gang zu bringen.

Da wir hier überall auf engliſchen Boden ſtoßen, auf engliſchen Lebenswogen gewiegt werden, ſo ſei uns in gleichem Sinn auch noch die Schlußbetrachtung vergönnt, daß überhaupt ein Leben wie das hier angeſchaute, mit ſeinen zu ſolchem Umfang geſtiegenen Aufgaben und ſeinen in ſolchem Maße errungenen Löſungen, nothwendig einen Bürger Großbrittanniens vorausſetzt und nur vermittelſt einer ſo lebendigen, alle Kräfte der Nation geiſtig vereinenden und ſie in erhöhter Kraft wieder ausſtrömenden Anſtalt, wie bisher einzig und unerreicht das brittiſche Parlament iſt, als möglich gedacht werden mag. Wenn wir Ausländer hier natürlich zurückſtehn und dieſes Werk der Jahrhunderte nur bewundern, aber nicht nachahmen können, ſo ſind wir billig nur um ſo ſtärker aufgefordert, die Wege des Fortſchreitens, welche uns in den Bedingungen unſrer Zuſtände nicht minder eröffnet ſind, redlich und unermüdet hinanzuſtreben, wobei, wenn auch vereinzelt und allmählich, das bezweckte Gute nicht ausbleiben, und nebenher noch manches Eigenthümliche für Gemüth und Geiſt gewonnen ſein wird.

Es iſt noch zu erwähnen, daß unſer Buch vorzüglich ausgeſtattet, die 213 Facſimile ſehr gut lithographirt, zweckmäßige Inhaltsverzeichniſſe nicht geſpart, das Bildniß des Verfaſſers in gutem Kupferſtich und ſogar ein illuminirtes Kärtchen zum ſchnellern Überblicke der Hauptreiſe hinzugefügt iſt. —

XXV.

Travels in the North of Germany, in the years 1825 and 1826. By *Henry E. Dwight*, A. M. New-York, 1829.

Schon von frühen Zeiten her, und in neueren nur immer häufiger, haben wir uns gewöhnt, europäiſchen Reiſenden in andre Welttheile zu folgen, ihre Berichte mit Antheil aufzunehmen und ihren erzählten Seltſamkeiten unſer Staunen, unſre Vergleichungen, unſer Wundern und Lächeln zuzuwenden. Neuer und ſeltner noch iſt dagegen das Verhältniß, daß auch wir hinwieder für die Einwohner fremder Welttheile zum Gegenſtande des neugierigen und forſchenden Beſuches werden, daß wir als das Fremde und Seltſame gelten, worüber man ſtaunt, ſich verwundert und nach Umſtänden auch lächelt oder ſpottet. Sind gleich dieſe zu uns kommenden Forſcher meiſt ſelber von europäiſchem Stamm, ja ſogar von erweislich aus Europa beibehaltener oder überlieferter Geiſtesbildung und Grundanſicht, ſo iſt doch die Kluft, welche durch das Weltmeer und durch die Eigenthümlichkeit der jenſeitigen Verhältniſſe geſetzt wird, ſo ſehr groß, daß jene ſich unſre Länder und Völker als ſo völlig neue und ungewohnte anſehn, wie wir es nur immer in Betreff der ihrigen zu thun vermögen. Dieſe Wechſelſeitigkeit, in welche beſonders die Nordamerikaner der Vereinigten-Staaten mit uns zu treten beginnen, iſt unſtreitig ein Fortſchritt von ihrer Seite, der aber auf die Dauer auch für uns nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben kann.

Das Bild, welches der Verfaſſer obiger Reiſebeſchreibung uns von uns ſelber zu ſchauen giebt, iſt aus den Standpunkten aufgefaßt, unter welchen die vorhandenen Gegenſätze in ſchneidender Schärfe bemerklich werden. Uns begegnet dabei der Vortheil, daß wir den Nordamerikaner in

ſeiner ganzen Eigenheit, und die, wenn auch einſeitige und verzerrte, doch in ihm thatſächliche und wirkſame Vorſtellung ſehn, die er von uns und unſern Zuſtänden ſich zu verſchaffen im Stande war. Ihm dem Nordamerikaner haben wir dagegen den Nachtheil entſchuldigend anzurechnen, in welchem er uns gegenüber ſchon deßhalb ſich befinden mußte, weil er Deutſche kennen lernen und Deutſche ſchildern wollte. Denn gerade das deutſche Leben fügt ſich am wenigſten in allgemeine, ſcharf durchgehende Züge, ſondern will immerfort als ein beſonderes und einzelnes, bis in die kleinſten Theile jedesmal eigengeartetes gefaßt werden; die richtigſte Schilderung des an irgend einem beſtimmten Ort, in irgend einem beſtimmten Kreiſe, ja zu irgend einer beſtimmten Zeit Wahrgenommenen wird ſchon dadurch, daß ſich das gewonnene Bild nun auch auf Allgemeines erſtrecken, oder auch nur von dem Nächſtliegenden mitgelten ſoll, in höherem Maße, als dies bei andern Nationen nothwendig anzunehmen wäre, wieder unwahr. Dieſer Schwierigkeit hat unſer Verfaſſer nicht entgehn können, wiewohl er bemüht geweſen iſt, ſie durch Aufmerkſamkeit und Sorgfalt zu vermindern, und ſie bei längerem oder wiederholtem Aufenthalte gewiß noch mehr überwunden hätte.

Herr Dwight iſt in der That ein Mann von ſchätzbarem Verſtande, redlicher Geſinnung und freier Umſicht, von gelehrten Kenntniſſen und billigem Urtheil, voll beſten Willens das Gute zu ſehn und anzuerkennen, und eifrig in Annahme jeder Belehrung. Er hat ſchon England und Frankreich geſehn und beginnt von Straßburg aus ſeine deutſche Reiſe, die er in vierundzwanzig ausführlichen, ſpäterhin überarbeiteten Briefen ſeinen Freunden beſchreibt. Er fährt den Rhein hinab bis Bonn und Köln, und dann wieder hinauf bis Mainz, um über Frankfurt und Kaſſel nach Göttingen zu gelangen, ſetzt nach längerem Aufenthalte ſeine Reiſe über den Harz nach Berlin fort, wo er am längſten verweilt, beſucht darauf Wittenberg, Halle, Leipzig und Dresden und beſchließt ſeine Nachrichten mit einem Brief über Weimar. Als Bürger

eines Freiſtaats iſt er von lebhafter Theilnahme für alles Politiſche beſeelt, ſucht ſich genau von der Regierungsart und den Geſetzen der Länder, die er ſieht, zu unterrichten, bemerkt die Sitten, die Lebensverhältniſſe und Einrichtungen. Auch die Religion liegt ihm ſehr am Herzen, und die Kunſt will er keineswegs hintanſetzen. Am wichtigſten und bedeutendſten aber ſind ihm die Wiſſenſchaften, die Anſtalten des Unterrichts, die Univerſitäten, und die Lehrer und Schüler derſelben in allen Beziehungen der Gelehrſamkeit und des Lebens Findet er in politiſchen Dingen vieles zu tadeln, theilnehmend zu beſeufzen oder auch hart zu verwerfen, und preiſt er nicht ſelten mit Stolz und Freudigkeit das Glück, einem Lande anzugehören, deſſen Staatsverfaſſung ihm die vollkommenſte, deſſen Zukunft ihm die verheißungsvollſte iſt, ſo läugnet er doch nicht, daß in allem, was wiſſenſchaftliche Bildung betrifft, Nordamerika ſich in der Kindheit befindet, und Deutſchland vor allen Ländern der Welt, in Deutſchland aber Preußen den rühmlichſten Vorrang hält. Die Einrichtung der Studien, die Menge und Verſchiedenheit der Lehrämter, das Leben und die bürgerliche Stellung der Profeſſoren, und ſelbſt die Eigenheiten der Studenten, ihre Art ſich zu tragen, zu ſprechen und zu fechten, alles beſchreibt er umſtändlich, mit ſichtbarer Vorliebe, mit begeiſterter Würdigung alles Guten, Kräftigen und Ausgezeichneten, was in dieſem gelehrtſtrengen und jugendlichfreien Treiben ſich entwickelt. Beſonders iſt die Univerſität zu Berlin mit ihren großen und mannigfachen Anſtalten, ihren berühmten Lehrern und fleißigen Studenten, ſo wie überhaupt die Leitung und Ausſtattung des geſammten Unterrichtsweſens im preußiſchen Staate, der Gegenſtand ſeiner eifrigen Bewunderung. Er wirft einen vergleichenden Blick auf den Zuſtand dieſer Angelegenheiten in den Vereinigten-Staaten und würde dieſen unbedingt das Beiſpiel Preußens in dieſem Betreff zum Vorbild empfehlen, wenn er nicht verzweifelte, in ſeinen heimiſchen Zuſtänden auch nur die Wege einer möglichen Nachahmung für jetzt aufzufinden. Wer in den Vereinigten-

Staaten, ſagt er, eine Bibliothek gleich der zu Göttingen aufſtellte, würde der größte Wohlthäter des Landes ſeit Waſhington ſein!

Es iſt dem Verfaſſer hoch anzurechnen, daß er alle dieſe ſchwierigen und verwickelten Sachen im Ganzen ſo gut aufgefaßt und in ihren wahren Sinn ſo tief einzudringen vermocht hat. Für einen Fremden, für einen Nordamerikaner insbeſondre, der einen durchaus neuen Stoff in völlig ungewohnten Lebensgeſtaltungen vor ſich hat, iſt es ungemein rühmlich, und es ſetzt große Bildung und Freiheit des Geiſtes in ihm voraus, daß er ſo ſchnell und gründlich mit den Sachen wie mit den Perſonen ſich hat befreunden können. Denn auch von den Perſonen ſpricht er mit vieler Angemeſſenheit und giebt unter andern von A. W. von Schlegel's und Niebuhr's Verdienſten, ſo wie von Schleiermacher's, Geſenius's, Tieck's und Goethe's litterariſcher Bedeutung, und ſelbſt von den Richtungen unſrer erſten Philoſophen, ſeinen Landsleuten einſtweilen eine anziehende Vorſtellung. Natürlich findet ſich aber im Umfange ſo vieler zuſammengerafſter Einzelheiten auch viel Mißgegriffenes, Verfehltes, Einſeitiges, Übertriebenes und ſelbſt ganz Falſches; es iſt leichter, darüber aufzuſchreien, als jedesmal ſo beſtimmt an die Stelle des Irrthums das unbeſtreitbar Richtige zu ſetzen. Manches iſt als Verwechslung wenig übel zu nehmen, z. B. daß unſre Gelehrten ſo häufig mit dem Schwarzen-Adlerorden bedacht werden. Aber auch wo unſre Beziehungen unangenehm verkannt, uns Fehler oder Lächerlichkeiten angedichtet ſind, wollen wir doch, bevor wir unwillig werden, die Frage aufwerfen, ob wir nicht dennoch zum Theil durch unſre Schuld einen ſolch ungünſtigen Schein in den Augen des fremden Beobachters angenommen haben?

Am flüchtigſten und unſicherſten ſind Hrn. Dwight's Angaben über das gemeine Leben, die Sitten und die Geſelligkeit, ſofern er aus eigner unmittelbarer Tageserfahrung ſpricht und hier wenige, nach Zufall ihm gewordene Beiſpiele zur Grundlage allgemeiner Sätze macht. Wie übel

muß ihn, um nur Eines anzuführen, der Zufall bedient haben, daß er ſo viele Deutſche gefunden, die zwar der engliſchen Sprache recht kundig waren, aber alle ſich zu wenig in die Ausſprache zu finden wußten, als daß ſie je hätten begreifen können, wie cough, enough und though nicht reimten, wohl aber enough und bluff! Und wenn er vollends verſichert: „I have seen many of them who rarely made a grammatical mistake in talking English, but never met with but one who could say: thirty three thousand things: with all their efforts they can only bring forth dirty dree dousand dings," ſo müßte er wenigſtens unſern zahlreichen Berlinerinnen, die ſich im Engliſchen vollkommen ausdrücken, ein ſolch frevelhaftes Vorgeben gleich mancher andern Andichtung abbitten! So fallen ihm auch unſre Titulaturen auf, die er noch dazu irrig angiebt, indem wohl in Aufſchriften das Wort Herr, wie auch bei den Franzoſen, zuweilen noch wiederholt wird, nie aber der Standestitel, z. B. Graf oder Baron; und unſer Wohl- und Hochwohlgeboren hat ſeines Gleichen auch im engliſchen **Honourable** und **Right Honourable**, ſo daß der Tadel in beiden Fällen gerade nicht, was er doch ſoll, uns allein trifft. In manchen Auffaſſungen nicht unbedeutender Gegenſtände vermiſſen wir durchaus die genaue Sorgfalt, aus der allein die Richtigkeit entſtehn kann. Es giebt die ſchiefſte Vorſtellung von der Welt, wenn der Verfaſſer vom Herzoge von Weimar ſagt: „His territory was so small in extent and population, that he clearly saw that it would be impossible for him to gain, either by conquest, or by the resources of his little state, much weight in the balance of power of Europe. As all monarchs love distinction, he resolved to obtain it by becoming the patron of literature in Germany." Jederman weiß, daß dieſe glückliche Erſcheinung nicht aus Abſicht und Rechnung, ſondern aus natürlicher Entwicklung und Wirkſamkeit der herrlichſten Jugend- und Geiſteskräfte frei hervorging. Der Leichtſinn des Hinhörens und Weiterſagens

iſt noch ſtärker zu rügen bei den Äußerungen des Verfaſſers über die vor vierzehn Jahren in Frankfurt am Main geſchehene Verhaftung des Oberſten von Maſſenbach, welche er als einen Frevel wider das Völkerrecht darſtellt und in dieſer Hinſicht mit bittern Betrachtungen begleitet; er hätte aber leicht erfahren können, daß der Vorfall keine gewaltſame Aufhebung durch preußiſche Mannſchaft, ſondern eine willige Auslieferung von Seiten der deßhalb in herkömmlicher Weiſe angeſprochenen frankfurtiſchen Obrigkeit geweſen. Auch vor Mißgriffen wie der, daß Goethe ein Werk unter dem Titel: „Aus meinem Leben", geſchrieben und dieſes dann in einem andern Werke, „Dichtung und Wahrheit" genannt, fortgeſetzt habe, hätte der ſonſt in Goethe'ſchen Sachen nicht unbeleſene und des Deutſchen hinlänglich kundige Verfaſſer ſich mehr hüten können. Einen Blick in ſeine Denkungsart nach einer Seite hin, wo Beſchränktheit auch inmitten der größten politiſchen Freiheit ſich einniſten kann, giebt uns ſein mit Seufzen ausgedrückter frommer Wunſch, Goethe möchte den Prolog im Himmel ſeinem Fauſt nicht hinzugefügt haben!

Die ſtärkſte Kontrovers und vielfachſte Berichtigung würde des Verfaſſers politiſche Anſichten und Urtheile treffen, könnten und wollten wir uns hier auf deren Erörterung einlaſſen. Er iſt durch und durch Republikaner, für die Freiheit begeiſtert, ſtolz, einem Lande anzugehören, wo ſie auf Erden am weiteſten gediehen iſt, und gönnt und wünſcht von ganzem Herzen allen Völkern den größtmöglichen Genuß eines ſolchen Gutes. Wir rechten hierüber mit ihm um ſo weniger, als er billig genug iſt, auch in andern Regierungsformen entſchiedene Vortheile anzuerkennen, und namentlich die monarchiſche dem Gedeihen der Wiſſenſchaft und Kunſt im Allgemeinen günſtiger zu finden. Allein ſeine republikaniſche Denkart und Gewöhnung verhindert ihn nur allzu oft, unſre Ordnungen und Verhältniſſe, die ſich ihm in einer völlig entgegengeſetzten Richtung zeigen, nach ihrem wahren Gehalt einzuſehn und zu würdigen. Unſer ganzes bürgerliches Leben erſcheint ihm in den ſchroffſten, nackteſten Gegen-

ſätzen mit dem nordamerikaniſchen, und nachdem er uns eben mit Staunen und Begeiſterung in der einen Hinſicht als Vorbilder für den Eifer ſeiner Landsleute lobpreiſend aufgeſtellt, blickt er in der andern mit klagender Theilnahme, mit Achſelzucken oder gar mit bittrem Hohn auf uns als Barbaren oder Wilde, denen es noch an den erſten Grundlagen des Lebens fehle. Das Monarchiſche, Militäriſche, Kirchliche und Ariſtokratiſche der alten Welt vermag der Ankömmling aus der neuen nur in einer abſtrakten Übertreibung aufzufaſſen, indem alle vermittelnden und ausgleichenden Elemente, welche namentlich unſer deutſches Leben, im Großen und Ganzen angeſehn, über jene Formen ergießt, dem fremden Auge in ihrer allverbreiteten, aber auf den einzelnen Punkten nur ſtillen Wirkſamkeit nicht ſo ſchnell ſichtbar werden. Wir wollen die politiſche Freiheit in Deutſchland, die Freiheit der Preſſe, der Rede u. ſ. w. nicht für größer ausgeben, als ſie wirklich iſt; in jedem Fall aber iſt ſie bedeutender, und inſonderheit eine andre, als ſie von unſrem Reiſenden angegeben wird.

Bei allen Mängeln dieſes Buches können wir doch nur wünſchen, demſelben jenſeits und dieſſeits des Weltmeers viele Beachtung gewidmet zu ſehn; die Fremden empfangen darin einen unendlichen Stoff, der unter ihren Händen ſich folgenreich entwickeln kann, unſre Landsleute werden nicht weniger fruchtbare Nutzanwendungen daraus zu entnehmen wiſſen. Werden dergleichen Mittheilungen nur erſt häufiger zum Vorſchein kommen, ſo wird auch das Bild der Nationen ſich nach und nach klarer hervorheben, und geiſtiger Wechſelbezug ſich günſtig feſtſtellen.

Wir bemerken noch, daß der Verfaſſer, welcher in ſeiner Bewunderung und Anpreiſung des deutſchen wiſſenſchaftlichen Lebens, und beſonders der Lehranſtalten Preußens, faſt unerſchöpflich iſt, ſeinem Buche das ausführliche Verzeichniß der Vorleſungen, welche zu Berlin im Winterhalbjahr 1825 bis 1826 gehalten worden, ſo wie auch die Abbildung eines wohlbeſtellten Studentenzweikampfes hinzugefügt hat, beides

gewiß das Fremdartigſte und Wunderbarſte, was aus Norddeutſchland ſich am Ohio vorzeigen läßt! —

XXVI.

Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner ſonſtigen Bekenntniſſe. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen, 1830. 2 Thle.

Goethe, der objektivſte Dichter, deſſen Geiſt und Schaffen in ſolcher Weiſe noch eigenthümlicher deutſch zu bezeichnen man das Wort Gegenſtändlich mit Glück geprägt hat, will keineswegs verläugnen, daß ſeine Dichtung und ſein perſönliches Leben weſentlich zuſammengehören, beide einander gegenſeitig darſtellen und bedingen. Er ſpricht in dieſer Überzeugung das bedeutende Wort aus, daß alle Mittheilungen über ſich ſelbſt, die er uns in mannigfachſter Form, als fortlaufende Lebensgeſchichte, als Tagebücher und Briefe, nun ſchon in vielen Bänden dargeboten, eigentlich nur Ergänzung und Erläuterung der großen Konfeſſion ſind, welche er in allen ſeinen dichteriſchen Hervorbringungen niedergelegt hat. Aus dieſem Geſichtspunkte ſind denn auch die gegenwärtigen Schilderungen und Angaben zu betrachten, die uns, in einer abermals neuen, ſo bequemen als nutzreichen Form, bald in Umriſſen, bald in ausgeführten Bildern, wiederholt Aufſchluß und Belehrung über den lebendigen Zuſammenhang geben, der hier urſprünglichen Geiſt und gelegentliche Welt zu einer der größten Erſcheinungen verbindet.

Die Mannigfaltigkeit der Form iſt bei Goethe kein Bedürfniß willkürlichen Wechſels, hervorgerufen durch den Reiz der Verſchiedenheit; ſie iſt in ſeinem tiefſten Weſen gegründet, welches den Gegenſtänden ſich hingiebt und ihren Wand-

lungen folgt, ohne jemals aufzuhören, ſie zu beherrſchen; ſie liegt aber auch in der Eigenart unſrer ganzen Bildungsſtufe, auf welcher alle Zeiten und Länder, alle Stoffe und Richtungen, mehr als jemals früher, ſich zuſammendrängen und wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Vereinigung anſprechen. Wir hätten es allerdings wünſchen können, daß Goethe in der Erzählung ſeines Lebens auf demſelben Wege fortgeſchritten wäre, den er für die Schilderung ſeiner Jugendjahre gewählt hat; man gewöhnt ſich gern an dieſe Anmuth der Rede, welche gleich dem Herameter Homer's das Größte wie das Kleinſte, das Tiefſte wie das Äußerlichſte mit demſelben glücklichen Maß und Geſchick ergreift und an dem epiſchen Faden aufreiht. Allein wir fühlen bald, daß der Dichter unſre Gewöhnung zu unterbrechen und uns auf neue Bahnen zu verſetzen guten Fug hatte, ſobald ſein Stoff ſelbſt ihn dazu aufforderte, und wir finden auch den Ertrag jeder Art auf keine Weiſe dabei verkürzt. Die italiäniſche Reiſe, der Feldzug in der Champagne, die Belagerung von Mainz durften das ſtärkere Gepräge der Gegenwart, welches gleichzeitige Briefe und Tagebücher vor der ſpäteren Erzählung voraushaben, mit dem freieren Überblicke, welchen die letztere gewährt, ſehr wohl verbinden. Dieſe neueſte Mittheilung hat wieder einen andern Karakter, der ebenſo ſeinem Inhalt entſpricht. Der Dichter hat die bewegte Jugend, die großen Entwicklungen und Stürme ſchon überſtanden, er iſt auf ſicherem und reichen Boden heimiſch, er ſteht in der Mitte ſchöner Thätigkeiten, er ſieht deren Wirkungskreiſe und Zielſtrecken mehr oder minder deutlich abgegränzt. Zwar verläugnet weder er ſelbſt ſeine proteïſche Natur, noch die Welt ihre unerſchöpfliche Anreizung, in Geiſt und Gemüth muß er immerfort neue Einſichten und Verhältniſſe zu neuen Geſtalten verarbeiten, von außen ergreifen die Stürme der Zeit auch ihn mit Gewalt: aber das Leben im Ganzen bleibt gleichwohl innerhalb ſeiner gewonnenen Ufer, und die mächtige Fluth ſtrömt nach allen Aufwallungen wieder beruhigt und klar ihren unveränderten Lauf dahin. Für einen ſolchen

Lebensabſchnitt iſt die Form von Jahrbüchern unſtreitig die angemeſſenſte, ſie faßt zuſammen, was die unvermeidlich ſich zwiſchendrängende Gewöhnlichkeit des Lebens zu weit auseinanderrückt, und ſie läßt doch auch dem einzelnen Tage, wo er in ſich ſelbſt belebt und erfüllt auftritt, ſein gebührendes Recht. Daß die Elemente des Goethe'ſchen Lebens und Dichtens hiebei nicht einzeln in einer geſchichtlichen Aufeinanderfolge zum Vorſchein kommen, ſondern gleichzeitig und verbunden ſich über das ganze Leben hin und in den mannigfachſten Miſchungen thätig zeigen und geſtalten, braucht nicht erſt erinnert zu werden.

In den vorliegenden Bänden laſſen ſich ſehr deutlich drei verſchiedene Abtheilungen wahrnehmen. Dem gewählten Geſichtspunkte gemäß greift die Betrachtung gleich zuerſt in die früheſten Jahre zurück, jedoch, da dieſe ſchon ausführlich behandelt ſind, nur in allgemeinen und raſchen Andeutungen, die uns mit kürzeſten Wendungen leicht und ſchön in die zunehmende Fülle des Beſondern hinleiten, welches den ſpäteren Jahren zugetheilt iſt. Vom Jahre 1789 an werden die Aufzeichnungen immer wichtiger und reicher, und mit dem Jahre 1794 gewinnen ſie die größte Ausbildung wie den größten Gehalt, wogegen ſie vom Jahre 1813 bis zum Schluſſe von 1822 wieder mehr als Umriſſe erſcheinen. Die erſte Abtheilung beleuchtet ſchon Vorhandenes mit neuen Streiflichtern; die zweite füllt einen großen Raum, der ſogar durch das, was aus dem reichen Briefwechſel Goethe's und Schiller's von 1794 bis 1805 hineinfällt, noch in den meiſten Beziehungen dunkel für uns war, doch bleiben auch hier noch große und wichtige Lücken übrig; die dritte Abtheilung endlich giebt uns mit vielem Erfreulichen und Genügenden zugleich noch bedeutende Anwartſchaft auf die Zukunft. Wir haben es demnach hier durchaus mit Fragmentariſchem, nicht Abgeſchloſſenem, zu thun, wie es die Natur der Sache mit ſich bringt, wo das Mitgetheilte zugleich ein noch Fortlebendes iſt und Bedingungen und Rückſichten dieſer in manchem Betracht dem Genuſſe und der Einſicht hin-

derlichen, dem wahren Antheil jedoch ſtets unſchätzbaren Eigenſchaft unterliegt.

Da wir als Mitlebende dieſe Denkblätter empfangen, ſo genießen wir auch den Vortheil, ſie von einer oder der andern Seite, je nachdem unſer eignes Leben mit ihrem Inhalte zuſammentrifft, an unſrer eignen Anſchauung zu prüfen, dieſe zu erweitern, zu berichtigen, durch Übereinſtimmung zu beſtätigen, oder auch, wo es ſich darböte, im Widerſpruche zu erhärten. Hier müſſen wir im Allgemeinen ausſprechen, — wir, die wir ſagen können, daß wir einen großen Theil der hier vorgeführten Welt gleichfalls erblickt und in dieſen Kreiſen, an dieſen Orten auch noch in der Ferne gleichſam mitgelebt haben, — daß es unmöglich iſt, getreuer und wahrhafter das Leben in ſeiner beſtimmten Wirklichkeit aufzufaſſen und wiederzugeben, als hier geſchehn iſt. Die Perſonen, die Örtlichkeiten, die geſellſchaftlichen Gruppen, die geiſtigen Bezüge und Stimmungen, die litterariſchen und politiſchen Eindrücke, alles lebt und wirkt hier in ſeiner unverkümmerten Natur, und mag irgend ein Kleinſtes in ganzem Vollbeſtande ſeines Daſeins hervorleuchten, oder ein Großes in dem geringſten ſeiner Theile nur äußerlich berührt ſein, immer iſt das Vorkommende ächt in Geſtalt und Weſen, zu allem paſſend, was weiterer Verfolg noch anreihen oder enthüllen möchte, nirgends eine falſche Färbung, eine erzwungene Wendung, die nur dem iſolirten Theilbilde für den Augenblick dienen ſollte. Dies gilt auch von den Bezeichnungen rein geiſtiger oder ſittlicher Gegenſtände; ſelbſt wo wir mit dem Autor nicht übereinſtimmen, wo wir ſeiner Anſicht oder Denkweiſe eine andre entgegenſetzen und dieſe feſt behaupten, werden wir nicht umhin können, die ſeine gleichfalls auf einem gegebenen Boden wohlbegründet zu finden und als eine in ihm ſtatthafte gelten zu laſſen. Wollen wir die Vergleichung fortſetzen und die hier entwickelte oder angedeutete Lebensfülle mit derjenigen zuſammenhalten, die in gleicher Weiſe von andern Genoſſen dieſer Zeiten ſich ihren Tag- und Jahres-Heften einſchreiben ließe, ſo würden wir

auch in dieſer Beziehung ohne Zweifel das Ergebniß zu bekennen haben, daß ſchwerlich ein Zweiter eine ſolche Vereinigung reichen innern Lebens mit reichem äußern Zuſtrömen und Hinauswirken darbieten könnte.

Es wäre überflüſſig, die Goethe'ſche Darſtellungsweiſe näher zu bezeichnen; jeder Deutſche hat ſie vor Augen und iſt mit ihr vertraut; daß ſie hier in ganzer Kraft und in vollem Glanze leuchtet, wird im erſten Eindrucke gleich jedem Leſer ſich beſtätigen. Dieſelbe plaſtiſche Schönheit, dieſelbe Tiefe und Klarheit der Anſchauung, dieſelbe gelaſſene Durchdrungenheit, welche aus andern Schriften unſers Autors in uns wirken, walten auch hier. Einige Abſchnitte, größere Schilderungen oder Erzählungen enthaltend, gehören zu dem Vollendetſten, was jemals Goethe's Feder geliefert hat, ſie würden für ſich allein, auch außer dem Zuſammenhange, der ſie noch erhebt und verſchönert, als die reizendſten Karakterbilder beſtehn, an die Novelle ſtreifend, in dem Sinne, wie Boccaccio ſie nimmt, und dem Humor verwandt, welchen Sterne ſo liebenswürdig ausläßt. Die Reiſe nach Halberſtadt, Helmſtädt und Magdeburg, wo die begleitenden wie die beſuchten Perſonen ſo lebhaft hervortreten, die Tage bei dem wunderlichen Beireis und die Einkehr bei dem tollen Hagen werden auch den Nachkommen in erſter Reihe Goethe'ſcher Bilder ſtehn, uns aber haben ſie überdies noch den Reiz, daß ſie die ſeltſamen Mährchen, die uns aus der Gegenwart ſchon immer räthſelhaft zugeklungen und uns als halbverſtandene beunruhigt, mit anmuthigen Aufſchlüſſen fortſetzen und in zuverläſſiger Geſtalt feſthalten. Ebenſo iſt der Beſuch in Göttingen mit unvergleichlich liebenswürdigem Humor erzählt, und daneben der ernſten Würde eines ſolchen Gelehrtenſitzes jede Gebühr ſorgfältig abgetragen. Die Feſtlichkeit der ſogenannten Mohren in Jena wäre dem Stoffe nach die belebteſte Idylle aus dem Volksleben, aber in der Darſtellung unſres Dichters iſt ſie zugleich ein hohes Zeugniß naturhellen Anſchauens der Verhältniſſe, menſchenfreund-

lichſten Sinnes und edler Werkſtelligkeit, welcher Laune und Talent zur guten Stunde dienen.

Ein Meiſterſtück tiefen und ſichern Eindringens in ganze Regionen wie in den einzelnen Menſchen liefern die Blätter, welche den philologiſchen Boden und auf demſelben die geiſtige Eigenart Friedrich Auguſt Wolf's darlegen; wer den Vortrefflichen gekannt hat, wird in den glücklichen Andeutungen der Art und Weiſe, wie das kritiſche Geſchäft ſich in jener ausgezeichneten Perſönlichkeit gleichſam verkörpert hatte, vielfache Themata der ergiebigſten Betrach'ungen empfangen. Aus der vornehmgeſelligen Welt reiht ſich hier, mit ſcharfen Lichtern und hellen Farben ausgeſtattet, das Bild an, welches von dem Aufenthalt und Treiben der Frau von Staël und Benjamin Conſtant's in Weimar eine Vorſtellung giebt; einige Abneigung begleitet hier die Bewunderung, die Erſcheinungen ſtoßen faſt eben ſo zurück, als ſie anziehen, aber wie gerecht, billig, und liebevoll ſogar, bleibt die Schilderung, welche auch einer feurigern und anſchließendern Geſinnung ihre Geltung unverwehrt läßt! Die politiſche Welt liefert in dem tobenden Oberſten von Maſſenbach ein artiges Gegenbild. Höchſt karakteriſtiſch, und wie nur einzig noch Goethe ſie zu geben im Stande war, iſt die Bezeichnung des geiſtigen Bildungszuſtandes der Deutſchen in und mit der Litteratur gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und wie die Heroen der letztern ſich darin verhielten, wobei freilich der Leſer den Standpunkt und die Wirkung Goethe's ſelber, wodurch das Ganze ſich unter neuen Bedingungen abſchließt, hinzudenken muß.

Lehrreich bedeutend, aber nicht weniger lebendig und anziehend, und ſogar mit einigem wohlerhaltenen Reize damaliger Heimlichkeit und Spannung, ſtellen ſich uns die Widerſachereien Kotzebue's, der ränkevolle Zwieſpalt und dann der offne Krieg vor Augen, welche die Litteratur und das Bühnenweſen verſtörten, und woran ſich die aus verſuchter Verpflanzung der allgemeinen Litteraturzeitung entſtandene Verdoppelung derſelben anſchließt. Die Wirkſamkeit des in

Weimar und Jena anſäſſigen und verſammelten Geiſtes, und insbeſondere das große praktiſche Talent Goethe's, werden bei dieſer Gelegenheit und in vielen andern Fällen in ihrer ganzen, für das Nächſte wie für das Fernſte wohlthätigen Wichtigkeit ſichtbar. Die wiederkehrenden Erwähnungen von Fichte, Jacobi, beiden Humboldt, von Voß und Stolberg, beiden Schlegel, von Reinhold, Schelling, Hegel, Hufeland und mehreren Andern ergänzen und heben ſich wechſelsweiſe.

Doch was ſollen wir weiter noch Einzelnes anführen, wo alles und jedes, wennauch nicht immer der gleichen, doch der vielfachſten und ausgezeichnetſten Vorzüge theilhaft iſt? Sind es nicht ganze Gemählde, ſo ſind es einzelne Striche, bedeutende, karaktervolle Bezeichnungen, welche unſre Aufmerkſamkeit anſprechen. Das ganze Buch iſt erfüllt von Ausdrücken, Metaphern, Beiwörtern, die einen neuen Geſichtspunkt geben, höheren Sinn aufſchließen, merkwürdige Verbindungen knüpfen, oder auch ohne beſondern Glanz einfach nur das Richtige treffen, ſo daß ihre jedesmalige Wahl dem Leſer zu denken giebt und ſeine Bewunderung oder ſeine Prüfung anſpricht. Die ganze Sprache iſt in dieſem Geiſte von neulebendiger Friſche und Kraft, und dabei ſo verſtändlich und vertraut, daß wir nur Bekanntes und Gewohntes zu ſehn glauben.

Im engſten Zuſammenhange mit dieſer Bezeichnungsweiſe, und großentheils als Grund derſelben, iſt der Bezug auf ein höheres Sittliches zu faſſen, welcher unter allen Gebilden des verſchiedenartigſten Lebens hier mehr oder minder deutlich hervorſtrahlt. Es iſt nicht bloß ein Dichter, deſſen göttliches Talent uns das Schöne darſtellt, es iſt zugleich ein Weiſer und Lehrer, der uns die Lebensgewirre einſehn, faſſen und behandeln lehrt, indem er uns den richtigen Maßſtab ihrer Geſtalten, ihres Wechſels und bleibenden Werthes an Beiſpielen der Wirklichkeit darbietet und aus allen Windungen auf ein höheres Gute deutet, welches als Rechtſchaffenheit, Wahrheit, Menſchenliebe und Frömmigkeit ſich zu

erkennen giebt. Wir wollen hier zum Beleg nur die denkwürdigen Ausdrücke beibringen, wo es von Frau von Staël heißt: „Sie hatte keinen Begriff von dem, was Pflicht heißt, und zu welcher ſtillen gefaßten Lage ſich derjenige, der ſie übernimmt, entſchließen muß"; und ſpäter von dem Abte Steinmetz, der zu Kloſter Bergen „in frommem Sinne, vielleicht einſeitig, doch redlich und kräftig wirkte", mit dem herrlichen Zuſatze: „Und wohl bedarf die Welt, in ihrer unfrommen Einſeitigkeit, auch ſolcher Licht- und Wärmequellen, um nicht durchaus im egoiſtiſchen Irrſale zu erfrieren und zu verdurſten". Im Vorbeigehn haben wir bei dieſer Gelegenheit auch noch der politiſchen Denkart und Haltung Goethe's zu erwähnen. Sie erklärt ſich hier, wie ſchon immer, kräftig gegen alles Revolutionäre, und ſeinen heftigen Widerwillen gegen die franzöſiſche Revolution, für welche Reichardt mit Wuth und Ingrimm Parthei genommen, giebt er als den erſten Grund des Mißvernehmens an, welches ihn ſpäter mit dieſem ſonſt geſchätzten Manne in offne Feindſchaft ſtellte. Wir geſtatten uns an dieſer Stelle die nöthige Bemerkung, daß die politiſchen Geſinnungen, von den verſchiedenartigſten Umſtänden, Antrieben und Eindrücken abhängig, aus unberechenbaren Elementen ſich geſtaltend, ihren letzten Gründen nach oft völlig dunkel, in allen andern Gebieten des Lebens gerade am meiſten auf die Duldung gegründeten Anſpruch haben, die ihnen auf ihrem eigenſten Gebiete freilich ganz verſagt bleiben wird; wir geben daher gern zu, daß man in dieſes Urtheil gegen Reichardt einzuſtimmen und mit ihm auch Wieland, Klopſtock, Stolberg, Kant und ſo viele Andre, welchen die franzöſiſche Bewegung anfangs ein neues Heil dünkte, zu verdammen nicht verpflichtet ſei, allein wir ſind gewiß, daß bei allen Partheien unter den Redlichen und Wackern nur eine gemeinſame Stimme des Anerkennens für die untadelig loyale und ethiſch künſtleriſche Geſinnung Statt finden kann, welche Goethe in den bündigen Worten ausſpricht: „Ich aber, die gräulichen unaufhaltſamen Folgen ſolcher gewaltthätig aufgelöſten Zuſtände

mit Augen ſchauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein für allemal am Beſtehenden feſt, an deſſen Verbeſſerung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verſtändigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte".

Betrachten wir dieſe reiche Sammlung nun noch insbeſondre, ſofern ſie den Dichter perſönlich angeht, uns von ſeinem Streben und Arbeiten, ſeinen Schickungen und Thätigkeiten, Hemmungen und Förderniſſen unterrichtet, ſo finden wir, ſelbſt nach allem Früheren, was uns ſchon in andern ſeiner Schriften und beſonders auch in ſeinem Briefwechſel mit Schiller hierüber mitgetheilt iſt, den größten Reichthum wichtiger Angaben, willkommener Erläuterungen und neuer Überblicke. Seine Beſchäftigungen im Gebiete der Wiſſenſchaften überhaupt, insbeſondre der Naturforſchung in allen ihren Richtungen, der Alterthumskunde und Geſchichte, der Sprachen und Litteraturen, ſein Wirken im Staats- und Hofleben, bei Anſtalten und Einrichtungen aller Art, ſeine vieljährige Leitung eines zur höchſten Stufe gebrachten Theaters, ſein thätiges Bemühen um bildende Kunſt, endlich ſein regſamer, fruchtbarer Umgang, ſein unausgeſetzter Lebensverkehr in allen Kreiſen der Geſellſchaft: dies alles zuſammen bildet ein ſtaunenerregendes Ganze, das wohl niemand ohne wahren inneren Gewinn betrachten kann. Wir ſehn Goethe'n, nachdem er auf ſeinem glücklichen, in Weimar gefundenen Standpunkte heimiſch geworden, ſich ſelbſt und ſeine Verhältniſſe, und mit dieſen zugleich ſeinen Ort und ſein Land nach und nach zu immer größerer Bedeutung emporbilden, und, aus dem Engen nach allen Seiten ins Weite vorgedrungen, ein treugeführtes Still-Leben überall zur großen Welt ausſtrömen, zugleich aber auch über dieſe in neue Einſamkeit herrſchend ſich erheben.

Denken wir uns Goethe'n anſtatt dieſer merkwürdigen Lebensbahn einer andern angehörig, in das Gedräng einer großen Hauptſtadt, in die Anforderungen und Darbietungen

großer Maſſen verſetzt, ſo iſt er nicht Goethe mehr. Er hätte mit dieſen Gewalten, um ſeinem ſchaffenden Geiſte zu folgen, brechen müſſen, und dann wäre die ſchöne Ruhe der Übereinſtimmung, der harmloſe Frieden geſtört geweſen, oder jene Mächte hätten ihn an ſich geriſſen, ſein Leben wäre ein politiſches geworden, und dann hätte er ohne Zweifel ſtark eingegriffen in die Bewegungen der Zeit, allein das klare, ſtarke Licht der Jahrhunderte, der Dichter und Lehrer ſeines Volks wäre er dann ſchwerlich geworden.

Bei einem Leben und Wirken ſo eigenthümlicher Art werden uns auch mit Recht die vielen kleineren Züge und Anführungen wichtig, die ein ſolches Ganzes bilden helfen. Manche derſelben laſſen den flüchtigen Leſer beim erſten Anſchein vielleicht gleichgültig, z. B. die wiederholte Nennung vieler Perſonen, von denen nicht gerade Bedeutendes immer zu ſagen war, und die man theils als allbekannte, theils als unbekannte in bloßer Anführung nur hat läſtig finden wollen, ferner die Erwähnung ſo manchen Begegniſſes oder Umſtandes, deren Intereſſe wenigſtens gegen andres Mitgetheilte zu ſehr zurückzuſtehn ſchien. Wir können unſres Orts aber ſelbſt die Aufzählung empfangener Beſuche oder geleſener Bücher hier nicht unbeachtungswerth halten, da doch jeder Name einen individuellen Bezug ausdrückt und an ſeiner Stelle nicht ohne Bedeutung ſteht, wäre er auch nicht, wie doch faſt immer der Fall iſt, durch eigenthümliche Wendung oder Bezeichnung eingeführt und ſo durch mitgebrachtes oder zugetheiltes Leben gerechtfertigt. In Deutſchland aber iſt die Unart gewöhnlich, daß jeder geringſte Leſer ſich anſtellt, als biete auch der größte Autor, wenn er vertraulich redet, ihm Sachen von nicht genugſamer Wichtigkeit an, und dürfe er Bedeutenderes verlangen; ein Benehmen, wodurch meiſt nur die geringe Einſicht an den Tag kommt, welche den wahren Werth nicht zu erkennen vermag. Wir loben dagegen die Beſcheidenheit und den guten Sinn eines wackern engliſchen Kritikers, der neulich in einer leſenswürdigen Anzeige des Briefwechſels von Goethe und Schiller auch die kleinſten

Zettel und unbedeutendſten Meldungen in der Sammlung nicht miſſen und in dieſen Mittheilungen wenigſtens die ſprechendſte Gewähr der Authenticität alles Übrigen ſehn wollte.

Gern möchten wir von ſolchem Einzelnen, welches unmittelbar auf Goethe's Perſon und Dichten zu beziehen iſt, manches hervorheben und näher beſprechen; allein bei einer Schrift, die ſo unendlich reich und dabei in Aller Händen iſt, bleibt es wohl das Beſte, auf das Buch ſelber zu verweiſen und zu deſſen friſchem Leſen aufzufordern. Zwei beſondre Stellen nur wollen wir kürzlich anführen, als zwei nach entgegengeſetzten Endpunkten liegende Beiſpiele erwünſchten Aufſchluſſes. Durch die eine dieſer Stellen erfahren wir, daß Wilhelm Meiſter's Lehrjahre allerdings einen Grundgedanken in ſich tragen, der vom Anfange her ſich immer deutlicher durcharbeitet, bis er auf dem letzten Blatte ſogar vollſtändig ausgeſprochen wird, in den Worten: „Du kommſt mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand". Hieran mögen nun die Kritiker ihren Ärger zernagen, welche bisher behauptet hatten, dieſer Roman habe kein ſolches Spruch- und Löſungswort, und der Roman überhaupt dürfe auch keines haben! Die zweite Stelle löſt einen etymologiſchen Zweifel. Seit dreißig Jahren war gefragt worden, was der Ausdruck „Kophthiſche Lieder" heiße, und woher derſelbe abzuleiten ſei? Die ſchönen Lieder waren an ſich ganz verſtändlich, aber das Räthſel des Namens blieb. Jetzt ergiebt ſich die Benennung als ſeltſam genug entlehnt aus dem anfänglichen Vorhaben, deſſen ſchon früher einmal gedacht worden, den Groß-Kophtha zur Oper zu geſtalten, wozu nunmehr noch bemerkt wird, daß jene Lieder von dieſer verſuchten, aber bald wieder aufgegebenen Bearbeitung übrig geblieben. —

Bei einer Ausgabe letzter Hand und in Betracht der ehrenwerthen Gehülfen, welche dabei als mitthätig genannt ſind, darf ſchließlich auch noch die Rüge Platz finden, daß

in Schreibung der Namen beſſere Genauigkeit zu wünſchen wäre, damit nicht z. B. Wolf der Philologe und Wolff der Schauſpieler verwirrend durcheinander laufen, und ein Hauptquartier zu Hans in Frankreich eines zu Haus werde! —

XXVII.

Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état, sur les causes secrètes qui ont déterminé la politique des cabinets dans les guerres de la révolution. Paris, 1828. 1831. 4 vols.

Seit dem Erſcheinen der erſten beiden Bände dieſer Memoiren hat man vielfältig ihrem Verfaſſer nachgefragt, und dies erneut ſich jetzt, da zwei fernere Bände wieder ans Licht getreten ſind. Die Frage iſt jedoch nicht ganz richtig, wenigſtens kann das Wort Verfaſſer hier nicht in dem Sinne gebraucht werden, in welchem daſſelbe gewöhnlich gilt. Denn ſchon die früheren Theile, und noch mehr die beiden jetzt erſchienenen, laſſen dem aufmerkſamen Beſchauer keinen Zweifel, daß hier nicht von einem Schriftſteller, der auf eigenthümliche Weiſe ſich ſelbſt oder eine Sachenfolge darſtellt, nicht von einem Staatsmann und Hiſtoriker, deſſen Geiſt und Wiſſen neue Geſichtspunkte und Aufſchlüſſe giebt, ſondern höchſtens von einem Buchmacher die Rede ſein kann, der handwerksmäßig eine Menge vorfindlicher Stoffe äußerlich zuſammenfügt. Hiemit wird denn auch die Beantwortung, welche für obige Frage übrig bleiben kann, um vieles gleichgültiger, und es kann keinen weſentlichen Unterſchied mehr begründen, ſondern höchſtens ein Gegenſtand örtlicher Neugier ſein, ob der Anhäufer und Übertüncher dieſer Maſſen

so oder so heiße, oder vielleicht mehrere Genossen sich dazu vereinigt haben.

Das Buch selbst will sich zwar das Ansehn geben, als dürfte man in ihm, wo nicht die ursprünglichen, doch wenigstens die überarbeiteten Denkschriften des preußischen Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg zu besitzen glauben. Daß diese Denkschriften und so auch das Königliche Staatsarchiv zu Berlin den Inhalt des Buches dargeliefert und seine Zuverlässigkeit zu verbürgen hätten, wird geflissentlich angedeutet. Diesem beabsichtigten Ansehn zu Liebe, als gäbe hier Preußen insbesondre und Hardenberg persönlich die Farbe und den Standpunkt, so wie die Hülfsmittel des ganzen Vortrages, hebt auch die Erzählung mit einem Abrisse der Geschichte des Hauses Hohenzollern an, und bei dem ersten Anlasse, wo der Name Hardenberg zu nennen ist, wird mit Sorgfalt die Vorgeschichte des Mannes eingeführt, der diesen Namen so großen Geschichtsereignissen verknüpft hat und nun auch deren umständlicher Auseinanderlegung, wie sie hier versucht worden, sein bedeutendes Gewicht leihen soll.

Es ist bekannt, daß der Fürst von Hardenberg wirklich Denkwürdigkeiten seines Staatslebens zu schreiben unternommen hat, daß diese zum Theil in seiner eignen Ausarbeitung vorhanden, jedoch für jetzt unzugänglich aufbewahrt sind. Für die Fortsetzung dieses ihm äußerst angelegenen Unternehmens hatte er späterhin, bei vermehrtem Geschäftsdrange und schon minder frischen Kräften, mancherlei Hülfsarbeiten sich gefallen lassen, wobei sein Vertrauen zu fremder Hand doch schwerlich der letzten Abfassung sich jemals ganz würde entschlagen haben. Personen, welche von diesen Denkwürdigkeiten nähere Kenntniß erlangt, stimmen in dem Zeugnisse überein, daß solche sich durch klare und geschickte Darstellung und nicht minder durch Schärfe der Ansicht und Freimüthigkeit des Urtheils ungemein auszeichnen. Beides ließ sich nach dem Karakter und den Talenten dieses seltenen Staatsmannes auch wohl voraussetzen. Würden jene Denkwürdigkeiten ächt und rein der Öffentlichkeit übergeben, so hätten wir un-

ſtreitig eine unſchätzbare Bereicherung der Quellen unſrer Zeitgeſchichte zu gewärtigen. Aber auch jede Mittheilung, bei welcher jene Denkwürdigkeiten eingeſehn und ihre Aufſchlüſſe benutzt worden wären, müßte als ein Widerſchein verhältnißmäßig, je nachdem er heller oder ſchwächer glänzte, uns in beſonderem Werthe ſtehn. Möglich aber wäre beides, ſowohl daß die ächte Arbeit, wenigſtens theilweiſe, als auch daß eine Beute daraus, mehr oder minder urſprünglich, wenn auch unbefugt und widerrechtlich, an den Tag käme; denn dieſe Schriften haben einem Kreiſe des Vertrauens angehört, der auch wider Wiſſen und Willen des Eigners erweitert worden, und ſind zum Theil ſogar in feindlicher Hand gewaltſam eine Zeit lang zurückbehalten geblieben. Es fragt ſich nun, wiefern das vorliegende Buch dafür gelten könne, die Stelle der Hardenberg'ſchen Schriften zu vertreten, oder mit ihnen in lebendiger Beziehung zu ſtehn? Eine äußre Beglaubigung zeigt ſich nirgends, wir müſſen unſer Dafürhalten aus der Sache ſelbſt ſchöpfen.

Betrachten wir zuvörderſt den Stoff. Es wird uns ein überſchwängliches Material dargeboten, aus dem ſich die Zeitgeſchichte, noch vor dem Beginn der Hardenberg'ſchen Staatsthätigkeit, hauptſächlich aber die ganze Periode der franzöſiſchen Revolution hindurch, zu ganz neuen und unerwarteten Geſtalten aufbauen ſoll. Insbeſondre wird die Enthüllung aller Geheimniſſe verſprochen, welche bisher in der Politik der europäiſchen Kabinette hinſichtlich ihres Kampfes und Verhaltens gegen die franzöſiſche Revolution tief verſchleiert geblieben, und vorzüglich ſoll der oft dunkle und verwickelte Gang der diplomatiſchen Sendungen und Verhandlungen ans Licht gebracht und durch unwiderlegliche Beweisſtücke aus den verborgenſten und verſchloſſenſten Schatzkammern in ſeiner ächten Geſtalt nachgewieſen werden. Die Aufgabe wäre ſchon der Mühe werth, obwohl wir nicht bergen wollen, daß wir der gemeinen Hoffnung, welche aus Enthüllung ſogenannter Staatsgeheimniſſe, aus Entdeckung ganz unbekannt gebliebener Vorgänge und Verhältniſſe noch immer aufs Neue ein

ſtrahlendes Licht bedeutender Aufſchlüſſe auf die großen Begebenheiten der Revolutionsgeſchichte ergießen zu ſehn wähnt, eine böſe Täuſchung zum Grunde gelegt glauben, wobei die wahre Geſchichtskunde längſt außer Acht geſtellt worden. Schon im Augenblicke des Geſchehens ſind die Ereigniſſe ſelten ſo verborgen, daß nicht das Weſentliche und Entſcheidende davon bald für den berufenen Sinn hinreichend kund wäre, und in unſrer Zeit, bei unſern ineinanderwirkenden, vielſeitigen, heißen und ſchnellwechſelnden Thätigkeiten und Mittheilungen möchte ein Zeitverlauf von zwanzig bis dreißig Jahren wenige Thatſachen mehr übrig gelaſſen haben, deren Hervorziehung den Überblick der großen Geſchichtszüge von Grund aus verändern könnte. Jedoch wollen wir auch für die allgemeine Geſchichtskunde den Werth ſolcher Aufſchlüſſe, wie ein Fürſt von Hardenberg ſie geben könnte, gewiß nicht verkennen und auch von minderer Hand jede berichtigende Einzelheit dankbar annehmen. Eine gewiſſe Fülle und Ausführlichkeit der Erzählung, eine ſtrenge Sorgfalt der einzelnen Färbungen und Richtungen haben wir ſchon andern Ortes für die geſchichtliche Wahrheit unerläßlich erklärt und wollen dieſe Forderung auch hier nicht vergeſſen.

Welches iſt nun aber die Ausbeute, die wir in der einen oder der andern Art unſerm **Homme d'état** verdanken ſollen? In der einen Art, von wahrhaft Großem und Wichtigem, wodurch unſre Anſicht des Geſchichtsganges verändert würde, der Zuſammenhang der Ereigniſſe ſich neu darſtellte, — nichts, geradezu gar nichts. An einzelnen Beſonderheiten, näheren Aufklärungen bekannter Vorgänge, weiterem Verfolge abgeriſſener oder entfallener Fäden, an genauer beſtimmenden Zügen und Umſtänden, an urkundlichen (ſofern wir nämlich aufs Wort glauben wollen) Ausdrücken und Zeugniſſen, an ſolchen Sachen allerdings mancherlei, und darunter auch, wir bekennen es gern, genug Brauchbares und Willkommenes. Von einigen Unterhandlungen Biſchoffwerder's, und ſpäterhin Lucheſini's, wird Ausführlicheres mitgetheilt, als man bisher wußte, und es iſt überhaupt der

Schattenſeite damaliger Staatskünſte ſehr nachgegangen. Wir rechnen dahin auch manche kleine Zwiſchenfäden, die ſich mit ſchon bekannten größeren Beziehungen verſchlingen; manche diplomatiſche Angabe in ihrem wirklichen Textlaute, beſonders ſind die untergeordneten Miſſionen und Agentſchaften, dieſe ſelten eingeſtandenen und meiſt mit Recht verſchämten Partheien, die ſich an die höhere Diplomatik anhängen und von dieſer freilich nie ganz abgeſchüttelt werden können, mit begünſtigender Liebe und Sorgfalt aufgefaßt. Die erſten Einleitungen zu Friedensanträgen oder Waffenſtillſtänden. die kleinen Zwiſchenträgereien der Subalternen ſind geſchickt aufgeſpürt und verfolgt. Die Sendungen des jungen Cuſtine, des Baron von Roll und einige andre dieſer Art finden ſich hier zum erſtenmale ſo gründlich erörtert. Wären nicht Fauche-Borel's eigne Memoiren ſchon erſchöpfend, ſo würden wir ohne Zweifel auch von dieſem Manne hier manches Neue leſen. Auch einige Aktenſtücke, Auszüge aus Depeſchen, Erklärungen, Inſtruktionen müſſen wir als neu gelten laſſen, ohne daß immer klar wäre, was durch die Mittheilung ſonderlich gewonnen iſt. Andres hingegen, was wir dem Buche von manchen Leſern als höchſt merkwürdig und neu verdanken hörten, z. B. die Briefe Hertzberg's und die harte Antwort des Königs darauf, iſt ſchon längſt durch den Druck bekannt. In Wahrheit, das zugleich Erhebliche und Neue, was von ſolcher Gattung in dieſen vier Bänden vorkommt, ließe ſich bequem auf wenige Bogen zuſammenrücken.

Die Politik der europäiſchen Kabinette während der franzöſiſchen Revolutionskriege wäre freilich ein Gegenſtand, an welchem, auch abgeſehn von dem Verſprechen neuer thatſächlichen Aufſchlüſſe, ſchon die bloße Kunſt der Geſchichtſchreibung ſich zu großen Ehren erheben und neue geiſtige Ergebniſſe darbieten könnte. Es käme darauf an, eine Mannigfaltigkeit zuſammengehöriger und auseinandergehaltener, widerſtreitender und doch zuſammengenöthigter Elemente zu einem höheren Ganzen zu ordnen, die Zerriſſenheit des Stoffes darzuſtellen und zugleich wieder aufzuheben, indem ein noth-

wendiger Zuſammenhang dennoch darin nachgewieſen würde. Aber dies könnte nur von hohen, geiſtigen Geſichtspunkten aus geſchehn, wo die Geſtalten ſich einem allgemeinen Entwicklungsgange unterordneten, ohne deßhalb minder die ganze Eigenheit ihres Beſondern zu zeigen. Die Sache müßte natürlich weit vor den Zeiten der Revolution ergriffen und ebenſo über dieſelbe hinausgeführt werden, auf herrſchende Begriffe und Perſönlichkeiten käme es hier gleicherweiſe an, für beide wäre das Talent karakteriſtiſch treffender Abbildung erforderlich. Ein Staatsmann, der vollauf in den Ereigniſſen gelebt und gehandelt und durch höhere Geiſtesbildung zugleich über ſie emporgeſchwebt, der Fürſt von Hardenberg, wie wir in den Zeiten ſeiner Kraft ihn uns vorſtellen müſſen, würde eine ſolche Arbeit mit Erfolg unternommen haben, und auch einzelne Beiträge von ſeiner Hand würden als fertige Glieder einem künftigen Ganzen nur einzuverleiben ſein. Selbſt ein gewählter beſonderer Standpunkt, die Partheilichkeit einer beſtimmten Richtung, würde an und für ſich nichts ſchaden, und wiewohl in der bezeichneten Periode die Hauptwirkſamkeit auf Öſterreich und England beruhte, ſo ließe doch darum nicht weniger ſich auch an Preußen das Ganze glücklich anknüpfen und von dieſer Seite eigenthümlich aufhellen. Allein hiezu kann eine untergeordnete Begleitung der äußerlichen diplomatiſchen Vorgänge, ein Nachlaufen hinter breiten Aktenſtücken, deren ganzes Verdienſt oft nur in Datum und Unterſchrift beſteht, ein Aufſpüren von vergeſſenem und vergeſſenswürdigem Depeſchenklatſch wenig leiſten und noch weniger ausreichen. Mehr als dieſes aber wird man in dem vorliegenden Buche nicht finden; es hat rohe Thatſachen und äußerliche Angaben die Menge; geiſtige Verarbeitung, bedeutende Anſicht, eingreifende Forſchung und belebende Geſinnung muß man vermiſſen.

Damit wir unſer Urtheil nicht ohne die Stütze eines belegenden Beiſpiels hinſtellen, auf welche Weiſe hier die Begebenheiten im Allgemeinen behandelt ſind, ſo führen wir aus dem vierten Bande ein ſolches Gebild, das keines der

unwichtigſten in dem Ganzen iſt, hier kürzlich vor. Die Rede iſt von den Unterhandlungen, welche zu Anfange des Jahres 1797 zwiſchen dem öſterreichiſchen Kabinet und dem franzöſiſchen Heerführer in Italien zum Behuf eines zu bewirkenden Friedens gepflogen wurden. Die öſterreichiſche Kriegsmacht unter Wurmſer und Alvinzy war durch Bonaparte's überraſchende Schläge zertrümmert, und Öſterreichs deutſche Länder ſchienen dem feindlichen Einbruche von jener Seite rettungslos offen; die noch übrigen, ſehr geſchwächten Truppen waren entmuthigt, die Ordnung aufgelöſt, dem entſchloſſenen Sieger wußte man keinen Widerſtand mehr, und ſeinem drohenden Nahen erzitterte ſelbſt Wien. In dieſer Bedrängniß ſchien nur ein ſchleuniger Frieden dem größten Unheil noch wehren zu können, und der Freiherr von Thugut, an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, ſäumte nicht, dieſe Nothwendigkeit vorzuſtellen und die von ihr gebotenen Schritte einzuleiten. Während aber der Weg der Unterhandlungen eifrig gewählt und befolgt wurde, wollte man auf die letzte Zuflucht neuer Waffenentſcheidungen keineswegs verzichten und ordnete zugleich die ſchleunigſten und durchgreifendſten Rüſtungen an.

Die allgemeine Stimme forderte den Erzherzog Karl, der in Deutſchland die öſterreichiſchen Heere ſo glänzend geführt, zur Rettung der Monarchie herbei, er allein ſchien dem franzöſiſchen Feldherrn noch die Spitze bieten zu können, er empfing demnach, zum Generaliſſimus ernannt, den Oberbefehl nun auch in Italien und richtete ſogleich die angeſtrengteſte Thätigkeit auf die Herſtellung des Heeres und deſſen zweckmäßige Verwendung. Nichts iſt in der Sache begründeter und an ſich klarer, als daß mittlerweile Thugut eifrig und aufmerkſam alles aufbot, um zu dem Ziel eines Friedens zu gelangen, den die Lage der Sachen, wenngleich durch jene Anſtalten ſchon einigermaßen verbeſſert, doch ſtets noch einem neuen Verſuche des Waffenglücks vorziehen hieß und ſogar gerade jetzt unverhältnißmäßig günſtig erreichbar zeigte. In ſeinen Bemühungen unterſtützten ihn eifrig der

General Graf von Bellegarde und der neapolitaniſche Geſandte, Marquis de Gallo. In dieſen Männern und ihren Bemühungen aber ſieht unſer Memoirenſchreiber plötzlich ein Triumvirat und ein Komplot, welches, im geheimen Einverſtändniſſe mit Bonaparte, und gleich ihm nur perſönlichem Antrieb und Ehrgeize folgend, nach eignem Sinn und Bedünken den Frieden feſtſetzen und ihn auf jede Weiſe zum Abſchluſſe fördern will. Hiezu ſollen auch weitere Unfälle Öſterreichs dienen und ausdrücklich vorbereitet, ja ſogar bei dem Feinde beſtellt werden, welches um ſo leichter iſt, da die Kriegsanſtalten, ungeachtet der ausgeſprochenen Befehlsmacht des Erzherzogs Karl, doch dem Weſen nach in den Händen Thugut's und ſeiner Freunde verbleiben. „On n'ignorait déjà plus dans les conseils de l'empereur," heißt es, „que Bonaparte faisait ses dispositions pour s'ouvrir le chemin de Vienne par les Alpes Noriques, et on adopta précisément le plan de défense que devait assurer les succès du général français." Die Anordnungen des Hofkriegsraths in Wien werden hierauf dargelegt und ihre Verkehrtheit nachgewieſen. Daß ſie die verkehrteſten und unglücklichſten geweſen, könnte zugegeben werden; allein Irrthum und Unkenntniß in den leitenden Behörden iſt keine ſo ſeltne Erſcheinung, daß ſie nicht auch hier als nächſter Erklärungsgrund vollgültig ausreichte und nach keinem entlegnern ſuchen hieße. Unſer Aufſchließer der Staatsgeheimniſſe jedoch läßt ſich mit ſolchen obenaufliegenden Urſachen nicht abfinden, er weiß die Sachen anders und ſagt ſie ohne Scheu: „Etait-ce là une erreur involontaire," fragt er, „ou une erreur calculée dans l'intérêt d'une négociation secrète? En disposant ainsi l'armée autrichienne il était presque vraisemblable que sa ligne de défense serait forcée, que les Alpes Noriques seraient franchies et que la terreur des armes de Bonaparte, se répandant tout-à-coup dans Vienne même, la crise y serait telle que l'empereur consentirait enfin à écouter des propositions de paix. Voilà, sans

aucun doute, quel était le but du triumvirat autrichien, dont nous venons d'indiquer l'existence. Ainsi les opérations de 1797 dans les Alpes Noriques n'aboutirent, à proprement parler, qu'à une guerre de théâtre secrètement concertée à Milan et à Vienne dans le but d'amener des préliminaires dont les bases étaient déjà tacitement consenties.“ Wirklich dringt Bonaparte unaufhaltſam in Kärnten und Steiermark vor, der Erzherzog Karl, gehemmt und irre geführt durch unſichtbare Hand, muß überall vor dem ſtürmiſchen Andrange zurückweichen, und die Friedensanträge erneuern ſich mit lebhafteſter Beeiferung. Der ungeheure Staatsverrath, der hier zum erſtenmal enthüllt wird, ſiegt vollſtändig und weiß zugleich ſich ſelber ſo glücklich im Verborgenen zu halten, daß weder der Souverain, noch die ihm treuergebenen Diener, zum Theil Gegner des Triumvirats, das geringſte davon merken; auch der Erzherzog Karl bleibt ſo geblendet, daß er ſich die Kriegsereigniſſe bloß aus der Lage der Sachen und ihrem ſichtbaren Hergange erklärt und gar nicht ahndet, daß er ſelbſt und ſein Gegner nur in Folge geheimer Verabredungen und in vorausbeſtimmten Rollen handeln! Da man ihn nicht in das Geheimniß zieht, ſo kann er freilich gegen ſeine unangenehme Rolle ſich nicht auflehnen; Bonaparte'n iſt allerdings die angenehmere zugetheilt, er darf in Sieg und Ruhm vorrücken und allen Vortheil reichlich ärnten, nur bleibt es doch nebenher auch auf ſeiner Seite einige Verläugnung, daß er, der als Held auf dem Schlachtfelde die ſchwerſten Siege nur geradezu nehmen kann, jetzt lieber ihren bloßen Schein von dem Mäkler kauft! Glaublicherweiſe würde Thugut einige Schwierigkeiten gefunden haben, wenn er die Rollen hätte anders vertheilen wollen, wozu ſein Herz doch noch immer einiges Gelüſt empfinden konnte, daß nämlich Bonaparte in Folge der Verabredung zurückwiche, und der Erzherzog Karl vordränge, wobei ja daſſelbe Ziel zu erreichen geweſen wäre, denn das bedrängte Frankreich hätte dann ebenſo ſich den Bedingungen gefügt, wie dies jetzt von Öſter-

reich erwartet wurde. Doch die Verſchworenen hatten ihre Gründe, die Sache ſo zu wollen, wie ſie erfolgt iſt. Einen Tadel muß Thugut dabei doch jedenfalls noch erleiden, nämlich den, daß er ſeine Anſtalten unvollſtändig getroffen und den ganzen Plan dem unglücklichſten Scheitern bloßgeſtellt. Denn in der That wäre Bonaparte's Rolle bei einem Haar fehlgeſchlagen, und er das Opfer ſeines gutmüthigen Zutrauens geworden, indem das unerwartete Vordringen der Öſterreicher durch Tyrol und der Aufſtand des venetianiſchen Landvolks in ſeinem Rücken ihn einer Gefahr ausſetzten, die nicht mit in der Abrede gelegen hatte! Doch wir brauchen hoffentlich für keinen unſerer Leſer in dies traurige Geſpinnſt überkluger Beſchränktheit weiter einzugehn, um ſeine Nichtigkeit in aller Blöße zu zeigen. Man weiß nicht, ob man mehr über den Unſinn lachen, oder die Gehäſſigkeit verabſcheuen ſoll, welche vereint ſolchen Einbildungen zum Grunde liegen. Die großen, offenbaren Mächte der Geſchichte, die natürlichen, durch eine Welt von Thatſachen jedem Sinn aufdringlichen, ununterbrochen ſtrömenden Quellen der Begebenheiten, den einfach klaren Zuſammenhang, der keines fremden Aufſchluſſes bedarf, will man gegen kleinliche, dunkle, in aller Künſtlichkeit doch nur verkrüppelte Urſachen austauſchen! Und ſolche Altweibermärchen mag ein ſogenannter homme d'état hier erzählen und behaupten! Hat er ſie in ſeinen geprieſenen Papieren, in den archivaliſch aufbewahrten Schriften ſogenannter Diplomaten gefunden, deſto ſchlimmer! Wer heißt ihn ohne Sinn und Urtheil dieſe Sachen durchwühlen, in welchen, wie meiſt überall, der Aberwitz mit der Weisheit ungeſichtet zuſammen liegt?

Iſt die Erzählung der diplomatiſchen Unterhandlungen auch nicht immer ſo ſchief und albern wie in dem angeführten Beiſpiel, ſo iſt ſie doch durchgängig von weitſchweifiger Flachheit und Geiſtloſigkeit. Wie entfernt bleibt ſie von dem Reiz und der Lebendigkeit, womit z. B. Bignon dergleichen vorzutragen weiß, den wir doch in andrer Hinſicht gar nicht als Muſter anerkennen mögen! Noch ſchlimmer

indeß ergeht es uns bei den Kriegsbegebenheiten, die gleichfalls, wie nicht füglich zu vermeiden war, ausführlich in dem Buche behandelt werden. Auch hier fehlt die Wärme und Anſchaulichkeit, worin vertraute Sachkunde und Beruf zum Darſtellen ſich zu erkennen geben. Dem Abfaſſer des Buches iſt das Kriegsweſen ſo fremd wie die Staatskunſt, und es iſt wahrhaft traurig, den unübertrefflichen erſten Feldzug Bonaparte's in dieſer matten, bei dem lebendigſten Stoffe nur dürftigen und langweiligen Berichterſtattung den Blicken vorüberziehen zu laſſen.

Wer in der Mitte der Begebenheiten ſelbſtthätig mitgelebt hat, von dem könnten wir auch eine genaue Kenntniß und, wenn das Glück gut iſt, eine energiſche Schilderung der handelnden Perſonen erwarten. Dies iſt aber nun vollends der allerſchwächſte Theil unſres Buches. Man vermißt ganz und gar den feinen und gewandten Menſchenkenner, dem es ein Studium ſein mußte, die Eigenheiten, Schwächen und Tugenden ſeiner Mithandelnden ſorgſam zu erforſchen, und dem die Luſt und Fähigkeit nicht fehlen konnte, ein belebtes Bild davon zu entwerfen. Man ſollte glauben, dieſe Leute hätten dem Schreiber faſt nur den Rücken zugekehrt, und ihre Geſichtszüge ſeien ihm in den meiſten Fällen unbekannt geblieben. Dieſe Unkunde zeigt ſich ebenſo im allgemeinern Urtheil, das mehr auf geiſtige Würdigung als auf perſönlichen Abriß geht. Hier iſt keine Wirkſamkeit nach Gebühr entwickelt, kein Verdienſt und Talent mit Umſicht abgeſchätzt. Dem Freiherrn von Thugut, gewiß einem der tüchtigſten Staatsmänner, deren Öſterreich ſich zu rühmen hat, geſchieht immerfort das rohſte Unrecht, der Marquis von Lucchesini und der Graf von Haugwitz werden herkömmlich in ein ungünſtiges Licht geſtellt, ohne daß man recht einſieht, wie es ſich eigentlich mit ihnen verhalte; ebenſo wird der Graf von Hertzberg aus einem nun ſchon veralteten Herkommen mit Übertreibung gerühmt. Von Hardenberg ſelbſt, deſſen Perſon, Eigenſchaften, Verhältniſſe und Antriebe hier doch vor allem ans Licht treten ſollten, erfährt man, wie

von den andern Allen, nur das ganz Äußerliche. Es scheint, daß alle eigentlichen Lebensmomente von diesen Papiermassen fern geblieben oder erst recht in ihnen ertödtet worden.

Und diese so beschaffenen Memoiren sollen irgendwie einen Zusammenhang mit Hardenberg haben? sollen wohl gar die von ihm verfaßten Denkwürdigkeiten vorstellen, oder doch den wesentlichen Ertrag derselben liefern? Wer das zu glauben Lust hat, der möge es thun, aber von Hardenberg muß er niemals mitreden wollen. Dieser großsinnige, geist- und lebenvolle, der kühnsten Ideen fähige, und in ihrer Behandlung die feinste Gewandtheit übende Staatsmann, der ein so reiches Talent der Beobachtung und der Darstellung besaß, daß er, hätte das Geschick ihm diese Bahn angewiesen, auch als deutscher Schriftsteller bedeutend geworden wäre, dieser freisinnige Ritter, der das Nahe und Ferne, das Große und Kleine stets zu ordnen, zu scheiden und zu verbinden wußte, dieser noch in so vielen sprechenden Zeugnissen des persönlichen und allgemeinen Wirkens unter uns Fortlebende kann mit einer Schriftstellerei nichts gemein haben, die in fast allen Stücken nur das Gegentheil seiner Eigenschaften ist.

Immerhin möge dem Herausgeber die Einsicht der Hardenberg'schen Denkwürdigkeiten eröffnet gewesen sein, mögen die archivalischen Hülfsquellen, welche für diese benutzt werden sollten, sich zu ihm verloren haben; wir werden seine Arbeit deßhalb nicht höher anschlagen, denn der Werth und Gehalt jener Schriften ist in die seine nicht übergegangen. Wir geben die Möglichkeit zu, daß auch noch andre namhafte Hülfsquellen zu Gebote gestanden, z. B. aus Bischoffwerder's oder Luccheſini's Nachlaß vielleicht manche Blätter, die sich so leicht zerstreuen und an einem Orte wie Paris so leicht wieder sammeln, allein selbst dies würde uns nur in der Meinung bestätigen, daß wir es hier nicht mit dem gediegenen Werk eines selbstständigen Autors, sondern mit dem lockern Zusammengefüge eines in buchhändlerischer Spekulation arbeitenden Schreibers zu thun haben. Wirklich ist die

Leichtigkeit, die Sucht, die Nothwendigkeit, oder wie man es nennen will, das Unternehmen auf recht viele Bände hinauszutreiben, dem Ganzen überall anzusehn; unter zwanzig bis dreißig Bänden dürfte nach dem genommenen Maßſtabe nicht abzukommen ſein.

Der pariſer Urſprung des Buches giebt ſich auch noch in einer andern Beziehung und nicht zu ſeinen Gunſten zu erkennen. Wären hier Hardenberg'ſche Denkwürdigkeiten, und ſollte auch Beimiſchung und Überarbeitung hin und wieder ſie verändert haben, ſo müßte doch, wenn ſie nicht ganz verzehrt oder aufgelöſt worden, irgend ſein Verhältniß darin merkbar ſein, der Standpunkt eines Preußen wenigſtens ſich darin immer wiederfinden. Aber davon iſt keine Spur. Preußen erſcheint in dem Buche als ein dem Schreiber ganz fremder Staat, deſſen Politik, weit entfernt mit der Vorliebe, welche Vertrautheit und Einſicht nothwendig hervorbringen, erklärt und vertheidigt zu werden, vielmehr ſchonungslos und auch geradezu ungerecht angefeindet wird. Ein beſſeres Loos erfährt auch Öſterreich nicht, die Feindſchaft gegen dieſen Staat äußert ſich vielleicht noch herber. Für England findet ſich ebenſo wenig Neigung, und durchaus keine für Frankreich. Da gleichwohl die entſchiedenſte Abneigung gegen die Revolution und die ganze Folge ihrer Regierungen an den Tag gelegt wird, ſo dürfte für den politiſchen Standpunkt des Buches zuletzt nur der der Emigration übrig bleiben, womit alle jene Verneinungen trefflich zuſammenſtimmen, und es wäre dann auch hinlänglich erklärt, wieſo einem heutigen franzöſiſchen Buche die jetzt allgemein verbreiteten Vorzüge der franzöſiſchen Schreibſeligkeit dennoch fehlen, und ihm dagegen ſo viel ausländiſche Schwerfälligkeit ankleben mag.

Wir haben unſrerſeits nur eine der Kritik obliegende Pflicht erfüllt, indem wir dieſe Memoiren, deren Genuß und Gebrauch wir übrigens niemanden verkümmern wollen, nur von demjenigen Gebiete zurückweiſen, welches ſie, ihren eignen Andeutungen und den umlaufenden Gerüchten zufolge,

nicht übel Luſt bezeigten unberechtigterweiſe in der Meinung des Publikums einzunehmen.

XXVIII.

Briefe eines Verſtorbenen. Ein fragmentariſches Tagebuch aus Deutſchland, Holland und England, geſchrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. Dritter und vierter Theil. Stuttgart, 1831. 2 Thle.

Die Fortſetzung — oder vielmehr die Nachlieferung der früheren Hälfte — dieſer Briefe anzuzeigen, wird uns ſchon deßhalb, wo nicht auferlegt, doch zugeſtanden ſein müſſen, weil wir in den darüber entſponnenen Verhandlungen, wo man Zeugen und Berichterſtatter unbilligerweiſe mit in den Streit zu verwickeln geſucht hat, auf dem wiedergeöffneten Schauplatze nicht gern vermißt ſein möchten, um unſer Recht und unſre Stellung trutziglich zu behaupten. Wir beurtheilen das Buch, wir ſprechen von ſeinem äſthetiſchen Werthe, von dem geiſtigen Eindrucke, den es giebt, von der Bedeutſamkeit, welche es als Erſcheinung in unſrer Litteratur hat. Für ſeinen eigentlichen Inhalt, für ſeine beſonderen Anſichten und einzelnen Urtheile haben wir nicht einzuſtehn, denn dies wäre, abgeſehn von aller ſonſtigen Bedenklichkeit, welche dabei Statt finden dürfte, auch ganz überflüſſig, weil das Buch ſichtbar genug für ſich ſelbſt jedem Fragenden zu Rede ſteht und aller Angreifenden ſich ohne Beiſtand erwehren wird. Der Verſtorbene hat ſogar, wie verlautet, eine Anweiſung hinterlaſſen, wie es wohl Abreiſende zu thun pflegen, wonach jeder, der eine Forderung zu haben glaubt, ſich mit ſeinen Anſprüchen an ein namhaftes Haus zu wenden hat. Inzwiſchen ſollen bis jetzt, ſo verlautet ferner, keine

begründeten Anmeldungen erfolgt ſein, und der Nachlaß des Verſtorbenen, der ſehr genau über ſein Debet und Kredit gewacht und beide ſorgfältig ins Gleiche geſetzt zu haben ſcheint, hat ſich bis auf den heutigen Tag unverkürzt in vollem Beſtand erhalten.

Über den Verfaſſer ſind wir gegenwärtig keiner andern Aufſchlüſſe theilhaft, als die wir ſchon bei den früheren Bänden gehabt. Allein die Vermuthungen und Wahrſcheinlichkeiten, an welchen es die Leſer nicht haben fehlen laſſen, ſind allerdings ungemein erleichtert und vermehrt durch die bedeutende Menge neuer Angaben, Bezüge und Anſpielungen, die ſich den früher dargebotenen jetzt überreichlich zugeſellen. Wir verkennen den Reiz nicht, der mit einer genauen Erforſchung dieſer Art verbunden ſein kann, wir wiſſen ſehr wohl, daß ein ſolcher Verſuch, wie weit die Kunſt der Kritik im gegebenen Falle zu einem beſtimmten Ziele vordringen, und bis zu welchem Grade der Gewißheit ſie es bringen kann, eine glänzende Gelegenheit darbietet, alle Funken des Geiſtes ſprühen zu laſſen und mannigfache Kenntniſſe und richtige Vorſtellungskraft in bewegte Wechſelwirkung zu ſetzen. Doch wir unſres Theils mögen auch jetzt, wie ſchon früher, an dieſes Spähen und Nachſpüren keine Zeit und Mühe wenden, da uns die Ermittelung eines Namens hier zur Beurtheilung der Sache nicht erſt nöthig dünkt.

Die reale Perſönlichkeit freilich, durch welche die vielfachen Lebensbilder, Schilderungen der Natur und der Geſellſchaft, ſich vor uns aufſchließen, an deren Sinn und Gemüth ſie gleichſam ſich verkörpern, kann uns nicht gleichgültig ſein, und es wäre eine wahre Unbefriedigung, wenn dieſe beim Leſen uns dunkel oder unverſtändlich bliebe. Aber ein ſolcher Mangel findet auch ganz und gar nicht Statt, das Buch iſt in dieſem Betreff keineswegs karg und kommt auch in dieſen Bänden, wie in den früheren, jedem billigen Wunſche zuvor. Wir wollen uns hier nicht gerade zumeiſt auf die geſpenſtiſche Erſcheinung ſtützen, zu welcher die Künſte des Herausgebers — der Seherin von Prevorſt abgelernt —

ſeinen abgeſchiedenen Freund gezwungen haben; die höchſt anziehende Erzählung dieſes wundervollen, helldunklen, für ein gläubiges Gemüth ſchauerlichen Herganges giebt zuletzt doch nur ein geſpenſtiſches Bild, durch welches nur derjenige befriedigt wird, der es wirklich geſehn hat. Wir halten uns lieber an die hellen Züge des natürlichen Taglebens, die aus den Briefen ſelbſt überall hervorleuchten. Haben die früheren Theile uns nach engliſchen Zeitungsblättern die auswendige Perſon des Reiſenden lebhaft vor Augen geſtellt, ſo macht uns nun mit deſſen inwendiger Perſon ein engliſcher Schädelkenner gehörig bekannt, und wir theilen gern aus den Ergebniſſen der Gall'ſchen Wiſſenſchaft und Kunſt, wie ſolche hier umſtändlich vorliegen, einige bedeutſame Sprüche mit.

Der Schädelkenner wird redend eingeführt und ſcheint ohne ſyſtematiſche Folge, nur wie der Augenblick gerade ſeinen Sinn leitete, das Aufgefundene mitgetheilt zu haben. „Ihre Freundſchaft — fing er zuerſt an — iſt ſehr ſchwer zu gewinnen, und nur durch ſolche, die ſich Ihnen ganz und mit der größten Treue widmen. In dieſem Falle werden Sie aber Gleiches mit Gleichem mit unwandelbarer Beſtändigkeit vergelten. — Sie ſind leicht zu reizen in jeder Hinſicht und dann großer Extreme fähig, geben aber weder der leidenſchaftlichen Liebe, noch dem Haß, noch andern Leidenſchaften eine lange Folge. — Sie lieben die Kunſt und werden, wenn Sie ausübend darin ſind oder werden wollen, ſich ohne Schwierigkeit darin ausbilden können, und ich finde die Kraft der Kompoſition auf Ihrem Schädel ſtark ausgedrückt. Sie ſind kein Nachahmer, ſondern wollen ſelbſt ſchaffen, ja es muß Sie das Gefühl oft drängen, Neues hervorzubringen. — Sie haben auch einen ſtarken Sinn für Harmonie, Ordnung und Symmetrie. Wenn ſie Diener haben, oder Handwerker beſchäftigen, werden dieſe viel Mühe finden, Sie zu befriedigen, weil Ihnen nichts genau und accurat genug ſein kann. — Sie haben ſonderbarerweiſe die Liebe zum Häuslichen und die des Umherſchwärmens in der Welt, welche ſich gegenſeitig opponiren, gleich ſtark. — —

Ein ähnlicher Widerſpruch findet ſich bei Ihnen in einem ſcharfen Verſtande und in einer bedeutenden Anlage zur Schwärmerei. Sie müſſen innig religiös ſein und werden doch wahrſcheinlich keiner poſitiven Form der Religion ſonderlich anhängen. — — Sie ſind ſehr eitel, doch nicht von der Art, die viel zu ſein glaubt, ſondern viel ſein möchte. — — Sie werden ſich ganz ungezwungen und heiter (cheerfull) nur da bewegen können, wo Ihre Eitelkeit durch nichts niedergedrückt (hurt) wird, die Menſchen, mit denen Sie umgeben ſind, Ihnen aber zugleich wohlwollen, wofür Ihre Gutmüthigkeit, eines Ihrer ſtarken Organe, Sie ſehr empfänglich macht. — Dieſe letztere, mit einem ſcharfen Urtheil gepaart, macht Sie auch zu einem groſſen Verehrer der Wahrheit und Gerechtigkeit. Das Gegentheil empört Sie, und Sie werden ohne alles perſönliche Intereſſe immer die Parthei eines Unterdrückten lebhaft zu nehmen im Stande ſein. Auch Ihr eignes Unrecht geſtehn Sie gerne ein und verbeſſern es bereitwillig. Unangenehme Wahrheit, die Sie betrifft, kann Sie wohl verdrieſſen, Sie werden aber dem, der ſie aus keiner feindlichen Abſicht Ihnen ſagt, doch eher geneigt ſein und jedenfalls deſshalb wahre Achtung für ihn fühlen. Aus demſelben Grunde werden Sie Geburtsdiſtinktionen eigentlich nicht zu hoch anſchlagen, wenn Ihre Eitelkeit auch nicht ganz unempfindlich dagegen iſt. — Sie laſſen ſich leicht hinreißen, es fehlt Ihnen aber dennoch an leichtem Sinn. Im Gegentheile haben Sie cautiousness — das Vermögen, wie es in einer Anmerkung heißt, ſich augenblicklich alles zu denken, was in Folge einer Handlung geſchehn könnte, — in zu hohem Grade, welche Ihrem Leben als Wermuth beigemiſcht iſt, denn Sie werden über alles viel zu viel reflektiren. — — Sie ſtreben beſtändig, ſind begierig nach Auszeichnungen und ſehr empfindlich für Vernachläſſigungen, haben überhaupt ſehr viel Ambition und von allen Arten, die Sie zugleich ſchnell wechſeln, auch gleich damit am Ziele ſein wollen, da Ihre Imagination ſtärker iſt als Ihre Geduld, weſshalb Sie beſonders günſtige

Umſtände finden müſſen, um zu reüſſiren. — Sie haben jedoch Eigenſchaften, die Sie fähig machen, nichts Gemeines zu leiſten, und ſelbſt das Organ der Ausdauer und Feſtigkeit iſt ſtark bei Ihnen ausgedrückt, aber von vielen widerſtrebenden Organen gehindert. — — Sie ſchätzen Geld und Vermögen ſehr hoch, wie Alle, die viel thun wollen, aber nur als Mittel, nicht als Zweck. Geld an ſich iſt Ihnen gleichgültig, und es iſt wohl möglich, daß Sie nicht immer ſehr haushälteriſch damit umgehen". — Zuletzt wird noch ein Foyer von Eigenſchaften bezeichnet, die der Beſitzer ſehr zu hüten habe, um nicht in groſſe Fehler zu verfallen, indem ſelbſt die ſchlimmſten Organe glücklicherweiſe noch immer eine Wendung zum Guten offen haben.

Dieſe von dem Briefſteller auch im freundſchaftlichſten Vertrauen nicht ohne Verwahrungen der Beſcheidenheit mitgetheilte Schilderung wird von dem Herausgeber als ungemein treu verbürgt, und auch wir bekennen, daß ſie durch das ganze Buch, dem ſie in vieler Hinſicht zur Erläuterung dienen kann, auch ihre Beſtätigung hinwieder empfängt.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß Form und Inhalt der vorliegenden Bände ganz gleichen Werthes mit den früheren ſind. Wir finden dieſelben Eigenſchaften, welche den Beifall der unbefangenen Leſewelt, und wenigſtens die Aufmerkſamkeit der befangenen, in ſo hohem Grade erlangt und ſelbſt dem feindlichſten Widerſacher einen tiefen Seufzer der Anerkennung abgezwungen haben, auch hier in voller Wirkſamkeit und ſchönſter Entfaltung. Das Talent der leichten, ſichern, raſchen und gründlichen Darſtellung, geſtützt auf ausgebildeten, klaren Sinn, behagliches und kühnes Gemüth, ſcharfe Einſicht und feinen Geſchmack, erwirbt abermals in den mannigfachſten Gegenſtänden unſere ſtets erneute Bewunderung. Die ſchwierigſten und unfaßbarſten Dinge, die größten Maſſen und die zarteſten Einzelnheiten, Landſchaften und Gebäude, Volks- und Staatsleben, Gemählde, Maſchinen, Perſonen, Verhältniſſe und Sinnesarten, alles wird unter der begabten Hand des Verfaſſers unmittelbar

anſchaulich, und ein Hauptverdienſt iſt es, daß dieſe Anſchaulichkeit ohne alle Anſtrengung und Umſchweife gleich beim erſten Berühren des Gegenſtandes wie durch Zauber hervorſpringt, dem Leſer die Täuſchung bereitend, als finde nur das natürlichſte, leichteſte Ergreifen Statt, das kaum irgend einer Hand fehlen könne. Aber beim erſten Verſuche dürfte ſich zeigen, daß ein ebenſo dreiſtes als blindes Selbſtvertrauen wohl zutappt, aber nicht faßt und darbietet und an den Gegenſtänden kaum die Handhabe findet, welche der glücklichen Geſchicklichkeit auf den erſten Blick dienſtbar iſt. Daß hier das Vermögen des Erſchauens, die Kraft und Leichtigkeit des Behandelns und die Anmuth der Schilderungen nicht nur dem gemeinſamen Elemente der darſtellenden Kunſt angehören, ſondern auch in das beſondre Element der vornehmen Bildung getaucht ſind, wie ſolche durch ein glückliches Naturell hindurchdringt und ſich in ihm veredelt: dies haben wir auch bereits ausgeſprochen und brauchen es nur wiederholt zu bekräftigen. Freilich möchte der Widerſpruchsgeiſt auch das eigenthümlich Ausgezeichnete der Vornehmheit gar zu gern läugnen und deſſen Einfluß wenigſtens aus der Litteratur hinwegweiſen; aber gerade in dieſem Gebiete werden die unvertilgbaren Vorzüge einer ſolchen Bildung, deren verletzendes Übergewicht man in dem Weltleben oft haſſen und meiden mag, ſich am harmloſeſten und freundlichſten geltend machen, und es bezeugt in jedem Falle Vorurtheil und Beſchränktheit, die eigenthümlichen Wirkungen thatſächlicher Zuſtände nicht anerkennen und würdigen zu wollen. Wie ſehr aber an unſerm Autor das Vornehme zu ſchätzen iſt, bezeugt ſchon die zum Theil gewiß auch daraus abzuleitende völlige Unbefangenheit, die ihn zu den höchſten Perſonen und Kreiſen begleitet, und die gleich weit davon entfernt iſt, ſich imponiren zu laſſen, oder in gereizte Oppoſition zu treten, welches letztere auch eine Art von Befangenheit iſt.

Durch die Überſchrift des erſten Briefes: „Dresden, den 1. September 1826.“, werden wir diesmal in den Anfang der ganzen Reiſe geſtellt, wenngleich der genannte Ort noch

auf einen andern Ausgangspunkt hindeutet. Sehr bald wird ſodann Weimar erreicht, und hier verweilen wir freudig theilnehmend in einem der ſchönſten Lebenskreiſe unſeres Vaterlandes. Der Verfaſſer berichtet von ſeinem Beſuche bei Goethe, nicht ahndend, daß er dieſem einſt als Schriftſteller bekannt und von ihm auf das ruhmvollſte geprieſen werden würde. Wenige Blätter führen uns nach Rotterdam. Es ſei erlaubt, hier als Beleg und Schmuck unſres Berichts die lebendige Schilderung des von Arnheim nach jenem Orte zurückgelegten Weges einzuſchalten. Der Verfaſſer nennt das Land einen weiten Garten von magiſcher Wirkung und fährt dann fort: „Auf einer Chauſſée, von Klinkern (ſehr hart gebrannten Ziegeln) gebaut und mit feinem Sande überfahren, einer Straße, die durch nichts übertroffen werden kann und nie auch nur die ſchwächſte Spur eines Gleiſes annimmt, rollte der Wagen mit jenem leiſen, ſtets den gleichen Ton haltenden Gemurmel des Räderwerks hin, das für die Spiele der Phantaſie ſo einladend iſt. Obgleich es in dem endloſen Park, den ich durchſtrich, weder Felſen noch ſelbſt Berge giebt, ſo gewähren doch die hohen Dämme, auf welche der Weg zuweilen hinanſteigt, die Menge große Maſſen bildender Landſitze, Gebäude und Thürme, wie die vielen aus Wieſenebenen, oder über klare Seen auftauchenden koloſſalen Baumgruppen, der Landſchaft ebenſo viel Abwechſelung von Höhe und Tiefe als mahleriſche Anſichten der verſchiedenſten Art; ja ihre größte Eigenthümlichkeit beſteht eben in dieſer unglaublichen Bewegung und Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die ohne Aufhören die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Städte, Dörfer, Schlöſſer, mit ihren reichen Umgebungen, Villen von jeder Bauart mit den niedlichſten Blumengärten, unabſehbare Grasflächen mit Tauſenden weidender Kühe, Seen, die im Umfang von zwanzig Meilen bloß durch Torfſtich nach und nach entſtanden ſind, unzählige Inſeln, wo das baumlange Schilf, zum Decken der Dächer ſorgfältig angebaut, Myriaden von Waſſervögeln zur Wohnung dient, — alles bietet ſich fortwährend die Hand

zu Einem freudigen Reigen, in dem man wie im Traume durch flüchtige Pferde fortgeriſſen wird, während immer neue Palläſte, immer andre Städte am Horizont erſcheinen, und ihre hohen gothiſchen Thürme in dämmernder Ferne mit den Wolken ſich verſchmelzen. Ebenſo läßt in der Nähe eine oft groteske und ſtets wechſelnde Staffage keinem Gefühl der Einförmigkeit Raum. Bald ſind es ſeltſam mit Schnitzwerk und Vergoldung verzierte Wagen ohne Deichſel, und von Kutſchern regiert, die in blauen Weſten, kurzen ſchwarzen Hoſen, ſchwarzen Strümpfen, und Schuhen mit ungeheuren ſilbernen Schnallen, auf einer ſchmalen Pritſche ſitzen; oder zu Fuß wandernde Weiber mit ſechs Zoll langen goldnen und ſilbernen Ohrringen behangen, und chineſiſchen Sommerhüten, gleich Dächern, auf den Köpfen; bald zu Drachen und fabelhaften Ungethümen verſchnittene Taxusbäume, oder mit weiß- und bunter Ölfarbe angeſtrichene Lindenſtämme, aſiatiſch mit vielfachen Thürmchen verzierte Feueresſen, abſichtlich ſchief liegend gebaute Häuſer, Gärten mit lebensgroßen Marmorſtatuen in altfranzöſiſcher Hofkleidung durch das Gebüſch lauſchend, oder eine Menge zwei bis drei Fuß hoher, ſpiegelblank polirter Meſſingflaſchen auf den grünen Wieſen am Wege ſtehend, die wie pures Gold im Graſe blinken und doch nur die beſcheidene Beſtimmung haben, die Milch der Kühe aufzunehmen, welche daneben von jungen Mädchen und Knaben emſig gemolken werden, — kurz eine Menge ganz fremder, ungewohnter und phantaſtiſcher Gegenſtände bereiten jeden Augenblick dem Auge eine andre Scene und drücken dem Ganzen ein vollkommen ausländiſches Gepräge auf. Denke dir nun dieſes Bild noch überall in den Goldrahmen des ſchönſten Sonnenſcheins gefaßt, geziert mit der reichſten Pflanzenwelt, von rieſenhaften Eichen, Ahorn, Eſchen, Buchen bis zu den koſtbarſten ausgeſtellten Treibhausblumen herab, ſo wirſt du dir eine ziemlich genaue und keineswegs übertriebene Vorſtellung von dieſem wunderbar herrlichen Theile Hollands machen können, und dem hohen Vergnügen meiner geſtrigen Fahrt". Auf die unvergleichliche

Beſchreibung des herrlichen Schloſſes Warwick müſſen wir uns begnügen den Leſer hinzuweiſen, da dergleichen keiner Abkürzung fähig, und das Ganze für unſern Raum zu ausgedehnt iſt.

Das bedeutendſte Intereſſe ruht jedoch auf dem Aufenthalte zu London ſelbſt und den umliegenden, mit dem Leben der Hauptſtadt eng verbundenen, großen und kleinen Ortſchaften. Beſonders wichtig und anziehend iſt alles, was das Leben in der großen Welt der höheren und höchſten Klaſſen betrifft, die Satzungen, Gewohnheiten und Manieren, die Ausſtattung und den Ertrag dieſer Geſelligkeitsregion, welche theils in die weiteſte Öffentlichkeit hinausragt, theils aber auch in die unzugänglichſte Abſchließung zurückgezogen iſt. Von dieſem höchſten Daſein engliſcher Bildung, engliſchen Stolzes und engliſchen Reichthums vermag nur derjenige uns ein treues Gemählde zu geben, der in deſſen innerſte Gemächer vermöge ſeines Standes und ſeiner Verhältniſſe aufgenommen und in die vertraulichen Geheimniſſe dieſer eigenthümlichen Welt eingeweiht worden. In dieſem Betracht iſt unſer Verfaſſer wahrhaft unſchätzbar, denn wenige Ausländer mögen die Fülle dieſer Herrlichkeit ſo aufgeſchloſſen gefunden, ſo nach Belieben gekoſtet haben, und der ſeltnen Begünſtigung verbindet ſich gewiß noch ſeltner die ausgezeichnete Gabe, das Empfangene mit geiſtiger Überlegenheit zu würdigen und zur anſchaulichſten Mittheilung zu verarbeiten.

Wenn in den früheren Bänden die Schilderung reicher und großer Naturſtücke, romantiſcher Wanderungen und Begegniſſe den Reiz der Erzählung ſtets erneute, ſo gewährt hier die aus den mannigfachſten Elementen in immer wechſelnden Einzelheiten zuſammengebrachte Geſtalt dieſes künſtlichen, bei allem Glanz und aller Macht in ſich ſelbſt trüben und leeren Hochlebens ein nicht minderes Intereſſe, das noch durch den Gedanken vermehrt wird, eine ſolche zum Ungeheuren angewachſene Herrlichkeit ſtehe ſchon hart an der Gränze, wo ſie nichts mehr gewinnen kann, ſondern nur zu

fürchten hat, indem wirklich ſchon von allen Seiten die furchtbaren Feinde auftreten, die das ganze Gebild in Trümmer zu zerſchlagen drohen, ſo daß ein vielleicht nicht ſehr fernes Geſchlecht dann dieſe nur als die merkwürdigen Alterthümer einer untergegangenen Welt durchforſcht und bewundert, die uns gegenwärtig noch eben als in kräftigſter Lebenswirkung herrſchend vorgeführt und im Grunde ſogar verleidet wird. Denn der Verfaſſer iſt ganz und gar nicht geblendet von dem Prunk und der Üppigkeit dieſes in ſeinen Mitteln doch nur erſtickten, in ſeiner Künſtlichkeit doch nur entarteten Zuſtandes, der allerdings eine Spitze gewaltiger Volksentwickelung, aber gleichſam ein in die Höhe abgeſetzter gefährlicher Dunſt derſelben iſt; er ſieht die harten und grauſamen Grundlagen einer ſolchen weichen Verfeinerung, er ſieht die Leerheit und Dürftigkeit ihrer Genüſſe und verſchweigt nicht die Ahndungen eines ſchlimmen Ausgangs. In dieſer Beziehung iſt das Buch, wiewohl es darauf nicht eben abgeſehn iſt, ſondern zuvörderſt nur leicht und anmuthig die Eindrücke des Tages wiedergeben will, ſelbſt von politiſcher Wichtigkeit. Doch in vielen Fällen tritt der Ernſt der Staatsbetrachtung auch ſogar ausdrücklich hervor, ſchildert und preiſt die Macht der öffentlichen Beredſamkeit, oder deutet gegen den unerträglichen Druck der Armentare als die einfachſte Abhülfe die Aufhebung der Zehnten an. Für die heimiſchen Angelegenheiten fehlt es gleichfalls nicht an ausdrucksvollen Rückblicken.

Wir können dem Verfaſſer nicht in die Mannigfaltigkeit ſeiner Gegenſtände nachfolgen; in dieſem dichten Walde des reichſten Wachsthums würden wir uns nur verlieren und doch ſeine Reichthümer nicht aufzählen, noch ergründen. Auch ſind die Gegenſtände ſelten auf einer und derſelben Stelle abgethan, ſondern der Verfaſſer hat ſeine Eindrücke und Wahrnehmungen, frei und behaglich den Lebensberührungen folgend, in dem Wechſel und in der Miſchung wiedergegeben, wie ſie ihm Tag und Stunde zugebracht. Hiedurch gewinnt freilich das gleichſam vor Augen und im Gemüth nach und nach aufwachſende, weder übereilte noch gezwungene Gebild

eine natürliche Kraft und Sicherheit, die von absichtlicher Kunst nicht so zu erreichen wäre. Einmal nur, am Schlusse des Ganzen, hat er die Beschaffenheit und Wirkung der englischen großen Welt und Modeherrschaft in eine Gesammtbetrachtung zu ziehen versucht, und da ist denn auch diese von meisterhafter Vortrefflichkeit.

Aus dem ertödtenden Gewirr der Gesellschaftswelt führt uns der Autor immer wieder in die belebende Anschauung der Natur zurück, deren verschiedenartigste Seiten er stets mit treuer Liebe auffaßt. Besonders für die höhere Bildung, welche der Landschaft durch die kunstvoll ordnende Hand des Menschen verliehen werden mag, für die Anlage würdiger, schöner und genußreicher Wohnsitze, bewährt sich ein kundiger, durch eignes Schaffen dieser Art geübter Sinn. Alles was Park, Garten, Schloß und Landwohnung überhaupt betrifft, ist unmittelbar lehrreich. Neben diesen bunten und heitern Gefilden liegt aber, uns schon bekannt, in dem Geiste des Verfassers auch das ernste, und wo nicht düstre, doch gegen jenen hellen Schimmer etwas grau abstechende Gebiet des abgezogenen Denkens, der allgemeinen zu höchsten Ergebnissen aufstrebenden Betrachtung. Wir müssen bekennen, daß dieses Element des Buches demselben einen wohlthätigen Zuwachs an Gehalt und Gewicht verleiht, und daß die ethischen und religiösen Andeutungen dem Verfasser oft um so mehr zur Ehre gereichen, als er durch andre Stellen wieder unumwunden darthut, wie wenig er in diesem Betreff einem heuchlerischen Scheine nachstrebt.

Dafür ist indeß auch anderweitig schon gesorgt, daß die Schwere und der Ernst dieses Bestandtheiles nicht zu sehr niederziehe! Ein starkes satyrisches Element, welches wir ebenfalls schon kennen, bricht immer aufs Neue durch und giebt dem Ganzen gleichsam luftige Schwingen, die mancher von starkem Flügelschlage unsanft Berührte nur allzu gern beschnitten sehn möchte! Wir sehn indeß die Laune des Verfassers diesmal nicht in gesonderten Bildstücken, wie früher, sondern sie vertheilt sich in kleineren Zügen mehr über das

Ganze. Die Gutmüthigkeit hindert nicht, daß hin und wieder ſcharfe Verletzungen vorfallen, wobei wir freilich glauben können, daß mitunter verdiente Wiedervergeltung im Spiele ſei, zuweilen auch das überwiegende Intereſſe des Gegenſtandes einer zu zarten Rückſicht keinen Raum laſſen wollte. Es iſt übrigens eine alte Erfahrung, die ſich täglich aufs Neue machen läßt, daß diejenigen am lauteſten, wenn ſie ſelbſt verletzt werden, über Rückſichtsloſigkeit ſchreien, die ihrer eignen den wenigſten Zwang auferlegen wollen. Die vornehme Welt pflegt hohe Meiſterſchaft in dem zu beſitzen, was man Diskretion nennt, ſo lange Grund und Willen vorhanden ſind, die edle Eigenſchaft auszuüben; fehlen aber jene, dann wird auch die Indiskretion in furchtbarſter Geſtalt frei und verſendet unaufgehalten ihre tödtenden Pfeile. Dieſe hier ſind hoffentlich keine tödtlichen, ſondern ritzen nur und mögen theilweiſe ſogar wohlthun und ſchmeicheln, weil mancher Ehrgeiz lieber verwundet werden als gar nicht berührt werden will. In England übrigens iſt man einer ſchärfern Öffentlichkeit, als wir bis jetzt in Deutſchland ſie vertragen können, ſchon gewohnt, und die meiſten abgeſchoſſenen Pfeile treffen dorthin. Durch die Sorgfalt des Herausgebers ſind überdies die perſönlichen Beziehungen meiſt immer etwas verſchleiert, und die ſchlimmſten Winke nur den Eingeweihten verſtändlich, unter denen, da ſie doch ſchon alles wiſſen, kein Schaden anzuſtiften iſt. —

Dieſe neuen Bände ſind, ungeachtet des Wechſels der Verlagshandlung, den früheren an Ausſtattung gleich, in Betreff der beigegebenen Kupfer iſt dieſe ſogar reicher und beſſer. Über die vielen und argen Druckfehler zu klagen, wird beinahe zur Pflicht, da der Text durch Nachläſſigkeit oder Willkühr nicht nur öfters verſtümmelt, ſondern bisweilen ſogar mit fremden Zuſätzen behaftet ſcheint, und manches auffallende Wort vielleicht gar nicht der urſprünglichen Handſchrift angehört. —

XXIX.

Deutſche Denkwürdigkeiten. Aus alten Papieren. Herausgegeben von C. F. von Rumohr. Berlin, 1832. Thl. 1—3.

Nach geſchichtlichen Denkwürdigkeiten, in welchen das deutſche Leben ſeine wahrhafte Zeitgeſtalt an wirklichen Perſonen und Ereigniſſen vertraulich abſpiegelte, und ſo durch Gedächtniß und Bild einer beziehungsreichen Vergangenheit auch der Reiz der unmittelbaren Gegenwart ſich erhöhte, nach ſolchen Schriften verlangen wir noch großentheils vergebens. Der gute Wille der Schriftſteller reicht hier nicht aus; eine reiche Wirklichkeit perſönlich erlebt zu haben, iſt die erſte Bedingung; die Gabe, ſie friſch und anmuthig mitzutheilen, wird die zweite. Aus dem Gebiete des Hof- und Staatslebens wüßten wir Muſterhaftes in dieſer Art nicht zu nennen; was wir Vortreffliches aus andern Gebieten aufzuweiſen haben, die großen Beiſpiele von Goethe und Jung-Stilling, ſtehn ſehr einſam da. Mittlerweile ſucht uns die Dichtung auszuhelfen, und nicht bloß diejenige, welche mit der Wahrheit ſo innig verbunden iſt, daß ſie nur noch als der Ausdruck erſcheint, ohne welchen dieſe gar nicht reden könnte, ſondern auch die eigentliche Fiktion, welche für die Wahrheit nicht gelten will, ſondern zufrieden iſt, von ihr einigen Stoff zu entlehnen und im übrigen nur den zu offnen Widerſpruch mit ihr zu meiden.

Woltmann zuerſt gab uns einen ſolchen Verſuch in den vielgeleſenen und vielbeſprochenen Memoiren des Freiherrn von S—a, worin ſehr gute Elemente vereinigt ſind, jedoch der bloße Verſuch allzu ſichtbar bleibt, ſowie die befangene Wendung des Urtheils über lebende Perſonen und die geſuchte Eigenheit der meiſt ungeläuterten und oft ganz ſchiefen litterariſchen Urtheile den abſichtlich für den Tag, und

für den Tag flüchtig arbeitenden Schriftſteller zu ſehr verrathen.

Weniger Schadenfreude und Tagesreiz, aber mehr äſthetiſchen Genuß und gleichen Stachel der Unterhaltung bieten die gegenwärtigen Denkſchriften dar, welche, wie jene, den Schein eines anderweitigen Verfaſſers annehmen und den Namen des Hrn. von Rumohr nur als den ihres Herausgebers führen. Schon dies allein aber, wenn wir auch die litterariſche Maskenfreiheit ſtreng achten und dem angenommenen Geheimniſſe mit keinem aufdringlichen Erkennen zuſetzen, wird dem Buche mit Recht zur günſtigſten Empfehlung dienen.

Hr. von Rumohr iſt längſt rühmlich bekannt und anerkannt als ein geiſtvoller Theilnehmer und thätiger Förderer des höheren Strebens, welches ſeit etwa dreißig Jahren einen neuen — und noch immer den neuſten — großen Aufſchwung in Litteratur und Kunſt der Deutſchen erfolgreich durchgeſetzt hat. Ein langjähriger Aufenthalt in Italien hat ihn dieſer Bildung nicht fremd machen können, ſondern nur inniger und reicher ihn auf ſie zurückgeführt. Der Mann von Geſchmack und feiner Lebenskunde hat als Herausgeber von König's Geiſt der Kochkunſt, der ſtaatswiſſenſchaftliche Forſcher durch die Abhandlung über die Beſitzloſigkeit des Kolonen in Toscana, der einſichtige Freund und Kenner der bildenden Kunſt und ihrer Geſchichte als Verfaſſer dreier Bände italiäniſcher Forſchungen ſich hinreichend dargethan, um uns von ſeiner Hand nur Werthvolles und Ausgezeichnetes erwarten zu laſſen. Selbſt die Scylla und Charybdis des äußerſten Lobes und Tadels, zwiſchen welchen das letztere Buch ſeine Fahrt durchzuſteuern verurtheilt ſein mochte, durfte in jedem Fall als ein ehrenvolles Zeugniß ſeiner Bedeutung gelten. Jetzt aber tritt er in einer ganz neuen Region auf; hier iſt nicht mehr die Aufgabe, beſtimmte Thatſachen gelehrt zu unterſuchen und geſchickt anzureihen, oder praktiſche Zwecke mit Bildung und Geiſt zu behandeln, ſondern ein eignes Kunſtgebilde erſcheint, das in ſich abgeſchloſſen iſt und ſelbſtſtändig befriedigen ſoll.

Ein deutſcher Diplomat von jenem ausgebreiteten Mittelſchlage, der mehr dem Fach untergeordnet iſt als das Fach ihm, und der die auszeichnenden Eigenheiten ſeines Standes etwas pedantiſch, daher freilich weniger glänzend, aber auch um ſo unſchädlicher beſitzt und ausübt, reiſt im Oktober 1762 von Hubertusburg, wo er dem eben gehaltenen Friedenskongreſſe noch zuletzt beigewohnt, in ſeine ſüdlichere Heimath zurück und gedenkt, ſein ferneres Leben, dem Geſchäftsdienſt entſagend, in behaglicher Ruhe zu genießen. Doch fühlt er ſchon im erſten Augenblick, daß das Aufgeben einer gewohnten Thätigkeit ſogleich eine ſchmerzliche Lücke macht und nothwendig einen Erſatz verlangt. Dieſen findet er in dem Einfall, ein Tagebuch zu ſchreiben, nach Art der vielen Denkwürdigkeiten, die ihm während ſeiner bisherigen Laufbahn ſo reiche Quelle der Unterhaltung und Belehrung geworden ſind. Deutſch, und noch der Mitte des vorigen Jahrhunderts angehörig, zeigt er ſich alſogleich in der eifrigen Verwahrung, daß er weder Geheimniſſe, welche die Dienſtpflicht zu verſchweigen gebietet, ausplaudern werde, noch überhaupt dreiſte Urtheile, unbeſtimmte Gerüchte, und was ſonſt auf Perſonen und Begebenheiten ein nachtheiliges Licht werfen könnte, dem verrätheriſchen Papier anvertrauen wolle. Nur ſeine neueſten perſönlichen Begegniſſe ſollen der Gegenſtand ſeiner Aufzeichnungen ſein. In der That ziemlich mager muß er ſie beginnen mit der Schilderung einer öden, dürftigen, vom Kriege hart mitgenommenen ſächſiſchen Gegend, ſchlechter Wege und ſchlechten Wetters und endlich eines traurigen Wirthhauſes, wo denn doch, mit Hülfe des Reiſenden, eine ganz leidliche Abendmahlzeit und ein belebtes Geſpräch zu Stande kommt, das in rührende Betrachtungen übergeht und mit einer ſehr freigebigen Wohlthätigkeit beſchloſſen wird. Wir haben den Autor hier gleich in ausgezeichneten Vorzügen kennen gelernt, die ſeine weltmänniſche Klugheit und Bildung in ſchönem Einklange eines menſchenfreundlichen Innern zeigen. Leicht und bedeutend ergibt ſich hierauf in den nächſten Tagen der Übergang zu der anſpre-

chendern Natur und Lebensart des ſüdweſtlichen Landes, zugleich aber nöthigt ein Unfall den in genußreichen Betrachtungen ſchwelgenden Autor, in einer kleinen fränkiſchen Stadt die Herſtellung ſeines zerbrochenen Wagens und die Pflege ſeiner Geſundheit abzuwarten. Mit den Verhältniſſen des Ortes und der reichsritterſchaftlichen Herrſchaft deſſelben macht ihn ſein geſprächiger Arzt bald bekannt, und dieſer ſinnt ihm darin heimlich ſchon eine beſchäftigende Beſtimmung aus. Die Mutter Vormünderin der beiden Freiherren, welche das Schloß bewohnen, iſt vor einigen Tagen geſtorben, die herangewachſenen, aber ganz unerfahrenen Söhne bedürfen einer weltklugen Leitung, beſonders der jüngere verſpricht noch etwas aus ſich machen zu laſſen, der Glanz und die Fortdauer ſeines Hauſes werden wohl auf ihn übertragen werden müſſen, und der Autor läßt ſich bewegen, als Freund und Rathgeber, doch ohne eigentliche Verpflichtung und Entgelt, ihn auf Reiſen zu begleiten. Zunächſt in einem Badeort angelangt, machen ſie die Bekanntſchaft einer ſo ſchönen als geiſtig lebhaften Reichsgräfin und ihres reichen, geſchäftigen und abſichtsvollen Vaters. Der Freiherr bekommt einen Ehrenhandel, deſſen verzweigte Berathungen und wechſelnde Ausſichten meiſterhaft beſchrieben ſind, gewinnt die allgemeine Achtung und, wie auch der Autor ſelbſt, große Zuneigung bei dem Grafen. Auf des letztern Schloſſe am Rhein ſetzen die Eingeladenen ein angenehmes Leben fort, und ein poetiſches Treiben ſogar iſt unter dem Namen der Rheiniſchen Arkadia geſellſchaftlich eingerichtet. Ein Heirathsabſehn des Grafen für ſeine Tochter wird von dem Autor aus allen Kräften gefördert, der ſein eignes Wohlgefallen an der ſchönen Gräfin gern dem Freiherrn unterſchiebt. Allein im entſcheidenden Augenblicke, da die Gräfin auf die eröffnete Anwerbung ihr Jawort geben ſoll, flüchtet ſie mit einem Vetter in die Nachbarſchaft zu einer Tante, worüber der Graf und der Autor in nicht geringe Verlegenheit gerathen, dem Freiherrn aber iſt es nur um ſo wohler, ſich wieder ohne die Befangenheit zu fühlen, in die er doch, ohne jenen Vorfall,

weiter einzugehn willig genug geweſen wäre. Hier ſchließt das erſte Buch.

Im zweiten Buche ſehn wir den Autor bemüht, nach dem Wunſche des Grafen die nunmehr nothwendige oder doch ſchickliche Heirath zwiſchen der Gräfin und dem Vetter zu Stande zu bringen. Er ſucht erſt jene bei der ſeltſam ſtrengen und fürſorglichen Tante auf, ſodann dieſen in der nahen Reſidenz, wo er im Kriegsdienſt und am Hofe angeſtellt iſt, und nach mancherlei auf beiden Seiten zu überwindenden Schwierigkeiten gelingt die Sache. Der Freiherr war inzwiſchen zu ſeinem Bruder nach Hauſe gereiſt und trifft mit dem Autor in der Reſidenz wieder zuſammen, nachdem er auf der Durchreiſe an einem Univerſitätsorte das Studentenweſen näher angeſehn und in verſchiedenen Richtungen eilig erprobt hat. Die Geſellſchaft der muntern Muſenſöhne verfolgt ihn aber auch hieher, und mitten aus einem großen Jubelfeſte, womit ſie abgeſpeiſt und geneckt werden, entführt ihn der Autor klug und entſchloſſen zur längſt beabſichtigten Reiſe nach Paris. In dieſer Stadt eröffnet ſich nun die große Welt für unſre Helden; Kammerdiener, Kleiderkünſtler, Tanzmeiſter und Koch treten in ihrer vollen Bedeutung auf; geſelliger Umgang und feiner Sinnengenuß, vornehmes und modiſches Leben mit allem Zubehör, Theater, Kunſtgeſchmack und litterariſcher Geiſtesreiz erfüllen die raſchen Tage. Der Autor insbeſondre trifft alte Freunde, ſieht Kunſtſammler und Künſtler, die Encyklopädiſten laſſen ſich vernehmen, Diderot's Name wird genannt. Mittlerweile hat der Graf, befriedigt durch die Heirath ſeiner Tochter und die ihm dadurch gewordenen Ausſichten, ſich zur Reiſe nach Paris entſchloſſen, um ſeinen Freund wieder aufzuſuchen. Er kommt an, jedoch krank und ſchon dem Tode nah; die wunderbarſten Bekenntniſſe und Auflöſungen bisher räthſelhafter Bezüge giebt er auf dem Sterbebette, zu welchem auch die vermeintliche Tante, nach jetzigen Aufſchlüſſen aber die Mutter der jungen Gräfin, und deren Gemahl aus Deutſchland herbeigeeilt ſind. Doch behalten wir keine

Zeit, dieſen veränderten Beziehungen jetzt zu folgen, vielmehr nimmt ein neues unerwartetes Ereigniß den Autor ganz in Anſpruch. Sein Zögling, der ſeit längerer Zeit mehr und mehr ſich von ihm abgetrennt und in das genußvolle Treiben junger Leute geſtürzt hat, iſt den vervielfachten Reizen und Spannungen dieſes anſtrengenden Lebens nicht gewachſen, ſeine Natur ſchlägt plötzlich um, er verfällt in Wahnſinn und Raſerei, muß in eine Irrenanſtalt nach Deutſchland zurückgebracht werden, und der Autor läßt auch von Erfüllung dieſer Gewiſſenspflicht ſich nicht abwenden.

Das dritte Buch führt uns ſolchem traurigen Orte zu, und gleich beim Eintritte ſehn wir den Autor in Gefahr, ſelbſt als ein Geſtörter aufgenommen und behandelt zu werden; er befreit ſich aber bald von dieſem Verdachte und widmet der Anſtalt und ihren Bewohnern ſeine gründliche Aufmerkſamkeit als einſichtiger Beobachter. Seine Wohnung nimmt er in einem nahen Förſterhauſe, deſſen ländliche Gegend er mit reizender Anſchaulichkeit beſchreibt. Er beſucht in der Nähe eine weibliche Erziehungsanſtalt, in deren Vorſteherin er ein vortreffliches Frauenzimmer kennen lernt, dem er ſogar, jedoch ohne gewünſchten Erfolg, ſeine Hand anzutragen wagt. Eine ländliche Knabenſchule bietet nicht weniger merkwürdige Wahrnehmungen dar. Inzwiſchen nimmt unerwartet ein Freund, der in gefahrvolle Hofhändel und in die Religionsveränderung eines deutſchen Prinzen tief verflochten iſt, ſeine geheime Zuflucht bei ihm und erzählt ſeine Begebenheiten, die aus den Verhältniſſen jener ſchon erwähnten Reſidenz hervorgehn und mit der laufenden Geſchichte ſich zum Theil durchkreuzen. Neues Geheimnißvolle dringt heran, und unter andern wird ein Zigeuner bemerklich, der bald ſeine ganze Bande nachzieht. Dazwiſchen erſcheint auch der ältere Freiherr, und während der einſt verſprechendere Bruder jetzt in ſeinem traurigen Zuſtande nur noch ſchwache Hoffnungen giebt, zeigt jener ſich trefflich entwickelt, als tüchtiger Verwalter ſeiner Beſitzthümer und eine wackre Frau zu heirathen eben im Begriff. Der Autor, welcher ſeinen Zög-

ling auf leidlichem Wege und in guter Hand ſieht, auch ſeinen verborgenen Gaſtfreund durch deſſen heimliches Davongehn zu guter Stunde wieder los geworden, widerſteht nun nicht länger den Einladungen des Grafen und der Gräfin, welche als glücklich verbundenes Ehepaar jetzt die Beſitzer des nahegelegenen, uns ſchon bekannten Rheinſchloſſes ſind. Hier ſehn wir das alte poetiſche Treiben unter der Leitung der Gräfin noch in beſtem Gange, während der Graf ſeine Regierung ernſtlich aufs Allerbeſte zu ordnen bedacht iſt, den umſtändlichen Rath des Autors verlangt und dieſem mit weitausgeholten, ängſtlichen Grübeleien etwas peinlich wird. Daneben wird eine Gemäldeſammlung gemuſtert, und die Eitelkeit und Gefahr der leeren Kunſtliebhaberei aufgedeckt, ferner die Niederlaſſung des geflüchteten Freundes in Amerika fürſorglich beſprochen, endlich für die Zigeuner ein Anbau feſter Wohnſitze im nächſten Walde ausgemittelt. An eine erzählte Geſpenſtergeſchichte reiht ſich unerwartet eine im Augenblicke ſelbſt vorgehende, welche einen Beſuch in den Kellern und Gewölben des Schloſſes veranlaßt, bei welcher Gelegenheit von Weinen und Weinkennerſchaft manches gut Eingeſehene vorkommt, der Autor zuletzt aber mit zweien Gefährten plötzlich durch eine Fallthür tief in die Erde verſenkt wird, wo er für uns auch verbleibt, indem aus dem Geſpräche der immer tiefer Verſinkenden ſchließlich — auf welchem Wege dieſer Schluß, ſowie überhaupt das ganze Buch, zu uns gelangt iſt, mag ein jeder rathen — als des Autors und des Buches letzte Worte uns dieſe überliefert werden: „Unwillkürlich rief ich daher in einem Tone, welcher ebenſo viel Verwunderung als Schmerz ausdrücken mochte: Welch' ein Ende! — Ja, welch' ein Ende, fielen die Übrigen ein, welch' ein trauriges Ende!“

Einen etwanigen außerordentlichen Schlüſſel dieſes unerwarteten Ausganges möge der Herausgeber noch in der Taſche haben und uns nur vorenthalten, oder ihm möge ſelbſt ein ſolcher fehlen und unfindbar ſein, immer bleibt es ein halsbrechendes Wagniß, den harmloſen Leſer vor einem ſol-

chen Abſturze ſtehn zu laſſen. Soll dies Ironie ſein, wie die Schlußworte ſelbſt allerdings neckiſch andeuten, ſo iſt es offenbar ein Übermaß, das doch wieder einen viel zu mäßigen Ernſt in ſich trägt und daher ſelber ein Mißverhältniß wird, anſtatt ein ſolches zur bloßen Ergötzung nur zu ſpielen und durch das Spiel wieder aufzuheben. Dieſen letzten Verdruß abgerechnet, wird man den Gang und die Entwickelung der Begebenheiten, wenn ſolche auch nicht zu einem ſtrengberechneten Ganzen ſich ründen und abſchließen, glücklich genug angelegt, verſtändig geführt und befriedigenden Löſungen überall wenigſtens angenähert finden. Es kam hier nicht ſo ſehr darauf an, daß uns ein vollſtändiger Kreis von Handlungen und Ereigniſſen, ſondern nur, daß uns, wenn auch noch ſo abgebrochene und beſchränkte Theilſtücke eines und deſſelben Kreiſes geliefert würden. Die Einheit des dargeſtellten Lebens aber, und ſo auch die Einheit des Tons und Sinnes, worin das Ganze vorgetragen worden, vermiſſen wir keineswegs, und innerhalb dieſer Einheit laſſen wir uns auch den Wechſel von ſcheinbar planmäßiger Anlage und doch wieder ganz willkürlichem Fortſpinnen der Fäden, die mit gleicher Leichtigkeit geknüpft und entlaſſen werden, um ſo lieber gefallen, als wir durch ein ſolches Spiel unvermerkt von Bild zu Bild übergeführt werden, und zuletzt, ſelbſt im höhern Sinne genommen, die eigentliche Erzählung doch nur die Rahmen zu liefern hat, welche geſchickt und bequem eine ganze Welt von Geſtalten und Betrachtungen zu faſſen und hinzuſtellen geeignet ſind. Dieſer Anforderung und Erwartung entſprechen unſre Denkwürdigkeiten vollkommen, ſie geben in einer gleichmäßigen, ſchön und rein gebildeten Form einen durchaus geiſt- und gedankenreichen Inhalt, es iſt kein Abſatz, keine Zeile darin, kann man ſagen, die nicht etwas Anmuthiges, Gedachtes, Feines oder Treffendes enthielte und auf die erfreulichſte Weiſe das Nachdenken oder die Einbildungskraft anregte. Auch verbreitet ſich die Auffaſſung des Stoffes nach und nach zu einer faſt vollſtändigen Weltanſchauung; wir werden kaum eine weſent-

liche Richtung des großen und kleinen Lebens finden, welche nicht auf eine bedeutende Weise in den Kreis dieser Gegenstände hineingezogen wäre. Das ganze Buch ist ein Schatz von eigenthümlichen Wahrnehmungen, in welchen bald Zartheit, bald Tiefe vorwaltet, von feinen Bemerkungen, angenehmen und nützlichen Lebensregeln, von gründlicher Einsicht und Erfahrung in den wichtigsten und anziehendsten oder aufdringlichsten Angelegenheiten. Die Schreibart ist klar und anmuthig, dem Kenner nur durch ein paar kleine Züge die nordwestliche deutsche Heimath verrathend, im Übrigen rein und sicher, in einer vorausbestimmten Richtung trefflich gebildet und gehalten, auf allen Punkten von einer leisen, gefälligen Ironie erhellt.

Im Ganzen finden wir eine Verwandtschaft des Geistes und der Kunst mit der Novellenart von Tieck, besonders der früheren, welche, z. B. die Gemählde und die Zopfnovelle, an Frische und Dichtigkeit manchen späteren vorzuziehen sind. Aber außerdem werden wir auch an die unvergleichliche Liebenswürdigkeit, an die stillheitre Laune Sterne's erinnert, zuweilen an die mimische Beobachtung Engel's, und nicht selten an die sittliche Wohlmeinung Möser's. In dem ganzen Buche findet sich kein Zug, der auf bittre Galle, auf gehässigen Zorn oder widrige Leidenschaft deutete. Die erwähnten Elemente sind übrigens mit einem so eigenthümlichen Grundbestandtheile gemischt, daß nach allen Seiten ein Ursprüngliches zu erkennen ist, und kein Gedanke von irgend einer Nachahmung damit zu verbinden bleibt.

Und so könnten wir denn vollkommen berechtigt sein, in diesen Denkwürdigkeiten das ausgezeichnete Werk eines freibildenden Dichters anzuerkennen, und in der Novellenlitteratur an ehrenvoller Stelle einzuordnen. Allein wir wollen uns damit nicht übereilen, sondern treten der Sache vielleicht noch von einer andern Seite näher. Wir können uns ganz wohl vorstellen, daß ein freisinniger, höchst gebildeter Mann, der die Welt in ihrer wechselnden Gestalt mit freiem

Blick und reger Geistesthätigkeit seit langen Jahren betrachtet, der seine Wahrnehmungen nicht bloß auf der Oberfläche befriedigt, sondern überall in die Tiefe eines geistigen Zusammenhanges zu steigen genöthigt ist, dem auf seinen Lebensbahnen ein überreicher Stoff begegnet, und nach allen Richtungen ein fruchtbares Nachdenken erweckt worden, daß ein solcher Mann, meinen wir, endlich auch einmal von dem Trieb ergriffen würde, den wesentlichen Ertrag eines so begünstigten Lebens durch Mittheilung festzuhalten, und seine Memoiren zu schreiben wünschte. Gesetzt ferner, dieser Treffliche fände gleichwohl seine unmittelbar persönlichen Schicksale zu einfach, seinen innern Entwicklungsgang zu abgeschieden von der äußern Welt, um seine Mittheilungen an diese Fäden aufreihen zu mögen, und ebenso wenig fühle er die Neigung, die Ergebnisse seines Umschauens und Erkennens in der Form abstrakter Gedanken niederzulegen, so wäre wohl nichts natürlicher, als daß er sich eine dichterische Form wählte, in welcher die nöthigen Lebensvorgänge nach seinem Bedarf erfunden und zur schicklichen Gelegenheit würden, die Gedanken, Ansichten und Stimmungen, um die es ihm vorzüglich zu thun ist, vollständig anzubringen. Seinem vornehm-bescheidenen Sinne, seinem künstlerischen und sittlichen Hange zur Ironie würde dann entsprechen, sich unter einer nicht ins Hohe und Geniale idealisirten Figur, sondern in einer zwar würdigen und guten, aber jedenfalls gemäßigten Erscheinung darzustellen, damit der Starke in ihm den Schwachen, nicht der Schwache in ihm den Starken, — wie dies neulich treffend ausgedrückt worden, — beschaue und behandle. Hiedurch würden nun alle inneren Verhältnisse dieser Denkwürdigkeiten in ein neues Licht gerückt. Sollte dies Vorausgesetzte hier gelten dürfen, wie es uns denn gar wohl möglich dünkt, so hätten wir dieses Buch aus dem Gebiete der freien Poesie doch großentheils wieder zurückzuziehen und ihm dafür einen nothwendigeren Zusammenhang mit der Person des Autors zuzugestehn, statt fingirter Denkwürdigkeiten lägen alsdann dem Wesen nach doch wirk-

liche vor uns, welche einen edlen Zeitgenossen nach seiner wahren Geistes- und Gemüthsart treulich abbilden.

In einer solchen Voraussetzung fortschreitend müßten wir vor allem den guten Takt loben, mit welchem der Autor die Fiktion sorgfältig von allem Zusammentreffen mit seiner Wirklichkeit geschieden und doch hinwieder nicht zu fern von ihr abgewandt, sondern zwar andre, aber die den seinen nächstliegenden Zeiten und Schauplätze zu Trägern seiner Ausführungen gewählt hat. Dann auch wird es vollkommen richtig, daß er nur das Höchstnöthige von bestimmten Namen aus der fingirten Wirklichkeit gebraucht hat, weil jede Fülle dieser Art eine zu starke Bedeutung hervorriefe und die Fiktion zu sehr als Hauptsache erscheinen ließe. Aus dem Vergnügen freilich, welches der Leser jedesmal fühlt, wenn er bekannte Geschichtsbilder unverfälscht in der Dichtung wiederfindet, möchte sich eine Vermehrung derselben rechtfertigen, und wenn z. B. die Erwähnung Göttingens als einer noch nicht alten Universität, die Nennung Diderot's und der Clairon als Lebender den angenehmsten Eindruck macht, so möchte man noch mehreres der Art wünschen, dagegen der Autor in seiner besondern Stellung mit Recht auf eine weise Sparsamkeit hält.

Schon durch die gewählte Zeit war die neueste Litteratur als ein Gegenstand der Betrachtung ausgeschlossen. Aber auch dem leichten und verführerischen Reize, die deutsche und französische Litteratur aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts kritisch durchzugehn, hat der Verfasser glücklich widerstanden und dadurch, wie uns dünkt, den größten Beweis seines richtigen und reinen Gefühls gegeben. Denn nichts leidet mehr unter einer solchen gelegentlichen, in fremden Standpunkt übertragenen, fragmentarischen und auf gefällige Kontraste ausgehenden Behandlung als die Litteratur, welche mehr als je mit gründlichem Ernst und in großem Zusammenhange betrachtet zu werden bedarf. Gerade diese Seite ist es auch, welche in den anfangs erwähnten Memoiren Woltmann's den meisten Schatten hat.

Wir würden einige Proben der Darſtellung und Laune unſres Autors hier vorzulegen nicht unterlaſſen und dazu vorzugsweiſe die Kunſtgeſpräche in Paris und die herrliche Diatribe wider das Tabackrauchen auswählen, wäre hiezu nicht nochmals der Raum erforderlich, den wir doch nöthiger für die Darlegung des geſchichtlichen Herganges zu verwenden fanden. Übrigens wird der Leſer unſrer Anzeige, wir bezweifeln es nicht, ſehr gern der Leſer des ganzen Buches werden und unſrer Auszüge deßhalb weniger bedürfen.

Dieſe Denkwürdigkeiten ſind Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Preußen, „dem feinen, tief eindringenden Kenner vaterländiſcher Verhältniſſe", durch den Herausgeber zugeeignet und entſprechen auch in dieſer Beziehung jeder an ſie zu ſtellenden Erwartung. Die äußere Ausſtattung durch den Verleger iſt geſchmackvoll, der Druck von einer ſeltnen Korrektheit. —

XXX.

Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de *Diderot*, publiés d'après les manuscrits confiés, en mourant, par l'auteur à Grimm. Paris, 1830. 1831. 4 vols.

Es giebt Namen, die man in Kreiſen geſelliger Bekanntſchaft nur zu nennen braucht, und ſogleich eröffnen ſich heitre Erinnerungen und Erwartungen, weil jederman ſchon weiß, daß an jene Namen ſich Angenehmes, Bedeutendes, Ungewöhnliches, Aufrüttelndes unfehlbar verknüpfen muß. Ein ſolcher Name in der franzöſiſchen Litteratur, die mehr als eine andre dem Bilde einer großen und doch vertraulichen Geſelligkeit entſpricht, iſt Diderot; er gehört zu den ſeltnen

Schriftſtellern, die man flüchtig und theilweiſe zu kennen niemals befriedigt iſt, man will durch ihn nicht ſowohl neue Gegenſtände und Einſichten gewinnen, ſondern vor allem ſeine Art und Weiſe ſich über die Gegenſtände ergießen und an ihnen zu den glänzendſten Umhüllungen werden ſehn; wer einiges von ihm geleſen hat, wünſcht mehr zu leſen, und zuletzt rückt alles, was von ihm vorkommt, in das gleiche Intereſſe ein, ohne über den Inhalt und die Abſicht des Mitgetheilten allzu ſtrenge Rechnung zu geſtatten. Dieſe Eigenſchaft hat er als ein durchaus eigenthümlicher Genius mit mehreren Autoren ſeiner Zeit und Nation gemein, am meiſten doch mit Voltaire und Rouſſeau; auch von dieſen iſt jedes übrige Blättchen, jede erhaltene Äußerung dem Kundigen werth und anziehend. Wenn Voltaire ſeine Eigenthümlichkeit noch ganz innerhalb des franzöſiſchen Nationalkarakters abſchließt, ſo ſteht dagegen Rouſſeau großentheils ſchon außerhalb dieſer Gränzen und iſt für die Franzoſen daher nur um ſo unverſtändlicher und aufregender. Der letztere Fall findet auch bei Diderot Statt. Obwohl in einer franzöſiſchen Provinz geboren, und äußerlich nur von franzöſiſcher Welt berührt und genährt, durch kein Organ neuerer Sprache und Litteratur mit nachbarlichen Nationen vermittelt, iſt er dennoch ſeinem innern Weſen nach ein eigentlicher Gränzmann, der beſonders zu den Deutſchen ſtark herüberneigt, bei denen er auch vorzugsweiſe Schätzung und Aufnahme gefunden hat. Wirklich iſt es eine auffallende Erſcheinung, daß in Zeiten, wo ſonſt in der deutſchen Litteratur Widrigkeit und Überhebung gegen die franzöſiſche im Allgemeinen vorherrſcht, für Diderot faſt von allen Seiten die günſtigſte Ausnahme gemacht wird, und wir unſre edelſten Geiſter, einen Leſſing, Jacobi, Goethe und Friedrich Schlegel, mit Vorliebe ihn beachten, preiſen, bearbeiten und in Ehren halten ſehn. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Geſagte die Meinung nicht haben kann, er ſei zwiſchen beiden Elementen als ein trauriges Amphibium getheilt geweſen, ein unglücklicher Deutſchfranzos oder Franzoſendeutſcher, der

in zweien Litteraturen Anſprüche gemacht hätte, die ſich in keiner hätten erfüllen wollen — keineswegs! er wußte kein Wort Deutſch, noch kannte er das geringſte von deutſcher Litteratur, die ſelber kaum begann, er war ganz und gar franzöſiſcher Schriftſteller und mit allen ächten Vorzügen dieſer ausſchließlichſt ausgeſtattet.

Schon vor einigen Jahren erſchien ein Band Nachträge zu ſeinen geſammelten Werken. Die endlich aufgefundene ächte Urſchrift ſeines unübertrefflichen Dialogs Rameau's Neffe, der ſo lange nur deutſch und dann nur in einer aus dem Deutſchen überſetzten franzöſiſchen Geſtalt vorhanden war, eine Reiſe nach Holland, und mehrere Briefe wurden darin mitgetheilt. Seitdem hat ſich aber ein viel reicherer Vorrath entdeckt, der anfangs durch den Baron Grimm und darauf durch Diderot's Tochter, Frau von Vandeul, aufbewahrt worden, und nachdem die Zeit alle Bedenklichkeiten der öffentlichen Bekanntmachung ausgelöſcht zu haben ſcheint, werden ſie gegenwärtig dem Publikum übergeben. Wir begleiten die Anzeige der einzelnen Beſtandtheile mit den Bemerkungen, welche ſich uns darbieten. Wir finden gleich als Einleitung

Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de Diderot, par Madame de Vandeul, sa fille; ein Aufſatz, der das beſte Vorwort zu allem Nachfolgenden iſt. Kindliche Pietät und ſeltne Geiſtesfreiheit zeigen ſich darin im ſchönſten Verein. Die Tochter war eines ſolchen Vaters würdig, ſie wußte ihn zu ſchätzen, zu verſtehn und zu lieben und urtheilt mit Beſcheidenheit und Einſicht über diejenigen Verhältniſſe, die ihr etwas Peinliches haben mußten, aber als die des Vaters dennoch werth ſein konnten.

Mémoires de Diderot. Lettres à Mademoiselle Voland, de 1759 à 1774. Dieſe, vom erſten Bande bis in den dritten ſich erſtreckende Reihe von Briefen macht, wie den größten, ſo auch den wichtigſten Theil der vorliegenden Sammlung aus. Sie ſind in völligem Vertrauen und mit

rückhaltloſer Freiheit geſchrieben. Es wäre jetzt nur ein verlorener Aufwand von ſcheinſamem Blödethun, wollte jemand noch großen Lärm über die Anſtößigkeit erheben, daß Diderot als verheiratheter und ſchon bejahrter Mann mit einem unverheiratheten Frauenzimmer in einem Liebesverhältniſſe lebte, das von den beiderſeitigen Angehörigen nicht nur gewußt und zugegeben, ſondern ſogar als unverfänglich angeſehn wurde. Das achtzehnte Jahrhundert, kann man ſagen, lebte in Maſſe außerhalb der Ehe, und gerade in den höchſten und gebildeten Ständen hatte dieſes Band dem Weſen nach größtentheils aufgehört, indem es nur äußerlich für die bürgerlichen Folgen zu gelten fortfuhr. Die rohe Ausgelaſſenheit durchtobte die ſchrankenloſen Räume bis zu den fernſten Weiten, aber auch die wahre und edle Empfindung ergingſich zwanglos in der offnen Freiheit und glaubte ſich deßhalb nicht tadelhaft. Nach der allgemeinen Denkart und Gewöhnung der umgebenden Welt konnte die Bahn, welche einer ſtrengeren Anſicht doch immer als verderbt und ſtrafbar gelten mußte, nicht nur ohne Widerſpruch der Rechtlichkeit und Ehrbarkeit betreten werden, ſondern auch Unſchuld und Tugend in ſich aufnehmen und entwickeln. Wenn Diderot und Mlle. Voland ſich aufrichtig in dem letztern Falle glauben und demgemäß äußern und benehmen, ſo darf uns dies um ſo weniger wundern, als überhaupt in ſolchen Verhältniſſen jederman leicht den Andern, welchen er einer gewöhnlichen Allgemeinheit unterordnet, nicht aber ſich ſelbſt, wo er die Macht des eigenthümlich Beſondern als heraushebend aus jedem Gemeinen wirkſam fühlt, im Unrecht glaubt. Doch liegt gerade hier in dem eigenthümlich Beſondern ein gar ſchlimmer Punkt. Diderot's Geliebte und Vertraute zu ſein, war noch etwas bedenklicheres, als es überhaupt von jemand ſein; für dieſe Aufgabe mußten nicht bloß alle oberflächlichen Ziererein wegfallen, ſondern auch tiefer liegende Zurückhaltungen ſich zu harter Aufopferung bequemen.

Denn Diderot iſt, wenn auch keineswegs in Sitten und Handlungen, doch in Vorſtellungen und Ausdrucksweiſen,

der entſchiedenſte Cyniker, er ſchreibt mitunter wie Friedrich Schlegel an Lucinden, wie Heinſe an Laidion, mit dem Unterſchiede nur, daß er als Franzoſe, dieſe als Deutſche ſchreiben. Doch auch hier müſſen wir ihn, wie er in ſeinem Zeitalter daſteht, betrachten. Noch in der erſten Zeit Ludwig's XIV. herrſchte ſelbſt am Hofe eine naive Freiheit des Ausdrucks, man nannte die Sachen ohne Scheu beim Namen. Verfeinerte Bildung fing den Ausdruck zu verſchleiern an, bis die Überbildung ihn wieder frech enthüllte und mit der Pöbelhaftigkeit wetteiferte. Für edlere Naturen aber wurde der Cynismus eine Waffe und Proteſtation gegen Heuchelei und Unnatur, und die Ablöſung von der chriſtlichen Weiſe führte ihn zum plaſtiſchen Antiken zurück, wie dies auch in Italien als feſtſtehend wahrzunehmen iſt. Von dieſer letztern Gattung iſt Diderot's Cynismus großentheils, und deßhalb iſt er ſchon leichter zu ertragen, noch mehr aber wird er verzeihlich, wenn man findet, wie er nicht als alleiniges auftritt, ſondern vielmehr begleitet von allen Gaben des Geiſtes, des Gemüthes, des Witzes und des Tiefſinns, und wenn man erkennt, wie derſelbe in ihm das nothwendige Gegengewicht nicht nur ſo vieler fremden Empfindſamkeiten bilden muß, ſondern auch ſeiner eignen, denn einen weichern, gemüthvollern, überſchwänglichern, gutwilligeren und hinreißbareren Menſchen hat es in ſeinem ganzen Kreiſe nicht gegeben.

An Sittenſchilderungen und Lebenszügen der verſchiedenſten Art ſind dieſe Briefe außerordentlich reich, und ſo giebt uns Diderot zugleich den Maßſtab für die ebenſo reich dargelegten Zeichnungen ſeines eignen Lebens und Karakters. Wenn er nicht ſonderlich anſtändige Geſchichten erzählt, z. B. von dem Ritt eines Frauenzimmers auf einem Abbé, oder das wunderliche Nachtſtück: „à moi, mes gendres“, ſo mag er allenfalls nur dem guten Jean de Lafontaine zu vergleichen und derſelben Nachſicht theilhaft ſein, welche dieſem niemals verſagt worden iſt. Wenn er aber in ſeine ſprudelnde Laune geräth, mit einzelnen Wahrheiten gleichſam durchgeht, ſie

wie Seifenblasen immer größer und glänzender aufbläst, bis sie im höchsten Farbenspiele zerspringen, wenn er sich bestimmte Fälle ausdenkt und sie losläßt, um sie durch alle Gänge seiner scharfen Dialektik durchzutreiben, wenn er z. B. untersucht, was die Pflicht einer guten Gattin und Mutter in einer gewissen Verlegenheit wirklich erfordere, oder was seine Geliebte ihm in einer ihm geschehenen Anmuthung erlauben dürfe und könne, und hierüber Antwort und Entscheidung immer dringender verlangt, immer schärfer zubereitet: dann ist er ganz er selbst, und Mlle. Voland mitunter wohl etwas zu bedauern! Wie weit entfernt ist er dagegen von der widerlichen und frevelhaften Schwelgerei der Vorstellungen, worin z. B. der italiänische Arzt Gatti den höchsten Reiz findet, indem er eine Liebschaft mit einer Frommen in wahrhaft empörenden Zügen schildert! Ebenso, wenn der Baron Holbach und manche seiner Freunde wirklich dem Vorwurfe des Atheismus, sofern dieser überhaupt anzunehmen ist, nicht entgehn können und wenigstens den Ruhm dieser unsinnigen Vorstellungsweise suchen, so weicht Diderot von ihnen wesentlich ab und will, indem er dem Gedanken Gottheit von Herzen huldigt, nur den Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch dieses Gedankens nicht überall zulassen. Er scherzt nach seiner Art über eine Frau, die ein esprit fort geworden sei und nun glaube, die Seele werde in der Erde mit dem Leibe faulen; er führt das glückliche Wort an: „Ihr habt mich zur Atheistin gemacht, ihr werdet's vor Gott zu verantworten haben!"

Die Verhältnisse der französischen Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts zu den Mächtigen der Erde stellen sich uns hier in bedeutenden Zügen ebenfalls der Erinnerung vor. Namentlich Diderot wird von den Gesandten der russischen Kaiserin Katharina unaufhörlich geschmeichelt, zu Rath gezogen, mit Anerbietungen überhäuft; seine Reise nach St. Petersburg und sein Aufenthalt am dortigen Hofe haben hier ein andres Ansehn, als man nach einseitigen Berichten bisher davon hatte. Natürlich waren die Hofleute und Di-

plomaten neidiſch auf den in ihrer Mitte mit höchſter Gunſt aufgenommenen, ſchlichten Litterator und ſuchten ihm ſein offnes und freies Benehmen als Taktloſigkeit auszulegen. So auch berichtigt ſich die gewöhnliche Meinung von einer bei Gelegenheit dieſer Reiſe bezeigten auffallenden Kälte Friedrich's des Großen gegen Diderot. Daß dieſer aus Grundſätzen und Neigung die Großen der Welt lieber mied als aufſuchte, ſieht man auch aus den Bemühungen, die es koſtete, ihn mit dem Könige von Dänemark, der damals Paris beſuchte, zuſammenzubringen. Aber auch die ſchönen Geiſter zweiten und dritten Ranges hatten ihr Theil an der allgemeinen Verehrung, welche der litterariſchen Macht gezollt wurde. Die Kaiſerin Katharina ſehn wir den verbindlichſten Dank in den ſchönſten Ausdrücken an Marmontel ſchreiben, der ihr ſeinen Bélisaire überſchickt hatte. Ebenſo ſchreibt von Wien in gleichem Anlaß der Miniſter van Swieten auf Befehl der Kaiſerin Maria Thereſia und des Kaiſers.

Wenn Diderot ſeiner Einbildungskraft im Gebiete der ſchönen Künſte freien Flug läßt, wenn er den Reichthum erfinderiſcher Vorſchläge entfaltet, wie hier in Einem Athem fünf verſchiedene Entwürfe zu einem bildhaueriſchen Denkmal auf das Ableben des Dauphins, oder wenn er genoſſene Kunſtanſchauungen wiedergiebt, Gemählde beſchreibt, Eindrücke der Muſik überliefert, wie in der an ein Wunder unſrer Tage erinnernden unübertrefflichen Schilderung des Spiels eines deutſchen Muſikers Noël auf dem von Hebenſtreit erfundenen großen Saiteninſtrument Pantaleon, — dann iſt er durchaus auf ſeinem Grund und Boden, und wir finden überall das Schlegel'ſche Wort beſtätigt, von Diderot ſich eine Gemählde ſammlung beſchreiben zu laſſen, ſei ein Kaiſerlicher Luxus. Er hatte von den Künſten wenigſtens die Seite ihrer Beziehung auf Sinn und Gemüth vollkommen inne und war der Mahlerei und Bildhauerkunſt auch von der techniſchen Seite beigekommen.

Am ſchönſten zeigt ſich uns Diderot als Freund ſeiner Freunde und als Menſchenfreund überhaupt. Sein Urtheil

iſt nicht befangen, aber ſein Herz immer hingegeben. Selbſt denen, die es nicht verdienen, iſt er mit Eifer treu. Daß die Zärtlichkeit für den faſt von Allen verkannten und allerdings leicht verkennbaren Rouſſeau in ihm nie erlöſchen konnte, haben wir ihm um ſo höher anzurechnen, als er mit deſſen unfreundlichſtem und beſchränkteſten Widerſacher, dem Baron Grimm, aufs Innigſte verbunden war und dieſem ein unverhältnißmäßiges Übergewicht zu nehmen erlaubte. Als Grimm durch ein Augenübel von Blindheit bedroht wird, ergießt ſein Freund ſich in rührenden Klagen und ſchreibt an die Freundin die einfach-großen Worte: „Et d'avance je vous préviens que son bâton et son chien sont tout prêts“. Daß er wochen- und monatelang die unangenehmſte, anſtrengendſte Arbeitslaſt für ihn trägt, gehört weniger der Freundſchaft an, er thut Ähnliches auch für ganz Fremde, ja für Gegner, wenn ſie ihn anſprechen.

Voyage à Bourbonne. Eine Reiſe, welche Diderot nach dieſem Brunnenorte gemacht, um ſeine Geſundheit herzuſtellen, gab ſeinem für das Beſte ſeiner Mitmenſchen ſtets zur Thätigkeit angeregten Eifer den Anlaß, für die Unterweiſung künftiger Beſucher und Heilbedürftiger dieſen Aufſatz über die Einrichtungen und Merkwürdigkeiten des Ortes, ſo wie über die Natur und Wirkung der Quellen niederzuſchreiben, wobei er nach ſeiner Weiſe kleine Geſchichten, Schilderungen und Gefühlsäußerungen einmiſcht. Beſonders bewegt und ſchön ehrt er das Andenken ſeines Vaters und ſeiner Mutter und ſagt zuletzt, indem er von ſeinen Thränen ſpricht: „Que je suis triste! . . que je suis heureux! S'il est un être qui ne me comprenne pas, fut-il assis sur un trône, que je le plains!“

Voyage à Langres. Ein Anhang zu dem vorigen Aufſatze, in wenigen Blättern manches Bemerkenswerthe.

Correspondance avec Falconet; lettres sur le désir de transmettre son nom à la postérité. Der Bildhauer Falconet hatte in einem Briefe an Diderot geringſchätzig vom Nachruhm geſprochen, was von ihm, deſſen

Kunſtwerke hauptſächlich der Verherrlichung großer Namen für die Nachwelt beſtimmt waren und zugleich ſeinen eignen Namen ruhmvoll zu erhalten verſprachen, doppelt ſeltſam erſchien. Für Diderot jedoch, der an keine perſönliche Fortdauer nach dem Tode glauben wollte, war der Nachruhm eine Erſatzvorſtellung für die aufgegebene des ewigen Lebens geworden, und je leichter er auf den großen Schatz verzichtet hat, um ſo ſchwerer will er dieſen geretteten Sparpfennig ſich entreißen laſſen. Es wird ein faſt peinliches Vergnügen, alle die Wendungen und Sprünge zu ſehn, mit welchen er das Glück dieſer Unſterblichkeit zu behaupten ſtrebt; er ruft alles zu Hülfe, was ihm dienen kann, belebt ſeine Dialektik mit Witz und Beiſpielen, und wenn er gedrängt wird, iſt er noch immer nicht verloren. Man kann auf ſeine Beweisführung anwenden, was er ſelber von dem Argumente des Redners im Gegenſatze zu dem des Philoſophen ſagt; letzteres, meint er, ſei nur ein trocknes Gerippe, das des Redners aber: „C'est un animal vivant, c'est une espèce de polype. Divisez-le, et il en naitra une quantité d'autres animaux. C'est une hydre à cent têtes. Coupez une de ces têtes, les autres continueront de s'agiter, de vivre, de menacer. L'animal terrible sera blessé, mais il ne sera pas mort, prenez garde à cela“. Er ſagt über den Gegenſtand ſo ziemlich alles, was man ſagen kann, wenn man das Rechte doch nicht ganz zu finden weiß. Daneben unterſucht er mancherlei Aufgaben der Kunſtgeſchichte, erörtert Polygnot's Gemählde, vertheidigt den Jupiter des Phidias, die Kunſtkenntniß des Plinius, und da auch aus den Briefen Falconet's die bezüglichen Stellen beigebracht ſind, ſo hört man gleichſam einem lebhaften Kunſtgeſpräch, das zwiſchen Paris und St. Petersburg von zwei rüſtigen Kämpen ſehr raſch und gebildet gewechſelt wird, mit Vergnügen zu und wünſchte nur, da man ſich doch bisweilen ängſtlich nach dem Richter ſo vieler Streitverwirrung umſehn möchte, dem Ganzen einen ſolchen reſumirenden

Kommentar, wie Goethe ihn der Abhandlung Diderot's über die Malerei geschenkt hat.

Paradoxe sur le comédien. Dieses Gespräch, in welchem der erste der beiden Theilnehmer Diderot selbst ist, eröffnet den vierten Band und handelt von der Kunst des Schauspielers. Auch hier ist Wahres und Falsches, Einleuchtendes und Scheinbares mit scharfem und launigem Eifer durcheinander geworfen. Er, der sonst überall so sehr auf Natur dringt, will hier alles in die studirte Kunst legen, nicht die Empfindung, sondern die Nachahmung des Empfundenen, nicht die Begeisterung, sondern die kluge Verwaltung ihrer Hinterlassenschaft soll den Schauspieler in seiner Rolle leiten, und er führt von den größten Künstlern der Bühne mancherlei Züge an, die beweisen, daß sie im höchsten Schwunge ihres Spieles, wo sie die erschütterndste Wirkung hervorbrachten und ganz mit ihrer Rolle Eins zu sein schienen, der gemeinsten Bemerkungen und Späße fähig waren. Auch hier fehlt das rechte Wort, allein es sind die schätzbarsten und reichsten Materialien zusammengebracht, um dasselbe finden zu lassen. Welche Blitze des Genius aber aus diesem heißen Kopfe zwischendurch immer hervorleuchten, möge die Stelle über Shakspeare bezeugen, von welchem er sagt: „Je ne le comparerai ni à l'Apollon du Belvédère, ni au Gladiateur, ni à l'Antinoüs, ni à l'Hercule de Glycon, mais bien au St. Christophe de Notre-Dame, colosse informe, grossièrement sculpté, mais entre les jambes duquel nous passerions tous sans que notre front touchât à ses parties honteuses". Ein Urtheil, welches als das eines Franzosen aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts genugsam darthut, wie groß der Sinn, und wie hell der Geist dieses Franzosen sein mußte.

Entretien entre d'Alembert et Diderot. Um die seltsamsten, ausschweifendsten, man könnte sagen sich köpflings in sich selbst überschlagenden Sätze einer verzweifelten und doch lustigen Naturphilosophie vorzutragen, wählt Diderot die glückliche Form eines Gesprächs, das er mit seinem

Freunde d'Alembert beginnt, den er hierauf mit den aufgenommenen Vorſtellungen entſchlafen und dieſe im Traum durch ihn fortführen läßt, ſo daß deſſen Freundin, Mlle. de l'Espinaſſe, über das wunderliche aus dem Schlaf reden beunruhigt, zu dem vertrauten Arzte Bordeu ſchickt, der alsdann mit ihr gemeinſam den Schlafenden belauſcht und deſſen Vorſtellungen als Gegenſtand der Unterhaltung lebhaft ergreift, vertheidigt, ausbildet. Der Schlafende vernimmt nun auch ſeinerſeits, fällt gelegentlich ein und erwacht endlich ganz. Man trennt ſich, aber ein ſpäteres Zuſammentreffen des Arztes mit Mlle. de l'Espinaſſe giebt Gelegenheit, dem Geſpräch einen nochmaligen Aufſchwung, verſtärkte Eindringlichkeit und ſchärfſten Abſchluß zu verleihen. Weiter als in dieſem Kunſtwerke dialektiſcher Meiſterſchaft und lebendiger Darſtellung kann der Cynismus ſchwerlich getrieben werden. Wir könnten auf das lebenerfüllte Karakterbild von Rameau's Neffen hinweiſen, und man wird ſich des bedenklichen Inhalts bei dem Namen genug erinnern. Aber dieſer Rameau iſt ein unſchuldiges Kind in Vergleich zu dem vorliegenden Dialog! In dieſem wird mit allen ſchwierigſten Gegenſtänden, welche die Einbildungskraft nur mit Zagen, das mündliche Wort in unſrer Sitte nur aus äußerſter Noth befaßt, ſo frank und rückſichtslos herumhanthiert als wie mit den Gliedern des menſchlichen Körpers auf einem anatomiſchen Theater. Doch auch wieder ſo zierlich wie auf dieſem, und wenn man recht will, am Ende auch wieder ſo unanſtößig. Die Unterſuchung, welche hier von den Männern mit ziemlich wiſſenſchaftlichem Ernſte verhandelt wird, gewinnt ihre Hauptanſtößigkeit eigentlich nur durch die Gegenwart und Theilnahme des Frauenzimmers, allein eben dadurch auch, wir müſſen es geſtehn, ihren höchſten Reiz, ihre Feinheit und Anmuth, die aus den Wogen des aufgeregten Cynismus denn doch immerfort auftauchen. Stets bleibt es jedoch eine grauſame und gewaltthätige Schelmerei, ſich zum Reize und zur Spannung des Mittheilens hier ſo der namhaften und ohnehin ſchon leicht verwundbaren Freun-

din des Fremdes zu bedienen, und gerade ſie auszuerſehn, um alle dieſe entſetzlichen Dinge an ihr gleichſam abzuplaudern. Freilich war das Werkchen nicht zur öffentlichen Bekanntmachung beſtimmt, aber das frevelhafte Spiel der frechen Laune doch ohne Zweifel dem weiten Kreiſe vertrauter Freunde nicht vorenthalten.

La promenade du sceptique. Eine frühe Arbeit Diderot's, ſchon im Jahre 1747 geſchrieben. Als allegoriſche Satyre gegen die religiöſe Denkart oder vielmehr gegen den rohen und ſtarren Gewohnheitsglauben jener Zeiten munter und ſcharf genug vorgeſtellt; für uns jedoch ſchon wenig mehr genießbar, indem auch die Haupteigenſchaft von Diderot's Talent, die lebendige Mannigfaltigkeit ſeiner Formen und Wendungen, hier gegen das unvermeidliche Einförmige der gewählten und durchzuführenden Bildlichkeit unglücklich zurücktreten muß. Ein beigefügter Schlüſſel iſt von geringem Gebrauch. Die Richtung des Inhalts machte den Aufſatz zu einem der damals in Frankreich gefährlichſten, auch war ihm das Loos beſchieden, noch in der Handſchrift durch einen Polizeibeamten weggenommen zu werden und lange Zeit für gänzlich verloren zu gelten. Merkwürdig aber iſt es, daß die Abſicht war, ihn zuerſt in Preußen ans Licht treten zu laſſen, wo man gerade mit ſolchem Inhalte ſich am beſten empfohlen glauben wollte, wie wir aus dem Vorworte erſehn, an deſſen Schluſſe der Verfaſſer ſich den Rath geben läßt: „Je vous conseille de vous adresser à quelque sujet de ce prince philosophe que vous voyez quelquefois, le front ceint de laurier, se promener dans nos allées et se reposer de ses nobles travaux à l'ombre de nos marronniers; celui que vous entendites dernièrement gourmander Machiavel avec tant d'éloquence et de bon sens. Passez dans ses états avec votre ouvrage, et laissez crier les bigots“. —

Nachdem wir nun dieſe und mit ihnen auch die früheren Schriften Diderot's in prüfenden Überblick nochmals zuſammengefaßt, können wir uns freilich kaum verhehlen, daß

die Welt die Erkenntniſſe und Anſichten dieſes Autors ſchwerlich noch jetzt in dem Sinne, wie ihr Inhalt gemeint iſt, begehren und gebrauchen mag, allein wir fühlen uns andrerſeits eben ſo zu dem Bekenntniſſe gedrungen, daß der Anblick eines ſolchen bewegten und urſprünglichen Geiſtes und der Reiz einer ſo meiſterhaften und lebenſprühenden Darſtellung, wie Diderot unſern Augen bietet, in allen Zeitaltern einen unvergänglichen, jedem Wechſel der Meinungen trotzenden Werth behaupten.

XXXI.

Über das Weſen der Hiſtorie und die Behandlung derſelben. Zwei Vorleſungen von Alexander Flegler, gehalten bei Eröffnung ſeiner Vorträge über die Geſchichte des Alterthums an der Akademie zu Bern. Bern, 1831.

Wir zeigen dieſe kleine Schrift an, weil ſie eine Richtung aufnimmt und befolgt, in welcher noch viel zu wenig bei uns gethan iſt, und für deren Bearbeitung deßhalb jeder Antheil und Beitrag doppelt willkommen ſein muß. Wer den heutigen Zuſtand der Geſchichtswiſſenſchaft in Deutſchland überblickt, dem wird bei Vergleichung mit früheren nicht entgehn, daß die einzelnen Abtheilungen ſich in verſchiedenartiger Weiſe entwickelt haben. Die ehrenwertheſten Arbeiten früherer Zeit ſind durch eine Menge der außerordentlichſten Leiſtungen des mühevollen Fleißes und der ſcharfſinnigen Forſchung verdunkelt, das Gebiet der Hiſtorie nach allen Richtungen ins Ungeheure erweitert, und dieſe Richtungen ſelbſt nach früher ungeahndeten Seiten vervielfacht worden.

Auch die philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte iſt tiefer als je vorher in den Stoff eingedrungen, hat ihn mit Gewinn beherrſcht und verarbeitet, und die Verſuche, dem groſſen Weltwirrwar Geiſt und Vernunft abzugewinnen, ſind, wennauch im Einzelnen öfters verunglückt oder nicht durchgeführt, im Ganzen doch als eine tapfre Bemühung anzuerkennen, die auch ſchon manchen vorher ungewiſſen Boden wirklich erobert und für lange Behauptung gut befeſtigt hat. Die Anſprüche, die ſonſt an gelehrtes Wiſſen und an philoſophiſche Auffaſſung der Geſchichte gemacht wurden, ſind jetzt weit überflügelt. Allein dieſe Anſprüche konnten nicht wachſen, ohne zugleich diejenigen zu ſteigern, welche nun auch an die Vereinbarung beider Richtungen zu machen ſein mußten, wodurch die in allzu großer Theilung und Sonderung betriebene Arbeit ſich auch zuletzt in ein richtiges Ganze zuſammenfügte. Hier aber iſt es, wo die Erfüllung weit hinter den begründeten Forderungen bisher zurückgeblieben und verhältnißmäßig ſogar den Arbeiten der früheren Zeit nicht gleichgekommen iſt.

Auf eine ſolche Vereinbarung, auf ein ebenmäßiges Zuſammenwirken der verſchiedenartigen Werkſtätten und Kräfte zur wahrhaften Durchdringung und Bemeiſterung der Geſchich..., zum Erzielen ächter hiſtoriſcher Kunſtwerke, geht unſer Verfaſſer entſchieden aus. Er hält das gelehrte Wiſſen in gebührendem Werthe, und die Gründlichkeit in Erforſchung der Thatſachen iſt ihm überall ein erſtes Erforderniß. Allein er bleibt dabei nicht ſtehn, ſondern ſchreitet in eine höhere Region fort, gegen welche die meiſten Hiſtoriker bisher die gröſte Scheu bezeigten, und von der ſie ſich und ihr herkömmliches, als gutes Eigenthum behandeltes Treiben ſorgfältig auszuſchließen bemüht waren. Selbſt Johannes von Müller, der ſich doch ſonſt durch vielſeitigeres Einlaſſen und höheren Schwung dem trocknen Weſen der Zunftgenoſſen entziehen mochte, theilte deren ganze Beſchränktheit in Betreff der Philoſophie und richtete feindliche Verwahrungen gegen dieſe. Allerdings wurde den Männern, welche ſich im müh-

ſam erworbenen Beſitz eines unermeßlichen Materiales fühlten und dieſen Beſitz durch die genaue Kenntniß der kleinſten Theile und Geſtalten deſſelben darthun konnten, die Anmaßung höchſt verdrießlich und beleidigend, mit welcher hin und wieder ein übermüthiger Kopf alles dieſes Material kaum eines flüchtigen Blickes würdigte und doch über deſſen Anordnung und Verwendung gebieteriſch abſprechen wollte. Dieſe aprioriſche Verfahrungsweiſe, welche willkürliche Vorſtellungen oder Gedanken vorausſetzt und dieſen die Begebenheiten und Thaten gewaltſam anpaſſen will, iſt aber am meiſten von den Philoſophen ſelbſt getadelt und verworfen worden, und Hegel bemerkt ſehr treffend, daß ſolche willkürliche Annahmen und Erdichtungen in neueſter Zeit gerade von der gelehrten Seite her in Deutſchland am meiſten verſucht und in Umlauf gebracht worden, die Philoſophie hingegen dem Willkürlichen und den bloßen Einfällen und Vermuthungen die ſtrengſte Gegnerin iſt.

Unſer Verfaſſer ſteht über dieſem Zwieſpalt, und ſeine Anſicht harmoniſirt die Widerſprüche, in welchen der auf untern Stufen eigenſinnig Verweilende oder auch nothwendig Feſtgeſchloſſene befangen bleibt. Neben Schelling tretend, in dieſer würdigen Sphäre, wird der Verfaſſer auch gegen die Verdienſte Schloſſer's gerecht, während er, ſtünde er neben dieſem, vieles Geiſtighohe und Menſchlichbedeutende entweder gar nicht ſehn, oder häßlich verkennen müßte.

Hr. Flegler beginnt ſeine Vorträge mit Betrachtung der menſchlichen Thätigkeiten und der daraus erwachſenden Begebenheiten als erſter Elemente und Glieder alles Geſchehenen. Den Begriff der Geſchichte und den der Geſchichtſchreibung ſondert er fein und richtig von dem der Hiſtorie, unter welchem Ausdruck er die Geſammtheit der eigenthümlichen Wiſſenſchaft zuſammenfaſſen will, welche das Geſchehene als Stoff ſammelt und verarbeitet und zugleich in einer dem Weſen des Gegenſtandes entſprechenden kunſtgebildeten Form darſtellt. Als älteſter, urſprünglicher und naturgemäßer Stoff der Hiſtorie bietet ſich ihm, nach dem Entwickelungsgange der

menſchlichen Geſellſchaft, die auf den Grundlagen eines patriarchaliſchen und eines epiſchen Zeitalters ſich emporhebende Geſchichte eines beſondern Volkes. Eine ſpätere Entwickelung iſt ihm die Darſtellung des Einzellebens, oder der eigentlichen Biographie. Als dritte und neueſte eigenthümliche Art des Stoffes ergiebt ſich die Univerſalgeſchichte, deren Begriff dem Alterthum auf ſeiner gegebenen Stufe fehlen mußte.

Die zweite Vorleſung nimmt die Form und die Hülfsmittel der Darſtellung näher in Betracht. Bei Erwähnung der Chronologie und Erdkunde wird der Meiſterwerke eines Ideler und Ritter mit gebührender Anerkennung gedacht. Die Aufgabe des Hiſtorikers wird ſodann durch ihre verſchiedenen Gebiete durchgeführt, wobei wir zugleich an die treffliche akademiſche Abhandlung Wilhelm's von Humboldt über denſelben Gegenſtand erinnern wollen, welche leider nicht in den Buchhandel gekommen und daher bei weitem nicht nach Verdienſt bekannt iſt. Den hiſtoriſchen Stil betreffend unterſcheidet er den antiken oder äußerlichen Karakter der Darſtellungsweiſe, den chriſtlichen oder gemüthlichen, und endlich den univerſellen oder philoſophiſchen. Ein naher Übergang führt ihn zu der Verbindung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft mit dem Leben, zu den Zwecken der Anwendung der Hiſtorie und den daraus entſtehenden beſondern Bezügen ihrer Behandlung.

Er ſtellt die Eigenheit und Stärke des Geiſtes und des Gemüths bei dem Geſchichtſchreiber in ihr gebührendes Recht und meint nicht, daß die Überlieferung durch farbloſe Schwäche der Perſönlichkeit und durch Untheilnahme oder Kälte des Urtheils gewinnen könne; im Gegentheil findet er Wahrheit und Unpartheilichkeit am ſicherſten da verbürgt, wo die ſtärkſten Antriebe alles Großen und Schönen ein edles Gemüth zu lebendigem Antheil aufregen. Mit tiefer Einſicht verwirft er auch die zu weit getriebenen und nur oberflächlichen Anſprüche, welche faſt allgemein an die Geſchichtskunde gemacht werden, und verneint, daß der Nutzen der Hiſtorie ſo leicht und für jederman zu gewinnen ſei. Nur wenige Menſchen

haben Beruf und Sinn, aus der Geſchichte zu lernen. Daher iſt er auch den vielen volksmäßigen und meiſt leichtſinnig nach einſeitiger Richtung unternommenen Verallgemeinerungen der Geſchichte abhold und ſpricht über Becker's beliebte Weltgeſchichte für die Jugend den verdienten Tadel aus. Nur die ausführlichern Arbeiten des biedern und wahrheiteifrigen Rotteck, wiewohl für gemeinnützigen Zweck und in ganz beſonderm Abſehn gefaßt, ragen über alle ähnlichen durch Gründlichkeit und Bildung zu weit empor, als daß dieſer Tadel auch ſie erreichen könnte. Der Verfaſſer führt die Worte Schelling's an: „Selbſt unter dem Heiligſten iſt nichts, das heiliger wäre als die Geſchichte, dieſer groſſe Spiegel des Weltgeiſtes, dieſes ewige Gedicht des göttlichen Verſtandes: nichts, das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge", und fügt dann ſelber hinzu: „Die tiefe Bedeutung und den erhabenen Sinn der Hiſtorie bewahren wir nur dann in uns, wenn wir die Idee und die wiſſenſchaftliche Konſtruktion derſelben von allen fremdartigen Elementen frei erhalten. Leitet dieſer Weg überhaupt und in allen Fällen am ſicherſten und richtigſten, ſo wird er dem nach wiſſenſchaftlicher Einſicht ſtrebenden Jünglinge ganz insbeſondere zur ſtrengſten Pflicht. Wir verlangen nämlich von demjenigen, der ſich noch in den Jahren der Entwickelung und Ausbildung befindet, daß er ſeine körperlichen, geiſtigen und ſittlichen Kräfte allſeitig und nach den Forderungen einer möglichſt allgemeinen Bildung entwickele, mit einem Worte, daß ſein Streben ein wahrhaft humanes ſei, — unſer Zartgefühl verbietet ihm aber eben deßwegen die Anwendung derſelben in bürgerlichen Verhältniſſen und ſchließt ihn von der thätigen Theilnahme an dieſen aus. Der edlere Jüngling wird ſich aber nur dann innerhalb dieſer Schranke wohl und behaglich fühlen, wenn die Idee der Wiſſenſchaft und eine derſelben entſprechende zuſammenhängende Beſchäftigung alle Kräfte in Anſpruch nehmen".

Der Verfaſſer beurkundet ſich durch dieſe wenigen Blätter als einen tiefdenkenden und reichgebildeten Schriftſteller,

der einen gediegenen Gehalt in feiner, anmuthiger Form darbietet. Seine Schreibart iſt klar und feſt, dem Gegenſtande angemeſſen, überall von Gedanken beſeelt und geleitet, jeder Ziererei fern. Wir haben gewiß noch ſehr Bedeutendes von ihm zu erwarten, ſobald er, wie zu wünſchen, mit dieſen ausgezeichneten Eigenſchaften den Anbau irgend eines geſchichtlichen Feldes unternimmt.

Eine perſönliche Bemerkung ſei dem Verfaſſer dieſer Anzeige noch erlaubt. Seiner wird in der erſten Rede zwar ſonſt ehrenvoll, aber doch mit der bedenklichen Wendung gedacht: „Wenn er auch in der Behandlung ſeiner Gegenſtände den Forderungen der hiſtoriſchen Kritik nicht immer entſprochen haben mag". In einem allgemeinen und höheren Sinne darf dieſer Tadel als ein Ausſpruch, der noch erörtert, berichtigt und allenfalls auch beſtätigt werden kann durch andre und ſpätere Urtheile, ruhig hinzunehmen ſein und vorläufig unwiderſprochen bleiben. Sollte derſelbe jedoch in dem ganz beſondern Sinne gemeint und ein Wiederhall der beſtimmten Vorwürfe ſein, worin Schloſſer ſich ſo willkürlich als unbedacht gefallen hat, ſo müßte derſelbe als völlig ungegründet abgewieſen und im Gegentheil auf den falſchen Ankläger ſelbſt zurückgeworfen werden, wie ſolches durch die im Anzeigeblatt Nro. 3 des Jahrgangs 1831 der Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik enthaltene Abfertigung ſo ernſtlich als bündig, und bisher unerwiedert, geſchehn iſt. —

XXXII.

Das Büchlein von Goethe. Andeutungen zum beſſern Verſtändniß ſeines Lebens und Wirkens. Herausgegeben von Mehreren, die in ſeiner Nähe lebten. Penig, 1832.

Nicht wegen ihrer ſelbſt verdient es die vorliegende Schrift, daß die Kritik eine kurze Beachtung an ſie wende, worauf weder ihr Sachinhalt noch ihr litterariſcher Werth einen Anſpruch zu machen hat, ſondern weil ſie einer Richtung angehört, und weil ſie als Zeichen eines Strebens gelten kann, die unter mancherlei Windungen und Anſtrichen immer aufs Neue ſich hervordrängen und einen Platz einzunehmen verſuchen, deſſen ſie unwürdig ſind und bleiben. Die öffentliche Wachſamkeit darf nach Belieben bisweilen einmal einen ſolchen Vordringling greifen und in ihm zugleich ſeine ganze Geſellenſchaft ſtrafend an ihren Platz weiſen. Denn das iſt der unleidlichſte Zuſtand, in der Litteratur wie im Staate, wenn die Geringen, ohne Verdienſt und Kraft, nur keck und liſtig, neben und über die Hohen ſich ſtellen, und es eine Art Gebrauch werden will, daß die Mittelmäßigkeit und Flachheit, gerade aus dem Grunde, weil ſie mittelmäßig und flach iſt und daher ſelber unbetheiligt und nicht in eigner Sache zu verfahren den Schein hat, ſich zum Urtheilen über das Große und Außerordentliche erdreiſtet, daſſelbe zu ſich herabziehen möchte und auf alle Weiſe zu verkleinern und zu bemäkeln trachtet.

Daß Goethe, ſo lange er lebte, ein Ziel ſolcher bald offenbaren, bald geheimen Bemühungen war, iſt allgemein bekannt; jederman mußte nur erſtaunen, wie ſchnell und armſelig dieſe Bemühungen vor dem kleinſten ſeiner Ausſprüche, ja vor ſeinem bloßen Schweigen, zerſtoben und vergingen, wie entſchieden der edlere Theil des Publikums, und

ſelbſt, nach kurzem Beſinnen, die große Maſſe, ihnen das Urtheil ſprach und ſie verſchmähte. Jetzt, nachdem der Heros entſchlafen, mag die Sache um ein gut Theil leichter dünken, und mit dem Anſcheine beſſern Erfolgs ein Verſuch ſich erneuern laſſen; wenigſtens ſcheint größere Klugheit auf Seiten derjenigen zu ſein, die ſo lange gewartet haben. Wir wollen ſehn, ob ihr Unternehmen deßhalb glücklicher ausfällt und vor dem Lichte, das wir ihm entgegenhalten, beſtehn kann.

Die Eröffnung dieſes ſogenannten Büchleins macht, ſtatt der Vorrede, eine ſogenannte Canzone auf Goethe's Tod. Warum dieſe matte, kaum die gehörigen Reime mit ihrem ſchwachen Athem zuſammenhaltende Zeilenfolge eine Canzone heißen ſoll und dadurch an den großartigen Schwung und die beſeelte Fülle der ſchönſten italiäniſchen erinnern will, erſcheint weder durch den wenigen Inhalt, noch durch die verunglückte Form erklärt. Daß Goethe keinen Schmerz, keine Theilnahme, kein Vaterlandsgefühl gehabt, iſt darin ohne Schmerz, ohne Theilnahme, ohne Vaterlandsgefühl, ſo kleinlaut und dürftig in die Luft geredet, als würden Tabackswolken gleichgültig dahin entlaſſen. Wenn daneben manches von Anſtaunen, von Bewunderung, von unerreichbarer Größe, von ſtrahlendem Namen u. ſ. w. beigebracht iſt, ſo kann uns das über das wahre Verhältniß nicht einen Augenblick täuſchen. Die Bewunderung und Verehrung, welche hier im Munde geführt werden, ſind nur Schein, ſie ſollen dem Haſſe, der im Tiefſten waltet, zur deſto ſichrern Stütze und Einführung dienen, und wären ſie wirklich, was wir nicht glauben können, ernſt und redlich gemeint, ſo würden ſie, in Geſellſchaft der übrigen dargelegten Meinungen und Anſichten, nur immer das Hohlſte und Nichtigſte ſein, dem jede wache Beſinnung ſogleich entſagen müßte.

Von gleicher Art wie dieſe Poeſie iſt nun auch die nachfolgende Proſa, die in mehreren Abſchnitten über Goethe's Perſon und Karakter, ſo wie über einzelne Vorgänge ſeines Lebens, beſſeres Verſtändniß zu geben ſich unterwindet.

Die Worte wollen immer ſehr groſſe Verehrung und Anerkennung, Durchdrungenheit von der Würde des Mannes, Ehrerbietung für ſein Andenken, ja ſogar den fortwirkenden Antheil einer perſönlichen Nähe und Vertrautheit, mit beſonderm Eifer voranſchieben, bis dann dieſe geſchloſſenen Reihen ſich plötzlich öffnen, und durch die Lücken die gehäſſigſte Verneinung, die widerwärtigſte Herabſetzung und die liebloſeſte wie borniertеſte Deutelung durchbrechen, um ſich in feindlichen Angriffen gegen die noch eben ſcheinbar gefeierte Geſtalt auszulaſſen. Geſchähe dies mit einiger Geſchicklichkeit, ſo könnte wenigſtens die Schadenfreude daran ihr Ergötzen haben, aber das treuloſe Spiel hat nicht einmal dieſen Vorzug, und möge daſſelbe nun auf fremde Täuſchung gerechnet haben, oder, wie wir glauben, in eigner befangen ſein, immer dürfte das deutſche Publikum es faſt übel nehmen, daß man ihm mit ſo geringen Mitteln beizukommen meine.

In Bezug auf Goethe's Perſon und Karakter wird uns auch nicht einmal etwas Neues geſagt. Daß ſein Auge „keinen breiten und keinen ſcharfen, ſondern einen gewölbten Blick gehabt, daß die Augäpfel erhaben auf ihrem weiſſen Felde lagen, als wären ſie nicht mit dem Auge entſtanden, ſondern ihm ſpäter eingedrückt", iſt eine überfeine Beobachtung, für die wir für unſer Bild von Goethe'n keinen Gebrauch zu machen wiſſen. Von ſeinem Karakter iſt nur das alte Lied angeſtimmt, er habe keine ächte und hohe Liebe empfunden, keine Frömmigkeit gehabt, kein Herz für Freundſchaft und Vaterland, er ſei kalt und eigenſüchtig, ſtolz und hart geweſen. Damit ſteht vortrefflich zuſammen, daß er auch kein wahres Genie, ſondern nur vielfaches Talent gehabt, daß er nichts erfunden, ſondern nur geſchickt nachgebildet und ſich dem Geſchmack und Bedürfniſſe der Zeiten glücklich bequemt, ſeinen Geiſt alſo nicht den Zeitgenoſſen aufgedrückt, ſondern deren Geiſt ſich angeeignet und ſo wenigſtens ſeinen Namen herrſchend gemacht habe. Man giebt ſich zwar das Anſehn, als müſſe man Goethe'n gegen die unwürdigen Angriffe der Kotzebue, der Puſtkuchen, Müll-

ner u. ſ. w. in dieſem Betreff vertheidigen, man thut ſo, als ſtünde man unendlich höher als dieſe kurzſichtigen und engherzigen Verunglimpfer, aber in Wahrheit ſtellt man ſich ihnen vollkommen gleich, ja gewiſſermaßen noch unter ſie, weil man ſie benutzt und ihnen nachſpricht, ohne ihre Namen zu ehren, noch einen eignen dranzuſetzen. Was aber kann hiebei unſre Aufgabe weiter ſein? Umſtändlich darzuthun, welche hohe ſchöpferiſche Dichternatur Goethe war, welche tiefe Herzensgewalt in ihm lebte, welcher Schmerz und Antheil in ihm unaufhörlich wirkten, wie ſeine raſtloſe Thätigkeit überall menſchenfreundlich eingriff und auch den Einzelnen auf rechte Weiſe förderte? Jenes zu beweiſen, ſtehn ſeine Werke da, wer aus dieſen nicht den Genius erkennt, dem können wir nicht helfen. Gegen die ungeheuren Mißverſtändniſſe, welche der Wahn und Dünkel der Alltagswelt in die Beurtheilung ſittlicher Gegenſtände mitbringt, gegen die Blindheit, welche nicht nur das Sichtbare, ſondern auch ſelbſt das Handgreifliche nicht wahrnimmt, würden ganze Bände pſychologiſcher und anthropologiſcher Unterſuchungen vergeblich aufgewendet bleiben. Wir bemerken hier nur das ſonderbare und unauflösliche Räthſel, daß ein ſolcher Mann, wie Goethe ſein ſoll, ohne Herz und Antheil, ſo ſehr das Herz und den Antheil ſeiner ganzen Nation hat erwecken und befriedigen können, daß dieſe ein halbes Jahrhundert hindurch keinen größern Ausdrucks ihres Gemüths, ihres Sinnes und ſelbſt ihrer Leidenſchaft gefunden hat. Da iſt Börne wenigſtens konſequent, indem er mit Goethe'n gleich die ganze deutſche Nation verwirft.

Hierauf geht es zum Erzählen von Anekdoten, von kleinen Vorfällen und gelegentlichen Äußerungen. Was davon für Andre neu ſein mag, können wir nicht beurtheilen, für uns iſt es nur ein kleiner Theil, der manches ganz Artige und auch Glaubhafte enthält, außer der unglücklichen Nachahmung des einſt am preußiſchen Hofe mit Gundling getriebenen Spaßes mit der zugemauerten Stubenthür, der hier originell genannt wird, den wir aber in der Art, wie er hier

erzählt wird, auch nicht einmal glauben können. Im Ganzen iſt die Ausbeute doch ungemein gering ausgefallen, und manches hätte noch überdies ganz wegbleiben mögen. Der freien Mittheilung haben wir ſtets das Wort geredet und halten einiges Ärgerniß gar nicht in allen Fällen als für genügenden Grund des Verſchweigens. Aber bei ſolchen Erzählungen, welche nicht an und für ſich gelten, ſondern beziehungsweiſe auf einen andern Gegenſtand und zu deſſen Karakteriſirung dienen ſollen, bei ſolchen zeigt es ſich bald, ob eine Vorliebe zum Ärgerniß die Gränzen jenes Zweckes überſchreitet. Dieſe Anekdoten, was Wieland von Goethe's Sohn geſagt habe, daß Goethe's Frau durch eine fremde Dame geſcholten worden, und dergleichen mehr, zeugen nicht vortheilhaft für den Takt des Mittheilenden, beſonders da ſie mit ſichtbarer Freude in den anſtößigen Nebenſachen verweilen und ganz unſtatthaft bürgerliche Klatſchereien zu litterariſchen machen. Die Verſicherung, daß viele Thatſachen weggelaſſen worden, weil ſie Lebende berühren, die dadurch empfindlich verletzt werden könnten, nimmt ſich neben ſolchen erzählten Sachen ſchlecht aus und zeigt nur aufs Neue das Beſtreben, bei dem, was man thut, ſich anzuſtellen, als thäte man's nicht. Wer übrigens dergleichen mittheilt und fremde Perſönlichkeiten nach Belieben auf den Schauplatz des Öffentlichen zieht, der muß auch ſelber namhaft auftreten und ſeinen Erzählungen einen Gewährsmann geben, damit man wiſſe, wiefern man ihm glauben, und er ſeine Sache vertreten könne.

Eine Zuſammenſtellung Goethe's mit ſeinem Freunde dem Großherzoge Karl Auguſt, wobei der letztere über jenen erhoben wird, iſt wenigſtens ſonderbar und ungeſchickt, um nicht mehr zu ſagen. Die ſorgfältige Vermeidung alles Anſtößigen, das ſich bei dieſem Verhältniſſe Goethe's ohne Zweifel eben ſo wie bei jedem andern hätte ausbringen laſſen, iſt uns wie das in ſolcher Art dem edlen Fürſten ſelber gewiß nicht annehmbare Lob, durch welches doch nur Goethe verkleinert werden ſoll, und das dem Großherzoge, wie wir

ihn gekannt, ſich bei Lebzeiten ſchwerlich würde genaht haben, aus mehreren Gründen aufgefallen. Glaubte man ſolcher Kaptation zu bedürfen, um ſich an gewiſſen Orten die Gehäſſigkeit gegen Goethe um ſo leichter verziehen zu ſehn? Die Schmeichelei würde durch dieſe Abſicht erſt recht zur Beleidigung.

Für die weimariſchen Zuſtände wird auch noch eine beſondre Zärtlichkeit bei Erwähnung des Falk'ſchen Berichts von der durch Kotzebue vorbereiteten, aber fehlgeſchlagenen Apotheoſe Schiller's bezeigt; dieſe Geſchichte, heißt es, hätte als ein Beweis weimariſcher Geſchmack- und Taktloſigkeit billig ungedruckt bleiben ſollen. Aber, o Wunder! das Büchlein ſelbſt, bei ſo vielem innern Widerſpruche mit ſich auch in dieſen äußerlichſten gerathen, theilt auf zwanzig enggedruckten Seiten die Falk'ſche Erzählung nochmals umſtändlich mit, und was, nach der eignen Meinung, beſſer ungedruckt geblieben wäre, wird, zum größern Ärgerniſſe, gerade hier gefliſſentlich ſogar wiedergedruckt! Soll das Schalkheit ſein? Wir können den Humor davon nicht finden, wenn es nicht etwa der ſein ſoll, welcher auch zur Einſchaltung ganzer Goethe'ſcher Gedichte, die jederman kennt, — z. B. „Klein iſt unter den Fürſten Germaniens" u. ſ. w. — und die als Belege ganz unnöthig ſind, jedoch wieder etwa ſechszehn Seiten betragen, Anlaß gegeben hat.

Mitten in allen Verunglimpfungen Goethe's wird denn, — auch dies wieder nur herkömmlich und nachgeſprochen, wie alles, — Schiller nachdrücklich gegen ihn hervorgehoben, und auch Uhland gerühmt, als die Dichter, „an welchen ſich der deutſche Jüngling bildet, der deutſche Mann freut, der deutſche Greis ſonnt". Wir haben gegen die Anpreiſung Schiller's nichts einzuwenden, und wir achten und lieben Uhland, aber Beide möchten ſchwerlich ihr Lob aus dem Munde wollen, der gleich darauf weiter ſagt: „Und nun, wo iſt in allen Werken Goethe's auch nur eine Spur von dieſer Begeiſterung? Er hat die Menſchen immer nur gezeigt, wie ſie ſind, nie wie ſie ſein könnten, ſein ſollten;

er hat nie idealisirt, ist nie ein Priester des Höchsten gewesen, sondern überall nur ein Berichterstatter der Natur. Dies zwar wie keiner, aber kann das genügen? Laßt einmal zwanzig, dreißig Jahre durch das Land gehen und sich alle gährenden Elemente gesondert und geschieden haben, laßt uns Deutsche noch mehr zur Selbstbewußtheit unsres Wesens gelangt sein, und dann gebt einmal Acht, wessen Liebling er noch ist, und was von seinen vierzig Bänden noch gelesen wird". Dieser schöne Eifer ist mit G. unterzeichnet und ist der höchste Gipfel, zu dem es dieser und die andern Buchstaben hier gebracht haben, wo aber auch die heuchlerische Bekleidung bis auf das letzte Feigenblatt abgefallen, und ihre nackte Gestalt uns vor Augen steht. Möge der vermeinte Prophet denn so stehn bleiben, wir wünschen ihm so lange zu leben, daß er noch selber es mitansehe, wie seine Prophezeihungen zu Schanden werden. Wir unsrerseits brauchen dies nicht erst noch zu erleben, wir sehn sie schon jetzt über und über zu Schanden geworden! —

Ob diese Blätter von Mehreren, wie der Titel besagt und die Unterschriften der einzelnen Abschnitte angeben wollen, geschrieben worden, oder von Einem Verfasser herrühren, ist sehr gleichgültig. Gern läßt sich annehmen, daß solche Geister gleich in vielen Exemplaren zu Dutzenden hervorschwirren, aber auch der Annahme steht nichts entgegen, daß ihrer eine starke Zahl zu Einem Individuum verbraucht sei, das sich gleichwohl seiner Zusammensetzung bewußt geblieben. Nur das bleibt uns gewiß, daß diese Geister, wenn sie wirklich in Goethe's Nähe waren, doch nie zu seinem Vertrauen, zu seiner Anerkennung gelangt sind, daß sie von seiner Größe gedrückt, in ihren Ansprüchen verletzt, um seine Gunst vergebens bemüht gewesen; wie seine Person, von der sie der Tod spät befreit hat, möchten sie nun auch seinen Ruhm und sein Fortwirken loswerden und geben endlich einem langgehegten Hasse nach, den die Stimmung der Welt gleichwohl noch den Mantel der Verehrung und Theilnahme umzunehmen nöthigt! —

Indem wir uns von den Mißgebilden dieſer Erſcheinung abwenden, haben wir noch unerwartet die Genugthuung und Entſchädigung, daß uns in dieſem Augenblicke die Worte Wilhelm's von Humboldt zukommen, welche der edle Freund dem Dahingeſchiedenen in einer Rede an die Verſammlung des Kunſtvereins in Berlin zum ehrenden Andenken ſo ſchön und würdig geſprochen hat, und in deren gediegenem Inhalt und klarer Form wir unſern Leſern den beſten Erſatz anweiſen für alles Widerwärtige, was ſie bisher berühret haben mag. Es heißt darin unter andern: „Das Bemühen, auf die Geiſtesthätigkeit ſeiner Zeitgenoſſen einzuwirken, war ihm beſonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzuſetzen, daß er ohne alle Abſicht, gleichſam unbewußt, bloß durch ſein Daſein und ſein Wirken in ſich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweiſe auszeichnet. Es iſt dies noch geſchieden von ſeinem geiſtigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in ſeiner großen und einzigen Perſönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze ſelbſt, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht bloß den Schöpfer ſo vieler Meiſterwerke jeder Gattung, nicht bloß den Forſcher, der das Gebiet mehrerer Wiſſenſchaften erweiterte und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerſte Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht bloß den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geiſtesbildung gerichteten Beſtrebens. Es iſt uns neben und außer dieſem allem, als wäre uns bloß dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unſern innerſten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendſten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies ſchmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Überzeugung, daß er in ſeine Zeit und ſeine Nation Keime gelegt hat, die ſich den künftigen Geſchlechtern mittheilen und ſich noch lange fortentwickeln werden, wenn auch ſchon die Sprache ſeiner Schriften zu veralten beginnen ſollte". —

XXXIII.

Kleine geſammelte Schriften von Dr. Paul Uſteri, weiland Amtsbürgermeiſter und Präſident des Groſſen Rathes des Eidsgenöſſiſchen Standes Zürich. Aarau, 1832.

Schriften der gegenwärtigen Art haben auſſer dem beſondern hiſtoriſchen Intereſſe, welches ſich ihrem beſtimmten Gegenſtande verknüpft, einen allgemeinen Bezug für die Wiſſenſchaft darin, daß ſie deren Übergänge in das Gebiet des thätigen Lebens beleuchten und die mannigfachen Wege, Hülfsmittel und Verhältniſſe anſchaulich machen, durch welche die gelehrte Kenntniß und geiſtige Bildung ſich in ſtaatsbürgerlicher und geſellſchaftlicher Wirkſamkeit ausbreitet und befruchtet. Iſt auch im Weſentlichen keine nothwendige Trennung anzunehmen zwiſchen den beiden Hauptrichtungen der Wiſſenſchaftspflege, der forſchenden und der mittheilend-ausübenden, ſind vielmehr beide Theile, auch wo der eine vor dem andern vorwaltet, in lebendiger Wechſelwirkung immer vereint, ſo begründet doch dieſes Vorwalten einen wichtigen Unterſchied, welcher nach beiden Seiten hin eigne Verhältniſſe bedingt.

Hiernach wird oft als Erſcheinung des Wirkens und Geſtaltens im gegebenen Lebensmomente ſogar dasjenige wichtig und hochſchätzbar, was dem geiſtigen Gehalte nach, durch weitergeſchrittene Gedankenmacht und höher genommene Stufe der Einſicht, ſchon weit zurückgelaſſen liegt. Denn hier kömmt es zumeiſt auf den Karakter und das Talent des Wirkenden an, der durch ſeine Perſönlichkeit alles hebt und hält und ſelbſt mit veralteten Worten und Waffen im Augenblicke mehr leiſtet, als Andre mit den neueſten und gangbarſten ausführen.

Der Mann, von welchem wir zu reden haben, ſteht nicht außerhalb des Kreiſes dieſer Betrachtung, durch welche wir jedoch ſeinen Werth auf keine Weiſe zu beſchränken meinen, ſondern gleich im rechten Lichte ſeiner höchſten und vollſten Erſcheinung zu bezeichnen wünſchen. Er war unſtreitig ein thatkräftiger Karakter, von edlem Geiſte beſeelt, von großen Einſichten geleitet, von dem Gelehrtenſtande her ein wahrer Staatsmann, wie deren die deutſche Welt, in offenbarem Widerſpruche mit den ſtehenden Vorurtheilen, von jeher nicht wenige gezählt hat. Paul Ufteri, geboren in Zürich 1768, geſtorben daſelbſt im April 1831, war ausübender Arzt, in ſeinem Fach auch wiſſenſchaftlich als Lehrer und Schriftſteller ausgezeichnet und beſonders in der Pflanzenkunde durch anerkannte Leiſtungen berühmt. In den großen geſetzgebenden Rath von Zürich erwählt, fand er ſich zu dieſem politiſchen Berufe ſchon geiſtig vorbereitet, indem er den Ereigniſſen der franzöſiſchen Revolution mit Aufmerkſamkeit gefolgt war und ſich mit ſeinen Freunden Huber und Oelsner zu politiſcher Schriftſtellerei vereinigt hatte. Hierauf wurde er in den Senat der helvetiſchen Republik, und bald nachher in deren Vollziehungsrath gewählt, dann zu dem ſchweizeriſchen Verfaſſungskongreſſe nach Paris geſandt, ſpäter wiederum in die Regierung von Zürich berufen, und von hieraus wirkte er ſeitdem in den wichtigſten Ämtern unabläſſig auf die Verhältniſſe ſeines Kantons, wie auch der Schweiz im Allgemeinen, kräftig ein. Den geſteigerten Arbeiten und erhöhten Amtspflichten, welche die neueſten Staatsveränderungen der Schweiz ihm gaben, erlag er zuletzt in wiſſentlicher, aber deßhalb weder gehemmter noch getrübter Selbſtopferung für das Vaterland.

Dieſen äußerlichen Angaben weitere Ausführung zu ertheilen und ihren Inhalt gehörig darzulegen, würden wir ſehr verlegen ſein, wenn wir dabei mehr thun ſollten, als die gediegene Vorrede zu wiederholen, durch welche der verehrte Herausgeber, Hr. Heinrich Zſchokke, einem ſolchen Verlangen ſchon zuvorgekommen iſt. Das von ihm in meiſterhaften

Zügen warm und kräftig entworfene Bild iſt ſo lebendig und klar, daß wir in der That verſucht wären, daſſelbe vollſtändig hier einzuſchalten, wenn der Umfang es erlaubte, wiewohl dieſer am jetzigen Orte den Leſer vielmehr bedauern läßt, daß alles in gedrungener Kürze faſt allzuſehr zuſammengefaßt worden. Aber freilich, der Verfaſſer ſagt es ſelbſt, wer Ufteri's Leben und Wirken erzählen möchte, müßte die neuere Geſchichte Helvetiens erzählen.

Ein paar Züge dieſer Schilderung nur ſind wir veranlaßt hervorzuheben. Hr. Zſchokke ſagt: „Während des groſſen Wechſels und Umſchwungs der Dinge, wo beſtändig neue Schöpfungen und neue Zertrümmerungen derſelben den Geſchäftskreis eines ſonſt vielthätigen Mannes angefüllt haben würden, der daran Theilnehmer war wie Ufteri, blieb er doch als Staatsmann noch Gelehrter, Schriftſteller, Naturforſcher, Kritiker; blieb er ununterbrochen mit dem Fortſchritt der Litteratur in der Arzneikunde, Botanik, Geſchichte, Staatswiſſenſchaft, ſelbſt der Poeſie, vertraut, und unterhielt er einen ausgedehnten Briefwechſel durch Europa mit ausgezeichneten Gelehrten in verſchiedenen Fächern und mit Staatsmännern in verſchiedenen Reichen. Man hat ihn in Gründlichkeit und Mannigfaltigkeit der Kenntniſſe dem groſſen Haller verglichen; aber er war Plinius in raſtloſer Arbeitſamkeit; man hätte glauben ſollen, er halte den kurzen Schlaf, welchen er ſich gönnte, für einen Raub an ſeinem Leben". Die Namen, welche hier genannt worden, ſind wahrlich groß und gewichtig, es haftet an ihnen eine durch den Verlauf der Zeiten immer neu beſtätigte Verehrung, und es gereicht ſchon zum Ruhme, an ihrer Seite beziehungsweiſe genannt zu werden, wennauch eine Gleichſtellung im Einzelnen durchzuführen weder gemeint ſein ſollte, noch ſo ſchnell gethan ſein möchte. Jedoch wird gegen die Zuſammenſtellung überhaupt nicht füglich Einrede geſchehn dürfen, zumal auch das Gedächtniß der Altvordern, des groſſen Römers ſowohl als des trefflichen Schweizers, hinwieder nur beſtens geehrt wird, indem das jüngſte und friſcheſte Ver-

dienſt in der von ihnen betretenen Bahn auf dieſe Weiſe auch ihre Namen wiederbelebt. Zweifelhafter und mißlicher wird dagegen die Zuſtimmung für nachfolgende Stelle zu erwarten ſein, in welcher der Verfaſſer zum Schluſſe ſich alſo vernehmen läßt: „Was ich über dieſen wahrhaft ehrwürdigen Mann ſage, der auf das Schickſal der Eidsgenoſſenſchaft einen ſo großen Einfluß gehabt, iſt weniger für die Leſer ſeiner kleinen Schriften innerhalb der Schweiz berechnet, — hier iſt das Geſagte nichts Unbekanntes, — als vielmehr für diejenigen in Deutſchland und Frankreich. Was würde dieſer Mann an der Spitze eines großen Reichs geleiſtet haben! Man hat ihn mit einem Canning verglichen. Er ſtand dieſem in der Höhe der Grundſätze, an Gewandtheit in Geſchäften, auch oft wohl an Beredſamkeit gleich. Aber an vielartigem Reichthum des Geiſtes, an unermüdſamer Thätigkeit, an Schärfe des Blicks, vor welchem Weſen und Schein ſchnell auseinander rannen, mag der gemüthliche Schweizer den witzigen Britten wohl übertroffen haben". — Wir können es niemanden verargen, der ſich einigermaßen ſträubt, in dieſe Vergleichung einzugehn, und, nicht ſowohl den gemüthlichen Schweizer gegen den witzigen Britten, denn das möchte noch willig und leicht genug angehn, als vielmehr die Schweiz unſrer Tage gegen das dermalige Großbrittannien, den ſchweizeriſchen beengten Wirkungskreis gegen den weltgeſchichtlichen brittiſchen, ſo geradehin auszutauſchen. Gleichwohl dürfen wir bei Beurtheilung der Menſchen nicht außer Acht laſſen, daß der Schauplatz, auf welchem ſie ſtehn, nicht ihren Werth beſtimmt, und daß die äußern Schranken ihres Wirkens noch lange nicht die Gränzen deſſelben, geſchweige denn die Gränzen ihrer Eigenſchaften ſind. Wir wollen indeß die genaue Abwägung des Zuviel oder Zuwenig hier nicht übernehmen, ſondern lieber eine Bemerkung anfügen, welche ſich aus allgemeinen Verhältniſſen hier zudrängt und auch den beſondern Fall günſtig beleuchten hilft.

In unſern Zeiten, bei dieſer Geſtaltung des Lebens und dieſen bedingenden Einflüſſen des fortſchreitenden Ineinander-

wirkens ſo vieler ausgebildeten Thätigkeiten, iſt ſowohl der Feldherr als auch der Staatsmann nicht mehr in demjenigen Weſen feſtzuhalten, worin er bisher vorzugsweiſe zu finden ſchien. Anſtatt rohen und ſtürmiſchen Heldenthums iſt für die Kriegsleitung jetzt hauptſächlich kundige Einſicht und feſte Geiſteskraft erfordert, die überall in Wiſſenſchaft und Bildung ihre Stützen hat. Der Staatsmann, früher auf ſchlaue Benutzung menſchlicher Leidenſchaften und Gebrechen, auf Kämpfe der Argliſt und des Truges zu Gewinn oder Bewahrung einſeitigen Vortheils angewieſen, ſieht ſich unmerklich auf einen ganz andern Boden fortgerückt, wo zwar jene Kämpfe noch nicht ganz erloſchen ſind, neben ihnen aber ſchon Thätigkeiten einer ganz andern Art herrſchen und täglich mehr Raum einnehmen. Die Kenntniß des Techniſchen iſt für den Staatsmann ſchon eben ſo wenig zu entbehren als die Kenntniß des Perſönlichen, die Behandlung der offenkundigen Sachen ihm eben ſo wichtig als die Behandlung der heimlichen Geſpinnſte und künſtlichen Bezüge, die man ehmals faſt ausſchließlich Politik nannte. Dieſe neuere Richtung, in welcher für manche Eigenſchaften, welche bisher als die erſten galten und großentheils noch gelten, der Raum ſich freilich verengen muß, verſpricht mehr und mehr ſich auszubreiten, und dem klaren Vortheil Aller in jedem gegebenen Kreiſe ein löbliches Übergewicht gegen die unredliche und verſteckte Selbſtſucht zu verſchaffen. Konnte ſchon im vorigen Jahrhundert, in der Mitte des alten verderbten Treibens, am Hofe zu Verſailles, ein Mann wie Benjamin Franklin ſich als Staatsmann erfolgreich darthun, wieviel mehr darf man in dieſer Weiſe von einer Folgezeit erwarten, welche, wohin auch immer ihr Ziel geſtellt ſein möge, für das Heil der Völker zu ſorgen immer mehr als ſchwere Laſt und immer weniger als üppigen Genuß empfinden wird. Alsdann, wenn ſo vieler Schein verſchwunden, ſo vieles Weſentliche dagegen in ſein rechtes Licht geſtellt iſt, wird man auch ſolche Männer, wie Uſteri war, williger und vollſtändiger als Staatsmänner anerkennen und ſie den in dieſem Namen

bisher faſt allein ſchimmernden Perſönlichkeiten nicht nur gleichſetzen, ſondern vielen ſogar voranſtellen. Vielleicht daß alsdann auch Laming und Uſteri, deren verbundene Namen jetzt Verwunderung erregen, nicht mehr aus ſo großem Abſtande zuſammengebracht erſcheinen! —

In der Schweiz iſt auf allen Punkten die Theilnahme an Verfaſſung und Verwaltung des Staates bei den Einwohnern rege und wirkſam, beſchränkt ſich aber ſogleich wieder durch die Kleinheit der vielfachen Staatsgebilde, in welche das Land abgetheilt iſt, und durch die Enge der Verhältniſſe, welche ſich darin geſtaltet haben. Was aus den Theilen ſich zur Vertretung und Wirkſamkeit des Ganzen in den Bundesbehörden erhebt, vermag ebenfalls nur wenig freie Bewegung zu finden, ſondern bleibt abhängig von allen untergeordneten Bezügen der Theile, ſowie gehemmt durch den hieraus entſtehenden Widerſtreit. Die eigenthümliche Lage der Schweiz und die Lebensart eines großen Theils ihrer Bewohner gewähren dieſem Zuſtand eine Art natürlicher Angemeſſenheit, die für kein andres Land möglich wäre. Auch hat es den Schweizern niemals an eifrigen und thätigen Vaterlandsfreunden gefehlt, welche ſich in dieſen wenig anziehenden Formen mit unverdroſſenem Muth und treuer Beharrlichkeit bewegten und ſowohl dem einzelnen Gemeinweſen als der Geſammtheit tüchtig vorſtanden. Außer dem Reize der republikaniſchen Selbſtſtändigkeit, welche der Einzelne in ſeinem noch ſo geringen Auftreten empfinden kann, wirkt hiebei gewiß auch der Umſtand, daß der ausgeübte Antheil, wie eng begränzt auch immer, dennoch innerhalb ſeines Gebietes unmittelbar eingreift und durch nichts, was außer ihm ſelbſt liegt, gemeiſtert wird. Daher ſind in der neuern Zeit alle Staatsveränderungen der Schweiz mehr durch Macht der Umſtände als durch beſtimmte Abſichten und Handlungen geſchehn. Uſteri ſah frühzeitig die Gebrechlichkeit der alten Verfaſſung ein, er war bei allen Umwandlungen mitthätig, er konnte größere Formen faſſen, als ſich jemals verwirklichten, allein er war niemals revolutionär, noch ſuchte er ge-

waltſam etwas ſeinen Vorſtellungen Entſprechendes zu ſchaffen, ſondern er nahm die Richtungen, die ſich ihm als ſchon entſchiedene oder unvermeidliche zeigten, nur bildend und belebend auf, unter allen Umſtänden und Schickſalen ſeinem Lande treu und deſſen Gedeihen fördernd. Für ſeine Fähigkeit und Geſinnung als ſchweizeriſcher Staatsmann iſt die kurze Zuſchrift ein bündiges Zeugniß, welche er im Jahre 1803, nach der Rückkehr vom helvetiſchen Kongreß in Paris, wo die Mediationsakte durch den erſten Konſul Bonaparte gegeben worden war, an ſeine Wahlmänner erließ, und wodurch er dieſes damals nothwendige und heilſame Werk, welches ihn jedoch viel Mangelndes bedauern ließ, zu würdigen ſucht. Es findet ſich darin folgende bemerkenswerthe Stelle: „Wenn viele meiner Mitbürger mit mir die Überzeugung theilten, daß die Rückkehr zur Föderativverfaſſung der Gründung eines neuen Wohlſtandes des gemeinſamen Vaterlandes große Hinderniſſe entgegenſetzte, ſo werden ſie in dieſer ihrer Anſicht einen Sporn erblicken, um mit Aufbietung größerer Kräfte die größern Hinderniſſe zu überwinden, und um, auch unter weniger begünſtigenden Verhältniſſen, dennoch den Zweck zu erreichen, den ſie durch die Formen der Einheit leichter und vollſtändiger zu erreichen gehofft hatten . . . Sie werden aber auch in dem neuen Föderationsakte viele jener Vortheile erblicken, die ſie als Wohlthaten der Einheit erkannt, und die ſie in unſerm vormaligen Föderativbunde mit ſchmerzlicher Empfindung vermißt hatten. Das allgemeine helvetiſche Bürgerrecht iſt auf immer geſichert; der Schweizer kann ſich in jedem Kantone niederlaſſen und daſelbſt ſein Gewerbe treiben; die Freiheit des Handels iſt anerkannt; die Sperren und Zölle zwiſchen Kantonen können nicht wiederkehren". —

Es iſt ſchon von Andern bemerkt worden, daß, wie in früherer Zeit vorzüglich die Geiſtlichen, wegen ihres feſtgegründeten Anſehns und ihrer ohnehin auf die Führung der Menſchen gerichteten Bildung, zu den Staatsgeſchäften hinanſtiegen, ſo in den neuern Zeiten vor andern Ständen die

Ärzte leicht zu solcher Theilnahme getrieben sind; ihre Stellung zur Gesellschaft, die Stärke ihres Faches und Berufes, welche überall einreden, ohne sich selber jemals dem Einspruche bloßzustellen, die entschiedene und breite Beschäftigung mit der Natur, wohin sie stets zurückkehren müssen, und der täglich erneute Anlaß und Drang zum unmittelbaren Eingreifen, dies alles bildet einen Boden, auf welchem Neigung und auch Fähigkeit zum politischen Wirken leicht Wurzel fassen. In kleinen Staaten gesellt sich leicht ein Beruf dem andern, selbst ungleichartige sehn sich zu friedlichem Nebeneinanderstehn genöthigt. So hat insbesondre die Schweiz auch mehrfache achtungswerthe Beispiele von Ärzten aufzuweisen, welche neben der Heilkunst in politischen Rollen bedeutend aufgetreten sind und diese sogar vorherrschend im Sinn und gleichsam im Vortheil ihres ärztlichen Geltens durchgeführt haben. Von dieser Art erscheint auch Usteri, wenigstens in gegenwärtiger Sammlung von Schriften, welche, merkwürdig genug, unter vierzehn Aufsätzen nur zwei enthält, denen ein unmittelbar politischer Karakter zukömmt. Die andern sind biographisch, litterarisch, gemeinnützig-social, und vor allem medicinisch, wobei jedoch überall ein starker Zug auf das bürgerliche Gemeinwesen vorwaltet, und lebensvolle Einsichten und schaffende Antriebe nach allen Seiten wirksam werden. Usteri hat diese Sammlung noch selbst veranstaltet, und sonach dürfte es mit gutem Wissen und seinem Takte geschehn sein, daß er, in seiner Stellung und in seinem Vaterlande auf seine unmittelbar politischen Arbeiten mindern Werth legend, durch jene gemischten, in allgemeinere Bezüge verflochtenen Vorträge auch sein Verdienst als Staatsmann am schönsten und eigenthümlichsten zu bewähren geglaubt.

Seine Eröffnungsreden bei Versammlung der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher, und besonders die Reden bei gleichem Anlaß in der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft gesprochen, enthalten in der That so viel Anregendes, Hervorrufendes, Leitendes und Einrichtendes, daß diese

Vorträge als Muſter einer ſinnigen und fruchtbaren Behandlung ſolcher oft ſchwer zu belebenden Geſellſchaftsthätigkeit gelten können. Dieſe Thätigkeit von freien Vereinen und eigenthümlichen Körperſchaften iſt heutiges Tages überall vonnöthen, wo die Art und Stärke der bürgerlichen Formen für die geſteigerten Anſprüche einer fortſchreitenden Gemeinbildung und eines allſeitigen Verkehrs nicht mehr ausreicht, beſonders aber da, wo das Geforderte nur nach großem Maßſtabe zu leiſten iſt, welchen der Umfang kleiner Staaten nicht zuläßt; in dieſem Sinne hatten auch die genannten ſchweizeriſchen Geſellſchaften und mancherlei ähnliche Anſtalten ihre Aufgabe zu nehmen und für die Nachtheile der zu groſſen Abgliederung einigen Erſatz zu liefern. Daß in dieſer Hinſicht alles zum Größern, Vereinenden, Anſchließenden zielt, tritt auch in der Schweiz unverkennbar und vielfältig hervor. —

Einige der hier mitgetheilten Reden ſind an Studirende der Arzneikunde gerichtet, andre zum Andenken verdienter Ärzte gehalten, und der hiebei verarbeitete mediciniſche Stoff zeigt ſich mit ſichtbarer Gunſt behandelt. Nur ſehn wir den geiſtreichen und weitſchauenden Mann gerade in dieſem ſeinem eigenſten Fache auf einen engeren Geſichtskreis beſchränkt, der ihn den Werth mancher Richtungen und Beſtrebungen zu erkennen hindert, weil ihre Zielpunkte jenſeits der Gränzen liegen, die er ſich für das Verſtändliche und Wirkliche geſetzt hat. Wenn Ufteri ſeine Zuhörer gegen des tiefſinnigen Troxler Blicke in das Weſen des Menſchen warnen zu müſſen glaubt, wenn er ſelbſt von einem Reil wegen deſſen naturphiloſophiſcher Auffaſſung der Heilkunde ſich abzuwenden ſcheint und endlich ſogar das berühmte Wort Haller's „Ins Innre der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt“ als Wahlſpruch aufſtellt, ſo müſſen wir uns freilich auf die allgemeine menſchliche Schwäche zurückgeführt bekennen, welche auch den Kräftigſten und Munterſten irgendwo zurückbleiben läßt, ohne daß auf ihn deßhalb ſogleich die ſtrenge Abfertigung anwendbar wäre, welche Goethe dem Haller'ſchen Worte ſo bündig gegeben hat.

Die Pietät unſres Autors hat auch dem Andenken ſeines Vaters, Leonhard's Ufteri, Profeſſors der Theologie und Oberherrn in Zürich, ein würdiges Ehrengedächtniß gewidmet, durch welches wir in erwünſchter Weiſe mit dem ausgezeichneten Manne bekannt werden, der ſich in Rom mit Winckelmann, in Paris mit Jean Jacques Rouſſeau, in Bern mit Julie Bondeli zu Freundſchaft und Briefwechſel verband und von dieſen wie von andern hochberühmten Zeitgenoſſen lebenslänglich geliebt und geſchätzt wurde.

Einige längere oder kürzere Nekrologe verdienter Männer, deren Hinſcheiden im gegebenen Zeitabſchnitt als jüngſter Verluſt zu betrauern war, ſind den ſchon erwähnten Eröffnungsreden ſchweizeriſcher Geſellſchaften beigefügt. Dieſe biographiſchen Gebilde, mit Wärme und Geiſt abgefaßt, ſind voll anziehender Lebensfriſche. Wir werden durch ſie überall in die Beſonderheiten des ſchweizeriſchen, vielfach aus ſeinen Abtheilungen und Gränzen zuſammenfließenden, und auch in das weite Ausland hinüberwogenden Treibens eingeführt und ſehn deutlich, wie viel Arbeit, Kraft und Begeiſterung dort unabläſſig wirkt und nöthig iſt, damit das Ganze beſtehe und ſich erhalte. Mit vorzüglichem Reize dünkt uns das Leben des Arztes Suter dargelegt, der in die Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution verflochten war, und von dem erzählt wird, er habe im Klub zu Mainz ſo freimüthig geſprochen, daß der Konventsdeputirte Merlin unwillig ausgerufen: Quel est l'aristocrate qui parle ainsi! wogegen jener beſonnen und ſchnell: C'est un Suisse qui était libre avant toi! erwidert und hiedurch den geſetzlichen Angriff ſiegend niedergeſchlagen habe. —

Dieſe redneriſchen Aufſätze ſind mit klarer Verſtändlichkeit, in gebildeter Sprache, mit geordneter Freiheit, in ſicherem Maß und feſter Haltung geſchrieben; inniger Antheil und eindringlicher Ernſt laſſen keine Ermüdung ſpüren. An künſtliche Ausbildung der einzelnen Redensarten iſt nicht gedacht worden, ſo wenig wie an abſichtlich vorbereitete Eindrücke, die nicht ganz aus der Sache ſelbſt und aus dem

Gemüthe des Vortragenden hervorgingen. Zuweilen ſogar dürfte man den Sprachwendungen mehr Sorgfalt, und ein Norddeutſcher, dem es um Korrektheit zu thun iſt, einige ſchweizeriſche Abweichungen daraus verbannt wünſchen. Immerhin dürfen dieſe Schriften auch als Werke der Beredſamkeit einen ehrenvollen Platz in unſrer Litteratur einnehmen, nach dem Maße freilich, das unſer ganzer Zuſtand für jenes noch ſo wenig angebaute Feld geſtattet. Vielleicht iſt es abermals nur ein richtiger Takt, wenn der wahre Redner bei uns noch zur Zeit darauf verzichtet, unter ſolchen Verhältniſſen, für den wirklichen Gebrauch es auf Meiſterſtücke der Kunſt auch nur anzulegen. —

XXXIV.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeſchichte von J. D. E. Preuß. Erſter Band. Mit einem Urkundenbuche. Berlin, 1832.

Dankbar und erfreulich, wie nur ſelten in ſolchem Grade, erſcheint das Geſchäft des kritiſchen Berichtens bei dieſem Werke, deſſen Hervortreten wir dem Publikum nicht nur mit eifriger Empfehlung, ſondern auch mit der vorgefühlten Gewißheit eines günſtigen Erfolges, einer lebhaften Theilnahme, ja ſogar einer vielfachen Mitthätigkeit, ankündigen. Denn ohne Frage haben hier der Stoff und die Behandlung den eigenthümlichen Vorzug, daß ſie dem Leſer nicht fremdartig gegenüber bleiben, ſondern ihn unwiderſtehlich auf ihre Seite ziehen und ihm einen Antheil bei dem Werk eröffnen, der einmal erweckt, ſo ſchnell nicht wieder verlöſchen wird. In der That iſt dieſes Unternehmen nicht nur eine Darbietung, ſondern auch eine Aufforderung, weltgeſchichtlich und volks-

thümlich zugleich, den großen Mann, Fürſten und Helden, der in der Bildungsgeſchichte der Menſchheit wie in der Staatsgeſchichte Preußens eine Lichtgeſtalt daſteht, neuerdings würdig und vollſtändig zu betrachten, ſein Bild nach allen Seiten aufzuhellen, und die Förderungen und Segnungen eines vorübergegangenen, aber in tiefen Eindrücken und reichen Ergebniſſen fortbeſtehenden, ewig bewundernswerthen Daſeins und Waltens anzuſchauen und fernerhin auszubreiten.

Friedrich der Große gehört in Wahrheit eben ſo der Welt, wie ſeinen Preußen an, und gerade dadurch, daß er ausſchließlich dieſen ſeine ganze Kraft, Fürſorge, Geiſtesrichtung und Tapferkeit widmete, daß er im höchſten Sinne als der Führer ſeines Volkes erſchien, gerade dadurch wurde er zum Vorbild eines Königs und Führers überhaupt, dem alle Völker huldigten, nicht nur in Bewunderung und Ehrfurcht, wie jedem ſiegreichen und machtvollen Helden, ſondern auch in Zuneigung und Freude, als einem Fürſten, deſſen Gleichen jedes Volk ſich wünſchen mag, und dem auch als einem fremden ſich aus allen Ländern Liebe und Begeiſterung zuwendet. In England ſchlug jedes großmüthige Herz für ihn, in Frankreich huldigte ihm jeder gebildete Geiſt, in Italien war im untern Volke kein Name größer und theurer, in Rußland war leidenſchaftliche Verehrung für ihn einen Augenblick auf dem Thron, wo nacheifernde Achtung dann dauernd ſich befeſtigte. Mögen Gewaltige der Vorzeit größeren Länderumfang erobert und beherrſcht, mehr Wunder noch und Glanz verbreitet haben, einen Fürſten und Helden hat es nie gegeben, welchem die allgemeine Völkerſtimme ſo zugejauchzt, an welchem die mitlebende Welt ſo aus reinſtem Antrieb und ſo mit innigſter Freude gehangen hätte. Alle Feindſchaft und aller Tadel, welche gleichzeitig und ſpäterhin, aus den mannigfachſten Standpunkten und Denkungsarten, gegen den großen König reichlich aufwachten und ſeine Perſon oder ſeine Thaten verkleinern wollten, alle Macht der auf ihn gefolgten weltverändernden Begebenheiten, und ſelbſt

das große neben ihn ſich drängende Bild Napoleon's, das ihn ſogar einen Augenblick zu verdrängen ſcheinen konnte, haben an jenem einzigen, großartigen Daſtehn Friedrich's im Weſentlichen nichts verändert.

Ein dergeſtalt fortlebender Name, ein ſolches ungehemmtes Weiterwirken des Geiſtes und der That können zwar an ſich für das ſchönſte Denkmal gelten, und man hat mit ſcheinbarem Grunde geſagt, daß, wo ein ganzer Staat durch blühendes Gedeihen ein lebendiges, auch für die Zukunft weithin verheißendes Zeugniß giebt, wo jedes nachfolgende Große ſeine erſte Vergleichung ſucht und ſchwer aushält, wo die Anerkennung überall vergegenwärtigt iſt, daß da ein beſonderes Denkmal weniger nöthig ſei. Allein was in ſolcher Art für die Wiſſenden beſteht, hat darum noch nicht gleiches Daſein für die Mehrzahl derjenigen, in welchen die Einſicht und Anerkennung erſt geweckt und befeſtigt werden müſſen, und welchen, jemehr die Unmittelbarkeit der Lebensberührung des Vergangenen mit dem Verlaufe der Zeiten abnimmt, deſto mehr auch die Kunſthülfen der Überlieferung zum Bedürfniſſe werden, von dem zuletzt niemand frei bleibt. Deßhalb iſt es mit Recht als Aufgabe und Pflicht unſrer Zeit erkannt worden, daß dem großen Könige, außer ſeinen eignen Werken und Wirkungen, nun auch durch das Werk Anderer ein beſonderes, ſeinen vielgeſtaltigen Ruhm in ein Geſammtgedächtniß vereinigendes Denkmal aufgerichtet werde, und jeder Preuße, ja jeder Deutſche, hat mit Erhebung vernehmen müſſen, daß ein ſolches beſchloſſen und der Ausführung nahe iſt. Gleicherweiſe iſt es die Aufgabe der Geſchichtſchreibung, den Lebensſtoff der Zeiten, welcher ſich ſelbſt überlaſſen ſo ſchnell in Vergeſſenheit fällt oder zur Sage wird, in geiſtige Geſtalt auszubilden und in dieſer feſtzuſtellen und zu bewahren. Die Errichtung von Ehrenſäulen und Marmorbildern iſt von Umſtänden und Bedingniſſen abhängig, deren der Eifer der Geſinnung und der Beruf des Talentes in den meiſten Fällen unmächtig bleiben. Anders ſcheint ſich dies mit der Geſchichtſchreibung

zu verhalten, wo der Willen und die Fähigkeit des Einzelnen, wie man gemeinhin glaubt, vollkommen hinreichen, um die Ausführung zu sichern. Genau betrachtet dürfte wohl auch dieſes Verhältniß mit größern Schwierigkeiten verknüpft ſein, als dem Einzelnen jedesmal zu löſen vergönnt iſt. Für unſern Fall wenigſtens haben wir zu bemerken, daß, ungeachtet der zahlreichſten, nach vielartigſtem Zuſchnitt und Maß, von Einheimiſchen und Ausländern, in allen Sprachen und Redeweiſen verſuchten Geſchichtbüchern und Denkſchriften, wir doch kein einziges Werk beſitzen, daß für ſich allein als ein Inbegriff des Gegenſtandes gelten könnte, oder durch ſeinen Werth der dauerfeſten Verehrung entſpräche, welche der Name des Königs in dem allgemeinen Sinn und Urtheil ſelbſtkräftig ſich erhalten hat.

Die litterariſche Bearbeitung der Geſchichte Friedrich's erſcheint bei allem Reichthume an einzelnen Hülfsmitteln, die faſt unüberſehbar ſich angehäuft haben, doch um ſo mangelhafter, als auch dies Einzelne gar oft nur in Falſchem oder Verfälſchtem beſteht, das ſich verwirrend aufdrängt, und an deſſen Stelle das Wahre und Richtige nicht immer beizubringen iſt. In Verhältniß zu dem innern Reichthume des Stoffes, der unaufhörlichen, mannigfachen Selbſtthätigkeit, welche Friedrich ein langes Leben hindurch in den vielſeitigſten Beziehungen ausübte, ſind der wahrhaft ergiebigen und zuverläſſigen Quellen, aus welchen der Geſchichtſchreiber ſchöpfen konnte, bisher nur äußerſt wenige geweſen. Eine Menge von wichtigen Materialien, deren Daſein bekannt iſt, ſind dem Gebrauch verſchloſſen, eben ſo viele und wichtige mögen noch ungekannt im Dunkel liegen. Selbſt die Kriegsereigniſſe, ſo vielfach und ſorgfältig von geſchickten Händen bearbeitet, warten noch auf manchen Aufſchluß, für welchen es nicht an beſtimmten Andeutungen fehlt. Sogar die eignen Werke des Königs, der auch als Schriftſteller die höchſten Geiſtesgaben in erſtaunenswürdiger Fruchtbarkeit zeigte, erregen in jenem Bezuge nur unmuthiges Bedauern und ſchmerzliche Wünſche, denn nur ein Theil davon iſt der

Öffentlichkeit übergeben, und auch dieſer noch aus Willkür und Zufall verſtümmelt, und mit ſolcher Unordnung und Nachläſſigkeit zum Druck befördert, daß auch der dunkelſte und geringſte Autor nach ſeinem Tode kein ſchlimmeres Loos erfahren könnte. Bevor dieſe Unbill durch eine vollſtändige, gereinigte, würdige Ausgabe der Schriften des Königs geſühnt worden, muß auch dieſer edelſten Quelle leider ſtets ein Zweifel der Unlauterkeit ſich beimiſchen.

Bei einer noch ſo wenig günſtigen Vorbereitung der Hülfsmittel iſt gleichwohl der Zeitpunkt eingetreten, wo nicht länger geſäumt werden durfte, die Geſchichte Friedrich's in ein vollſtändiges Werk zuſammenzufaſſen, wenn nicht auf der andern Seite zu viele der Vortheile verloren gehn ſollten, welche darauf beruhen, daß der Geſchichtſchreiber, wennſchon kein gleichzeitiger mehr, doch noch ein nahzeitiger ſei. Wenn zu hoffen iſt, daß die urkundlichen Zeugniſſe dem Geſchichtſchreiber ſich in der Folge mehren, nach Maßgabe, daß der Bann, unter welchem ſie liegen, nachläßt, ſo beſteht dagegen auch die Beſorgniß, daß die unſchriftliche Überlieferung, in welcher ſo viele bezeichnungsvolle Einzelheiten noch fortleben und ſo manche Vermittelungen zur Vergangenheit noch erhalten ſind, täglich abnehme und ſich verliere. Unter ſolchen Umſtänden iſt ein neues Geſchichtswerk auch als ein Aufruf zu betrachten, der zugleich das Beiſpiel enthält, was geleiſtet werden kann, und wie viel mehr noch zu leiſten ſein wird, wenn allgemein erregte Theilnahme den Voranſchreitenden thätig unterſtützt, wenn aus privater und öffentlicher Verwahrung — wo ſorgloſe Unbeachtung und ängſtlicher Verſchluß nur in verſchiedener Form auf die gleiche Vernachläſſigung und Unbekanntſchaft hinauslaufen — die entbehrten Hülfsmittel endlich ans Licht treten, und der ganze Vorrath des Benutzbaren ſich überſchauen läßt. Aller Geſchichte werden immer genug dunkle Stellen bleiben, ſei es, daß die Dunkelheit urſprünglich zur Sache gehört, oder daß durchaus die Nachrichten fehlen, und in beiden Fällen wird der Hiſtoriker ſich zufrieden geben müſſen; nichts aber iſt pein-

licher, als wenn ihm Gegenſtände, für welche volles Licht möglich wäre, nur in Dämmerung oder Nacht vorgehalten bleiben.

Unſer Verfaſſer hat durch alle Schwierigkeiten, welche in dem Gegenſtande und in den Verhältniſſen liegen, mit kräftigem Muthe ſich hindurchgearbeitet, und ſein Werk iſt ein großartiges Beiſpiel, wie viel in ſolchen Dingen der wahre Beruf, der entſchloſſene [illegible] und der treue Fleiß vermögen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die ungeheure Maſſe der allgemein zugänglichen Hülfsmittel von ihm ſorgfältig durchforſcht worden, und es läßt ſich leicht erachten, daß der beharrlichen Aufmerkſamkeit, dem umfaſſenden Vergleichen und ſorgſamen Eindringen ſchon aus dieſen Quellen reicher Gewinn geworden, der früher nicht an den Tag gelangt war. Aber jene Eigenſchaften, welche der Verfaſſer zu ſeinem Unternehmen mitgebracht, wurden zugleich die Wünſchelruthe zur Auffindung und der Schlüſſel zur Hebung noch ganz neuer Schätze, die ſich lange Zeit im Stillen bewahrt hatten. Nicht nur wurde manches wichtige Aktenſtück aus dem Königlichen Archiv ihm zur Benutzung vergönnt, ſondern auch bedeutende und bisher ſo gut wie unbekannt gebliebene Privatſammlungen haben ſich ihm freigebig eröffnet, und darunter der nicht genug zu preiſende Schatz einer ungeheuren Menge von bisher noch unbenutzten Kabinetsbefehlen des Königs. Dieſe ſeltne Begünſtigung des Glücks, welche die kühnſten Erwartungen übertreffen mußte, darf hier nur als die richtige Folge, als der verdiente Ertrag eines fortgeſetzten, redlichen, zeitgemäßen, würdigen Bemühens gelten. Dennoch fehlt noch unendlich vieles, was für die Geſchichte des großen Königs zu wünſchen wäre, was auch als vorhanden gewußt oder vermuthet wird, aber für den Augenblick nicht erreichbar iſt. Aller Reichthum der Materialien iſt nur Stückwerk, deſſen Lücken auszufüllen der Geiſt und die Kunſt des Geſchichtſchreibers nicht einmal verſuchen dürfen, da die ächten Erſatzſtücke doch hoffentlich einſt ihre Stelle anſprechen werden.

Hieraus bedingt ſich für den Verfaſſer einer Geſchichte Friedrich's noch eine beſondre Eigenſchaft, die ihm unentbehrlich und doch ihrem Weſen nach eine der ſeltenſten iſt. Er bedarf nämlich einer unaufhörlichen ſtarkmüthigen Reſignation, die immer zu entbehren weiß, ohne je zu verzichten, und die von vornherein ſich darein ergiebt, die Mängel der Materialien auch in die Form der Kompoſition willig mit hinüber zu nehmen. Unſer Verfaſſer übt dieſe Selbſtverläugnung mit einer anſpruchsloſen Heiterkeit, die wir ihm um ſo höher anrechnen müſſen, als zahlreiche Stellen und Abſchnitte genugſam beweiſen, daß er der geſchichtlichen Darſtellung nach allen Forderungen gewachſen iſt und ſeinen Vortrag mit allem Erfolg auf der Bahn einer gleichmäßigen Kunſtbildung hätte fortführen können. Allein er hat dieſe Geſtaltung verſchmäht, um ungleich Beſſeres zu leiſten.

Jede Geſchichte giebt ſchon durch ihren Inhalt eine weſentliche Bedingung für die ihr angemeſſene Abfaſſung. Die Hiſtoriker ſind deßhalb genöthigt, nach Maßgabe des Stoffes, der ihnen zu Theil wird, immer neue Formen zu finden, und daß nicht Alle den hiezu erforderlichen Kunſtſinn haben, Manche ſogar ohne Ahndung dieſes Erforderniſſes bleiben, iſt leider offenbar genug. Aber mancher Stoff iſt ungemein widerſtrebend, und nicht für jede Aufgabe, welche ein beſtimmter Standpunkt oder eine zufällige Abſicht vorzeichnen, will ſich die Form darbieten. Fand doch ſogar Goethe, daß er das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar zu ſchreiben aufgeben müſſe, weil die Ereigniſſe dieſes Helden in ihrer Abſonderung kein Bild machen. Nun ſcheint es zwar, als müſſe dagegen ein Held, der ſelber ein Mittelpunkt der Ereigniſſe iſt, um welchen eine ganze Welt von Geſtalten ſich bewegt, und der ſeinen Einfluß ſelbſtthätig nach allen Seiten ausſtrömt, ein vorzüglich günſtiger Gegenſtand der Darſtellung ſein. Aber mitnichten. Gerade hier zeigt ſich der Stoff nicht ſelten am ſprödeſten, entzieht ſich am längſten der gerundeten Abfaſſung, und es iſt ſchon mehrfach bemerkt worden, daß die Hauptheiden der Geſchichte,

welchen ſich vorzugsweiſe die großen Begebenheiten und Entwickelungen verknüpfen, am ſchwerſten in den Rahmen der Biographie eingehn. Bei Friedrich dem Großen häufen ſich dieſe Schwierigkeiten insgeſammt. Die großen Ereigniſſe verflechten ſich hier mit einer Fülle der mannigfachſten Einzelheiten, in welchen nicht minder als in jenen der Lebensreiz und die Lebenskraft des Ganzen vertheilt iſt, und denen ſo wenig Abbruch geſchehn darf, daß man im Gegentheil ſie nur immer noch zu vermehren wünſchen muß. Die Form eines biographiſchen Kunſtwerks wird hier auf allen Seiten überwachſen oder zerſprengt, in gleichmäßigem Redefluſſe kann dieſe Mannigfaltigkeit ſich nicht ausſtrömen. Eine faſt unüberſteigliche Schwierigkeit zeigt ſich in der Sprache ſelbſt. Rohheit und Verflachung herrſchten in der deutſchen Sprechweiſe, als Friedrich's eigne Bildung ſich beſtimmte. Für ſein höheres geiſtiges Bedürfniß bot ihm die verfeinerte franzöſiſche Sprache die reizendſte Aushülfe; zum Behuf ſeines Regierens aber mußte er den Ausdruck ſeines Willens und ſeiner Gedanken nothdürftig in ein hartes, durch fremde Einmiſchungen häßlich entſtelltes, unbildſames Idiom kleiden, von welchem die deutſche Nation zu derſelben Zeit ſich loszumachen ſuchte und im Verfolg eines glücklichen Aufſchwunges wirklich mit Rieſenſchritten ſich entfernte. Nun findet ſich die ganze Eigenthümlichkeit, die reiche Anmuth und nachdrückliche Stärke des Geiſtes, welche Friedrich als Menſch und als König offenbart, theils in eine fremde Sprache, theils in eine von uns aufgegebene verwoben, und es ergiebt ſich das in dieſer Art wohl einzige Verhältniß, daß ſchon in dem nächſten Geſchlechtalter der nationale Geſchichtſchreiber dieſem allen noch ſeine eigne Sprache als dritte hinzufügen muß. Denn das Auskunftsmittel, des Königs Franzöſiſch und Deutſch regelmäßig in heutige Sprachweiſe zu übertragen, wird hoffentlich niemals in Vorſchlag gebracht werden!

Wer es nun hier auf einen hiſtoriſchen Kunſtbau im nachahmenden Sinne ſo mancher Neuern anlegen wollte, der

würde überall ſein Bemühen zuſammenbrechen ſehn, oder ein widerwärtiges Zerrbild liefern, von dem jederman den Blick abwenden müßte. Ein klarer Sinn, der ſich ohne falſche Anſprüche ganz an ſeinen Gegenſtand hielt, nur dieſen geben und ſo geben wollte, wie er eben war, hat in all dieſer Bedrängniß leicht den einzig richtigen Weg gefunden und die Lebensgeſchichte Friedrich's in der Geſtalt geliefert, welche die Eigenheit des Stoffes und der Zuſtand der Materialien erlaubte, und das Ganze dabei doch ſo nah als möglich dem Ziele gehalten, welches den Forderungen unſrer heutigen Stufe der Geſchichtskunſt entſpricht. Der ſchönſte Erfolg iſt dieſem Verfahren zum Lohn geworden. Wir dürfen ſagen, ein ſo natürliches, ſinniges, die mannigfachſten Gegenſätze ſo glücklich verbindendes, zum Leſen wie zum Nachſchlagen geeignetes, zwiſchen alterthümlicher Naivetät, reicher Sachkunde, ſcharfem Geiſtesblick und ſinnvoller Ausſchmückung ruhig dahinwallendes, freundliches und gediegenes Buch iſt uns lange nicht vorgekommen. Der wackre Verfaſſer ſcheut ſich keinen Augenblick, um des Vortheils der Sache willen den Vortheil des Schriftſtellers aufzugeben. Wo er ſelber in gewählten Worten anziehend zu ſprechen fortfahren könnte, unterbricht er ſeine Rede und überläßt urkundlicher Auskunft den Raum, oder häuft zahlreiche, genaue Notizen, über deren trocknes Ausſehn ihn der wahre Werth, den ſie in ſich tragen, leicht tröſtet. Der Fleiß in Aufſuchung ſolcher Notizen, die kritiſche Prüfung derſelben, ihre Anreihung an das ſchon Vorhandene ſind kein geringes Verdienſt bei der Ausdehnung des Gebiets, aus dem zu dieſem Zweck das Nutzbare eingeſammelt werden mußte. Was der Text nicht unmittelbar aufnehmen konnte, iſt in Anmerkungen und Nachträgen fleißig beigebracht, die Litteratur des Gegenſtandes ſorgſam angezeigt. Des Neuen iſt überaus viel, mehr noch des Neugeſtellten, in neuen Zuſammenhang und in neuen Überblick Gebrachten. Manches freilich muß als Einſtweiliges gelten, bis noch Bewährteres oder Vollſtändigeres erlangt ſein wird, Andres war wenigſtens im jetzigen Augenblicke noch nicht

abzuweiſen, wenn auch die ſpätere Nachwelt manche Einzelheiten nicht ſo nöthig und wichtig erachten mag, wie ſie es für uns Preußen und Zeitnahe noch weithinaus ſein werden.

Jene genauen, durch ſtrenge Zeugniſſe erwieſenen, nach Datum und Namen feſtgeſtellten Angaben, die mit gleicher Sorgfalt für Hauptſachen wie für Nebenumſtände ermittelt ſind, mögen einſt minder erheblich ſcheinen, wenn die erprobte Wahrheit längſt als unbezweifelte anerkannt und verjährt iſt, jetzt aber, da noch alles in Verwirrung und Dunkel ſchwebt, Streit und Einſpruch möglich ſind, darf jedes Theilchen von Wahrheit, das ſich erhärtet hat, für einen Pfeiler gelten, der das Ganze tragen hilft. Wird aber die Zukunft manches aus dem Buche leicht ausſcheiden, ſo wird ſie dagegen auch, wie der wohlmeinende Referent in der Staatszeitung bemerkt, noch des Unbekannten vieles und ſehr wichtiges bringen, das dann eben ſo leicht ſich einſchalten läßt. Für die Geſchichte Friedrich's wird ſolchergeſtalt dieſes Werk immer mehr der Vereinigungsort aller Quellen werden, und von vielen der Ertrag hauptſächlich in ihm fortdauern.

Dieſer erſte Band, in drei Bücher abgetheilt, ſchildert zuerſt die Jugendjahre Friedrich's bis zu ſeiner Thronbeſteigung, ſodann ſein erſtes Auftreten und Handeln als König, ferner die beiden ſchleſiſchen Kriege, und darauf die Zeit bis zum ſiebenjährigen Kriege, in welcher der König hauptſächlich als Landesvater und als Menſch betrachtet wird. Der Verfaſſer hat aus der großen Staats- und Kriegsgeſchichte Friedrich's, deren Umriß er in weiten, ſcharfen Zügen giebt, vorzugsweiſe die eigentlich biographiſchen Beſtandtheile glücklich herausgeſondert und mit allem Fug und Recht zur Hauptſache erhoben. Das Militäriſche und Diplomatiſche fehlt keineswegs, aber es iſt immer in unmittelbarem Bezug auf die Perſon gehalten. Letztere iſt in ſolchem Zuſammenhange und in ſolcher Vollſtändigkeit wie hier noch niemals aufgefaßt worden. Jedes Verhältniß, jede Begebenheit, die Erziehung, der Umgang, die Neigungen und Gewohnheiten, alles iſt mit Sorgfalt erforſcht und mit Genauigkeit ange-

geben. Die beabsichtigte Flucht Friedrich's und die Folgen, die sich daraus für ihn entwickelten, erscheinen hier ganz neu beleuchtet, und auch die Stellung und das Benehmen Friedrich Wilhelm's I. empfangen eine gerechte Würdigung. Die Gesellschaft des Kronprinzen und späterhin des Königs, seine Freundschafts- und Geistes-Beziehungen, so wie seine Regierungsthätigkeit und sein nach diesen Richtungen sich abtheilendes tägliches Leben werden zur lebendigen Anschauung gebracht. Vor allem aber ist es der Landesvater, der auf sein Volk und Land überall persönlich einwirkende Fürst, der Gesetzgeber, Ordner und Verwalter aller innern Verhältnisse seines Staates, der hier hervortritt, wie denn in der That diese Beziehung unter den mannigfachen Ausdrücken seiner Persönlichkeit wohl der reichste und höchste bleibt, gegen welchen sogar der des kriegerischen Helden zurückstehn muß. Den hohen und strengen Begriff, welchen Friedrich von seiner Pflicht hatte, und die Treue und den Fleiß, die er von Jugend an bis ins späte Alter, und bis zum letzten Lebenshauche, dem erkannten Beruf widmete, sehn wir in vervielfachten, sprechenden Zeugnissen der bewunderungswürdigsten Wirksamkeit vor unsern Augen entfaltet. Wir schalten hier ein, was der Verfasser über einen Theil dieser Zeugnisse, über die noch nie in solcher Fülle und Folge zum Behuf der Geschichtschreibung betrachteten und benutzten urkundlichen Kabinetsschreiben, so schön als wahr zu deren Karakterisirung ausspricht. „Die erhabenste Idee — sagt er — von Friedrich's unvergleichlicher landesväterlicher Gesinnung und Thätigkeit gewinnt man aus Sammlungen von fortlaufenden, Tag für Tag erlassenen Kabinetsschreiben. Wir sind, durch die dankenswerthesten Mittheilungen, zu dem unschätzbaren Glücke gelangt, aus mehr denn zwölftausend Erlassen die Zeit bis zum siebenjährigen Kriege ganz authentisch vor unsern Augen sich erneuern zu sehn. Alle diese Königlichen Befehle athmen denselben Geist rastloser Sorge und unablässigen Strebens für das Wohl des Landes und jedes Einzelnen; alle, die französischen und die deutschen, haben in

ihrer klaren, bündigen Abfassung ein wahrhaft klassisches Gepräge; in allen findet sich die anziehendste Einheit des großen Kopfes und Herzens; in allen endlich, was hier besonders gegen die karikirten Anekdotenbilder des Königs geltend gemacht werden soll, der würdevollste Ernst in jeglicher Angelegenheit. Uns ist aus den Tausenden von Kabinetsschreiben eines halben Menschenalters kaum ein oder der andre humoristische oder witzige Zug aufgestoßen; immer nur das gleich scharfe und gleich wohlwollende, wir möchten sagen Salomonische Eingehen in die heilige Sache, wie sie „dem ersten Diener des Staats", dem Vater des Vaterlandes, dem großen und erhabenen Könige, dem wahrhaft Einzigen, im Kabinette vorlag, der nur Eine Leidenschaft hatte: **Preußens Ehre und Glück.** (Si l'on veut que le gouvernement monarchique l'emporte sur le républicain, l'arrêt du souverain est prononcé: il doit être actif et intègre. Essai sur les formes du gouvernement.) Wenn aber doch, in gewissen sogenannten Lebensgeschichten und Karakterschilderungen, von Verfassern ohne äußeren und ohne inneren historischen Beruf, auffallende Kabinetsordres schroff aneinandergereiht sind, ohne Erklärung des Anlasses und der Verhältnisse: so getrauen wir uns, fast jedes einzelne dieser Zerrbilder durch die reine Erläuterung der geschichtlichen Thatsache zu einem wohlthuenden Gemählde umzuwandeln, und wir werden das in dem überreichen Abschnitte nach dem siebenjährigen Kriege mehrfach zu unternehmen Anlaß finden".

Der Verfasser gehört nicht zu den Historikern, welche sich etwas darauf einbilden, dem Gegenstande, den sie bearbeiten, nur mit vornehmer Kälte nachzugehn. Er hat aus tiefer Zuneigung seinen Helden gewählt und nicht durch so viele Jahre sich mit ihm beschäftigen können, ohne für ihn gesteigerte Bewunderung und Liebe zu empfinden. Er verläugnet seine Herzenswärme nicht, sie beseelt alle Seiten seines Buches und geht auch in das Gemüth des Lesers erquickend über. Sie gründet sich aber, fern von blinder Vor-

liebe, auf Einſicht und will auch nur dieſe mittheilen, keinem ſelbſtſtändigen Urtheil trotzig vorgreifend. Der Verfaſſer will Flecken und Fehler, wo deren ſich finden, nicht verhüllen oder beſchönigen, allein gar vielen Tadel, den beſonders ein ſpäteres, ſich weiſer dünkendes Geſchlecht heftig und ſcharf hat laut werden laſſen, darf er zurückweiſen, indem er theils den Ungrund der Sache darthut, theils den Unterſchied der Zeiten herbeiruft, um das richtige Maß der Beurtheilung aufzuſtellen. Die harte und unverſtändige Einſeitigkeit mancher Neuern, welche den König wegen ſeiner freien religiöſen Denkart als einen Gottloſen angeklagt, iſt in einer beſondern Abhandlung gründlich abgefertigt worden. Nach einer entgegengeſetzten Seite hin hatte der Verfaſſer einen andern Vorwurf zu beleuchten, der den König eines Mangels an Aufklärung und Freiſinn deßhalb beſchuldigt, weil er dem Adel ſo große Vorzüge gegönnt und erhalten habe. Hierüber läßt Herr Preuß, der den Entwickelungsgang der Zeiten in jeder Epoche, alſo auch in dem heutigen Stande der Verhältniſſe und Anſichten, zu würdigen weiß, aber deßhalb auch die frühern Stufen in dem ihnen eignen Lichte zu erkennen ſtrebt, ſich an ſchicklicher Stelle alſo vernehmen: „Wir wollen denn nun auch gedenken, wie der König die einzelnen Stände ſeiner Unterthanen ſo recht eigentlich auseinandergehalten, für jeden einzelnen unermüdlich geſorgt, aber aus der von der Natur ihm angewieſenen Sphäre ungern ihn herausgelaſſen; während von der andern Seite die geiſtige Anregung, welche wir ihn unten ganz berufsweiſe bis in die geringſte Hütte werden verbreiten ſehn, eher eine allgemeine brüderliche Annäherung herbeiführen mußte. Was zunächſt den Adel betrifft, ſo wolle man ſich des Zeitgeiſtes von 1740 erinnern, welchen am wenigſten die Geſchichte überſehn ſoll. Damals, und noch lange nachher, trugen alle adelige Männer Degen und dreieckte Hüte mit Straußenfedern, wie die Generale, und die Offiziere vom erſten Bataillon Leibgarde; ſo auch die jungen Adeligen auf den Gymnaſien und Univerſitäten. Im Jahre 1743 wurde

das Publikum von Berlin zu den Redouten zugelaſſen. Der Adel aber hatte das ausſchließende Recht, ſich der roſa Dominos zu bedienen; die Bürgerlichen konnten ſich nach Belieben maskiren, nur nicht in gedachter Farbe, mußten ſich auch im Tanzſaale des Opernhauſes innerhalb gezogener Schranken halten. Noch dreißig Jahre ſpäter mußte Schiller auf der Karlsſchule in Würtemberg ſein Haar, wie alle bürgerliche Eleven, ungepudert tragen, und nur die röthliche Farbe zu verbergen, erlaubte der Herzog ihm, da ſein Vater ein adeliges Amt bekleidete, gepudert zu erſcheinen. Daran mögen in ihrer Zeit Wenige Anſtoß genommen haben. Wenn nun auch Friedrich als Menſch, als Dichter, als Geſchichtſchreiber ſich über alle Standesverhältniſſe hinwegſetzte, ſo glaubte er doch als König an der alten Verfaſſung nichts ändern zu dürfen. Dem Adel blieben alſo ſeine, zum Theil koſtſpieligen, Privilege: denn in den Geſandtſchaftspoſten, in den Hofämtern, im höheren Staatsdienſte mögen wohl erſtaunlich Wenige nur etwas erworben haben bei Friedrich's ſparſamen Etats; das Vorrecht, Rittergüter zu beſitzen, konnte, bei gänzlicher Umgeſtaltung der Verhältniſſe, dem Adel keinen Segen bringen, und bei der geringen Beſoldung in den untern Offiziergraden haben ſich vor dem ſiebenjährigen Kriege nicht gar viele Bürgerliche zum Kriegsdienſte gedrängt". Die vielgetadelten und durch die nächſte Folgezeit immer mehr aufgegebenen Anſichten und Maßregeln des Königs in Betreff des Handelsverkehrs und des Gewerbfleißes laſſen ſich gleichergeſtalt aus den zu ſeiner Zeit allgemein herrſchenden Vorſtellungen und Verhältniſſen rechtfertigen, und wenigſtens hat die Schrankenloſigkeit der unbeaufſichtigten Konkurrenz, welche die neuere Zeit anſtatt jener Beſchränkungen walten ſieht, von bedeutenden Orten her auch ſchon wieder eine wiſſenſchaftliche Verwerfung erfahren müſſen, ſo daß vielleicht die Zeit nicht fern iſt, wo man, wenn auch nicht jeder einzelnen Maßregel des Königs, doch im Allgemeinen den Grundſätzen, welche ihn dabei leiteten, wieder beipflichten mag.

Mit Beſcheidenheit und Würde, wie es der Sache ge-

ziemt, aber ohne Furcht vor der Wahrheit, auch im Fall ſich nur eine unerwünſchte finden müßte, berührt der Verfaſſer einen die Perſon des Königs unmittelbar bezüchtigenden Vorwurf, der von zu vielen Seiten entweder leiſe nur angedeutet oder auch dreiſt ausgeſprochen worden, als daß er hätte unerwähnt bleiben dürfen. Wir wollen uns nicht gerade auf Johann von Müller berufen, der da meinte, die Verläumdung habe jenen Vorwurf meiſtens den Männern angedichtet, denen ſie ſonſt keinen zu machen gewußt. Unſer Verfaſſer, welcher keinen Umſtand verſchweigt, wodurch ein Schein in jener Richtung vermehrt werden könnte, zeigt gerade durch die Vollſtändigkeit der Angaben, deren auch nicht Eine beweiſende während ſo vieler Jahre vorgekommen, den Ungrund der ganzen Vorausſetzung. Gegen Voltaire iſt er hiebei vielleicht etwas ungerecht; einigen Scherz gegen Friedrich durfte der unartige Spottgeiſt allenfalls frei haben; daß er aber der Verfaſſer der vie privée du roi de Prusse, wo ſich in obigem Betreff eine verläumderiſche Andeutung findet, wirklich geweſen, ſteht durchaus in Zweifel, und daß die in einigen Ausgaben der Pucelle gegen den König vorkommenden Verſe nicht aus Voltaire's Feder gefloſſen, iſt mit Sicherheit anzunehmen, da bekanntlich zu deſſen größter Angſt und Bekümmerniß jenes verrufene Gedicht in Winkelausgaben mit den gefährlichſten und ſchmutzigſten Zuſätzen vermehrt erſchien, von denen er ſchon um deßwillen freizuſprechen iſt, weil er zwar vieles wagte, um witzig und anmuthig zu erſcheinen, aber plump und roh niemals läſtern mochte.

Wir übergehn vieles Andre, was uns in dieſem Buche zur Darſtellung und Würdigung Friedrich's des Großen als Neues, Wichtiges, Bemerkenswerthes, ſei es des Materials oder der Auffaſſung, gleich beim erſten Leſen reichlich begegnet iſt und ſtellen zum Beſchluſſe nur das bündige Ergebniß hin, daß Friedrich der Große ſich aus dieſen Blättern als ein ganz neues Bild vor uns erhebt, größer noch und herrlicher in dieſen verbürgten Zeugniſſen der ſtrengen Wahr-

heit als in dem allgemeinen Ruhme der ſchwebenden Überlieferung. Freuen muß ſich jeder Preuße, jeder deutſche Geſchichtsfreund, daß endlich dem vaterländiſchen Helden die gründliche Aufmerkſamkeit und Pflege zugewendet wird, deren ſein Andenken ſchon lange entbehrte, und die ihm ohne Verſündigung und Schmach kaum länger zu entziehen waren. In bedeutender Zeit erſteht dieſe Ruhmesgeſtalt, die Edlen und das Volk werden ſie freudig aufnehmen und werden wiſſen und fühlen, was ſie daran haben.

Dem gegenwärtigen erſten Bande werden noch drei andre, und zwar, wie wir hören, in kurzen Friſten unverzüglich nachfolgen. Jeder Band wird, gleich dieſem erſten, von einem Urkundenbuche begleitet ſein, worin eine ausgeſuchte Folge der wichtigſten Kabinetsordres des Königs, welche das Glück dem Verfaſſer in größter Anzahl ſo günſtig zugeführt hat, und deren Einverleibung in den Text unſtatthaft dünken mußte, mit genauer Bewahrung der urſprünglichen Geſtalt nach und nach zum Abdruck gelangen wird. Das Urkundenbuch dieſes erſten Bandes enthält deren über ſechshundert hier zum erſtenmal mitgetheilte, aus den Jahren 1740 bis 1756, welcher Zeitraum am wenigſten bisher durch ſolche Hülfsmittel beleuchtet war. Dieſer Abdruck allein wäre ſchon des höchſten Dankes werth, denn in dieſen Urkunden fühlt man alle Haupt- und Nebenadern des damaligen preußiſchen Lebens ſchlagen. —

Das Werk iſt dem Königlichen Staatsminiſter Dr. von Beyme mit treuen und edlen Worten zugeeignet. Auch die Vorrede ſpricht würdig den hohen und reinen Sinn des trefflichen Verfaſſers, ſowie auch ſeinen eifrigen Dank für die ihm gewordenen Hülfleiſtungen und Beiträge durch wiederholte Ehrenerwähnung aus, wenngleich die Namen hier ausdrücklich zu nennen durch auferlegte Zurückhaltung verſagt werden mochte.

Wegen mancher Eigenheiten der Schreibung wollen wir mit dem Verfaſſer keinen Streit anheben; ſeine urkundlichen Quellen härten den Blick für ſolche Kleinigkeiten ab und

drängen ihm größere Schmerzen auf. Die Ausſtattung des Buches in Druck und Papier iſt lobenswerth und hält billig das Maß, welches der wünſchenswerthen größeren Verbreitung nicht zu ſehr Eintrag thut. —

XXXV.

Das Leben des Königl. preußiſchen Staatsminiſters Friedrich Ferdinand Alexander Reichs-Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten, dargeſtellt von Johannes Voigt. Leipzig, 1833.

Wir empfangen hier von bewährter Hand den Lebensabriß eines perſönlich höchſt achtungswerthen, im thätigen Berufe des Bürgers und Staatsdieners redlich bemühten, und in ſchwierigen Zeitumſtänden bedeutend gewordenen Mannes, der es allerdings verdient, daß ſein Name auch in weiteren Kreiſen, als die ſeines unmittelbaren Wirkens waren, ehrenvoll bekannt werde. Die kleine Schrift des Hrn. Prof. Voigt wird dieſen Zweck um ſo ſicherer erfüllen, als der Name des Verfaſſers ihr die beſte litterariſche Empfehlung iſt, und dieſe durch den Inhalt ſogleich vollkommen beſtätigt wird. Dieſe Blätter ſind mit friſcher Wärme und ruhigem Bedacht geſchrieben, und indem ſie die perſönlichen Züge deutlich genug ausdrücken, gehn ſie zugleich auf ſachreiche Erörterung eben ſo wichtiger als bisher noch wenig beſprochener Gegenſtände ein. Sie werden dadurch ein erwünſchter Beitrag zur Aufklärung desjenigen Zeitraums unſerer vaterländiſchen Geſchichte, wo die Looſe nicht nur dieſer, ſondern auch viel weiterer Entwickelungen ſich vorzugsweiſe in dem alten Preußen bereiteten und von da mit entſcheidender Wirkung in die allgemeinen Ereigniſſe übergingen.

In dieſes baltiſche Küſtenland durch den Krieg von 1806 unerwartet zurückgeworfen, und noch geraume Zeit nach dem Frieden von Tilſit durch feindliche Macht dort eingeſchränkt, walteten ungebeugt und kühn der Muth, die Geiſteskraft und der Thateifer, welche dem preußiſchen Staate von jeher ſo nöthig als eigen waren, und die auch jetzt, nach der überraſchenden Niederlage, ſich aufrecht erhalten hatten. In dieſem kaum noch geretteten äußerſten Landwinkel, hart an das Meer gedrängt, vom Feinde argwöhniſch bewacht, von Freunden aufgegeben, ganz auf ſich allein verwieſen, arbeitete ein verjüngtes Leben aus der tiefſten Noth ſchon wieder zu glänzender Entfaltung ſich hervor. Hier wurden die Waffen geſchmiedet und die Anordnungen erdacht, durch welche das Verlorene wiedergewonnen und aus dem Zerſtückelten ein neues Ganze hergeſtellt werden ſollte. Von hier aus ergoſſen ſich die bekräftigenden Geſinnungen in die noch vom Feinde bedrückten Landestheile, knüpften ſich in die weiteſte Ferne die Fäden vaterländiſcher Verbindung. In völlig neuer Geſtalt kam die ganze Staatsführung von hier aus zu der ſpät befreiten Hauptſtadt zurück. Und als nach wenigen Jahren die erſehnte Wendung der Geſchicke begann, die Macht des Feindes auch für Preußen wieder bekämpfbar wurde, war es abermals hier, zwiſchen Memel und Weichſel, daß die entſcheidende That vollbracht wurde und, nicht ohne wirkſamen Zutritt der örtlichen Kräfte, Beſtand empfing.

Dieſe Vorgänge ſind, der äußern Geſtalt und den folgenreichen Wirkungen nach, bisher nur im Groben und Ganzen bekannt und anerkannt; der innere Zuſammenhang aber des wirklichen Geſchehens, die Umſtände und Einflüſſe, welche dabei thätig waren, ſo wie der Antheil beſtimmter Perſonen, mit Einem Worte alles, was die eigentliche Geſchichtskenntniß ausmacht, iſt in Dunkel gehüllt geblieben, und es giebt neuerer Begebenheiten und Entwickelungen von gleichem Umfang und von gleicher Wichtigkeit kaum einen andern Abſchnitt, von dem öffentlich ſo wenig gewußt würde als von

dem, was zwiſchen 1807 und 1813 im baltiſchen Preußen vorgegangen iſt.

Die Urſachen einer ſolchen auffallenden Erſcheinung laſſen ſich zum Theil wohl ſagen; die neuen, dort in Preußen anhebenden Geſchichtsläufe ſchloſſen ſobald nicht ab; ſie führten von großen zu immer größeren Begebenheiten in weite Ferne hin, wo die Mitte europäiſcher Bewegung ſie aufnahm, und wohin der allgemeine Antheil auch durch die Fülle der rückhaltloſen und raſchen Nachrichten ſtets gerichtet blieb. Die Männer, welche in dem bezeichneten Zeitabſchnitt in Preußen thätig waren, blieben es größtentheils auch ferner, aber in andern Räumen und Wirkſamkeiten, ſie konnten wenig Muße und kaum Neigung haben, aus der weiten Gegenwart in jene beengte Vergangenheit zurückzugehn, und diejenigen, welche denn doch aus der ihnen undankbar werdenden politiſchen Thätigkeit lieber ausſchieden, mochten ſchwerlich dafür die noch mißlichere Arbeit des Mittheilens von Denkwürdigkeiten eintauſchen. Vielem, was in der Hauptſache bekannt war, wollten die Unterrichteten wohl auch deßhalb keine ausführlichere Öffentlichkeit geben, weil die nachgefolgten Entwickelungen mit den anfänglichen Entwürfen und Richtungen nicht zu einem klaren und feſten Bilde zu vereinigen waren; und inſofern mag für die Enthüllung jener merkwürdigen Verhältniſſe und Betreibungen der ſchickliche Augenblick allerdings noch nicht gekommen ſein. Zu wünſchen iſt nur, daß wegen dieſes Umſtandes nicht verſäumt bleibe, wenigſtens vorläufig zu ſammeln und zu ordnen, was einſt eine nicht mehr verfängliche, ſondern nur lehrreiche Mittheilung für die Nachlebenden werden kann.

Was uns aber von ſolchem Stoffe jetzt durch die vorliegende Schrift dargeboten wird, iſt ganz geeignet, die Aufmerkſamkeit für jene Gegenſtände noch zu rechter Zeit zu wecken und den Berufenen zu mahnen, in der angedeuteten Richtung weiter zu gehn. Das Mitgetheilte iſt auch ſchon an ſich höchſt dankenswerth, wenngleich daraus nicht gerade ſchon unverändert feſtzuhaltende Aufſchlüſſe, ſondern zunächſt

noch Zweifel und das Bedürfniß weiterer Unterſuchung ſich ergeben ſollten. Der nächſte Zweck des Verfaſſers war ohnehin die Schilderung eines perſönlichen Lebens, und von dieſem Standpunkt aus bedingt ſich der Blick, welcher den Umgebungen zugewendet wird.

Der Graf Alexander zu Dohna-Schlobitten ward geboren im Jahre 1771 auf dem Schloſſe Finkenſtein in Preußen. Sein Geſchlecht, durch Alterthum, Güter, Einfluß und Staatsämter eines der angeſehenſten in der ganzen Provinz, genoß der höheren Auszeichnung eines altvererbten Edelſinns, würdiger Bildung und wahrer Frömmigkeit. Sein Vater war einer der tapfern Generale Friedrich's des Großen, und der Waffenruhm des ſiebenjährigen Krieges prägte ſich durch die frühſten Lebenseindrücke dem Jüngling ein, der jedoch die Laufbahn der Studien und des Civildienſtes zu verfolgen beſtimmt wurde. Redlich, kenntnißreich und geſchickt, durchwandelte er mit Ehren die mannigfachen Stufen der Verwaltung, theils in Berlin, theils in dem neuerworbenen Polen, und fand ſich endlich als Direktor der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Marienwerder mit großer Befriedigung im Kreiſe der Heimath angeſtellt. Hier trafen ihn die Stürme des Krieges vom Jahre 1806, und er hatte Gelegenheit, den kräftigſten Eifer und die entſchloſſenſte Treue für das Vaterland in mannigfacher und erfolgreicher Thätigkeit darzuthun. Gegen den Kaiſer Napoleon perſönlich, wie gegen Gefahr und Andrang jeder Art, wußte er ſeine Pflichtgeſinnung und Würde feſten Muthes zu behaupten. Noch während des Krieges wurde er zum Präſidenten, nach dem Frieden von Tilſit aber, als der Miniſter vom Stein ſich zurückziehen mußte, an deſſen Statt zum Miniſter des Innern ernannt. Zwei Jahre lang nahm er als ſolcher an allen großen Thätigkeiten, welche damals in Preußen betrieben wurden, eifrig Theil, zog ſich aber wieder auf ſeine Güter zurück, als der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg an die Spitze der Geſchäfte getreten war, und die Führung derſelben ganz neu geordnet wurde. Die oſtpreußiſchen Land-

ſtände wählten ihn darauf zum Direktor der Landſchaft, wodurch er zugleich Präſident des oſtpreußiſchen und litthauiſchen Stände-Ausſchuſſes wurde und nun aufs Neue die thätigſte Wirkſamkeit für die Provinz auszuüben hatte. Hier ſuchten ihn abermals die Weltereigniſſe auf, als das Jahr 1813 in Preußen den Schauplatz einer neuen Geſchichtswendung wählte, und die Verhältniſſe drangvoller und außerordentlicher als jemals vorher ſich geſtalteten. Graf Dohna, nunmehr zum Civilgouverneur der Provinz Preußen ernannt, blieb in ſeiner neuen Stellung allen Gefahren und Schwierigkeiten ſtets gewachſen, und ſein Muth und Eifer überſtieg alle Hinderniſſe. Die Landwehr in Preußen kam zu Stande, und zwar, wie hier behauptet wird, lediglich durch ihn, allem heftigen Widerſpruche zum Trotz, der am ſtärkſten gerade von der Seite erhoben worden ſei, der man nachher allgemein die Ehre der Sache zugeſchrieben habe. Nach dem Kriege trat er in das frühere Verhältniß eines General-Landſchafts-Direktors zurück, bis im Jahre 1824 die neugegründeten Provinzialſtände ihm als Abgeordneten des Ritterſtandes auch in dieſer Richtung eine belebtere Wirkſamkeit eröffneten, worin er auf vier nacheinanderfolgenden Landtagen mit unverdroſſener Liebe thätig war, bis er im Laufe des letzten, für welchen er zum Stellvertreter des Landtagsmarſchalls ernannt worden war, am 21. März 1831 durch den Tod abgerufen wurde.

So nahe noch der Lebenszeit des Verſtorbenen und im noch friſchen Eindruck des wohlerworbenen Anſehns und der trefflichen Perſönlichkeit deſſelben, hat es freilich unſer Verfaſſer nicht wohl vermeiden können, den gegebenen Umriſſen eine Farbe der Trauer und der Klage mitzutheilen, und die biographiſche Darſtellung an eine lobrediſche ſtreifen zu laſſen. Es iſt dies ein Erbfehler unſrer Zuſtände wie unſrer Neigungen, daß wir unſre Helden, Gönner und Freunde, wenn wir öffentlich von ihnen reden, auch gar zu gern nach denjenigen Seiten hin, wo ſie es nicht immer vertragen, zu äußerſt vollkommenen Weſen emporſteigern. So viele bio-

graphiſche Arbeiten ſind dadurch ganz verdorben und unlesbar. Eine herrſchende Stimmung von Gutmüthigkeit und ängſtlicher Berückſichtigung will uns immerfort, auch wo wir ſelbſt kaum dazu geneigt ſein können, den Verſuch des Rechtfertigens, des Entſchuldigens, ja ſogar, der Wahrheit entgegen, die Pflicht des Verſchweigens aufnöthigen. Im gegenwärtigen Falle hat unſtreitig, mehr als ſolche äußerliche Forderung, der wahre Herzensantheil des Verfaſſers den lobredniſchen Anflug bewirkt, der über das Ganze hinzieht. Allein die Wahrheit wird deßhalb auf keine Weiſe beeinträchtigt. Der Verfaſſer, bei ſeiner ſichtbaren Zuneigung, erdichtet nichts und verhehlt nichts. Er giebt ein mildes, aber kein falſches Bild, und mit ſeiner Geſchicklichkeit hat er die Züge ſo geordnet und angedeutet, daß auch diejenigen, welche minder vortheilhaft erſcheinen müſſen, in ihrer Eigenheit nicht verloren gehn, und daß der aufmerkſame, ſehenwollende Leſer ſich nirgends geblendet fühlt, ſondern am Schluſſe der glänzenden Schilderung doch nur einen gemäßigten, bezeichnungsvollen Eindruck bekommen hat, worin ſich alles auf das Richtige und Gehörige zurückgeführt findet.

Wenn der Verfaſſer gelegentlich einfließen läßt, Graf Dohna habe bei allem unermüdlichen Geiſtesſtreben doch nur hiſtoriſches Wiſſen und kein philoſophiſches erlangt; wenn bemerkt wird, gegen ſeine Geſchäftsführung als Beamten habe man wohl dieſes und jenes einwenden gekonnt; wenn ferner angedeutet wird, eigentlich ſchöpferiſche Ideen ſeien ihm nicht zu Gebot geweſen, und er habe ſtets Vorbilder und Beiſpiele für ſein Handeln nöthig gehabt: ſo wird es nicht ſchwer ſein, dieſe Schattirungen überall gehörig einzutragen, und dadurch erſt den wahren Ausdruck eines Karakters zu gewinnen, der in den bloßen Lichtſeiten nicht einmal Haltung haben würde. So wird uns neben dem Lobe ſchöner Frömmigkeit auch keineswegs die Thatſache der Bornirtheit vorenthalten, zu welcher dieſe Richtung ſich verirren konnte, indem ſie z. B. die Juden von dem Dienſte bei der Landwehr ausſchließen wollte, weil dieſes ein ächtchriſtliches In-

ſtitut ſei; wobei man nur nicht abzuſehn vermag, warum die Linienregimenter denn in Hinſicht des Chriſtenthums weniger empfindlich ſein ſollten; in dieſen aber haben Juden bekanntlich im Befreiungskriege mit ächtem Vaterlandseifer mitgekämpft und zum Theil Offizierſtellen und ſelbſt das eiſerne Kreuz erworben. Ebenſo wenig ſind die ſalbungsvollen, mit Verſen aus Paul Gerhard's Liedern geſchmückten Vorträge, welche Graf Dohna bei Eröffnung der Landtage zu halten pflegte, und deren einige hier angeführt werden, bei aller guten Meinung, die in ihnen athmet, und die wir in vollem Maße anerkennen, als Proben eines politiſchen Redetalents aufzuſtellen, und wenn auch unſer Verfaſſer ſie zu rühmen geneigt ſcheint, ſo überläßt er doch, indem er die Sache ſelber mittheilt, ſie ihrem eignen Gewicht und giebt dem Sinne jedes Leſers anheim, was er nach eigner Prüfung davon halten könne. Dies iſt eine richtige Unpartheilichkeit, und ein ſolches Verfahren immer empfehlenswerth, als das beſte Gegenmittel der Überſchätzung, zu welcher die perſönliche Vorliebe ſo leicht hinreißt.

Wir hätten jedoch dieſe Schattirungen, welche der Verfaſſer günſtig zu vertheilen gewußt, und deren Hervorhebung allerdings etwas Mißliebiges zu haben ſcheint, hier nicht ſo ausdrücklich zuſammengeſtellt, ſondern lieber ganz unberührt gelaſſen, bedürfte es nicht für das Nachfolgende einer auch von dieſen Seiten ergänzten Anſchauung des verdienten Mannes, damit ihm nichts beigelegt werde, was ihm nicht gemäß erſcheint, und am wenigſten dann, wenn Andre deßhalb aus dem, was bisher in Aller Augen als ihr rechtmäßiger Beſitz gelten konnte, erſt verdrängt werden ſollen. Es handelt ſich nämlich hier um die keineswegs gleichgültige, oder bloß die Ehre der Perſonen angehende Frage, wer als der Stifter der Landwehr in Preußen zu betrachten ſei, der General von Scharnhorſt, wie man bisher allgemein für unbeſtritten hielt, oder, wie hier behauptet wird, der Graf Dohna? Wir werden dieſen Gegenſtand kürzlich unterſuchen.

Bei dem Vordringen der Ruſſen nach Preußen forderte

der Freiherr vom Stein, damals ruſſiſcher Bevollmächtigter, und mit ihm der General von York, der für Preußen handelte, im Namen des Königs die Bewaffnung des ganzen Landes. „Es kam auf eine Form an," ſagt unſer Verfaſſer, „in welcher die Landesbewaffnung, vor ſich gehen mußte. Da trat

Dohna als Stifter der Landwehr

auf, und der große Gedanke der Volksbewaffnung wurde von ihm für Preußen ins Leben eingeführt. Weil Öſterreich nicht lange vorher eine Landwehr eingerichtet hatte, ſo ſchlug Dohna, immer geneigt, Vorbilder und Beiſpiele auf ſich ſtark einwirken zu laſſen, ohne die Einrichtung der Öſterreicher genau zu kennen, die Aufſtellung einer Landwehr von 30,000 Mann und die Errichtung eines Landſturms als Reſerve an Ort und Stelle vor." Man ſieht ſchon aus dieſen Worten, daß die Sache bereits von andern Seiten geboten, mit dem Namen Landwehr aber nichts als ein bloßer Name vorgeſchlagen war, dem ſich gar keine beſtimmte Vorſtellung verknüpfte. „Es fehlte," wie der Verfaſſer weiter erzählt, „an der nöthigen Detailkenntniß, wie eine ſolche Landwehr im Einzelnen zu organiſiren, abzutheilen und einzurichten ſei, und Dohna zog daher einen zufällig gegenwärtigen Freund, den Oberſt von Clauſewitz, — ehemals in preußiſchen und nun in ruſſiſchen Kriegsdienſten — dabei zu Rathe und arbeitete in Gemeinſchaft mit dieſem gebildeten und kenntnißreichen Offizier den Landwehrplan vollſtändig aus, ein Plan, der nachher Vorbild für ganz Deutſchland wurde, und durch den die ganze Politik Europas auf einen andern Standpunkt kam." Wir geſtehn, daß es nach dem Vorhergehenden uns nicht wenig ſchwer fallen würde, in der bezeichneten, gemeinſchaftlichen Arbeit denjenigen Theil des Planes auszumitteln, den wir dabei vorzugsweiſe auf Rechnung des Grafen Dohna ſetzen ſollen. Der Plan indeß wurde durch Graf Dohna's jüngeren Bruder in das Hoflager und Hauptquartier nach Breslau überbracht, wo derſelbe aber das entſetzlichſte Widerſtreben fand, und dies gerade bei dem Manne, „von dem

allgemein geglaubt und erſt jüngſt wieder behauptet worden iſt, daß er zuerſt die Idee einer allgemeinen Landwehr nach dem Beiſpiele Öſterreichs verbreitet habe.“ Die unterſtrichenen Worte ſind aus dem Aufſatz über Scharnhorſt citirt, der unlängſt in Ranke's hiſtoriſch-politiſcher Zeitſchrift mitgetheilt worden. „Mit dem General Scharnhorſt nämlich — fährt der Verfaſſer fort — hatte Graf Ludwig Dohna wegen des Landwehrplans anfangs die heftigſten Kämpfe zu beſtehen. Da vorauszuſehen iſt, daß Vielen die Behauptung ſehr befremdend ſein wird, ſo mag Folgendes zu ihrer Begründung und Rechtfertigung dienen.“

Nun ſoll aus der Bildung und dem Lebenslaufe Scharnhorſt's unwahrſcheinlich gemacht werden, daß die Idee der Landwehr in ihm habe entſtehn können, es wird beigebracht, wie er das Volk und den gemeinen Soldaten früher wenig habe kennen gelernt, wie er dann von letzterm die ſchlechteſte Meinung bekommen und den gemeinen Mann überhaupt nur in ſeiner Trennung vom Volke, durch allgemeine militäriſche Form, der Umbildung zum wahren Krieger fähig gehalten habe. Der Verfaſſer fährt in dieſem Sinne dann fort: „Es ſprechen allerdings Zeugniſſe dafür, daß Scharnhorſt ſchon im Jahre 1808 eine allgemeine Landesbewaffnung im Plane hatte und öfter auch zur Sprache brachte. Er wollte neben dem ſtehenden Heere zur Vertheidigung des Vaterlandes noch eine Reſerve errichten, wie er es auch ſelbſt nannte.“ Er habe jedoch, heißt es ferner, unter der allgemeinen Volksbewaffnung immer nur ein Zuſtrömen des Volkes zu den Linientruppen oder jener Reſerve verſtanden und in dieſem Sinne auch dem entworfenen Plan, nach welchem die Provinz Preußen neben der vollſtändigen Linie noch eine beſondere Landwehr zu errichten beſchloſſen habe, ſich anfangs entſchieden widerſetzt. Daß Scharnhorſt alſo der Sache nicht entgegen war, bekennt der Verfaſſer ſelbſt, wiefern aber jene Reſerve nicht, weil aber dieſe Landwehr der Sache entſprochen habe, darüber möchte, ſo lange nicht beide Plane

vorliegen, ſchwer zu ſtreiten ſein; nur bringen wir in Erinnerung, daß Graf Dohna mit dem Namen Landwehr auch nur ganz allgemein die Sache wollte, aber mit dem aus Öſterreich vernommenen Worte keine beſtimmte Form der Organiſation zu verbinden wußte, daß dieſe erſt durch Clauſewitz hinzukam, und Scharnhorſt alſo des letztern Vorſchläge bekämpft haben müſſe. Nun war jedoch Clauſewitz, was der Verfaſſer unbeachtet läßt, Scharnhorſt's vertrauteſter Schüler und Freund, ganz eingeweiht in deſſen Anſichten und Entwürfe, und aufs Innigſte mit ihm einverſtanden. Gerade Clauſewitz aber iſt es, der, anſtatt ſich ſelber die Ehre beizumeſſen, Scharnhorſt für den Stifter der Landwehr erklärt, denn die oben angeführten Worte in Ranke's Zeitſchrift, die unſer Verfaſſer beſtreitet, ſind ja, was er überſehn zu haben ſcheint, die eigenen Worte von Clauſewitz! Dieſer bekennt hiedurch genug, daß ſein dem Grafen Dohna gegebener Entwurf keinen Anſpruch auf etwas Selbſteigenes habe machen wollen, ſondern im Weſentlichen nach den Ideen Scharnhorſt's bearbeitet geweſen ſei. Auch eine Verſchiedenheit in der Auffaſſung und Anwendung deſſelben Grundgedankens, die ſich zwiſchen Clauſewitz und Scharnhorſt wohl annehmen ließe, würde erſterer, wenn ſie der Gegenſtand der erwähnten Kämpfe in Breslau geweſen wäre, doch irgendwie angedeutet haben. Er ſchweigt aber von jenen Kämpfen, die wir doch, den von unſerm Verfaſſer beigebrachten Briefſtellen zufolge, nicht bezweifeln dürfen, und wir werden dadurch von ſelbſt auf die Vermuthung geführt, daß der Einſpruch, zu welchem Scharnhorſt ſich bewogen fand, nicht die Grundzüge der militäriſchen Einrichtung überhaupt, ſondern nur deren beſtimmte Veranſchlagung und Geſtaltung in der Provinz Preußen betroffen habe, welches ſogar durch die angeführten Briefſtellen beſtätigt wird. In der That ſind wir auch anderweitig längſt berichtet, Scharnhorſt ſei in Betreff der Volksbewaffnung hauptſächlich gegen alles nach ſeiner Anſicht zu Örtliche und zu Provinzielle aufgetreten, was der Allgemeinheit und Gleichmäßigkeit der Sache, woran

bei Kriegseinrichtungen soviel ankommt, Störung und Nachtheil gedroht habe.

Ferner wird zur Beantwortung der Frage, ob Scharnhorst je selbst einen Plan zur Errichtung einer Landwehr entworfen und mitgetheilt habe, als angeblich entscheidende Verneinung eine schriftliche Äußerung des Grafen Dohna mitgetheilt, die aber in Wahrheit eine solche Verneinung gar nicht enthält, sondern nur die Versicherung, daß in den Akten des ständischen Ausschusses durchaus kein solcher Plan von Scharnhorst sich vorfinde, und Graf Dohna mit Scharnhorst wohl mehrmals über den Gegenstand gesprochen habe, ihm aber nicht erinnerlich sei, daß er einen schriftlichen Plan darüber in Händen gehabt! Daß in den Akten eine Sache nicht vorkomme, beweist doch wahrlich noch nichts gegen diese, da jene überhaupt nur sehr lückenhafte Zeugnisse für die Geschichte abgeben und oft gerade die wichtigsten Anfänge, Verabredungen und Beschlüsse erst ganz fern von ihrem Ursprunge aufnehmen, wenn sie schon längst, und vielleicht unter ganz andrer Namensvertretung, in die exoterische Bahn eines gewöhnlichen Geschäftslaufes übergegangen sind. Hier aber wird die Berufung dadurch vollends unerheblich, daß nur von Akten eines ständischen Ausschusses der Provinz die Rede ist, mit welchem Scharnhorst gar keine Geschäftsverbindung hatte, und wo sich daher eine Schrift von ihm am wenigsten zu finden braucht.

Nach allem diesen wird wohl niemand mehr versucht sein, den Ruhm, Stifter der preußischen Landwehr heißen zu dürfen, von Scharnhorst auf den Grafen Dohna zu übertragen. Bei Gegenständen solchen Umfangs und solcher Wirkung ist überhaupt das Verdienst des Schaffens nur selten vollständig auf einen Urheber zurückzuführen; der Gedanke, der Entwurf, die Autorität, die That, ja sogar die Wiederaufnahme und die Verbesserung, — alle diese Bestimmungen, die nach den mannigfachsten Verhältnissen sich vertheilen und vereinigen können, bedingen den verschiedenartigsten Antheil, der auch dadurch keinem Einzelnen verneint

werden soll, daß für die Gemeinschaft so vieler Glieder Ein Haupt erkannt, und auf dieses der dem Ganzen gebührende Ruhm gelegt wird. Der Gedanke einer Volksbewaffnung war schon längst ein Gemeingut aller Welt, als Österreich im Jahre 1809 unter dem Namen Landwehr den ersten Versuch einer Ausführung im Großen machte, die alles Verdienst einer neuen Schöpfung hatte. Was Scharnhorst aber seit 1807 meinte, betrieb und ausführte, möge er es Reserve oder Landwehr genannt haben, im Wesentlichen war es stets dieselbe Sache, war die Einrichtung, welche in Österreich inzwischen gelungen war, welche dann für Preußen im Jahre 1813 mit so eigenthümlicher Energie sich gestaltete und hier in kraftvoller Entwickelung noch fortbesteht. Daß Scharnhorst die Sache erfunden, kann niemanden einfallen zu behaupten, wir wissen sogar zuverlässig, daß der Graf Wilhelm zur Lippe, Scharnhorst's Lehrer im Kriegswesen, alle Formen der Volksbewaffnung scharfsinnig durchdacht und in seinen Handschriften gerade diejenigen aufgestellt und empfohlen hat, die späterhin vorzugsweise in Preußen zur Anwendung gekommen und bewährt geblieben sind. Wir wissen eben so, daß der König selbst die Ideen der Volksbewaffnung frühzeitig gefaßt und ihre Ausführung durchdacht so wie später anbefohlen hat. Darum aber wird Scharnhorst nicht weniger, hinsichtlich der technischen Begründung und Thätigkeit, als Stifter der preußischen Landwehr zu nennen haben.

Schließlich aber in Betreff des Grafen Dohna glauben wir, daß er der unzweifelhaften Verdienste und Tugenden als Staatsmann, Bürger und Mensch genug besessen hat, um ihn an dem schönsten Ruhme nichts entbehren zu lassen, wenn ihm auch die Ehre, Urheber der preußischen Landwehr zu sein, nicht erstritten wird, sondern diese nach wie vor Scharnhorst verbleibt, von welchem sie nur auf seinen großen Lehrer zurückstrahlt. Dem Grafen Dohna dagegen wird niemand das auch in solcher Begränzung große Verdienst absprechen, die Volksbewaffnung in seiner Provinz mit Ent-

ſchloſſenheit, Eifer und Ausdauer betrieben zu haben, und an ſeiner bedeutenden Stelle den Anſprüchen der Zeitumſtände und des Vaterlandes nirgends zurückgeblieben zu ſein. Werther indeß noch wird er uns, wenn wir ihn in ſeinem redlichen, reinen und wohlthätigen Privatleben, in ſeinem gebildeten Umgang, in ſeiner ländlichen Einſamkeit und häuslichen Umgebung betrachten, wo zu dem vollſtändigſten Glück ihm nur die Gattin fehlte; dieſe jedoch blieb ihm verſagt, denn eine frühe und treubewahrte Neigung zu einem durch Glauben und Schwur geknüpftes Eheband ihm hoffnungslos entrückten Frauenzimmer hielt in ihm jeden Wunſch einer andern Verbindung unterdrückt. Unſerm Verfaſſer ſcheint dieſer Umſtand nicht bekannt geworden zu ſein, ſonſt würde er ſolchen, als das einzige Romantiſche, das dieſem übrigens ganz in den Gränzen und der Richtung gegebener Verhältniſſe gleichförmig geführten Lebensgange begegnet iſt, wohl nicht unerwähnt gelaſſen haben. —

XXXVI.

Mein Antheil an der Politik. IV. In der Einſamkeit. Stuttgart und Tübingen, 1833. (Auch unter dem Titel: Die Briefe des Freiherrn v. Stein an den Freiherrn v. Gagern, von 1813—1831. Mit Erläuterungen.)

Die Anzeige der früheren Bände dieſes Antheils an der Politik brauchte nicht zur Berichterſtattung über dieſen neuerſchienenen zu verpflichten, weder in dem Falle, daß der Stoff und Vortrag in gleichmäßigem Gange mit dem bisherigen fortgingen, indem dieſes bereits zu völliger Genüge beſprochen worden, noch in dem andern, daß darin etwas

in Form und Gehalt Neues anhäbe, denn alsdann ließe ſich auch die Anzeige um ſo eher als eine ganz neue behandeln. Allein Herr von Gagern beſitzt das Talent, ſeine Eigenthümlichkeit als einen reichlichen und wohlhaftenden Guß auf die mannigfachſten Gegenſtände dergeſtalt auszuſchütten, daß auch die ihm fremdeſten Stoffe darin ihm angeeignet erſcheinen, und man daher in allem, was er darbietet, nur immer die wahre Fortſetzung deſſen finden muß, was er ſchon gegeben hat, und ſo iſt ihm diesmal gelungen, mit den Briefen eines Andern, der ihm in allem Betracht durchaus unähnlich iſt, dennoch den vollen Eindruck eines Gagern'ſchen Werkes hervorzubringen. Und ſo begründet ſich uns in den entgegengeſetzten Annahmen, bei welchen wir uns jeder Pflicht dürften überhoben glauben, nun ſogar ein friſcher Reiz, die Anzeige eines Buches zu übernehmen, an das uns die Eigenſchaften, die getrennt uns davon ablöſen würden, im Verein aufs Neue feſſeln; gerade daß daſſelbe ſo ganz im alten Gange, und daß es dabei doch ſo ganz neuer Art iſt, dient uns nun zur Aufforderung.

Wir empfangen hier eine Sammlung von 135 Briefen, welche der Freiherr vom Stein in dem Zeitraum von 1813 bis 1831 an Hrn. von Gagern geſchrieben hat. Die Briefe des Hrn. von Gagern fehlen, bis auf wenige, deren Abſchrift noch vorhanden war, indem die Urſchriften ſich in dem Stein'ſchen Nachlaſſe nicht mehr fanden, woraus wir den Schluß ziehen dürfen, daß Hr. vom Stein, wenn er Hrn. von Gagern überlebt hätte, deſſen Briefe nicht würde herausgegeben haben. Hr. von Gagern hat aber den Verluſt zu erſetzen geſucht, indem er überall die nöthigen Erläuterungen eingeſchaltet und die Fugen ſo glücklich ausgefüllt hat, daß die verbundenen Werkſtücke ſelbſt nun im Glanz und der Färbung dieſes Kittes ein ganz neues Anſehn tragen. Das Ganze wird uns als ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte unſerer Zeit übergeben und wird als ſolcher, da auch ſowohl der bürgerliche als der litterariſche Karakter des Herausgebers für die gewiſſenhafteſte Authenticität bürgt, den Geſchichtforſcher je-

denfalls anziehen. Auch mag die Arbeit, aus einem ſo bedeutenden Manne, wie Stein war, eine Reihe ſolcher Äußerungen und Urtheile ſchriftlich hervorzuſpinnen, und ganz insbeſondre die öffentliche Schaulegung dieſes Geſpinnſtes, noch immerhin als ein Antheil an der Politik gelten können, ſo wenig ſonſt dieſe Bezeichnung für das Buch überhaupt uns eine glücklich gewählte hat ſcheinen wollen.

Wiefern aber dieſe ganze Politik, die theils in den Briefen ſelbſt liegt, theils durch die That der Herausgabe ſich entfaltet, ſchon als dem Gebiete der Geſchichte angehörig zu betrachten ſei, das müſſen wir als eine Frage über die Gränzen beider Gebiete etwas näher in Betracht nehmen.

Dieſe Gränzen richtig zu beſtimmen, hat oft große Schwierigkeit. In den meiſten Fällen wird die Geſchichte dabei auf die ungerechteſte Weiſe zurückgedrängt und ihr dasjenige ſchnöde vorenthalten, worauf ſie den gegründetſten Anſpruch hat. Hr. von Gagern, der als Hiſtoriker dieſe Unbill gewiß oft wahrgenommen und ſchmerzlich getragen hat, dachte vielleicht dies Unrecht dadurch einigermaßen auszugleichen, daß er als Politiker ſich ſelbſt opferte und die Geſchichte einmal ihrerſeits auf außerordentliche Art begünſtigte, indem er deren Gränzen weit hinein in das anerkannte Gebiet der Politik, oder vielmehr mitten in die lebende Gegenwart rückte, denn der Ausdruck Politik hat hier, wo neben wirklichen Staatsverhältniſſen auch eben ſo ſehr privatperſönliche Beziehungen verhandelt werden, und die Sache nicht ſelten auf gewöhnlichen Klatſch hinausläuft, eine viel zu löbliche Beſtimmtheit. Das unterſcheidet aber weſentlich die Geſchichte von dem Tagesleben, daß dieſes unvermeidlich und unerläßlich auf tauſend kleine Vorgänge und Mittheilungen einen vorübergehenden Werth zu legen hat, gerade weil der Tag noch nicht wiſſen kann, welche von ſeinen tauſend Einzelheiten Leben und Bedeutung gewinnen wird, jene hingegen dies ſchon mit Gewißheit unterſchieden hat oder zu unterſcheiden glaubt und daher das Unbedeutende als unnützen Klatſch fallen läßt, das Bedeutende dagegen an ſeiner gebührenden

Stelle zu bewahren weiß. Das Tagesleben ergreift jedes Ärgerniß, haſcht jeden böſen Tadel auf, ergötzt ſich an jedem Widerſpruche gegen Macht und Anſehn, im Gebiete der Geiſtesbildung wie in dem des Staates, und ihm erſcheint oft ſchon das bloße Streben in dieſer Richtung als Muth, als Witz und Überlegenheit. Die Geſchichte ſieht dies alles ganz anders an, und ſie verwirft in ihrem Ernſte nicht ſelten ganz und gar, was die Leichtfertigkeit des Tages huldigend verehrte.

Der Verſuch des Hrn. von Gagern, für die Geſchichte gewaltſam in Beſitz zu nehmen, was ihr offenbar noch nicht gehört, iſt um ſo gewagter, als er ſich zu dieſer Invaſion diesmal einer Heeresmacht bedient, die durch ihren beſondern Karakter und ihre Benehmensweiſe gar nicht geeignet iſt, die überfallene Tageswelt mit dem Unternehmen auszuſöhnen. Bei den frühern Beſtrebungen dieſer Art gebrauchte er vorzugsweiſe ſich ſelbſt, und das gemäßigte, wohlwollende, nur dann und wann etwas anmaßliche und ſcharfe, jedoch gleich wieder gedämpfte und [illegible] freundlichem Wort und Händedruck einlenkende Betragen des deutſchen Landsmannes machte dieſe Einquartierung ganz erträglich; man erhob einige Klagen, auch wir hatten gegründeten Anlaß zu mancher Rüge, allein im Ganzen ließ man es gut ſein, und fand man ſich in das Verhältniß, das nach und nach von ſelbſt wieder ſich löſte. Aber welch ein Unterſchied jetzt! Nicht mehr Hr. von Gagern iſt es, der zu dieſem Kriegszuge ſich hergiebt, ſondern der Freiherr vom Stein wird dazu gebraucht! Da nimmt alles ein ganz anderes Geſicht an! Der Abſtich der Soldaten Alba's gegen die muntern Niederländer im Egmont iſt nicht greller ausgedrückt. Der Freiherr vom Stein iſt bekannt als ein Mann, der die heftigſten Abneigungen hat, die ſchärfſten Urtheile fällt und ſie ohne Rückſicht und Schonung ausſpricht. Wird man dieſen geharniſchten Mann, der im Namen der Geſchichte voreilig auf den Markt der Tagesgeſchäfte und in das Innere der Häuſer dringt, um die unwillkommenſten Ausſprüche jedem als Wahrheit aufzunöthigen,

wird man dieſe trotzige Erſcheinung ruhig hinnehmen und dulden?

Betrachten wir den Inhalt dieſer Briefe näher, ſo müſſen wir den Karakter der größten Vertraulichkeit darin erkennen. Der Freiherr vom Stein, der niemals ſehr ſchreibſelig, wiewohl manchmal doch es zur höchſten Unzeit war, ſcheint durch die mündliche und ſchriftliche Beredſamkeit des Hrn. von Gagern, die er mehrmals rühmend anerkennt, ganz wider ſeine ſonſtige Art in dieſen brieflichen Verkehr hineingezaubert worden zu ſein, der, einmal verſucht, als eine behagliche Gewohnheit ſich eben ſo leicht einniſtete als andre ähnliche, wodurch ehrenwerthe Männer, nach vollbrachten oder aufgegebenen Geſchäften, ihre Mußeſtunden zu verkürzen pflegen. In der That, nicht ſelten hat es ganz das Anſehn, als ſei der edle Freiherr gedrängt geweſen, ſich aller Galle und ſonſtigen ſtörenden Säfte nach dieſer Seite hin ſo raſch und kurz als möglich zu entledigen, wobei er um ſo ſorgloſer zu Werke ging, als er gewiß nie ahndete, daß ſeine derartigen Secreta jemals Publica werden könnten. Daß hier mitunter üble und auch giftige Dünſte aufſteigen, iſt bemerkbar genug. Wir überlaſſen es dem Herausgeber, wie er die Entbindung dieſer Gasarten verantworten wolle, beſonders in einer Zeit, wo wegen allgemeiner Krankheitsanlagen eine ſo beſondre und wachſame Sorgfalt beſteht, die Aushauchung ſolcher Stoffe in den Luftkreis des allgemeinen Athmens zu verhüten. Wir unſrerſeits, in der Litteratur, ſind weniger von dergleichen beläſtigt, wir analyſiren und neutraliſiren es durch Betrachtung und ziehen davon am Ende noch immer Vortheil genug.

Die Briefe ſind einmal da, und es fragt ſich nur, welche Stelle wir ihnen unter den Quellen der Geſchichte unſrer Zeit werden anweiſen müſſen. Sie ſind aus einem Zeitabſchnitte, der viele Jahre umfaßt und an Ereigniſſen und Veränderungen mit den reichſten Geſchichtsepochen wetteifern kann. Sie rühren von einem Manne her, der mitten in den Begebenheiten lebte, in ihren Zuſammenhang tief ein-

gewirkt war und vieles darin durch unmittelbare Thätigkeit und überwiegenden Einfluß persönlich bewirkte und leitete. So manche Entwickelung der damaligen Dinge liegt noch im Dunkel gehüllt, so vielfache Beziehungen sind wenigstens den Augen der Menge noch verborgen, und gerade die Kenntniß unsrer vaterländischen Angelegenheiten ermangelt noch der wichtigsten Aufschlüsse. Es ist keine Frage, daß wir, wenn Stein von diesen Sachen redet, der willkommensten Mittheilungen gewärtig sein dürfen. Um so unangenehmer muß es auffallen, sich in dieser Erwartung völlig getäuscht zu finden. In Betreff der besondern Thatsachen und allgemeinen Verhältnisse hat die Geschichte hier wenig oder nichts zu schöpfen; es kommt nur das schon Bekannte vor, in einer Kürze, die den Gebrauch fast aufhebt und höchstens eine Bestätigung anderer Quellen abgiebt. Das Meiste ist persönliche Ansicht, Meinung, die vom Tage bewegt wird, ohne auf den tiefern Zusammenhang dieser Bewegung einzugehn.

Jedoch, außer diesen allgemeinen Geschichtinteressen, verbindet sich den Mittheilungen des Freiherrn vom Stein das Interesse seiner eignen Persönlichkeit, das gerade bei diesem Manne, bei der unbestreitbaren Wichtigkeit seines Einflusses, zu den bedeutendsten unsrer Zeit gehört. Wenn wir durch seine hier mitgetheilten Briefe die Eigenthümlichkeit seines Wesens in bestimmteren Zügen, in reicherem Umfange, von mehreren Seiten kennen lernen, als dies bisher der Fall sein konnte, so wird auch das als ein unschätzbarer Gewinn anzunehmen sein. Zu unsrem größten Bedauern müssen wir aber auch diese Ausbeute für unverhältnißmäßig gering erklären. Wir glauben mit allem Rechte behaupten zu dürfen, daß für den großen Kreis von Zeitgenossen, welche den trefflichen Mann persönlich gekannt haben, durch alle diese Briefe keine einzige neue Seite in ihm aufgedeckt, und kaum irgend ein neuer Zug angedeutet wird. Wir finden überall nur Beleg und Bestätigung des schon Bekannten. Ja selbst denjenigen Lesern, welche den Freiherrn vom Stein erst durch dieses Buch wollen kennen lernen, wird aus allen diesen

vielfachen Einzelheiten nur ein höchſt unvollſtändiges, abgeſchwächtes und verkümmertes Bild erſtehn können.

Dieſes dürftige Ergebniß, welches mit dem hohen Werthe, den auch wir dem Manne unbedingt zugeſtehn, in ſo auffallendem Mißverhältniſſe zu ſtehn ſcheint, läßt ſich gleichwohl aus der Eigenthümlichkeit dieſes hohen Werthes, der eben von dieſen brieflichen Zeugniſſen ganz unabhängig iſt und von ihnen gar nicht beſtätigt zu werden braucht, als ganz natürlich nachweiſen.

Der Freiherr vom Stein war, obwohl des Redens und Schreibens für weltlichen Gebrauch und auch ſogar in gelehrter Weiſe kundig und fähig genug, doch weder ein Schreiber noch ein Redner in dem Sinne, wie das Wort zur Bezeichnung eines Talents gebraucht wird. Seine Gaben waren nicht in dieſer Richtung geſtellt, ſondern in ganz entgegengeſetzter. Er war ein Mann der That, ein großer Karakter, ein dreiſter, hartnäckiger Kämpfer, begabt mit Kräften des Gemüths, des rechtſchaffenen, unbiegſamen, rückſichtloſen Willens, des leidenſchaftlichen Eifers, gemacht um andre Gemüther zu durchdringen und fortzureißen, um fremde Talente zu beſeelen und zu leiten. Mit Einem Wort, er war ein Held; ein Held im größten Sinne; eine Art Blücher im Civilſtande. Dies iſt ſeine Größe, und in dieſer muß ihn aufſuchen und betrachten, wer ihn kennen und ſchätzen will; von dieſen Eigenſchaften und dieſer Größe kann jedoch nur ſein unmittelbares Wirken ein vollſtändiges Zeugniß geben, das Anſchauen ſeines Auftretens, ſeines Daſtehens inmitten der Ereigniſſe ſelbſt; nicht aber, nachdem die Begebenheiten abgelaufen, das Getümmel vorüber, er ſelbſt aus aller Thätigkeit zurückgetreten, können die kleinen Äußerungen eines täglichen, zufälligen, meiſt mißmuthigen und unbefriedigten Sinnens und Treibens als ein Maßſtab ſeines Werthes gelten, und es hieße dem großen Manne das härteſte Unrecht anthun, wenn man ſeine Größe nach jenen untergeordneten Beziehungen meſſen wollte.

Freilich werden auch in den Verhältniſſen des Privat-

lebens und in den Mittheilungen der Rede und der Schrift die schönen und großen Eigenschaften, welche seinen bleibenden Ruhm begründet haben, nicht untergehn können, sie werden auch in den geringeren Bahnen, welche ihnen die veränderte Stellung zur Welt noch übrig läßt, mit ihrem reinen und klaren Schimmer leuchten, und so sehn wir in der That auch in diesen Briefen die freie Selbstständigkeit, die muthige Wahrheitsliebe, die tüchtige Strenge, welche den ritterlichen Staatsmann in ihm auszeichnen, zugleich mit der biedern Traulichkeit und der freundlichen Scherzlust, die er dem geselligen Leben darbringt, und mit dem frommen Sinn und der redlichen Zuneigung, die er dem höchsten Heil und dem Gemeinwohl widmet. Von allen diesen Eigenschaften finden sich lebendige Züge mehr oder minder zahlreich ausgedrückt, und die Anschauung derselben thut auch dem Auge wohl, welches sie nicht zum erstenmal erblickt, sondern als längstbekannte in der Wiederholung begrüßt.

Allein nicht minder als diese willkommenen Züge erscheinen auch andre, welche die heftige Leidenschaftlichkeit des Mannes, seine bis zur Übereilung gehende Raschheit, seine rücksichtlose und verletzende Derbheit ausdrücken, und zwar ohne den höheren Beruf und Schwung, welche im Gedränge des Kampfes und der Thaten den Überschuß jener Kraftäußerungen wieder tilgten oder vergessen machten. Wir gestehn, daß uns durch die Veröffentlichung der vorliegenden Briefe das Bild des Freiherrn vom Stein in dieser Beziehung mehr zu verlieren, als in der früheren zu gewinnen scheint.

Ganz unläugbar wird hier auch die Abwesenheit mancher Eigenschaft, welche diesem großen Karakter, bei so starker Begabung mit andern, dennoch mangeln konnte, auf eine Weise bemerklich, die vorzüglich dadurch unangenehm und ungünstig wird, daß, wie schon erwähnt, in solchen eignen Schriftlichkeiten gerade das Mangelnde am meißten zu wünschen wäre, hingegen der überreiche Ersatz, den das emporragende Verdienst der That und die imponirende Macht

der Perſönlichkeit darbieten könnte, der Natur der Sache nach gar keine Darſtellung findet, die auf dieſem Gebiete nur möglich wäre mit Hülfe jener Eigenſchaften, die gerade mangeln. Schon vor mehr als zwanzig Jahren, in Prag, war bei näherem Umgang mit dem trefflichen Manne uns ſehr auffallend, wie derſelbe zwar eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geiſtes habe und eine große Maſſe von verſchiedenartigen Stoffen leicht und raſch bewege, daß aber ſein Geſichtskreis dabei nicht ausgedehnt, und abſtraktes und tiefes Denken ihm verſagt ſei. Durch die Einflüſſe der Zeit und der Umſtände hat der Grund dieſer Wahrnehmung nur zunehmen, und ſie ſelbſt ſich bei jeder Gelegenheit beſtätigen müſſen, ohne daß dies einer begeiſterten Zuſtimmung Eintrag thun konnte, welche für die edle, erfriſchende, man möchte ſagen gemüthſtärkende Perſönlichkeit des Mannes durch ſeine Gegenwart jedesmal erweckt wurde. Dem Leſer der vorliegenden Briefe, denen der Eindruck jener Gegenwart nicht mitzugeben war, fällt es daher nur verdrießlich auf, wie wenig Geiſt im Ganzen darin herrſcht, wie wenig neue Ideen darin vorkommen, wie wenig den alten neues Gepräge gegeben wird. Hr. von Gagern, der ſich dem politiſchen Doktor Luther der Deutſchen, wie er ſeinen Helden bezeichnet, beſcheiden als mitgehender Melanchthon anmeldet, iſt ihm an Umfang und Gewandtheit des Geiſtes unendlich überlegen, und der geſchickte Philippus weiß den ehrlichen Martinus vermittelſt dieſer Gaben ſogar in einer fortwährenden huldigenden Beugung zu erhalten, die ſonſt eben nicht deſſen Sache zu ſein pflegte.

Wir werden aber durch das Leſen dieſer Briefe zu noch andern Ergebniſſen gedrängt, die für denjenigen, der ſie nicht an ihren Ort und in den Schatten der leuchtenden Eigenſchaften zu ſtellen weiß, das Bild des Mannes noch unangenehmer ſtören. Wer dieſes unergiebige, faſt nur auf thatſächliche Einzelheiten gerichtete, ohne größere Anſichten und ſelbſt ohne ein beſtimmtes praktiſches Ziel geführte, in ſeinem müßigen Eifer und kurzen Abſprechen oft ganz all-

tägliche Politiſiren betrachtet, der muß faſt in Zweifel gerathen, ob denn die eigentliche Staatskunſt jemals das rechte Gebiet unſres Helden habe ſein können? Diejenige Staatskunſt freilich entſchieden nicht, die in gegebener Ordnung mit feſtem Blick und ruhigem Maß ein Ganzes in ſichrer Bahn hält und fördert, diejenige nicht, welche im Gewirre der mannigfachſten, unaufhörlich lebensthätigen Intereſſen mit ſtiller Klugheit und Folgerichtigkeit die weſentlichen Zwecke immerfort auszuſcheiden und zu verfolgen weiß, diejenige am wenigſten, welche unter den gebotenen Rückſichten auf beſtehende Machtverhältniſſe vermittelſt des zarten Werkzeuges der Diplomatik zu handeln hat! Wäre kein andres Maß für den politiſchen Werth des Freiherrn vom Stein vorhanden als dieſes, ſo ſtünde die Sache, nach dem Eindruck, welchen dieſe Briefe geben, gar übel für ihn. Wir ſehn deutlich, daß, in dieſem Schwanken zwiſchen Ariſtokratie und Demokratie, bei dieſem haſtigen Partheinehmen für oder gegen dargebotenes Einzelne, mit dieſer nach wechſelnden Anläſſen gefaßten heftigen Vorliebe und Abneigung, eine feſte und dauernde Staatsleitung im Frieden von der Hand des Freiherrn vom Stein niemals zu erwarten geweſen wäre, und daß ſeine Wirkſamkeit am deutſchen Bundestage, hätte er ſeinem Wunſche gemäß ſie erlangt, entweder keine Dauer gehabt, oder doch gar nichts in dem Gange verändert haben würde, den er als Draußenſtehender ſo ſcharf und bitter tadelt. Wir wollen aber zum Erſatz deſſen, was dieſe Briefe verneinen, um ſo ſtärker und dankbarer ſeines eigenthümlichen und wo nicht größeren, doch gewiß ſeltneren Berufs eingedenk bleiben, daß er nämlich ein Staatsmann für den Krieg war, ein Kämpfer im Sturme, und daß er da geleiſtet hat, was kein Andrer gleich ihm zu leiſten vermochte.

Er iſt hier durchaus mit Blücher zuſammenzuſtellen, der ein Heer gegen den Feind mit kräftigſter Wirkſamkeit zu gebrauchen verſtand, aber daſſelbe im Frieden zu regeln und zu verwalten nicht hätte unternehmen dürfen. Allerdings findet ein Held dieſer Art nach beendigten Feldzügen ſich in

mißbehaglicher Stellung gegen die Welt, und dieſe vermag ihm ſelten einen Gegenſtand anzuweiſen, der die Lücken ſeiner Thätigkeit und Bedeutung ausfüllt. Unzufriedenheit und Erbitterung pflegen dann ſich einzufinden, und dieſem Schickſal hat auch der Freiherr vom Stein nicht entgehn können. Das Meiſte ſeines harten Tadels, dem in einzelnen Fällen frühere ganz entgegengeſetzte Urtheile zur Seite zu ſtellen wären, iſt offenbar nur die Wirkung dieſes fortwährend gefühlten Verhältniſſes, wie aus demſelben auch wieder manche gunſtvolle Befangenheit ſich erklärt ſo wie der unverhältnißmäßige Eifer, womit die perſönliche Angelegenheit gegen die Memoiren Bourrienne's betrieben wird, welche ſogar zu peinlichen Schritten führt, die in Zeiten des vollen Gefühls der Kraft und des Selbſtgenügens wohl ſicher unterblieben wären.

Die Urtheile des Freiherrn vom Stein über Sachen und Perſonen ſind nicht gleichgültig, ſofern ſie an und für ſich eine gewiſſe nachdrückliche Bündigkeit haben, und das Anſehn eines allgemein verehrten Namens ſie begleitet; in Deutſchland werden ſie oft wiederhallen, und an den böſen die Schadenfreude ſich trefflich laben. Wir dürfen aber nicht vergeſſen, daß dieſe Wirkung durchaus nicht in der Abſicht des Urhebers lag, der ſeine üble Laune nur in den Buſen des verſchwiegenen Freundes auszuwerfen glaubte. Gerade weil aber dieſe flüchtigen Urtheile in ihrer jetzigen Öffentlichkeit ſich zu einer Bedeutung erhoben ſehn, die urſprünglich nicht gemeint ſein konnte, müſſen wir um ſo mehr bedacht ſein, uns den ſchwachen und oft ganz unhaltbaren Boden dieſer Urtheile gegenwärtig zu erhalten. Zwar wo Stein anerkennt und lobt, inſonderheit wenn es lebende Perſonen betrifft, da iſt er meiſt im Recht, und faſt immer liegt etwas Tüchtiges und Ächtes zum Grunde, das auf ihn eingewirkt und ſeinen Wahrheitsſinn angeſprochen hat; wo er aber tadelt, folgt er nicht ſelten der leidenſchaftlichſten Befangenheit, die ſich bis zur wahren Gehäſſigkeit verſteigen kann. Die heftigen Äußerungen gegen den Fürſten von Hardenberg z. B. ſind von der Art, daß ſie durch übertriebene

Angabe von Mängeln und gänzliches Verschweigen der Vorzüge so durchaus ungerecht werden, als es gegen den Freiherrn vom Stein ungerecht sein würde, in ihm nur den Verfasser dieser Briefe und gar nichts andres zu sehn. Bei dieser Gelegenheit können wir insbesondre versichern, daß der Freiherr vom Stein, der hier, nach vieler Jahre Verlauf, den Fürsten von Hardenberg in Paris einer strafbaren Vernachlässigung des preußischen Interesses beschuldigt, in jener Zeit selbst, und noch nachher beim Kongresse von Wien, eine solche Meinung gar nicht hatte, sondern mit dem Staatskanzler die engste politische Freundschaft hielt, so daß gewiß kein Zeugniß aufzufinden ist, welches den obigen Vorwurf als schon damals gedacht beurkunden könnte.

Der Freiherr vom Stein war bekanntlich ein Mann von großen und mannigfachen Kenntnissen. Er hatte eine gelehrte Bildung erhalten und beschäftigte sich unausgesetzt mit Wissenschaft und Litteratur. Sein thätiger und erfolgreicher Eifer für die Herausgabe deutscher Geschichtsquellen steht in verdientem Ruhme. Für Geschichte, Staatsrecht, sittliches, bürgerliches und gewerbliches Fortschreiten der Völker war sein Antheil weit über die Gränzen des deutschen Vaterlandes hinaus angeregt und lebhaft. Manche seiner Äußerungen in dieser Hinsicht flößen für den Menschenfreund die innigste Achtung ein. Aber auch in diesem Betreff zeigen uns diese Briefe wieder vorzugsweise das Ungünstige. Zwei Gebiete der Geistesbildung gingen ihm völlig ab, Philosophie und Ästhetik, und von diesem Mangel sind seine litterarischen Urtheile, welche in diesen Briefen vorkommen, durch und durch behaftet. Wo er von Geisteserzeugnissen spricht, kann sein Wort gar nicht gerechnet werden, es sind immer nur gewisse Richtungen und Umstände, die ihm gerade zusagen oder zuwider sind, und die sein Lob oder seinen Tadel bestimmen; sein Urtheil über die Geschichte der französischen Revolution von Montgaillard, die er ganz vortrefflich nennt, da doch an dem ganzen Buche hauptsächlich nur die bittre Tadelsucht seines Verfassers bemerkbar ist, mag statt

aller andern Beiſpiele dieſen Mangel an Kritik hinlänglich belegen.

Wenn alſo, nach allem Geſagten, weder für die Geſchichte überhaupt, noch für die Karakteriſtik des Freiherrn vom Stein, und am wenigſten für deſſen vollſtändige und gerechte Würdigung, aus der Mittheilung dieſer Briefe, — dieſes Antheils zweier ausruhenden Staatsmänner an der nimmerruhenden Politik —, eine ergiebige Ausbeute hervorgeht, welche zur Rechtfertigung einer ſo eiligen, in der Sphäre, welcher beide Männer angehören, bisher wenigſtens ungewöhnlichen Herausgabe hinreichte: ſo müſſen wir dieſe ſelbſt, ſofern ſie um der Geſchichtskunde willen geſchehn ſein will, als einen Irrthum bezeichnen und das Buch, einer ſolchen Autorität, wie ſie allerdings die Zwecke der Geſchichtſchreibung mit ſich führen, entkleidet, dem Tumulte der Tagswelt überlaſſen, in welche es ſich hinausgewagt, und wo Verletzung und Ärgerniß wohl einen Augenblick zur ſchadenfrohen Unterhaltung dienen, aber ſchwerlich von irgend einer Seite ernſtlich gebilligt und vertreten werden. —

Nachtrag.

I.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Erster Theil. Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται. Tübingen, 1811.

Wer nur hin und wieder etwas von Goethe's Leben und Art gehört hatte, der mußte wohl sonderbar überrascht werden, als es hieß: Goethe schreibe sein Leben, eine Arbeit, die schon in der Nachrede zur Farbenlehre bestimmt angedeutet wurde. Man vermuthete nicht ohne Grund eine große Zurückhaltung, und der Zusatz auf dem Titel schien sogar das Recht in Anspruch zu nehmen, an die Stelle des wirklichen Lebens, so oft es bequem dünkte, ein solches zu setzen, das einer großen Einbildungskraft als möglich erscheinen mochte.

Nun sehn wir mit freudigem Erstaunen, welchem die tiefste Rührung zur Seite geht, den weisen Dichter mit unschuldigem Sinn seine eigenste, wahrste Geschichte, ja sich selbst mit allem Innern, ohne Rückhalt einem Publikum hingeben, das er bisher nicht sehr zu achten schien, in welchem er zwar die lauteste Verehrung gefunden, das aber auch oft mit bösem Willen und stumpfer Einsicht ihm entgegen war. Der dreiundsechzigjährige Dichter, als ein Fürst der deutschen Sänger weit und breit erkannt, belastet mit der Verehrung zweier Jahrhunderte, von Kaisern und Königen mit Ordenszeichen beschenkt, Excellenz und Minister, der sich von jeher

darin gefiel, ſich von dem Pöbel jeder Art abzuſondern, der geht jetzt aus einem innern Drang anſpruchlos in das beſchränkte Daſein der Kindheit zurück, verweilt, von uns allen geſehn, aufs Neue in den dürftigen Kreiſen der Jugend und enthüllt mit liebevoller Unbefangenheit die Wege, auf welchen er das geworden, was er zu unſerer Freude jetzt iſt.

Die Urſachen, die er ſelbſt in der Vorrede für ſein Beginnen angiebt, können wir, ſo ſchön ſie geſagt ſind, für unnöthig halten; es iſt genug, daß es ihm ſo gefiel, und ſein Talent, bisher ſo glücklich im Dichten der Wahrheit, braucht keine Entſchuldigung, wenn es einen Gegenſtand wählte, deſſen Behandlung gewiſſermaßen ein Bewahrheiten der Dichtung heißen kann. Dieſe Vorrede abgerechnet, die etwas gezwungen ſcheint durch den doch wohl nur vorgeblichen Brief eines Freundes, der wie Goethe ſchreibt, iſt das ganze Buch ſo rein, ſo klar, ſo frei und heiter, daß es alle Beziehungen auf die Leſer wieder verliert, weder um ihren Beifall buhlt, noch ſelbſtgefällig lächelt; wie durch einen göttlichen Geiſt iſt ihm jede irdiſche Befangenheit von der Stirn gehaucht. Da es ſo iſt, ſo bleibt wohl unausgemacht, ob Goethe's Beginnen eine Freundlichkeit zu dem Publikum ſei, oder eine neue Verachtung, der es nur nicht der Mühe werth dünkte, um der elenden Menſchen willen einem ſüßen Triebe, den er in ſich fühlte, nicht zu willfahren. Doch wir wollen nicht auf einem Gegenſtande verweilen, den Goethe ſelbſt in dem Buche ſanft und verſöhnend berührt.

Die einfache, ſtille Weiſe, in welcher hier erzählt wird, mag den Unverſtändigen, die auf Prunk und Glanz des Genies gefaßt waren, ein allzuwohlfeiles Feſt dünken, wozu dies Buch uns einladet. Sie ahnden nicht, daß alle Reichthümer der Welt, alle Kunſt des Dichters und alle Weisheit des Zeitalters hier in dem beſcheidenen Gewande gegenwärtig ſind. Wo fände ſich, wie hier, ein Abbild des wahren, beſtimmten Lebens einer großen Zeit, eines ganzen Geſchlechts, der Zuſtände einer Stadt, eines Hauſes, das Wirken und Regen menſchlicher Kräfte, das innere Heiligthum einer ahn-

dungsvollen Seele ſo lebendig, wahr und groß aufgefaßt, ſo beſonnen als ein Glied der Geſchichte dargeſtellt? Wie der ſiebenjährige Krieg und Friedrich der Große hier auf eine Familie, auf eine Reichsſtadt wirken, nur aus der Ferne zwar, aber dennoch heftig und bedeutend, wie der preußiſche Geſandte ſpäterhin bei der Kaiſerkrönung erſcheint, und hundert andre Züge dieſer Art — iſt dies alles nicht erſchöpfender für die Kenntniß der damaligen Zeit als tauſend weitläufige Bücher, die nur davon handeln und dennoch keinen freien Blick in das Weſen der Geſchichte zulaſſen? Die Gärten um Frankfurt, die Häuſer in der Stadt, der Bau, die Einquartierung, das franzöſiſche Theater, alles iſt hier ein Glied in dem großen Lebenskörper eines ganzen Geſchlechts, und an jenen Gegenſtänden werden die Triebfedern und Werkzeuge des Lebens ſichtbar. Wie das Leben ſelbſt, ſo kräftig und lauter iſt das Buch auf jedem Punkte, und daher wird es auch vielen Leuten, wie das Leben, armſelig und unbedeutend dünken. Man denkt vielleicht an Rouſſeau, an Stilling, von denen der erſtere ſeine geſpannte Natur mit Beredſamkeit, der andre ſeine weichliche mit dichteriſchem Zuſatz behandelt hat, und tadelt an Goethe, von dem man zugeſtehn muß, daß er beides gekonnt hätte, vielleicht die ſchlichte, einfache Wahrhaftigkeit am meiſten, die gerade ſein höchſter Triumph iſt. Er übernimmt ſich nie in einem Stoffe; die Behandlung iſt dieſem ſtets gemäß; die Hand, die den Fauſt und Egmont ſchuf, den Taſſo und Iphigenie bildete, die führt mit anmuthiger Leichtigkeit jetzt den Knaben in das Leben hinauf. Und doch, wie bedeutend, wie inhaltſchwer iſt jeder Satz! wie tiefſinnig und weiſe jede Betrachtung! Maß und Ordnung ſind überall die Anzeiger, wie hoch und überſehend der Dichter über ſeinem Werke ſtehe, und wie herrlich die ganze Kraft der Jugend in dem lebensreichen Manne ſich als Geiſt wiedergeboren hat.

Wenn dieſe Wahrhaftigkeit im Allgemeinen uns ſo rein entgegenleuchtet, ſo können wir nicht begreifen, wie man der Überzeugung nur entgehn kann, daß auch das Perſönliche

eben ſo treu, eben ſo wahr erzählt ſei, als die größern Umgebungen der Welt geſchildert worden. Wir verſchmähen die hundertfältigen Beſtätigungen und Zeugniſſe, die Mitwiſſende dem Dichter zur Beglaubigung der erzählten Thatſachen geben mögen, und halten uns an die inneren Kennzeichen der Wahrheit. Sie kann nicht Folge einer vorſätzlichen Gewiſſenhaftigkeit ſein, es fehlt jene Ängſtlichkeit, die jede Wahrheit, ſobald ſie Vorhaben iſt, begleitet; der freie, edle Trieb der Natur hat es ſo geſchaffen.

Dieſer erſte Theil umfaßt in fünf Büchern den Zeitraum von der früheſten Kindheit bis in das erſte Jünglingsalter, die erſte Entwickelung ſo mannigfacher Kräfte und Anlagen ſteht offen vor uns, und wir können nicht läugnen, daß ſchon der entſchiedenſte Karakter ſich zeigt, der überhaupt bei den meiſten Menſchen früher beſtimmt wird, als man gewöhnlich glaubt. In der Geſchichte der erſten Kindheit, deren weniger Stoff, der vorhanden war, durch keine redneriſche Fülle erweitert worden, ſind bewunderungswürdige Züge, deren edle Einfalt den gemeinen Leſer täuſcht, ſie für gewöhnliche zu halten, aber den Eingeweihten zur Entzückung hinreißt. Wir rechnen dahin, um nur Eines zu nennen, die ſchöne Weiſe, wie Goethe von ſeinen frühverſtorbenen Geſchwiſtern ſpricht und eines lieblichen Mädchens erwähnt, „das aber auch bald wieder verſchwand", ein Ausdruck, deſſen Fülle mannigfacher Anſchauung hier unendlich bedeutend iſt, man ſieht darin den ganzen Zuſtand der wundervollen Unzweißheit des Kindes, dem die Schweſter erſchien, es wußte nicht woher, und das die geliebte Erſcheinung an ſeiner Seite wieder vermißt, ohne zu wiſſen, wo ſie geblieben war.

Die wohlgegründete Sicherheit einer wohlhabenden und geehrten Familie, die bürgerliche, freiſinnige Verwendung eines reichlichen Beſitzthums, das genoſſen, aber im Genuß auch erhalten werden ſoll, der edlere Fleiß der Kenntniß und der Kunſt, der aus dem kaufmänniſchen Fleiße des Erwerbers hervorgegangen, dies alles iſt unnachahmlich gezeichnet, und wir freuen uns, den glücklichen Knaben inmitten dieſer

Welt aufwachſen zu ſehn. Mit gönnendem Neide ſehn wir ihn durch alles, was ihn umgiebt, gefördert, ſelbſt durch das, was anfangs zu hemmen ſchien, und im väterlichen Hauſe ſowohl, als weiterhin in ſeiner Vaterſtadt überhaupt, jede Kenntniß, jeden Genuß, jede Erfahrung ihm zu rechter Zeit günſtig dargeboten, ihn ſelbſt aber auch mit ſinnvollem Gemüth und kräftiger Treue das Dargebotene jedesmal ergreifen; und was dem Leben nutzt, von der Welt gefordert wird, das Herz erfreut, den Körper ziert und den Geiſt bereichert, mußte ihm durch Glück und Willen nach einem ſchicklichen Maßſtabe zu Theil werden. Das Fortſchreiten des Lernens und Lebens, die ruhige, doch lebhafte Weiſe ſeiner Entwickelung geben ein großes Bild der Erziehung, und nicht leicht wird irgend ein Buch über dieſen Gegenſtand dem nachdenkenden Forſcher ſo reichhaltige Belehrung ſchenken.

Die Zeit gewährt vieles, aber das meiſte, was wir jetzt fordern, verſagte ſie noch: glücklicherweiſe trat ſie wenigſtens in Goethe's ruhigen Verhältniſſen dem, was ſtill der Zukunft reifte, nicht entgegen, und ohne Streit konnte jedes Neue ſeine wahre Stelle finden. Was ihm früh begegnet, mußte mancher von uns als Mann ſuchen, was ihn von ſelbſt ergriff, wurde von vielen ein langes, arbeitvolles Leben hindurch vergebens erzielt; und ſo mußte es auch ſein, die Götter alle mußten ſeinem Leben lächeln, damit das Talent des Dichters würdig verliehen und rein verwaltet würde. Aber auch ein ſolches Geſchick iſt nicht ohne Schmerzen und Leiden, und der Name Glück wendet ſich für höhere Geiſter in eine eigne Bedeutung, die mehr auf die Möglichkeit als auf die Wirklichkeit geht, und glücklich muß ein Menſch gebildet ſein, um die Tiefen des Unglücks in ſeiner Bruſt zu fühlen.

Beſcheiden verkündigt ſich die erſte zarte Regierung der Poeſie als ein Gefühl der Einſamkeit und der daraus entſpringenden Sehnſucht, als ein von der Natur in das Gemüth gelegtes Ernſte und Ahndungsvolle; von einer abgelegenen Kammer herab, wo der Knabe im Sommer ſeine

Lektionen lernte, ſah er die ſchöne Ebene gegen Höchſt vor ſich, wartete er die Gewitter, hörte er den Schall fröhlicher Geſellſchaft aus den umliegenden Gärten, blickte er der untergehenden Sonne nach. Nie war ſeine Jugend getrübt, in edler Reinheit wuchs der ſchöne Baum empor, und das Gemeine berührte die herrliche Seele nur feindlich, nie verführeriſch. Selbſt da, wo im Umgang mit ſolchen, die ſeiner unwerth waren, ſich das holdſeligſte Verhältniß für den Jüngling erſchloſſen hatte, ein Verhältniß, in deſſen Darſtellung die Anmuth der Kunſt erſchöpft iſt, bewahrt ſich Herz und Geiſt in unverletzter Unſchuld. Höchſt merkwürdig iſt die bald nähere, bald entferntere Ähnlichkeit zwiſchen den Begebenheiten, die hier erzählt werden, und denen, mit welchen Wilhelm Meiſter's Lehrjahre anfangen, wodurch den Freunden der Poeſie und Goethe's ein tiefer Blick in ſeine Art und Kunſt eröffnet wird. Die Krönungsfeſtlichkeiten drängen endlich, wie im Leben, ſo in der Beſchreibung, jenen Umgang mit der züchtigen Geliebten und ihren leichtfertigen Vettern in den Schatten zurück, nur hier und da treten ſie wieder, doch nur als Zuſchauer bei den wichtigen Vorgängen, vereint hervor. Plötzlich aber bricht ein Ungewitter herein, das kaum geahndet werden konnte, und die härteſten Anklagen, der ſchimpflichſte Verdacht dringen auf den Überraſchten, der ſich keiner Schuld bewußt iſt, ſtürmend los, bis er endlich ſeine Rechtfertigung findet, aber den erhöhten Reiz liebeerfüllter Tage zugleich mit der Geliebten verliert. Hiemit endet der erſte Theil, und ein wunderbar wehmüthiges Gefühl bleibt in dem Leſer zurück, der mit dem natürlichen, allmählichen und erwarteten Ausgang einer zeitlichen Pracht, die alle ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, unerwartet auch ein Verhältniß plötzlich abbrechen und erlöſchen ſieht, das die Möglichkeit und Hoffnung längeren Beſtehens noch in ſich trug.

Drei größere Stücke ſind in dieſem Bande, die den meiſten Leſern ſogleich auffallen werden. Viele werden nicht wiſſen, was ſie damit anfangen ſollen; man wünſcht eine

genaue Verknüpfung zu ſehn und aus dem ebenmäßigen Erzählen nicht ohne augenſcheinliche Nothwendigkeit herausgeriſſen zu werden; hier aber drängen ſich in dem Verlauf der Begebenheiten ohne unmittelbaren Bezug fremdartige Dinge ein, deren Zuſammenhang mit der Perſönlichkeit des Dichters, ſelbſt durch ſeine eigne Erklärung darüber, nicht zur Genüge dargethan ſcheint. Das Mährchen, die bibliſche Geſchichte, und die Kaiſerkrönung in Frankfurt, drei Aufſätze, denen man die beſondere Liebe des Verfaſſers ſogleich anſieht, merkwürdig und ſchön jeder für ſich, werden den Anſtoß, den man an den Auszügen aus Ottiliens Tagebuch in den Wahlverwandtſchaften nahm, ſchwerlich vermeiden können. Wenigſtens einen epiſodiſchen Eigenſinn wird man darin ſehn, wenn man ſo gütig iſt, die Anklage nicht aus gemeinern Gründen führen zu wollen. Wem jedoch die hohe Nothwendigkeit, die über dem Schaffen eines großen Geiſtes unabänderlich waltet, und die in Shakſpeare's, Cervantes's und Goethe's Werken von ſcharfſinnigen Männern heute ſo klar dargethan, als tief von ahndungsreichen Gemüthern ewig gefühlt werden; wem dieſe einer gewöhnlicheren Rechtfertigung bedarf, der verſuche es einmal und laſſe aus den Wahlverwandtſchaften jenes Tagebuch, aus der Lebensbeſchreibung die genannten Stücke weg, und er wird dort ein begleitendes Bewußtſein, wodurch das Bild der Zeit, der Menſchen und der Verhältniſſe, die vor uns ſpielen, erſt vollendet wird, hier die feſte Unterlage des Bodens vermiſſen, woraus der mächtige Baum einer unſterblichen Poeſie hervorwächſt.

Es würde zu weit führen, in die Zergliederung des Geſagten einzugehn, oder die vielen farbigen Lichter einzeln aufzufaſſen, die aus den reichhaltigen Epiſoden, von denen die Kaiſerkrönung ein wahrhaft vaterländiſches Prachtbild, die Erzählung der bibliſchen Geſchichte eine ſchöne Idylle der frömmſten Unſchuld iſt, in unzähligen Strahlen auf das Gemüth des werdenden Dichters treffen: allein wir dürfen einen andern Vorwurf, der bei dieſer Gelegenheit verlauten will, nicht unerörtert laſſen. Das wunderliebliche Mährchen,

das der Knabe erzählt, wird manchen ſchwer überreden, daß es ſo ganz in dieſer Geſtalt aus der jungen Einbildung hervorgegangen ſei. In der That iſt der Gehalt dieſes Mährchens verwandt mit dem Gang und Stoff jenes andern, das die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten beſchließt, und leicht dürfte ſich die Meinung einfinden, daß dem jugendlichen Erzeugniſſe beim Niederſchreiben etwas von der Reife geſpendet worden, die dem bewährten Meiſter nicht verſagt. Ohne jeden Antheil an der Vermuthung ganz von uns abzulehnen, müſſen wir jedoch einwenden, daß der Verluſt, welchen die frühen Traumbilder einer Zauberwelt, die nicht geſpielt, die gelebt wurde und das Gemüth der forſchenden Knaben in rege Bewegung brachte, immer dadurch erleiden, daß ſie von ſpätern Augen betrachtet werden, einen anderweitigen Erſatz finden muß, und daß alles beim Niederſchreiben angewandte Ordnen, Bilden und Mäßigen auf keine Weiſe hinreicht, die Gluth und Innigkeit der erſten Vorſtellung zu erſetzen und jenes Lebendige des Eindrucks zu geben, das ſich im Schreiben nicht erreichen läßt. So wird ſelbſt durch das ſcheinbar Ungetreue die Treue bewährt, und aus der Beſchuldigung entſteht eine neue Bewunderung der weiſen Wahrhaftigkeit des Dichters.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Zweiter Theil. Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle. Tübingen, 1814.

Es geſchieht wohl, daß man etwas bloß deswegen nicht in ſeinem ganzen Umfange ermißt, weil es uns als zu nahe Gegenwart bedrängt. Die Folgen einer That oder eines Werkes gehören nothwendig in die Würdigung ſeines wahren Daſeins, und dieſe unendlichen Reihen von Lebensgeſtaltungen, welche die Folge der Zeit daran knüpft, gehören dem

Gedanken ſchon in ſeinem erſten Keime an, bevor er noch in die Geſchichte völlig eintrat. Wir können daher beim Anblick einer jetzigen Begebenheit aus ihrer innern und geiſtigen Größe ihre wahre Größe, wozu auch die geſchichtliche und körperliche gehört, nur ahnden, und alles Bewußtſein darüber, alles überſchwängliche Vorausſetzen vermag nicht ein wahres Bild der Bedeutung zu geben, welche der Zuſammenhang der Welt daran ausbilden und darüber verbreiten wird, daß man alsdann an dem Gewordenen erkennen mag, welche Kraft und Fülle dem erſten Entſtehn inwohnte. In einer Anzahl von Jahren alſo, wenn ein zweites, drittes Geſchlecht ſchon in den hohen Schattenwölbungen dieſer jungen Pflanzung wandelt und Laub und Früchte vielmals davon eingeſammelt hat: dann kann ermeſſen werden, welcher Segnungen die Hand des Mannes, der hier pflanzte, würdig iſt. Als Ahndungen alſo nur und geahndete Bruchſtücke eines künftigen Urtheils möge alles gelten, was wir uns über ein Buch, das zu den außerordentlichſten Erſcheinungen deutſchen Lebens gehört, zu ſagen erlauben. Denn weit wirkend muß es in jedem Fall genannt werden, weil es durchaus mit jenem großen Geſchichtsgeiſte geſchrieben iſt, den die Geſchichte immer wieder als bildende Thätigkeit bei ihren folgenden Schöpfungen zu Hülfe nimmt, ein Geiſt, den wir in den Büchern eines Tacitus und eines Macchiavelli auf einzelne Menſchen und ganze Staaten gewaltig einwirken ſahen und hier, in dem beſchränkteren Stoffe, wahrlich nicht minder groß erblicken als dort. Wie in den kleinen Kreiſen von Rom und Florenz eine lebendigere Menſchheit uns anregt und ergreift als in den weiten Gränzen von China, und die Erörterung einer einzelnen Bürgerſchaft von Griechenland uns, ungeachtet Schlözer's Einwendungen, wichtiger geblieben iſt, als die Kunde des großen ruſſiſchen Reiches bis jetzt war, ſo kommt es auch hier zuvörderſt auf den innern Werth des Dargeſtellten an, und das Leben eines Privatmannes, eines Weltweiſen oder Dichters kann in dieſer Rückſicht wichtigere Ausbeute, auch für die Staatengeſchichte, darbieten, als das

mancher Herrſcher, welche die Welt durchſtürmt haben, ohne ſie zu bilden.

Was wir von dem erſten Theile gerühmt haben, daß nicht bloß Einzelnes, ſondern eine ganze Welt und Zeit, mit allen ihren leiſen und plötzlichen Verwandlungen, wie durch ein neues Leben unſeren Augen hell und deutlich wird, das geſchieht in dieſem zweiten mit mächtigerer Ausbreitung und eignet ſich immer größere, glänzendere Kreiſe an. Mit der Entwickelung des Menſchen, die ganz ihm gehört als untaſtbares Geheimniß, vereinigt ſich die Entwickelung des Dichters, die den Freunden der Dichtkunſt ſchon Anſprüche zuließ auf entdeckendes Forſchen, und dieſe geht endlich in die Entwickelung der ganzen mitlebenden Zeit über, die der vollſtändigſten Öffentlichkeit als Gemeingut angehört. So ſehn wir denn die Ereigniſſe der Völker und Staaten, die allgemeinen Lagen und Sitten der Menſchen in ausgedehnterem Zuſammenhang an die näher verbundenen Schickſale der Denkarten und Bücher, die Erſcheinungen der Kunſt und der Sprache, die Eigenthümlichkeiten der Gelehrten und Künſtler, und endlich dieſe an die enger verknüpften Begebenheiten und Handlungen, an den Schmerz und die Freude, an die Weisheit und Thorheit eines menſchlichen, wahrhaften, tiefen und großen Gemüths gereiht, zu Einem edlen und reichen Ganzen ſchön verbunden. Wer eine dieſer dreifachen Beziehungen unbeachtet ließe, der könnte auch die andern nur unvollkommen und verſchroben auffaſſen. Hiezu kommt, daß Goethe's Bildung in eine Zeit fällt, wo ſie mit der geſammten Bildung der Deutſchen gleichmäßig fortſchritt, und die jugendliche Kraft ſeines Geiſtes mit der Jugend der Sprache und Litteratur aufwuchs und mit ihr groß und reif wurde, ſo daß er nun, wie damals dem kleinen Gebiete deutſcher Anlagen mit ſeinem kräftigen Aufſtreben, ſo jetzo dem mächtigen und übergroßen Reiche deutſcher Bildung mit herrſchender Erhabenheit gewachſen iſt. Wegen dieſer nothwendigen und innerlichen Verbindung des dem Anſchein nach ſo verſchiedenartigen Stoffes ſind daher die einzelnen Gegenſtände

einander an Bedeutung nicht ſo ungleich, als eine bloß äußere Schätzung ſie beſtimmen würde, und es wird vollkommen erklärlich, wie ſo Goethe bisweilen eine unbedeutende Bemerkung, eine vorübergehende Äußerlichkeit eben ſo wichtig behandeln kann als einen Gegenſtand, der unſer Herz oder unſere Einſicht dringender in Anſpruch zu nehmen ſcheint. Dieſer Gleichmuth, dieſe Art naturgeſchichtlicher Gerechtigkeit verdient eben ſo ſehr unſere Bewunderung als unſern Dank, denn eben dieſe weiſe Miſchung vom Großen und Kleinen, woran das Leben ſich am eigenſten abſpiegelt, iſt es, was uns den Eindruck des vollen, wahren, unergründlichen Lebens giebt.

Der Zeitraum, welchen dieſer zweite Theil ſchildert, umfaßt den Aufenthalt auf der Univerſität, mit allen den erwartungsvollen, muntern, zarten und kräftigen Zuſtänden, welche dieſe glückliche Zeit mit ſich bringt. Die damalige Kindheit der deutſchen neuern Litteratur, das unſichere Schwanken ihrer Richtung und die frühe Zufriedenheit mit ihren ſpärlichen Gaben ſind hier mit all' der Liebe und Aufmerkſamkeit behandelt, welche der erſte, in ſeinen Folgen ſo bedeutende Umſchwung der Geiſtesregungen eines großen Volkes verdient, und jetzt um ſo mehr verdient, als ein Dünkel ſpäterer Zeit jene mit ungerechter Verachtung verſpottet hat und doch vergebens die allgemeine Begeiſterung ſucht, die verbreitete, anhaltende Wirkung wünſcht, welche dieſe einfachen, gutgemeinten Anfänge hervorbrachten. Das große Stück einer Litteraturgeſchichte, welches wir auf dieſe Weiſe erhalten, iſt ſo lebendig und wahr, das Verhältniß der ſchönen Kunſt zum geſellſchaftlichen Leben, zu den Fortſchritten der Nachbarn und den eignen, ſchroff abgeſonderten ſtrengen Wiſſenſchaften ſo richtig und geiſtreich aufgefunden und durchgeführt, an ſolch glücklichen Fäden, jedesmal den unmittelbarſten und ſicherſten, fortgeſponnen, daß wir zweifeln müſſen, ob alle Kunſt und Weisheit des Geſchichtſchreibers im Stande wäre, jene Gegenſtände zu dieſer vollen Anſchaulichkeit zu bringen, die ihnen der Dichter vermittelſt ſeiner

sönlichkeit hier verliehen hat. Wie erhellt sich die Beurtheilung Gellert's und Rabener's an dem ruhigen und stillen Hintergrunde, den der Eindruck Sachsens, und Leipzigs insbesondere, in dem Gemüth des Jünglings hervorbringt! Wie deutlich erscheinen Gleim, Ramler und Lessing durch den Zusammenhang, in welchen sie mit dem siebenjährigen Kriege, mit Preußen und seinem großen Könige gestellt sind! Hier sei denn auch dankbar erkannt, was Goethe, zum Lobe Preußens ehrenvoll sagt und zur Vertheidigung Friedrich des Zweiten gegen die Anklage, daß er die deutsche Sprache vernachlässigt habe, so vollständig und erschöpfend ausspricht, in wenigen Worten, die mit dem, was andre große Männer, wie Mirabeau und Friedrich August Wolf, Treffliches darüber gesagt, würdig zusammenstehn. Wie geistreich und glücklich ist das bekannte Gleichniß von Kleist's Bilderjagd hier erneut und belebt! Wie groß erscheinen Lessing und Winkelmann in erhabener Ferne, bloß durch ihre mächtige Wirkung in den erregten Gemüthern! Wie treffend und fein ist der Unterschied ausgedrückt, welchen der verschiedene Stand der Dichter in der weltlichen Währung der Dichtkunst macht! Endlich erscheint Klopstock, der zuerst die Dichtkunst zu äußerer, selbstständiger Würde erhob und als Dichter in einen Rang trat, der früher sich nur zufällig mit der Kunst vereinigte. Das edle, reine Bild, welches hier von Klopstock aufgestellt wird, mag uns desto mehr erfreuen, je weniger wir von unserm Verfasser, seiner Eigenthümlichkeit nach, Vorliebe für einen Dichter zu erwarten hatten, der in so vielen Dingen das Gegentheil von ihm ist und durch Stoff sowohl als Behandlung dem Tadel ein unabsehbares Feld eröffnet; allein die milde Ruhe, die Abgezogenheit und Tiefe eines so weisen Geistes herrscht versöhnend über das Ungleiche und fühlt sich einig und vertraut mit allem Würdigen und Großen. Schonend daher, aber gleichwohl hinreichend, ist der gefällige Tauschhandel des Lobes und Weihrauchs gezeigt, in welchen Klopstock und Gleim nach und nach geriethen, und der, nach dieser Erwähnung, wohl für immer

unmöglich geworden iſt, wenigſtens für diejenigen, die ächten Lobes werth ſind.

In einer nähern als bloß litterariſchen Beziehung, vielmehr in aller Macht perſönlichen Einfluſſes, erſcheint Herder, anfangs in Leipzig nur vorübergehend, dann aber in Straßburg mit anhaltendem Nachdruck. Wir andern, die wir dieſen geiſtreichen Mann nur aus ſeinen Schriften und aus dem, was der Ruf von ihm erzählte, gekannt haben, mußten wohl billig erſtaunen über das Bild, das mit ſo ganz andern Zügen ausgeſtattet iſt, als wir erwarten konnten. Die ſtrenge Heftigkeit und das herrſchende Anregen, die hier als Eigenſchaften deſſelben vorkommen und mit einer unwiderſtehlichen, keines weitern Zeugniſſes bedürfenden Wahrheit gezeichnet ſind, erklären uns manches ſpätere Mißlingen in Herder's gelehrter Laufbahn, das uns bisher eben ſo unerklärlich als unangenehm, und daher doppelt ſtörend für das ſonſt ſo herrliche Bild des Mannes war.

Der Raum verbietet, in alle Verhältniſſe, welche dies Buch näher oder entfernter darzeigt, genauer einzugehn. Doch müſſen wir vor andern, welche, wie Oeſer in Dresden, Salzmann und Jung in Straßburg, ſich eines anderweitigen ſelbſtſtändigen Andenkens erfreuen, noch zweier Perſonen erwähnen, von welchen ſchwerlich irgend etwas außer dem hier Geſagten übrig iſt, nämlich des Erziehers Behriſch in Leipzig, und des Ludwigritters in Straßburg. Shakſpeare ſelbſt hat niemals eine reichere und tiefere Kunſt der Karakteriſtik, kein gelungeneres Erfaſſen der Erſcheinung, noch vollkommeneres Durchſchauen des bewegten Menſchengemüths gezeigt, als hier der Meiſterſchaft unſres Dichters mit dieſen eben ſo ſonderbaren als ergötzlichen Figuren gelungen iſt. Auf gleicher Höhe ſteht in dieſer Rückſicht nur noch die göttliche Schilderung der Schweſter, und, wegen der zu Einſicht gewordenen Empfindung, die vortreffliche Beſchreibung des Zuſtandes ſeiner Geſundheit, und die Geſchichte der Einflüſſe, durch welche ſie zerrüttet worden.

Betrachten wir nun näher, was den Dichter ſelbſt an-

geht, ſo können wir nicht umhin zu bemerken, daß ſeiner Entwickelung, die wir in den frühern Jahren durch die günſtige Umgebung ſo glücklich gefördert ſahen, keineswegs die Welt ſo willig mehr entgegenkommt, ſondern ſchon jetzt die Zeit beginnt, da er für die Welt Neues erringen ſoll und daher unbegleitet vorwärts gehn muß. Für uns freilich iſt es ein Glück, daß dieſer göttliche Geiſt ſo frühe an die Gränze gelangte, wo er nur weiter konnte, inſofern er ſeine ganze Zeit, ſein Volk und ſeine Sprache mit ſich nahm und weiterbrachte, und gewiß wäre unſre ganze Bildung langſamer das geworden, was ſie iſt, wenn nicht die ungeduldigen Antriebe ſolcher in Widerſtand erſtärkten Kräfte ſie gewaltſam gefördert hätten: ihm ſelbſt aber mußte daraus manches Leiden entſtehn. War er doch nicht zunächſt berufen, die Sprache als ſolche zu bilden, und ſtand in ängſtlicher, ungewiſſer Erwartung da, als ſie, ſein köſtliches Werkzeug, noch nicht fertig war, da er ihrer ſchon lebhaft bedurfte; andere, vorzüglich Klopſtock, mußten es ihm erſt bereiten und drangen noch eben zu rechter Zeit mit ihrem Wirken durch, um ihn nicht ein gar zu ſchlechtes Werkzeug finden zu laſſen, das er ſelber jedoch ſpäterhin am meiſten vervollkommnen half. Und wer weiß, was gleichwohl alles verloren gegangen iſt dadurch, daß er nicht frühe und bald eine muſterhafte Form vorhanden gefunden für dichteriſche Regungen mancher Art, da auch ſogar das eigne Erfinden in dieſer Rückſicht durch die vielfache Bekanntſchaft mit fremden, aufdringlichen Muſtern gehemmt und geſtört ward. Es iſt rührend und herrlich anzuſehn, durch welche Verwirrung und Unſicherheit, die in der Zeit lagen, durch welches rathloſe Schwanken, das die Umſtände immer erneuerten, ſein Geiſt ſich durchwinden, welche Vorurtheile und Ungebilde in allen Dingen er bekämpfen mußte, und zu welcher Reinheit und Größe er ſich erhoben hat. Dies war nicht allein in den Gebieten des Wiſſens und der Künſte, denen er ſich hingab, ſondern auch vorzüglich in Abſicht des Glaubens an die überirdiſchen Dinge der Fall. Was hierüber vorgetragen wird

iſt auf eine großartige Weiſe lehrreich und beruhigend. Die ſchöne Darſtellung des Chriſtenthums, ſowohl des katholiſchen als des proteſtantiſchen, iſt ein erhabenes Gegenſtück zu den bibliſchen Geſchichten des erſten Theils und ruft wie dieſe in dem, was wir göttlich verehren ſollen und ſo unmenſchlich mißhandelt ſehn, zunächſt das Menſchliche wieder hervor. Wie hoch ſteht dieſe milde Weisheit und dieſe ſtrenge Geſchichtsanſicht über dem thörichten Wahn und Eifer, mit welchem abergläubiſche Schwäche jetzt ſo häufig in erzwungener Frömmigkeit erſcheint!

Führt ein würdiger Ernſt uns die verſchlungenen Pfade des zu den höchſten Zielen aufſtrebenden Geiſtes, ſo wird dagegen die heiterſte Anmuth uns Führerin auf den ſchönen Wegen eines jungen, erglühten Herzens, um welches ſich die Liebe mannigfach bemüht. Die frühe Zuneigung zu Gretchen ſehn wir völlig mit der abgeſchloſſenen Kindheit verlöſchen, auch eine ſpätere Neigung in Leipzig, deren eigenſinnige Eiferſucht am Ende unwiederbringlich zerſtört, was ſie erhalten gewollt, geht nur vorüber, doch nicht ohne ſchmerzliche Nachwirkung. Deſto ernſthafter, wenigſtens von der einen Seite, und ſchon verwickelter iſt der Umgang mit den beiden Töchtern eines Tanzmeiſters in Straßburg, die als liebenswürdige Franzöſinnen angenehm und eigenthümlich ſich zeigen. Wir ſehn die Launen des Liebegeſchickes ſchon ſich regen, welches Liebe und Verſchmähung, Gleichgültigkeit und Gefallen ungleich miſcht und, indem Entſagung und Eiferſucht gemeinſchaftlich wirken, auch einen Fluch herbeiführt, der uns für die Folge beſorgliche Ahndungen erweckt und um ſo ängſtlicher macht, als ſchon die Ereigniſſe, an denen er ſich erfüllen kann, vor unſern Augen ſich vorbereiten. Denn es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die glückliche Familie, die in uns das freundliche Bild des guten Landprieſters von Wakefield angenehm erneuert, dem Vorbild auch darin gleichen wird, daß ein großes und unerwartetes Unglück, in welchem der eingeführte und wie dort anfangs verkleidete Fremde eine große Rolle ſpielen wird, ihren Frieden

ſtören ſoll. Man kann übrigens mit Wahrheit behaupten, daß niemals ein reizenderes Gemählde ſchönen Landlebens, mit ſolch' waldgrüner, behaglicher und doch abgeſonderter Natur, mit ſolch' friſchen, unbefangenen Menſchen, und in ſolch' heiteren Ereigniſſen, ausgeführt worden iſt, ja man kann es als ein Bruchſtück eines Romans anſehn, der, wenn er geſchrieben wäre und als Ganzes dieſem Einzelnen entſpräche, das Größte ſein müßte, was jemals aus Dichterhänden hervorgegangen. Man betrachte nur, wie ſcharf und deutlich das jedem Augenblicke zugetheilte Leben hier gefaßt und hervorgehoben iſt in ſeiner Eigenheit, wie rein die äußere Welt, wie hell die innere daſteht, wie glücklich Sitten, Orte, Bewegungen und Ruhendes, Gemüth und Körper in wechſelſeitige Verbindung geſetzt werden, und wie kunſtreich der ganze Zauber lebendiger Darſtellung ſich unvermerkt in kaum zu verfolgender Abwechſelung bald an innere, bald an äußere Fäden des zarten Gewebes heftet. In dieſer Kunſt erkennt unſer Dichter keinen, weder der Alten, noch der Neuern, über ſich.

Jeder, der für ſeine Zeitgenoſſen von ſeiner Zeit ſchreibt, kommt nothwendig in den Fall, vieles verſchweigen zu müſſen, was an ſich recht gut geſagt werden könnte und der Nachwelt ſogar gern gehören möchte, wenn es nur die Mitwelt überſpringen könnte. Aber wie im Leben ſelbſt jeder Menſch durch ſein perſönliches Auftreten ſich ganz dargiebt, vieles nur eben nicht ſagt, ohne gerade es zu verhehlen, und vieles unbefangen ſehn läßt, was ausdrücklich zu zeigen ſich nicht geziemen würde, auf eben dieſe Weiſe verſchweigt auch Goethe vieles, ohne gerade darum es zu verheimlichen. Wer nur Sinn und Liebe hat, wird deßhalb doch nichts vermiſſen, ſondern im Gegentheil den Dichter eben ſo groß finden in dem, was er verſchweigt, als in dem, was er ſagt. Wir finden ſogar hin und wieder den glücklichen Maßſtab für die Geltung ſeiner Angaben und ſehn z. B. aus Stilling's Leben, worin dieſelbe Zeit, die Goethe für ſich ſo beſcheiden und gelaſſen ſchildert, mit begeiſterten und ihn erhebenden

Zügen erſcheint, welch' klare Mäßigung und welch' hohe Stille auch in der Schilderung der andern Zeiten uns die volle Gluth ſeiner jugendkräftigen Erſcheinung abſichtlich mildern mag.

Es iſt noch übrig, ein Wort von denjenigen, unmittelbaren Beziehungen zu ſagen, welche dieſer Theil auf noch vorhandene Werke Goethe's enthält. Auch hier beſtätigt ſich aufs Neue der alte Satz, daß in jedes Dichtergebild, in jede Darſtellung der Welt das eigne Leben des Dichters hineindringen und gleichſam darin weiter wuchern muß; dies zeigen die noch in Leipzig geſchriebenen Luſtſpiele: die Laune des Verliebten, und die Mitſchuldigen, ſowie die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, wozu die Aufſätze eines frommen Fräuleins von Klettenberg, die mit ihren Gleichgeſinnten in Frankfurt vortrefflich geſchildert wird, Veranlaſſung und Vorbild waren. Von den großen Rieſengebilden des Götz von Berlichingen und des Fauſt, die ſchon in Straßburg in des Dichters Bruſt ſich mächtig bewegten, iſt wenigſtens angedeutet, welche Stimmungen und Anſichten fortfuhren, ſie zur Reife zu bringen. Der biedere Lerſe im Götz findet ſich als lebender Menſch nachgewieſen; ein Lied, das zwar nicht genannt, aber ziemlich ſicher zu errathen iſt, ſehn wir aus Ort und Sehnſucht ſich hervorwinden; manche Erörterungen auf ſchönen Reiſen durch den Elſaß und das Zweibrückiſche, ſowie der Eindruck des ganzen Aufenthalts in Straßburg ſelbſt, werden viele Bilder und Töne erwecken, welche verwandt mit ſolchen, die in den Schriften zerſtreut leben, ſich zuſammenfinden und dem Leſer der Goethe'ſchen Werke ſchon längſt nicht fremd waren. Beſonders merkwürdig ſind auch die Worte über altdeutſche Baukunſt und den ſtraßburger Münſter, deſſen Anblick ſchon frühe die lebhafte Begeiſterung entzündete, aus welcher das ſchöne Denkmal hervorging, das in Herder's Blättern von deutſcher Art und Kunſt Goethe dem großen Baumeiſter Erwin von Steinbach geſetzt hat; die theilnehmende Freude an dem verdienſtvollen Werke über den Dom zu Köln, welches bald erſcheinen wird, giebt auch

auch die Veranlaſſung, den auf dem Titel bedeutungsvoll stehenden Spruch in einem abgeſonderten, einzelnen Bezug ſinnreich dem Buche ſelber einzuverleiben. So weit das Einzelne! Die große, allgemeine Beziehung aber, in welche Goethe alle ſeine Werke mit dieſem Buche ſetzt, indem er ſie Bruchſtücke einer großen Konfeſſion nennt, welche vollſtändig zu machen dieſe Schrift ein gewagter Verſuch ſei, dieſe mag hier am Schluſſe denjenigen, welchen ſie neu iſt, als ein großer Gegenſtand zu würdigem Nachdenken hinterlaſſen werden, zugleich aber denen, welche ſie lange gewußt und gefühlt und im tiefen Herzen heimlich getragen, die glückliche Gelegenheit geben, dem Dichter dafür, daß er ihre Überzeugung auch ſelbſt ausſprechen und beſtätigen wollen, ihren gerührten Dank mit tiefer Verehrung darzubringen.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Dritter Theil. Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Tübingen, 1814.

Wie nach dem Vorüberziehen dunklen Gewitterſturms ſich der Tag wieder klärt, und ſogleich in erfreuender Sonne das verhüllt geweſene Leben und Regen einer reichen Gegend wieder ſichtbar wird, ſo erſcheint nach dem donnernden Begegnen ſtreitender Heere, die unſern Geſichtskreis mit Nacht und roher Gewalt erfüllten, als ein Sonnenblick ſchöner Friedenswiederkehr dieſer dritte Theil von Goethe's Leben, den wir als ein erneuertes Pfand des fortdauernden Waltens unſrer edelſten Nationalität annehmen und bewillkommnen. In der That lebt in allen Hervorbringungen Goethe's, als in eben ſo vielen Symbolen, ein Geiſt des Lebens, Bildens und Wiſſens, der mehr als irgend eine andre einzelne Selbſtſtändigkeit das urſprüngliche Weſen der Deutſchen abſpiegelt, der nicht von uns weichen darf, wenn nicht alle Waffentha-

ten und die dadurch errungene äußere Freiheit zum leeren Prunk werden ſollen, nicht beſſer als der, welchen wir, weil er höherer Erfüllung entbehrte, zerſtören mußten und konnten. Zwiſchen dem zweiten Bande und dem dritten dieſer Lebensbeſchreibung liegt dicht eingeſchloſſen der große Krieg, der aus dem Innern von ganz Europa ſich in unſer Land zuſammengezogen und daſelbſt in heftigen Schlägen entladen hat; die Welt ſteht als eine neue da, noch ungewiß über die Zukunft und über die Richtungen, welche die Völker nehmen werden; aber ſiehe! was auch geſchehn ſein, und wie es in Zukunft werden mag, dieſe Verſicherung iſt uns ſchon bereits durch die That verbürgt, daß unſer höheres Leben in ſeinem alten Ruhme durch alles drängende Gewühl der Ereigniſſe entſchloſſen weiterſchreitet, und dem Jüngling, der es verließ, um dem Kampfe zu folgen, tritt es an der Schwelle der Rückkehr ſogleich wohlbekannt und freundlich wieder entgegen. Wie fern aber gerade dieſes Buch vorzugsweiſe dieſer Bezeichnung angehört, glauben wir durch die folgenden Worte, welche längſt entſchiedene Wahrheit mehr noch vorausſetzen als beſtätigen, keineswegs erſt auszumitteln.

Durch ein zufälliges, aber bedeutendes Zuſammentreffen ſteht der Kreis von Leben und Wirken, in welchem das Werk mit dieſem Bande fortrückt, in naher Beziehung auf die Gegenwart und hält durch ſeine Bilder einen Gedanken erneuert feſt, welchem kein Deutſchgeſinnter leicht entſagen mochte, und den er für den Augenblick dennoch aufgeben mußte. Das Elſaß, welches im Frieden wieder an Frankreich überlaſſen worden, hat ſchon längſt unter uns den berechnenden Staatsmann wie den fühlenden Vaterlandsfreund zur lebhafteſten Theilnahme angeregt, und jeder Blick auf dieſe von dem gemeinſamen Vaterlande abgeriſſene Landſchaft trug und fand die Aufforderung, dieſelbe mit dem deutſchen Reiche wieder verbunden zu ſehn. Sprach in dem durch hundertjährige Entfremdung halb entſchlafenen, halb irregeleiteten Andenken des dortigen Volkes ſchon längſt kein entſchloſſenes Verlangen mehr für die urſprüngliche Gemein-

ſchaft, ſo verlängerte doch weder Mundart noch Sitte, noch Gemüths- und Denkweiſe den frühern Zuſammenhang, den die ganze Natur des Landes mit Wald und Feld, Gebirg und Thal leidenſchaftlich auszurufen ſchien. Da in der äußern Lage der Dinge, welche den letzten Friedensſchluß herbeiführte, für uns eher die Möglichkeit vorhanden ſchien, ſelbſt das Ungerechte durchzuſetzen, als die Nothwendigkeit, dem Rechtmäßigen zu entſagen, ſo könnte mancher Entferntere wohl auf die Meinung gerathen, daß in der Art und Weiſe des Landes ſich ſchon vielleicht keine Nöthigung mehr ausſpreche, das Elſaß mehr für deutſch als für franzöſiſch zu halten, und es daher in Gottesnamen letzteres verblieben ſei. In dieſem Zweifel tritt nun überraſchend und unabſichtlich die in dieſer Beziehung nie gemeinte, unbefangene Darſtellung des Elſaſſes in dieſem Buche als ein lebendiger Zeuge auf, der, weil er nicht meint, eine Streitfrage zu entſcheiden, durch ſeine Ausſage eben entſcheidet. Nach allen Richtungen, ſowohl des äußern Lebens als des innern Wollens, in Stadt und Land, in Kunſt und Wiſſen, im Zuſammenhang des Bodens und der Menſchen, in geiſtigen und körperlichen Beziehungen, offenbart ſich das Elſaß hier als deutſches Land, wo alles Deutſche von je geblüht hat und noch in der letztern Zeit herrlich gediehen iſt, in unſerem Dichter und vielem andern Trefflichen. Dieſe lebendige Dokumentirung, die unter andern Umſtänden ein ſiegfrohes Loblied geweſen wäre, tönt uns jetzt als ein grinſendes Klagelied zu, in welchem für uns auf immer eine mahnende Berechtigung liegt, die uns mit Rechtsgründen und jeder Waffe einſt aufzuführen obliegt.

Die ſchönen, bewegungsvollen Rheinländer, deren wir uns jetzt glücklicherweiſe als wiedergewonnener mit neuer Hingebung erfreuen dürfen, erſcheinen darauf in all' der Fülle mannigfacher Geſtalten, heitrer Eindrücke und glücklicher Begünſtigung hellen lebensfrohen Daſeins, mit welchen wir ehemals gewohnt waren die ganze Magie reizender Bilder, die ſich um die blühende Benennung das Reich in unſrem In-

nen ſchwangen, vorzugsweiſe mit dem Rheinſtrom verbunden zu denken. Die lebhafte, rührige Kraft des Lebens und Wirkens, welches ſich als eigentliche Jugend in Goethe's fernerer Entwickelung hier dargiebt, ſcheint in der That mehr als je an die Gegend zu erinnern, welche die Eigenthümlichkeit und Landesart ihrer Naturerzeugniſſe auch in der Pflege eines ſolchen geiſtigen Sohns behauptet hat. Den Aufenthalt am heimiſchen Main im glücklichen Kreiſe der wohlbeſtehenden Vaterſtadt und in der Lahngegend bei Wetzlar, die Fahrten zu den zahlreichen heitern Städten, deren der Rhein keine verläßt, ohne ſchon wieder eine folgende zu erblicken, die Mannigfaltigkeit der geiſtlichen und weltlichen Staaten, der ausgebildeten Zuſtände alter und neuer Zeit, und allen freien Wechſels innerhalb einer großen Einheit, dieſe ermunternden Lebensgebilde ſehn wir in der friſchen Kraft wieder, die alle Erzeugniſſe Goethe's aus jener Zeit durchſtrömt, nach allen Seiten üppig hinwogt und noch ſpät in Herrmann und Dorothea der edlen Bildung Homeriſchen Geſanges dieſe Welt zum würdigen Steff giebt, der ſich auffallend von allem unterſcheidet, was ein mehr norddeutſches Daſein hätte leiſten gekonnt.

In dem raſchen Fortſchritte einer drangvollen Entwickelung iſt Goethe's Leben ſchon zu der Stufe herangeſtiegen, wo der Trieb ſich auszudehnen ſchon die ganze Breite, welche die Schranken der Welt oder des Menſchen ſeiner Freiheit geſtatten, umfaßt hat und nun ſeine fernere Richtung nur noch in die Tiefe oder in die Höhe nehmen kann; alle dichteriſch möglichen Verhältniſſe haben ſich ſchon mehr oder weniger in weltlicher Wirklichkeit beſſer oder ſchlechter abgeſpiegelt, und das geträumte Leben ſcheint ſich nun immer mehr und mehr in ein wahrhaftes nicht bloß verwandelt, ſondern auch verändert zu haben. Auf dieſem Punkte iſt es, wo die meiſten Menſchen, denen die Natur die Gabe dichteriſcher Empfindung durch die Beigabe dichteriſcher Hervorbringung erhob, ſich von der Dichtung abwenden, die ihnen nur ein Vorausgreifen des bis dahin fehlenden Lebens war; dagegen

bei dem wahren Dichter, nachdem seine begehrendste, persönliche Einbildung einigermaßen befriedigt worden, nun erst recht die Leidenschaft für eine höhere Welt entzündet wird, die zu erschaffen die Erfüllung der gewöhnlichen Welt ihm erst Muße und Vertrauen giebt.

Die volle Gluth dieser jugendlichen Flamme leuchtet uns aus dem Werke entgegen, welches zuerst den entschiedenen Ruf unsres Dichters gründete, indem es eine allgemeine Bewegung unter den Menschen erregte. Werther ist in Rücksicht der mächtigen Wirkung, die es hervorbrachte, eines der bedeutendsten Bücher; der Geist der Freiheit, welcher sich in unsrer Litteratur und unsern sittlichen Vorstellungen vielfach lebendig zeigte, hatte hier zum erstenmal in der Kunst seine Gesinnungen nicht bloß ausgedrückt, sondern war selbst in körperliche Gestalt übergeströmt, in welcher er auf die Folgezeit einen unzuberechnenden Einfluß übte. Werther und Götz von Berlichingen nebst Faust und einer Anzahl kleinerer bald lustiger Spiele, bald kecker Ausbrüche bezeichnen das Heroenzeitalter der Goethe'schen Dichtung, in welchem zuvörderst die Naturungeheuer der Dichterbrust überwunden und hingestreckt werden, die Verzweiflung, der Selbstmord, die rohe Gewalt, so daß dagegen alle späteren tragischen Stoffe in milderer Bildung auftreten. Die Bekenntnisse, wie der Dichter durch diese Werke dasjenige, was er Andern gab, selbst los ward und gleichsam als schwere Last aus seiner Brust hinausgewälzt hat, geben vollständigen Aufschluß über den Zusammenhang, den sie mit seinem Innern haben.

Die Hindernisse, welche der Dichter fortdauernd durch den verworrenen Zustand der Nation in seinem Streben erfahren muß, das weder geistige Richtschnur, noch lebendiges Muster, noch gebildeten Stoff findet, werden zwar glücklich überwältigt, aber dennoch erschrecken wir vor den rastlosen, angestrengten Arbeiten, die vorgehn mußten, oft ganz geheim im Innern, um so dichten Raum und Stoff zu gewinnen; wir lernen kennen, was das heißt, ein deutscher Dichter zu sein, und wie wenig die günstige Gabe eines wohlwollenden

Gottes, wodurch allein ſchon Dichter ſonſt möglich waren, dazu hinlänglich iſt, ſondern alle Kräfte eines ganzen Menſchen, der nach allen Richtungen begabt iſt, dazu gehören. Zwar legt die Welt von jeher allem ausgezeichneten Wollen der Menſchen bald Schranken an, und ſelten leiſtet jemand auch nur die Hälfte von dem wirklich, was er ſich im Gemüth als Aufgabe vorgeſtellt und ſeiner Lebensthätigkeit zu löſen möglich gedacht; allein in dieſem Falle ſcheinen doch, außer den allgemeinen Bedingniſſen, noch vorzüglich die der damaligen Zeit eignen beſondern verſchuldet zu haben, daß Goethe von ſo großen, herrlichen Vorhaben, und die in ſeinem Innern ſchon zu ſo mächtigen Geſtalten gewachſen und gereift, ja beinahe fertig und mit einzelnen Gliedern ſchon ans Licht gekommen waren, abgewendet und verhindert worden; die Geſchichte des ewigen Juden, das Leben Mahomet's und der Mythos Prometheus ſind uns hier als drei große Stoffe bezeichnet, deren Ausführung, wenn ſie Statt gefunden hätte, nicht geringer geweſen ſein könnte als die des Fauſt, und die zu entbehren wir ewig beklagen müſſen.

Die Reichhaltigkeit ſo vielartigen Lebens, als nun dem Dichter von allen Seiten entgegenkommt, und in welches ſeine glücklichen Fähigkeiten eingreifen, machen uns unmöglich, jedem einzelnen dieſer Gänge zu folgen, und wir müſſen uns begnügen, nur von dem Hauptſächlichſten Einiges erwähnend zu berühren. Der Zuſtand der Litteratur und die Stellung der Gelehrten gewähren in dieſer Periode ein ſehr erfreuliches Bild innern Aufſtrebens in äußerm Gelingen. Die Verehrung, zu welcher das Volk, ſeinen Fürſten zum Trotz, höchſt geneigt iſt für alles vaterländiſche Ausgezeichnete, ſteigt in dem Maße, als immer zahlreichere und würdigere Menſchen dieſen Kreis erfüllen. Ein Schöpflin, Klopſtock, Möſer, Klinger, Lavater und Jacobi ſcheinen von einem Glanze der Verehrung umgeben, den in der Folge ſelbſt unter den größeren Geiſtern keiner mehr mit ſo allgemeiner Zuſtimmung genoſſen hat, ohne daß nicht ſchon hieraus ein Grund böſer Anfechtung geworden wäre. Goethe ſelbſt, indem er auf

Wieland und Nicolai mit fröhlicher Derbheit zurückweist und bei Andern selbst zum Angreifenden wird, ist weit entfernt von jenen schonungslosen Anfällen, welche in unsern Tagen so heftige Störungen machten. Dieser begünstigenden Umstände ungeachtet gehörte gleichwohl die ganze Zusammensetzung von Anlagen und der lebenreiche Sinn, welche wir in den früheren Theilen allmählich heraufwachsen sahen, dazu, um durch keine Beschränkung im Innern noch äußere Partheisucht von der nahen und eindringlichen Berührung mit so vielen großartigen und bedeutenden Männern, die zum Theil sich widerstrebten, zum Theil einander wenigstens fremd blieben, irgend ausgeschlossen zu sein. Wir sahen bisher bloß den Dichter, jetzt aber zeigt sich auch schon der Schriftsteller, und Goethe tritt in die Mitgenossenschaft mit jeder andern Berühmtheit, und es bildet sich die heiterste Wechselwirkung und ehrenvollste Gemeinschaft. Klopstock, der lange in der Ferne verehrt worden, tritt endlich persönlich vor unsre Augen und erhöht die würdige Meinung, die wir schon von ihm gefaßt hatten. Lavater und Basedow vergegenwärtigen die schöne, begeisterte Pflege, welche die Erziehung und der Glaube in jener Zeit so reichlich fanden, und welche diesen wichtigen Gegenständen unter den Deutschen auch seitdem nie gefehlt hat. Als Meisterstücke der Karakterzeichnung können neben den Schilderungen dieser beiden Personen hier vorzüglich noch Lenz, Hamann und Zimmermann angeführt werden, sowie im Zusammenstehn als Gruppe die Familie Laroche in Ehrenbreitstein. Klinger dürfte man vielleicht schon einigermaßen kennen müssen, um die freundliche Schilderung, die Goethe von ihm macht, gehörig zu beurtheilen. Die späteren Ereignisse einer gewaltsamen Litteratur entstellen freilich das Bild Jacobi's, dessen tiefer Geist sich lange Zeit von Woge zu Woge fortschwingen ließ und mit neuen Weisheitslehren wetteiferte, bis endlich doch gegen die wissenschaftliche Größe Fichte's und Schelling's bloß ein mit Empfindung ausgestattetes Gedankenstückwerk übrigstand; hier aber ist die hochhaltende Verehrung, welche Goethe dem ausge-

zeichneten Manne darbringt, ſowohl jener Zeit als auch dem Manne ſelbſt vollkommen angemeſſen, der ſo viel Schönes, Gutes, Herzerfreuendes geleiſtet hat.

Aber nicht bloß die Gegenwart Goethe's erblicken wir umgeben von aller Fülle eines wohlgeordneten, in ſeinen Bedürfniſſen vielbegehrenden und in der Befriedigung derſelben nicht ausſchweifenden Lebens, ſondern auch für die Zukunft ſehn wir ihm die Zuſicherung des Edelſten und Beſten erſcheinen in dem freilich nur erſt noch vorübergehenden Auftreten des werthen Fürſten, der allen Dank des Dichters ungetheilt behalten ſollte und Kaiſer und König ihm entbehrlich machte. Hervorgerufen durch das Entgegenkommen des Fürſten ſelbſt, der dem bedeutenden Geiſte aufmerkſame Achtung bezeugt, vermittelt ſogleich und erhoben durch die Gegenwart der trefflichen Geſinnung, die aus Möſer's Buche die Unterhaltung belebt, führt dieſe Bekanntſchaft gleich in ihrem erſten Urſprunge alle die gute Vorbedeutung mit ſich, welche die Folge ſo reichlich erfüllen wollte.

Wenden wir nun den Blick auf den Schatz innerer Erfahrungen, Entwickelungen und Anſichten, der ſich unſerem Dichter in dieſem Zeitraume zugewendet hat, ſo müſſen wir ſowohl über den Reichthum ſeiner Seele als über die herrliche Gleichmäßigkeit erſtaunen, in welcher in Unruhen des Geiſtes und Stürmen des Herzens, im fleißigen Aufnehmen und ſchaffenden Ausſtrömen immer ungetrübt das Ganze ſeines Daſeins gefördert und ausgebildet wird; die innere Ordnung begünſtigter Naturen läßt keine Seite menſchlicher Anlagen zurückbleiben, und in jedem Tage, jeder Stunde haben alle Theil gehabt am Leben. Die gelehrte Befriedigung über das wiſſenswerthe Überlieferte, die wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Beruhigung über die Welt und den Menſchen, und die fromme Freudigkeit in Gott kommen aus allen ſchwankenden Bewegungen der Seele immer wieder klar und rein hervor. Die Neigung zu Friederiken, deren Kataſtrophe mehr eilig und unbehaglich vorbeigerückt als erzählt iſt, wird nicht ſowohl verdrängt als vielmehr verän-

dend aufgenommen von der Liebe zur Natur und offenen Welt, die unſern Dichter nie verläßt. Als die Litteratur und Kunſt der Franzoſen, zu welchen Goethe von dem Elſaß aus, bei der äußerlichen Nähe mit innerlicher Entfernung, hinüberblickt, Mißbehagen und Unluſt in ſeinem künſtleriſchen Denken ausbreitet, begegnet ihm Shakſpeare mit aller Erfriſchung und Freiheit, deren zauberhafte Wirkung auf ein gutes, reizbares Gemüth ſchon im Wilhelm Meiſter ſo theilnehmend dargeſtellt iſt. Nordiſche Sagen und indiſche Mährchen erweitern den Kreis der durch die griechiſche Mythologie genährten und ungeſättigt in ihr ſchwelgenden Einbildungskraft; die Anſchauung von Kunſtwerken des Alterthums, von Gemählden und Gebäuden iſt immerfort eröffnet und wird mit Eigenthümlichkeit benutzt. Von keiner Seite aber erſcheint die Bildung Goethe's ſo geſund und ſtark als von der religiöſen. In ihm iſt die ſchöne Frömmigkeit, die in dem Herzen aus reiner Quelle ſtrömt und ſich zu den Bildern und Lehren eines edlen Glaubens mit Einſicht und Liebe erſchwingen mag, aber keineswegs an ſie gefeſſelt und auf ſie lediglich angewieſen iſt, ſondern die Verbindung mit Gott in jeder Tiefe der Natur und Geſchichte ſicher und lauter wiederfindet. Das Fräulein von Klettenberg, die Mitglieder der Brüdergemeinde und Lavater halten ihn für keinen ausſchließlichen Chriſten, in ihrem Sinne daher eigentlich für gar keinen, aber ohne daß ſie darüber kleinherzig betrübt, oder bekehrungseifrig würden, wie ſie ihn auch keineswegs Einſicht und Urtheil über Glaubensgegenſtände deßhalb abſprechen, vielmehr bleibt ihr liebreicher Umgang, ihre gegenſeitige Erweckung unverletzt und mit gleicher Freudigkeit dieſelbe, die ſie vorher war. Durch die ferneren Aufſchlüſſe, die der Verfaſſer hier über religiöſe Anſichten und Empfindungen, ſowohl ſeiner ſelbſt, als ſeiner Zeitgenoſſen, giebt, fällt auch ein neues Licht auf die Darſtellungen zurück, welche in den beiden erſten Bänden hierüber vorgekommen ſind und dort bloß eingeſchaltet, jetzt aber mehr mit dem Ganzen nothwendig verbunden erſcheinen.

Die Abfaſſung des Buches hat in Betreff ihrer äußern Geſtalt dieſelbe frühere Bequemlichkeit und Gutmüthigkeit, die eben nichts vorenthalten will, ohne darum alles zu ſagen; für manches, was zur Sache zu gehören ſchien und doch nur obenhin berührt, oder faſt übergangen worden, bietet ſich freundlicher Erſatz durch viele glückliche Gegenſtände, die, ohne gerade fremd zu ſein, doch mehr gelegentlich als nothwendig herbeigeführt werden. Wir geſtehn, daß wir keinen Grund ſehn, warum dem Verfaſſer das Recht, deſſen bisher alle Urheber von Gedenkbüchern ſich bedient haben, verſagt ſein ſollte, auch wenn die Seitenwege, die er bisweilen einſchlägt, mehr abſchweifen, als ſie nach unſerer Einſicht wirklich thun; was er nur immer geben mag, kann auch an dieſer Stelle werth und willkommen ſein, da es als ſelbſtſtändiges, abgeriſſenes Bruchſtück uns ein köſtliches Kleinod wäre, in welchem wir den anziehendſten Reiz nicht verkennen würden. Die Betrachtungen über Voltaire und die franzöſiſche Litteratur, die Bemerkungen über den Vorzug proſaiſcher Überſetzungen vor denen in Verſen, die Gedanken über die Schaubühne und fremde und einheimiſche Stücke der damaligen Zeit, die Nachrichten von dem Reichskammergericht und manche kleinere Einſchaltungen ſtehn jedoch mit dem Ganzen in innerem Zuſammenhang, den Goethe mit pſychologiſchen Zwiſchenworten jedesmal den Schwachen anzudeuten billig verſchmäht hat, und ſind insgeſammt an ſich merkwürdig, unterhaltend und belehrend. Einen beſondern Werth hat die Erzählung von dem Reichskammergericht; denn äußerſt unwiſſend iſt unſer Publikum über alle größeren vaterländiſchen Anſtalten und das Einzelne der Verfaſſungen, wodurch unendlich viel Schaden entſteht, vorzüglich zu einer Zeit, wo die Aufmerkſamkeit auf alles, was Staatseinrichtungen betrifft, ſo ſehr im Wachſen iſt; und da die Kenntniß dieſer Dinge bisher nur mühſam und durch gelehrte Arbeit zu erlangen war, ſo theilt Goethe, der auf alles denkt, was an der Zeit iſt, mit glücklichwaltender Hand dieſe ſtrengeren Thatſachen in milderer Geſtalt mit, und ſie werden, gleich

erklärten Denkmälern, für die Ungelehrten auf eine Art zugänglich, daß nothwendig Viele an solchem Platze landsmännischer Regungen ein neues Band deutschen Zusammenhanges finden. Auf gleiche Weise hat früher Justus Möser, dem eine Lobschrift zu schreiben wir uns längst vorgesetzt hatten, aber nun durch dieses Buch überflüssig finden, die Gegenstände des Gemeinwesens und Bürgerthums dem gelehrten Wust entrissen und der Gründlichkeit unbeschadet faßlich und nutzreich für alle dargestellt.

Das Verhältniß des Erzählers selbst zu seiner Erzählung und deren jetzigen Lesern ist im Allgemeinen dasselbe geblieben und nur in einigen Nebenzügen vielleicht etwas verändert. Mehr als bei den ersten Bänden war uns bei diesem der gänzliche Mangel an Koketterie mit sich selbst auffallend, weil hin und wieder sogar das Gegentheil davon hervorzukommen und mit einer eignen Art Verdrießlichkeit und Unbehagen die eigne Persönlichkeit zu verkümmern scheint. Recht klar sind uns auch manche der innersten Verhältnisse nicht geworden, und Schonung im Guten wie im Bösen hat über manche Massen ein verwildertes Dunkel geworfen, durch das wir doch hindurch müssen. So konnten wir uns eines mißmuthigen Befremdens nicht erwehren, als wir an die Stelle kamen, wo Goethe einmal von seinen jetzt verdüsterten Seelenkräften spricht; glücklicherweise liegt gegen solchen Ausspruch das ganze Buch als Gegenrede vor uns. So könnten wir auch über das Vergangene leicht getäuscht werden, wenn uns nicht anderweitige Angaben zu Hülfe kämen und das absichtliche Zurücksetzen der Persönlichkeit wieder gut machten; man erinnere sich nur z. B. bei dem Besuche in Pempelfort bei Jacobi, wo Goethe sich wie gewöhnlich in stiller Unscheinbarkeit vorübergehn läßt, der Stelle in Heinse's Briefen, wo dieser an Gleim schreibt, er habe bei Jacobi den jungen Goethe gesehn, der vom Fuß bis zum Scheitel lauter göttliches Feuer sei. So war Goethe damals, und so ist er noch: denn in dem Menschen geht nichts Vorübergehendes verloren, sondern jede spätere Lebens-

zeit beſitzt alle früheren mit, nur daß die Jugend nicht mehr allein, ſondern ihre Leidenſchaft mit der Kraft des Mannes und mit der Ruhe des Alters zuſammengekommen iſt. Und ſo iſt denn das gegenwärtige Werk, wegen des Mitbeſitzes auch der ſpäteren Lebensgüter, vorzugsweiſe ein Erzeugniß des Alters zu nennen, jenes Alters, das, wie bei Platon und Sophokles, die Meiſterſchaft des Lebens und Bildens auf den Gipfel führt. Wir ſchließen unſre Betrachtung mit den Worten, die als Grund des ſittlichen und litterariſchen Lebensbaues unſres Dichters S. 153 mitgetheilt werden: Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns beſonders zuſagt, zu erforſchen, ſei daher eines Jeden Sache, und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie ſie ſich zu unſrem eignen Innern verhalte, und inwiefern durch jene Lebenskraft die unſrige erregt und befruchtet werde; alles Äußere hingegen, was auf uns unwirkſam, oder einem Zweifel unterworfen ſei, habe man der Kritik zu überlaſſen, welche, wenn ſie auch im Stande ſein ſollte, das Ganze zu zerſtückeln und zu zerſplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir feſthalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuverſicht irre zu machen.

2.

Isabella von Ägypten, Kaiser Karl's des Fünften erste Jugendliebe; eine Erzählung. Melück Maria Blainville, die Hausprophetin aus Arabien; eine Anekdote. Die drei liebreichen Schwestern und der glückliche Färber; ein Sittengemählde. Angelica die Genueserin und Cosmus der Seilspringer; eine Novelle. Von Ludwig Achim von Arnim. Berlin, 1812.

Diese Novellen — denn ungeachtet der sinnreichen, genaueren Unterscheidung, welche hier den Dichtungskarakter der einzelnen Stücke besonders bezeichnen soll, wird doch jene Benennung noch immer als allgemeine für die ganze Gattung gelten dürfen — gewähren dem ernstlichen Leser mit dem fruchtbarsten Genuß einen Stoff vielartigster Betrachtung. Der erzählende Vortrag, auf Gegenstände mäßigen Umfanges beschränkt, übt mit dem Reize der einfachsten und ursprünglichsten Mittheilungsweise auf Sinn und Gemüth eine so nahe als sichre Wirkung, welche bei größeren, durch Kunst und Mannigfaltigkeit verwickelten Kompositionen schon minder zuverlässig hervorgeht, indem der Anspruch an höhere Gesammtwirkung den Werth des gelungenen Einzelnen mehr bedingt und in Schatten stellt. Weßhalb auch die Dichtungsart der Erzählung, der Novelle, oder wie man es sonst nennen will, auf allen Stufen der Volksbildung und in allen Entwickelungsformen des Geschmacks von jeher einer ausgezeichneten Gunst, sowohl bei den Dichtern als bei den Zuhörern oder Lesern, genoß. Sonderbar jedoch, daß im Deutschen die reine Form der prosaischen Erzählung, als unterhaltende Mittheilung eines bemerkenswerth Geschehenen, nicht den Eingang und die Verbreitung gefunden hat, deren sie

bei andern Nationen theilhaft geworden; wir haben den muntern, raſchen Anekdoten des Boccaccio, den gediegenen Novellen des Cervantes, und überhaupt dem ganzen unerſchöpflichen Novellenſchatze der Italiäner und Spanier, und ſelbſt dem der Franzoſen, wenig oder nichts an die Seite zu ſtellen, was eine Vergleichung aushielte. Ein tieferer Gehalt, eine ernſtlichere Bedeutung, eine höhere Kunſtform wollten bei uns von jeher den Stoff der Novelle zu mannigfacheren Zwecken und Bildungen verarbeiten, zu romanartiger oder humoriſtiſcher Ausbreitung, mit didaktiſcher, moraliſcher, pädagogiſcher Beigabe, je nach den Kräften des Gebenden zum Nutzen oder Schaden des Gegebenen. Erſt in neuerer Zeit haben wir Novellen erhalten, welche ſich den erwähnten Vorbildern annähern, jedoch nur annähern, indem ſie von den deutſchen Eigenheiten mehr oder minder in die gewählte Form hinübertragen und dieſe dadurch verändern. Goethe's Schriften enthalten in dieſer Art theils Anlagen und Keime, theils Blüthen und Früchte, deren Werth ſich dem Köſtlichſten, was das Ausland bietet, gleichſtellt. Die Erzählungen von Heinrich von Kleiſt, die vor zwei Jahren erſchienen ſind, geben ein neues Beiſpiel, würdig des ausgezeichneten Geiſtes, in welchem unſrer Litteratur eine neue Zierde zuwächſt. Ihnen folgen jetzt die Novellen von Achim von Arnim, eines Dichters, der ſchon durch mehrere bedeutende Produktionen und werthvolle Beſtrebungen die Anerkennung und den Dank ſeiner Landsleute verdient hat. Auch er giebt dieſer Dichtungsart in deutſcher Weiſe noch die Eigengeſtalt ſeines ganz abſonderlichen, ſchwer zu definirenden, reichen und ſchwungvollen Geiſtes. Er erzählt nicht ſo ſehr den Hergang irgend eines Geſchehenen in ſeiner Stufenfolge und ſeinem Zuſammenhange, als er vielmehr die Geſtalten mittheilt, welche durch beſondre Vorgänge oder Verhältniſſe — dem Stoffe ſeiner Darſtellung — im Spiegel ſeines mannigfach wiederſtrahlenden Innern buntglänzend erſcheinen, die Verbindungen, welche ſie mit allen angehäuften Vorräthen ſeiner freigebigen Einbildungskraft neu eingehn. So finden wir Ge-

ſchichte, Sage, Mährchen, Traum und Zauberei mit den Geſtalten und dem Sinne der modernſten Wirklichkeit hier in eine gemeinſame Welt ernſtlich verbunden. Dieſe Miſchung jedoch, ſoll ſie nicht als ein bloßes Sinnenſpiel, als ein Feuerwerk raſcher Glanzbilder auflodern, bedarf außer der Anziehung, welche ſie in ihren Theilen ausübt, irgend einer höheren Nothwendigkeit, oder einer künſtleriſchen Vollendung, um ſich als ein wahrhaftes Ganze zu rechtfertigen. Denn was unterſcheidet den wahren Dichter von dem gewöhnlichen Unterhaltungsſchriftſteller? Gewiß nur das urſprüngliche Leben, welches er darſtellt, die höhere Weltanſchauung, die ihn auf allen Wegen begleitet, die ſtrenge Kunſtform, die er erfüllt oder ſchafft. Sehn wir nun auf die Elemente, welche zur Erfüllung dieſer höheren Anſprüche wirkſam ſind, ſo haben wir ſogleich zu geſtehn, daß unſer Verfaſſer keines einzigen derſelben ermangelt, daß er vielmehr in reichlichſtem Maße beſitzt, was den wahren und großen Dichter macht, inneren Gemüthsdrang, edlen Geiſt, hellen Verſtand, beweglichen Sinn, mächtige Einbildungskraft, Anmuth und Stärke der Darſtellung, Leichtigkeit und Friſche des Vortrags; die Gegenſtände ſind ihm gleicherweiſe gerecht, die großen wie die kleinen, die wunderbaren und alltäglichen, er weiß mit allem nach Gebühr zu ſchalten und ihm Bedeutung und Farbe zu leihen, oder die inwohnende hervorzuwenden; das urſprüngliche Leben, die freie Weltanſchauung verläugnen ſich nicht; kein Leſer dieſer Novellen kann einen Augenblick zweifeln, daß er auf dem reichſten Boden der Dichtkunſt einhergeht, daß er von allem Zauberweſen ihrer mächtigſten Wirkungen umgeben iſt, daß die Gebilde, welche vor ſeinen Augen oder in ſeinem Innern erſtehn, einem idealen Gebiet angehören. Und dennoch wird in allem Genuſſe der Leſer zuletzt nicht ohne das Mißbehagen einer gewiſſen Unbefriedigung bleiben; er wird etwas miſſen, aber nicht, indem er zu wenig, ſondern im Gegentheil, indem er zu viel empfing! In der That, unſer Verfaſſer, dem wir der einzelnen Dichtergaben jede zuerkennen, hat von einigen die Überfülle, die

er nicht zu benutzen würdigt, und dieſe wuchernde Üppigkeit, welche den harmoniſchen Verhalt, die innige Verſchmelzung ſtört, gefährdet durch den Mangel an Maßbeſtimmung oftmals die Einheit ſeiner Poeſie. Das künſtleriſch Bindende hält die ungleichartigen, der Beherrſchung ſich entziehenden Beſtandtheile nicht mächtig genug zuſammen, ſie ſcheiden auseinander, und auf allen Seiten wogt und ſtrömt in der gährenden Dekompoſition mit dem Entbehrlichen auch das Unentbehrliche aus der Form heraus, welche das Ganze faſſen und ſchließen ſollte. Wäre es erlaubt, hier tiefer einzugehn, ſo möchten wir den Grund dieſes Übelſtandes eher in ethiſchen als in dichteriſchen Bezügen nachweiſen, denn Ethiſches waltet vor, wo mehr das Wollen als das Können in Betracht kommt. Unſer Dichter geſtattet ſeinen Gaben zu große Willkür; ſie werden ſelbſtſtändig und ſpielen mit ihm, ſtatt daß er ſie beherrſchen ſollte; die willkürliche Laune, die nur allzugern unter dem Scheine, als ſei ſie Eingebung, ſich einſchmeichelt, entzieht ſich der geſetzgeberiſchen Kraft des Künſtlers, ſie ſchweift im Weiten und verliert ſich in Nebel und Dunſt, ſtatt in der Nähe die durch das Ganze bedingte Geſtalt willig anzunehmen. Ein übertriebenes Wohlgefallen an dem Wunderlichen, Mißarteten, Verzwängten, Unheimlichen, Geſpenſtiſchen führt auf Abwege, wohin das reine Gefühl der Schönheit und der warme Antheil des Herzens, welche die Seele aller Dichtung ſind, ſelten folgen mögen. Können wir unſern Verfaſſer von ſolchem Vorwurfe nicht freiſprechen, ſo müſſen wir hinwieder auch angeben, daß jenes Willkürliche und Zerrinnende bei ihm nur in großem Gegenſatze der reinſten, klarſten, plaſtiſchen Geſtalten und Gebilde beſteht, die nicht ſelten ſeine Darſtellung kraftvoll ordnen und durchleuchten, ſo daß dieſelbe ſtellen- und ſtreckenweiſe im ſchönſten Maße ſich fortbewegt, wie ſie nur in eines Cervantes oder Goethe klaſſiſcher Proſa ihr Gleichniß findet. Es ſcheint nach allem dieſen, Hr. von Arnim brauche nur zu wollen, um durch wenige, dem Entſchluß und der Abſicht allerdings unterworfene, Veränderung in ſeiner dichte-

rischen Ökonomie vollständig als derjenige zu erscheinen, welcher zu sein er durch innere Begabung unstreitig berufen ist. Nachdem wir versucht, im Allgemeinen den Dichter in seiner nicht leicht zu erfassenden und hier keineswegs zu erschöpfenden Eigenheit zu bezeichnen, bleibt uns noch in solchem Bezuge ein Wort von den vorliegenden vier Novellen insbesondre zu erwähnen. Die erste derselben, Isabella von Ägypten, welche einen der leuchtendsten Aufgänge unsrer Geschichtswelt, Kaiser Karl den Fünften, mit des trüben Zugvolks, der Zigeuner, dunklem Versinken in Noth und Niedrigkeit vermittelst allerlei seltsamen Zaubers verknüpft, ist die reichste an großartigen, erhabenen, ergreifenden Zügen; die Zauberei mit dem Golem ist von gutem Gehalt und sinnig behandelt, die mit dem Alraun dünkt uns schon zu üppig und ausschweifend, ganz abzulehnen aber und zurückstoßend die Art, wie die Geschichte des Bärnhäuters hier eingefügt und verarbeitet worden. Die Hausprophetin von Arabien giebt mit Beihülfe eines magischen Apparats, der so unbefangen, als könnte dergleichen gewöhnlich genug vorkommen, in unsre neueste Tageswelt gesetzt, aber in den Auftritten der französischen Revolution wie so vieles andre zerschlagen wird, manchen guten Einblick in die Wirkungen gesellschaftlicher wie innerer Zustände. Dieses Gebiet, in welchem die Erfahrungen zu immer neuem Ertrage nie genug vervielfacht und wiederholt werden können, umfaßt ganz den Gegenstand der dritten Novelle, vom glücklichen Färber; sie ist in solcher Hinsicht für Herz und Gemüth die befriedigendste, auch tritt das Zauberwesen in ihr sehr zurück, und lebendige Züge aus der Geschichte treten dafür ein; die Schilderungen der holländischen wie der preußischen, der handwerklichen wie der Königlichen Art und Sitte sind in Zeichnung und Farbe vortrefflich. Angelica und Cosmus, die vierte, und eigentlich so genannte, Novelle, bleiben in der deutschen Welt, die sie durchschweifen, etwas fremd; doch sind sie bestimmten Örtlichkeiten und wirklichen Vorgängen geschickt angefügt; um den Reiz dieser Erzählung ungeschwächt zu erhalten, bedürfte

es vielleicht der Gewißheit, daß dießmal nicht bloß Erfindung walte, ſondern wenigſtens die Hauptſache auf ein wahres Ereigniß gegründet ſei. —

3.

Landhausleben. Erzählungen von Ludwig Achim von Arnim. Erſter Theil. Leipzig, 1826. 8.

Wir haben die Anzeige dieſes Buches mit dem Bekenntniß eines Irrthums zu beginnen. Schon immer haben wir Hrn. von Arnim's Dichterwerken mit lebhafter Begier entgegengeſehn, ſie mit gereiztem Antheil wiederholt genoſſen und ihrem Weſen mit ernſter Überlegung nachgedacht, wir fühlten uns angezogen und fortgeriſſen, wir konnten die Urſprünglichkeit eines freien und reichen Geiſtes nicht verkennen, und wenn wir die edelſten und beſten unſrer Dichter zählten, war uns der Name Arnim ſtets in deren erſten Reihe geſtellt. Aber indem wir ſo den Dichter liebten und bewunderten, fanden wir auch viel an ihm auszuſetzen und waren mißvergnügt im Vergnügen ſelbſt, und wollten zwar, was er gab, recht gern, aber doch lieber auf andre Weiſe. Was wir an ihm zu tadeln hatten, konnte er in ungekränkter Dichterwürde preisgeben, mit freiem Willen, ſo dünkte uns, ablegen; die Stimmung der größeren Leſewelt war mit uns einverſtanden, ſie ſchien gleichſam nur darauf zu warten, daß ihr, durch weggeräumte Störungen, der freiere Zugang und die vollere Theilnahme eröffnet würde, zu welchen ſie ſchon genugſame Aufregung fühlte. Allein der Dichter blieb in ſeiner Weiſe, und jede neuere ſeiner Schriften zeigte ſie nur ausgebildeter. Wir dachten dann oftmals, der Verfaſſer, der nicht auf dem rechten Wege, müſſe einhalten, ja um-

kehren, und mit neuer Muſterung und Einrichtung ſeiner Hülfsmittel eine Bahn einſchlagen, die ihn leichter und ſicherer als die jetzige ſeinem Ziele zuführte. Dieſe Meinung, mit welcher wir bisher den Dichter lange begleitet haben, werfen wir jetzt, nach Erſcheinung dieſes neueſten Buches, als einen Irrthum ab. Uns wird nunmehr klar, daß Hr. von Arnim den eignen Weg nicht zu verlaſſen hat, in ſeiner Weiſe fortſchreitend zu demſelben Ziele vorgedrungen und demſelben vielleicht ſchon näher gekommen iſt, als die anfängliche Richtung vermuthen ließ. Wie die Seelen der Auserwählten durch mancherlei irdiſchen Stoff hindurch ringen und auf den verſchiedenſten Wegen ſich für den Himmel läutern, um in der Einen Seligkeit hernach alle gleich zu ſein, ſo auch die Weiſen und die Dichter aller Zeiten ſtreben zuſammt der einen Höhe zu, auf welcher ſie in der That alle in Einer Ähnlichkeit erſcheinen; die Hauptſache bleibt das Ankommen, der Weg ſei, welcher er wolle; ja der Umweg ſelbſt, — das Ankommen vorausgeſetzt, — hat ſeinen Vortheil, einem unverdroſſenen redlichen Streben ſteht ſein Lohn nicht bloß am Ziele feſt, ſondern geht ſchon in jedem ſeiner Schritte mit und mehrt ſich mit dieſen; in letztem Ergebniß aber iſt der rechte und nächſte Weg nur der, welchen die Bedingniſſe geſtatten oder ſogar vorzeichnen. — Wir wünſchten unſerm Dichter in ſeinem Reichthume mehr Maß und Geſtalt, wir glaubten, er müſſe hiezu eines Theils von jenem ſich entledigen; aber mitnichten! Er kann und mag davon nichts aufgeben; indem er ihn verſchwendet, mehrt er ihn nur, denn in den ausgeſtreuten Körnern wächſt ihm neue Saat empor. Indeß, wie er ſein Schaffen und Treiben mehr und mehr ins Weite führt, entſteht ihm nach und nach darin auch ein richtigeres Verhältniß, die Beſtandtheile und Glieder ordnen ſich, und endlich ſetzt im größten Maße ſich noch wieder ſchön ins Gleichgewicht, was in dem wechſelsweiſen Steigern dahin allerdings unverhältnißmäßig dünkte. So wenigſtens erſcheint jetzt uns die Aufgabe unſers Dichters; er muß im Leben, Dichten und Wirken getroſt weiter

gehn, und ſeine Fehler ſelbſt, — mögen dieſelben als Zuwenig oder als Zuviel erſcheinen, — durcharbeiten zur Schönheit, wohin ſie zielen, deren Keim ſie in ſich tragen! — Das vorliegende Buch, reich an mannigfacher Unterhaltung, aus Ernſt und Spiel, aus Witz, Anmuth und Laune hervorgehend, enthält fünf Erzählungen von ſehr verſchiedenem Stoff und Vortrag. Sie ſind zuſammengereiht durch eine beſondre Beziehung, welche ſich durch den Titel der Sammlung, und noch näher durch die Überſchriften der einzelnen Erzählungen andeutet, aber auch in dem Schlußberichte, welcher dieſen folgt und mancherlei erwünſchte Auskunft giebt, noch nicht völlig klar wird, daher wir uns des Weiteren im folgenden Theile getröſten müſſen. Wie früher ein Wintergarten, ſo veranlaßt hier das Landhausleben, welches neugebildete Wort hier anmuthig als die ächte Überſetzung von Villeggiatura gerechtfertigt wird, erzählende Mittheilungen. Die Metamorphoſen der Geſellſchaft, als Sonntagserzählung des Landpredigers bezeichnet, haben eine tiefere Bedeutung, als der heitere Verlauf der Begebenheit und die leichte Behaglichkeit des Vortrags ankündigen. Das Zuſammentreffen in mancher Beziehung mit Tieck's berühmter Novelle von der Frömmelei iſt nur zufällig, auch haben die Geſtalten und Bewegungen ſelbſt in beiden keine Ähnlichkeit mit einander. Die Montagserzählung des Liebhabers, Holländiſche Liebhabereien, war uns die anziehendſte und ſcheint uns am glücklichſten ausgeführt. Wie in der erſteren die höhere Staatswelt in Kultusminiſter und Polizeidirektor, ſo ſpricht in dieſer die Gelehrtenwelt in Philologen und Dichtern uns an. Rembrandt's Verſteigerung iſt billig einem Kunſtfreunde als Dienſtagserzählung beigelegt; eine wahre Anekdote von dem berühmten Mahler iſt hier in leichten Reimen anmuthig ausgeführt. Wunder über Wunder heißt die Mittwochserzählung des Direktors der Theaterſchule. Wer dabei den Kopf ſchütteln will, der mag es thun; die Sache iſt wirklich bedenklich; wir werden in die pädagogiſche Provinz der Wanderjahre Meiſter's eingeführt, finden dieſen,

Natalien, den Abbé, Jarno'n und andre Bekannte wieder, aber auch einige neue Perſonen und ganz neue Verhältniſſe. Wie ſehr der Verfaſſer auch ſeine Verehrung für Goethe'n in der Einleitung darlegt und betheuert, immer hat er zugleich eine Nahrung für die Schadenfreude derjenigen gebracht, welche nie begreifen können, daß der Scherz den Ernſt oft nur angreift, um zu zeigen, daß er ihm nicht ſchade. Unſtreitig aber iſt dieſe Erzählung die wildeſte der ganzen Sammlung. Der Theaterdichter giebt hierauf als Donnerſtagserzählung Marino Caboga, ein Drama in drei Handlungen, nach einem wahren Vorgange aus der Geſchichte der Republik Raguſa, für welchen Johannes von Müller als Gewährsmann angeführt wird; mehr Entwurf als Ausführung, aber von großartiger Anlage und reich an tragiſchem Fortſchritte. — In dieſen Erzählungen iſt die Miſchung von zauberhaft Phantaſtiſchem und gemein Wirklichem, von fernem Wunderbaren und nächſtem Gewöhnlichen, welche der Weiſe des Verfaſſers angehört, wie in ſeinen früheren Arbeiten zu finden. Wer aber die gegenwärtigen mit jenen vergleicht, der wird ein ſchon ſeit Jahren bemerkbares Zunehmen des Gehalts auffinden, der ſich innerhalb jener Miſchung bewegt. Die Geſinnung, als tiefſte Unterlage aller dichteriſchen Hervorbringung, wird freier und erhebt ſich wirkſamer in Anſchauung und Würdigung deſſen, was wahr iſt, zu der dichteriſchen Gerechtigkeit, welche zuletzt auch die der wirklichen Welt ſein muß. In der That, die Poeſie kann in unſern Tagen ſchon gar nicht mehr als geſonderte Kunſt beſtehn, ſie muß alles Leben in ſich aufnehmen, oder ihm ſich hingeben, und ſie muß in höherem Sinne wieder moraliſch werden, was ſie in dem gewöhnlichen niedern nicht ſein kann. Auch in dieſem Betracht haben wir unſerm Dichter große Vorzüge anzuerkennen; er iſt der geiſtigen und ſittlichen Bedürfniſſe ſeines Zeitalters kundig und legt deßhalb ſeine Gebilde dieſen ſo nah als möglich, mehr ſchonend als hart. Deßhalb iſt er auch im höchſten Sinne vaterländiſch, in allen Abſtufungen, vom

Brandenburgiſchen bis zum Norddeutſchen und von dieſem bis zum Europäiſchen, aufſteigend, wobei das allgemein Menſchliche die nothwendige Begleitung macht. In glücklicher Auffaſſung und unſchuldiger Verarbeitung des Nächſten, in ſorgſamer Aufmerkſamkeit für alles Dargebotene der Mitwelt thut es nicht leicht jemand unſrem Verfaſſer gleich. Dieſe Richtung hat von jeher ſeine Werke vortheilhaft ausgezeichnet und iſt mit deren Anzahl nur immer ſtärker geworden; die Zukunft wird hierin einmal noch beſondern Werth anerkennen, den wir jetzt, wie bei allem wiederholten und allzu nahen Schönſten und Beſten, nicht gehörig ſchätzen. — Von dieſem Landhausleben haben wir noch einen zweiten, vielleicht auch einen dritten Theil zu hoffen. Daß uns der Verfaſſer bald mit dieſer Fortſetzung beſchenken wolle, wünſchen wir eifrigſt. Möge er dabei auch, den angefangenen größeren Roman: Die Kronenwächter, dieſes wunderbare Werk einer zaubermächtigen Einbildungskraft, deſſen erſter Theil ſchon ſeit Jahren im Publikum iſt, zu vollenden, der Muße und Aufforderung nicht entbehren!

4.

Über Wilhelm Meiſter's Wanderjahre. Aus Briefen und Geſprächen. 1821.

Vorwort. Die Mittheilung dieſer Blätter — Bruchſtücke aus wirklich gewechſelten Briefen, Bemerkungen, aus geſelligem Verkehr hervorgerufen — macht keinen weiteren Anſpruch, als ein Zeugniß und Beiſpiel des regſamen Antheils zu geben, der einem Werke wie das genannte in ſeiner vaterländiſchen Leſewelt unter keinerlei Umſtänden fehlen mag. Es iſt alſo eine Mittheilung aus dem Leben, welche, neben der vorbe-

reiten Amtsmeinung der Kritik, nicht ohne Reiz ſein dürfte und dieſen gewiß in hohem Grade entfalten würde, wenn auch andre und mehrere der in unendlichen Beziehungen ſo reich und mannigfach über unſer Vaterland ausgebreiteten und verzweigten Kreiſe der Geiſtes- und Lebensbildung ihren unabſichtlichen Ertrag bei ſolcher Anregung dem Lichte gönnten; welches um ſo mehr zu wünſchen wäre, als bei näherer Betrachtung nicht in Abrede zu ſtellen iſt, daß, neben der Klage, es werde viel zu viel gedruckt, auch die andre vollkommen beſtehn kann, es ſollte bei weitem mehr gedruckt werden! —

Berlin, den 27. Juli 1821.

1. Friederike an ihren Bruder.

Obgleich ich dir erſt Sonnabend geſchrieben habe, und den größten Konverſationsbrief — ſo beginne ich doch wieder einen neuen heute, und das bloß wegen Goethe's Wanderjahren! Dies iſt eine große Begebenheit; „man wird reicher, man gewinnt einen großen Beſitz!“ ſagte, unter Strömen Geſprächs und Mittheilung, geſtern Abend Dehn bei uns, den ich nie ſo belebt, ſo natürlich, ſo ergriffen, verjüngt und in ſeinen Urkräften hergeſtellt geſehn habe als durch dies Buch. Das muß wohl ſo wirken! Je mehr Einer durch Gaben, Leben und Denken bereitet iſt, je mehr hat er an dieſem Werke; es iſt ein Zuſammengefaßtes aller Goethe'ſchen Werke, die ſelbſt nichts anderes ſind als eben ſo viele geiſtige Geſichtspunkte des ganzen irdiſchen Daſeins, die Betrachtung über des Menſchen Geiſt mit inbegriffen. Alle ſeine Werke, die kleinſten an Maß nicht verſäumt, muß man inne haben, wenn man jedes Einzelne beſſer und tiefer und vielfältiger verſtehn ſoll; eines beleuchtet das andre und läßt es beſſer durchdringen: und es iſt mit ihnen wie mit der Welt ſelbſt; ſie beſteht aus unabzählbaren Schöpfungsweiſen, je mehr wir aber davon erkennen, je reicher und vollkommener wird das Konzert, und als Neuganzes immer wieder einfach. Ein kunſtbegabter Geiſt iſt Nachſchöpfer des

Urſchöpfers. Ein groſser Dichter nimmt die Welt ſelbſt mit ihren Begebenheiten als Stoff zu ſeinen Werken. Er kann uns zwingen, ſie maſſenweiſe anzuſehn, wie er; die Betrachtung, die ihn eine jede ſolche Maſſe zuſammenfaſſen hieſs, iſt ſein Werkzeug, ob er jene uns mittheilt oder nicht. Er iſt frei in der Wahl; aber in allem, was er gewählt, bleibt er wahr, weil er nur Wahres ausſucht und auch das ſchon in der Natur als falſch und krankhaft Erſcheinende nur als ſolches vorzeigt, nicht aber willkürlich ſolchen Auswuchs zum Muſterbilde macht, wie ſo viele Neuere mit eitler Vorliebe aus Schwäche thun. So verfährt Goethe nie. Ich ſehe in ihm nur einen gewaltigen Hiſtoriker; es muſs geſchehn, was er ſchildert, denn er ſchildert nur, was geſchieht: „Seltſam iſt Prophetenlied, doppelt ſeltſam, was geſchieht.“ Wer erfaſst, was geſchieht, der kann ein Prophet ſein. Alle ſeine Werke ruft mir dies Buch herbei: die Welt, wie ſie langſam und ſchnell — wie aller organiſche Wachsthum — ſich ſeit den älteſten Nachrichten von ihr entwickelt — ich ſehe auf das von ihr Aufgezeichnete überhaupt hin, oder ich ſehe es in dem Kunſtſpiegel Goethe's, der uns all ihre Gebilde, nicht wirklich, aber wahrhaft, vor Geiſt und Auge bringt. Er führt uns, von den Patriarchen an, in ſeinen Werken hindurch, bis auf den Punkt, wo wir wirklich ſtehn. — Soll ich einzelne anführen? Ich ſtellte ſehr oben an das Druiden-Lied; welch ein reiner Geſchichtsblick! welches Verſetzen in Zuſtände, in Geſchichtsmomente, und mit welchem Griffe, mit welchem Kunſtglücke — es iſt längſt bewieſen, Glück iſt Talent — und mit welcher Kürze und Genauigkeit ausgeführt! wie rein, unperſönlich und edel das Ganze! mit welcher Macht im bloſsen Bilde feſtgehalten, in dieſem Bilde, das als Bild, ohne alle andre Leiſtung und Forderung, ſchon ein hinlängliches ſchönes Ganzes iſt! — Um nur immer noch von Kleinerem zu ſprechen, ſoll ich das Gedicht der Wanderer nennen? Die innigſte Lieblichkeit, in liebevollſter Betrachtung im Gedichte ſelbſt dramatiſirt, die, wie der ganze Vorfall, gleichſam mit auf dem Fels erſprieſst! wo

uns der wahre Dichter, wie in vielfältigen Spiegeln, das Verzehren der Zeiten unter einander zeigt und ihr immer neues Gedeihen; auf die natürlichſte Weiſe, an Fels, Vegetation und Gebäuden; auf die lebendig rührendſte, an Kind, Mutter, menſchlicher Gütigkeit und Betrachtung! — Oder ſoll ich dich erinnern, wie im Klaggeſang von der edlen Frauen des Aſan Aga er es vorzieht, uns im Morgenlichte zu zeigen, was wir täglich noch hier auf abendlicherer Erde und in fortgeſchrittener Zeit verbrechen! wie wir unerkannt beſte Liebe von uns ſtoßen, in Zorn und Stolz, und wie ſich darunter Herzen finden, die es nicht überleben! Wie kurz, kräftig und zart, und im höheren Kreiſe gehalten, konnte dies gerade in dieſem Koſtüme gezeigt werden, ohne die vielen prahleriſchen Reden und Äußerungen der modernen Empfindungsgrübeleien, deren man ſich bei den ſchönſten Handlungen und Regungen nicht mehr erwehrt! mit welcher Meiſterſchaft und Kürze iſt dieſes Koſtüm erreicht, und welch eignen Ton bringt es in unſre Seele! und auch wieder als Bild, wie richtig und fertig das kleine Glanze! — ſo könnt' ich all ſeine Lieder und Gedichte durchgehn; aber auch an die, wie an ſeine großen Werke, muß man nur erinnern und ſagen: Leſet ſie immer noch einmal! — Bei jedem Schritt im Leben, bei jeder neuen Ecke, um die man in ſeiner eignen Seele herum kommt, wird Einem etwas andres von Goethe merkwürdig und klar. Wer hat ſchon ſo ſprechen laſſen, wie die alte Barbara im Meiſter redet? wo ſagt ſie's, und wie ſagt ſie's! welche Prophezeihung wird es eigentlich! Dies gerade iſt einer der Texte, worauf Vornehme und Gebildete die unendlichen Variationen von Lug und Trug ſpielen und ſich zu ekle Ohren halten, um es auch anhören zu wollen, was ſie vollführen! Eine alte Barbara läßt er es ihnen aus ſeinem Meiſterwerke in die Zeiten nachſchreien und ſchont ſie noch, denn es iſt ja nur die alte Barbara! Bei dem erſten Leſen frappirte mich die Rede der Alten, und jetzt, nach langen Jahren, bringt ſie ſich mir als Exempel immer wieder auf bei den täglichen Vorfällen. — Nach allem

Menſchenverkehr hat Goethe hingeſchaut mit ſeinen Augen, allen verſtand er und verſteht ihn uns verſtändlich zu machen. Als ich dieſen Winter ſeinen Divan las, wurde mir klar, wie er ewig aufs Neue ſo groß, lebendig und belebend iſt: alle Zeiten, Religionen, Anſichten, Extaſen und Zuſtände begreifend und darſtellend und erklärend. — In den Wanderjahren wirſt du unangenehm erſtaunen, wenn es dir geht wie mir: mit einemmale den Faden des Zuſammenhanges zu verlieren, den man in Erwartung der ferneren Geſchichte Meiſter's wünſchen muß, und deſſen man gewiß zu ſein glaubt. Der Autor belehrt uns anders; aus einer großen epiſchen Melodie geht er durch eine Diſſonanz präludirend zu einer Harmonie über, wo die große des Weltſchreitens uns klarer werden muß; und in dieſer großartigſten Muſik klingt jene Melodie noch öfter fürs Menſchenherz durch; und die Abweichung nach der Tonfolge, die uns Mignon wieder ruft, iſt die geehrteſte Herzensblüthe, vom herrlichſten Alter beleuchtet, welches wir je ſahen! — Ich liebe die Menſchen, die fortlieben, was ihnen einmal gefallen konnte; dann waren es die Augen, dann war es das Herz, denen es gefiel; die Leute aber, deren Neigungen dem Beifall Anderer folgten und ihrem Gegenſtande fremde Gründe annahmen, müſſen von Grund aus in ihrer Seele wechſeln, berühren ihr eigenes Gemüth nicht unmittelbar und wiſſen ſich damit noch etwas und meinen, mit dem Alter hätten ſie Wichtigeres ergriffen, welches doch nur darin liegt, daß ihre innere Geſchichte nicht aus einem Stücke beſteht und eigentlich keine Perſon bildet; ſolche Leute lieb' ich nicht. Den großen Wahrheitsfreund, den griffgeübten Meiſter finden wir aber auf jedem Punkte ſeiner Geſammtwerke immer wieder, bald minder-, bald mehrtönig, immer zuſtimmig zum einmal Geſagten; vom leiſeſten kleinſten Ton bis zum kühnſten neueſten Ausſpruch; in ewig junger Liebe zu allem Naturgemäßen, was in Menſchen und Welt ſich regt; mit Haß und rechtlicher Verfolgung alles Falſchen, aller Lüge, aller

verzärtelten und noch ſo geprieſenen Unwahrhaftigkeit, ſie mag ſo hoch oder ſo tief herrſchen, wie ſie will! Dieſe ehrwürdige Stimmung und Geſinnung find' ich immer unverändert wieder, wenn auch noch ſo gehalten und mit richterlicher Altersweisheit und dem größten Maße geſchmückt und faſt verſteckt. — Welche perſönliche Schmeichelei iſt mir aber bei Leſung dieſes neueſten Werkes widerfahren! Gleichſam — wie Glück es mit ſich bringt — eine Belohnung des Glücks, welches ich in des größten Meiſters Bewunderung empfinde! Vorlängſt ſah ich in Wilhelm Meiſter gleichſam zwei Texte zu dem Buche im Buche ſelbſt ausgeſprochen und ſagte dies auch. Der eine iſt die Stelle, wo Meiſter gegen Aurelien in die Betrachtung ausbricht: „O, wie ſonderbar iſt es, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt!“ Und der andre, wo die Bemerkung gemacht wird, daß der kleinſte Raum unſres Welttheils ſchon in Beſitz genommen, das Land, die Flüſſe, die Wege, und jeder Beſitz befeſtigt ſei. Unſer Geiſt iſt in der erſten Himmelsſentenz gefangen, und die Einſicht darin ſeine weiteſte Regung; ſie begreift auch das Schickſal unſres Herzens; wir halten für möglich, daß ein Herz für uns geſtimmt ſei, in welchem eine uns verborgene Unmöglichkeit obwaltet: Unglück der Liebe! Wir wollen in irdiſch realen Verhältniſſen herrſchen und wirken — und finden die Erde beſetzt! Die Edlen, Begabten kommen und müſſen kommen auf Spiel und Kunſt; die Andern arbeiten, ſchaffen, gewinnen weltliche Güter, ſo gut ſie können. Die ganze Welt in mannigfaltigſter, lieblichſter, weiſeſter, künſtleriſcheſter, zerreißendſter und beruhigendſter Weiſe zeigt und lehrt uns dieſer große Roman: und aus dem Einzelleben der geliebteſten Perſonen und Perſönlichkeit nun in den Wanderjahren herausgeſpielt, bringt dies Buch fortſchreitend auf den Gedanken der Geſammteinrichtungen für Menſchen zurück und vorwärts, wie die Welt ſelbſt, und im letzten Kapitel wiederholt ſich mir zu Ehren der eine jener Texte auf den drei erſten Seiten. — Mit der beflügelteſten, wie ſchon in Er-

füllung gegangenen Hoffnung, und doch auf ganz Neues gefaßt, erwarte ich den zweiten Theil. Welche Freude!

Berlin, Juni.

2. Antwort.

Ich danke dir von Herzen für die zwei mächtig großen Briefe, die ich zur Beantwortung vor mir liegen habe. Ich rechne es dir hoch an, daß du mir ſo viel ſchreibſt; denn ich weiß, welche Mühe es dich koſtet und an wie viel andre Menſchen du zu ſchreiben hätteſt, und welche einſichtigere Antworten du erhalten würdeſt! — Kommt dir dieſes Wort befremdend und befangen vor, ſo will ich es gern glauben, denn ich bin wirklich befangen und bin es, glaub' ich, geworden, weil du mich aufforderſt, über die Wanderjahre zu ſchreiben, und hinzuſetzeſt, ich könnt' es, wenn ich unbefangen wäre. — Wer bin ich, daß ich über die gedrängten Lebensreſultate eines ſiebenzigjährigen weiſen Jünglings, der zugleich der Odyſſeus und der Homer unſerer Zeiten iſt, wer bin ich, daß ich über ein ſolches Buch urtheilen ſoll? Was ich nie erfahren werde, weder im Geiſt, noch im Herzen, noch in der Welt, das hat er längſt als Stoff verarbeitet; was ich in hundert Wiſſenſchaften nicht weiß, iſt ihm längſt zum Werkzeuge geworden, Kenntniß zu neuer Erkenntniß; und worin ich noch tief befangen bin, darauf ſieht er von ſeinem ätheriſch-praktiſchen Standpunkt milde, gewährend herab. Wer urtheilen will, muß Überſicht haben, zur Überſicht gehört ein erhöhterer Standpunkt als das Angeſchaute — zu dieſem kann ich mich nicht erheben, und was noch mehr iſt, auch nicht glauben, daß ich mich zu ihm erhebe: mir nämlich das Ganze nicht zuſammenziehen und zu meiner perſönlichen Überſicht verengen, zu meinem perſönlichen Genuſſe und Gebrauche bereiten, wie ich's mit faſt allen Goethe'ſchen Werken, ſein Leben ſelbſt nicht ausgenommen, vermag. Kurz und gut, trotz deinem belehrenden Lobgedicht, trotz der mitgetheilten Anzeige, ſind mir die Wanderjahre — ein Meiſterwerk — das ich zu verſtehn mich nicht

unterſtehe. Meine nun aber ja nicht, daß ich etwa keinen Genuß bei dem Leſen gehabt hätte! Nein, immerwährenden, und wie bei keines andern Dichters Werke; ich könnte ſagen, wäre Fichte nicht, wie bei keines andern Menſchen. Die erſte Hälfte und das Ende des Buches verſetzten mich ganz neu außer meinem zeitherigen Selbſt! Ein thaterregender Feuergeiſt wehte mich hier, mahnend und ohne lähmenden Vorwurf mahnend, aus jeder Zeile an. Was ich je Gütiges gedacht und Verſtändiges empfunden habe, wurde friſch in mir angeregt, und meine Überzeugung geſtärkt, daß nur Gütiges gedacht, nur Verſtändiges empfunden werden ſoll. Auch weiß ich mit ahndungsvoller Gewißheit, daß man in jedem neuen Lebensjahre, bei jedem großen Lebensereigniſſe dieſes Buch, wie alles von Goethe, neu und anders verſtehn wird. Jetzt ſchweben mir, außer hundert andern, zwei Hauptgedanken vor der Seele. Die drei größten Deutſchen unſrer Zeit haben, in drei verſchiedenen Formen, von dem Einen, was noth thut, prophetiſch geſprochen: Fichte, Peſtalozzi, Goethe — prophetiſch-theoretiſch, prophetiſch-praktiſch, prophetiſch-poetiſch — von einer noch nie dageweſenen, noch nie erkannten, durchaus neuen evangeliſchen Erziehung der Menſchen zur Freiheit — nur daß man dieſe drei Propheten, eben weil ſie Propheten ſind, erſt in der kommenden Geſchichtsepoche verſtehn wird. Ich für mein Theil weiß doch ſo viel, daß die Wanderjahre, Lienhard und Gertrud und die Staatslehre drei Theile eines und deſſelben Buches ſind. Der zweite Gedanke, der mir vorſchwebt, iſt folgender: Zur Beſiegung des nächſten größten europäiſchen Weltübels, des aus dunkleren Jahrhunderten auf uns vererbten, muß aller materielle Beſitz unverhältnißmäßig leiden. Grund und Boden, rohe Produkte müſſen übermäßig tief im Preiſe fallen. Selbſt das weniger materielle Geld muß, je größer das Kapital, deſto mehr ſeinen Werth dadurch verlieren, daß es nicht ſicher und nur mit ſehr geringem Vortheil unterzubringen iſt. Das Reale hingegen, welches man auch das Ideale nennt, Fleiß, Regſamkeit, Induſtrie, Kunſt, Talent,

Erfindungskraft, bewegliche Geiſtigkeit, müſſen für lange Zeit ein unverhältnißmäßiges und alles Beſtehende ſtörendes Übergewicht über Grund und Boden, rohe Produkte und Kapitale gewinnen, das wenigſtens ſo überwiegend wird ſein müſſen, als es früherhin dieſe rohe Natur, dieſes materielle Nichts, über alles Geiſtig-Reale war. Alsdann — nach dieſem Durchgangszuſtande — kann erſt ein richtiges Verhältniß der vielfachen und dann richtigen Beſitzthümer ſich nach und nach bilden. Dieſen Gedanken habe ich aber ſchon früher gehabt, er iſt mir nur durch dieſes Buch beſtätigt worden. — Was nun die zweite Hälfte des Buches betrifft, ſo bin ich nicht eurer Meinung. Es ſtören mich nämlich hier die abgebrochenen Geſchichten nicht, und zwar, weil dieſe einzelnen Fragmente zum Ganzen ſtimmen, welches ja auch nur Fragment iſt und mich durch Anlage, Ausführung und Art ſeines Entſtehens zu glauben berechtigt, daß es auch Fragment bleiben wird. Sollte ſpäterhin eine oder die andre Geſchichte ausgeführt werden, ſo iſt dies ein freundliches Blumengeſchenk, wofür wir der Gunſt des Glücks zu danken haben. Das Ganze aber, das die Welt iſt, wünſche ich ſo wenig ausgeführt zu ſehn, als ich den Untergang, oder vielmehr die Verklärung der Welt erleben möchte. Und warum nicht? Weil ich darauf nicht vorbereitet bin. — Einen großen Theil deines erſten Briefes hoffe ich noch immer dir in mündlichem Geſpräche beantworten zu können; denn da dieſer Sommer durchaus nicht aufhört, Winter ſein zu wollen, ſo rathe ich, im wirklichen Winter herzukommen und die Blüthenzeit hier zu erwarten. — So eben habe ich deinen zweiten Brief wieder durchleſen, nämlich deinen Hymnus auf die Wanderjahre. Zwar glaubte ich ihn ganz vergeſſen zu haben, hatte das Werk inzwiſchen geleſen und finde doch nun, zu meinem Erſtaunen, ich möchte faſt ſagen zu meinem Verdruſſe, daß ich dein Thema abgeſchrieben und mit ſchlechten Variationen begleitet habe. Warum haſt du mir das gethan und früher über das Werk geſchrieben, als ich

es geleſen? Nun bleibt mir zu meiner Rechtfertigung nichts übrig, als mit Brunet zu ſagen: „Vous répétez-là mot pour mot ce que j'allais dire!“ — Ich habe manches zeither geleſen: unter anderem — Lienhard und Gertrud! Abgeſehn von den wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Elementen des Buchs, welches Gedicht! welches Idyll! welche plaſtiſche Karakterzeichnung der hundert verſchiedenen Bauern! Bis zur Shakſpeare'ſchen Wahrheit geſteigert; denn daß z. B. der Quackſalber ſelbſt eine Fontanelle am Arm hat, iſt entweder wirkliche Wahrheit, oder Shakeſpeare'ſche poetiſch-aprioriſche! — Ich weiß mir ſelbſt nicht klar Rechenſchaft zu geben, wie ich auf den Dante kam; aber Folgendes habe ich gleich, nachdem ich Lienhard und Gertrud beendigt, mir aufgeſchrieben: „Dante nennt ſein ſcholaſtiſch-myſtiſches Lehrgedicht göttliche Komödie. Mit mehrerem Rechte hätte' Peſtalozzi ſein Lienhard und Gertrud, dieſes tiefe und klare Werk, alſo betiteln können. Aber er nennt dieſes plaſtiſche Lehrgedicht, dieſe Anleitung zur praktiſchen Philoſophie, zu thatſächlichem Chriſten- oder Menſchthum, dieſe neue Verkündung der Verkündung vom Reiche Gottes auf Erden, die Fürſt, Miniſter und Stände leſen und wiederleſen und im Herzen bedenken und behalten ſollten, er nennt dieſes Meiſterwerk einer bis zur Weisheit, bis zur Kunſt geſteigerten Menſchenliebe beſcheiden-einfach: „ein Buch für das Volk!“ Möchte es das ſein dürfen! — Endlich kenne ich auch etwas von Houwald; ich habe das Bild geleſen und ſtimme Börne's, aus Klarheit witziger Rezenſion bei; aber die Sprache iſt gewandt und edel und hat, neben den tadelhafteſten, überraſchend ſchöne Bilder. — Noch führ' ich dir an: Heinrich Kleiſt's hinterlaſſene Werke, von Tieck. Ich habe bis jetzt nur die Vorrede von Tieck geleſen, die mir genügt, ſo daß ich ihm ſchreiben und für die Herausgabe des Werkes und Hinweiſung auf das vergeſſene Genie herzlich danken werde. Vom Prinzen von Homburg kenne ich Fragmente, die mir Kleiſt ſelbſt vorgeleſen; vom Hermann und Marbod nichts. —

Deinen Brief ſende ich nach Brüſſel, wo das Buch zugleich mit ihm ankommen wird.

Mannheim, Juli.

Ludwig Robert.

3. Dankworte einer Gebeugtkranken.

Meine liebe, gute Tröſterin! Ich muß es dir unendlich danken, daß du mich bei meinen Leiden mit dem neuen Werke Goethe's wirklich, was man ſagt, aufgerichtet haſt. Es iſt in der That wahr, wenn man auf alles verzichten muß, wie ich, und gar keinen Troſt mehr auf dieſer Erde findet, und man hat das Glück, daß einem ein ſolches Buch in die Hände kommt, ſo iſt man wieder auf eine Weile getröſtet und glaubt und denkt ſich alles wieder von Neuem erhebend, und findet es nicht ſo ſchrecklich, weiterleben zu müſſen, da es uns noch zukommen kann, eine ſolche Gabe der Weisheit zu erleben. — Man ſollte eigentlich glauben, daß Goethe'n vor allen großen Schriftſtellern, die es je gegeben, der Vorzug gebührte, gar nicht zu ſterben — denn ſein Geiſt bleibt ja ſchon ewig jung, und ſeine Schriften wirken ja ſo wohlthätig, daß es höchſt nothwendig erſcheint. Mich im Einzelnen über das Buch ſelbſt auszulaſſen, iſt mir bei meinem jetzigen Zuſtande nicht recht möglich, ſo viel weiß ich aber, daß ich gar nicht glaube, etwas — was man ſo nennt — geleſen zu haben, ſondern ich glaubte mich in die Nähe Goethe's verſetzt und dieſes alles im natürlichſten Tone des Umgangs von ihm ſelbſt nach und nach zu hören.

Berlin, Juni.

4. Aus dem Briefe eines Geſchäftsmannes.

In den Wanderjahren iſt vieles Vortreffliche, und das Ganze Goethe, wie er leibt und lebt. Einige ans Sentimentale ſtreifende Briefe, ein neues gar liebliches Perſönchen, Herſilie, ein allerliebſtes Mährchen, vom Rothmantel erzählt,

haben mich beſonders angeſprochen. Ein fabulöſes Ideal-Pädagogium iſt äußerſt weiſe und tiefſinnig angelegt und giebt Staat und Erzieher vortreffliche Winke; jedoch vermiſſe ich hiebei manche, gewiß abſichtlich weggelaſſene Elemente.

Berlin, Juni. Th.

5. Aus Geſprächen.

Was ſoll man von Goethe ſagen, was kann man anders von ihm ſagen, als daß er ein Dichter iſt? Ein Weltweiſer iſt er freilich auch — allein ſeit wann waren Dichter nicht Weltweiſe? Er hat alles geſehn, was auf Erden geſchieht, und was noch die Zukunft verſiegelt. Er ſaß in der Götter uralteſtem Rath und behorchte der Dinge geheimſte Saat.

Daß der Roman wahrer iſt als die Geſchichte, und die Dichtung wahrer als das Leben — dieſes könnte man ſagen, wenn er es nicht ſchon geſagt hätte. Ein Mathematiker und Phyſiker fragt nun gern nach der Urſache Warum? Allein dieſes läßt ſich ohne einige Gelehrſamkeit nicht abmachen, und die Leute, die von Nord, Süd, Weſt und Oſten kommen, wenden ungern ſo viel daran.

Goethe iſt in der Kunſt, zu ſchreiben, unſer Altmeiſter; er ſchwebt immer über den Dingen, nicht gehalten und nicht gedrängt, und daher bewegt ſich ſeine Sprache ſo reif und ſo anmuthig. Reinhold ſagte, ſeine Darſtellungen ſeien die reine Objektivität; der Ausdruck iſt gutgemeint, aber etwas philiſterhaft.

Die Philiſter — ein im Erbe des Herrn weitverbreitetes Volk — ſind der Meinung, daß man das Neue nur mit neuen und fremdklingenden Worten ſagen könne. Da ſie mit einiger Dummheit behaftet ſind, ſo merken ſie nicht, daß hinter ihren Worten keine Geiſter wohnen. Große Köpfe ſagen das Ungewöhnliche mit gewöhnlichen Worten, allein ſie ſtellen ſie anders, als es üblich iſt. Die Worte haben,

wie die Zahlzeichen, einen doppelten Werth, wovon der eine von der Figur abhängt, und der andre von der Stelle, wo sie stehn. Lichtenberg, Lessing und Goethe haben die tiefsten Dinge im reinsten Deutsch gesagt und eben auf diese Weise.

Was ihn das Leben gelehrt, was ihm durchs Leben geholfen, das erzählt jetzt der Dichter. Eine würdige Beschäftigung in einem ruhmvollen Alter.

Es ist ein Glück für die Menge, daß es immer einzelne Naturen giebt, die klar in das Getriebe des Lebens sehn und dann sagen, wie es ist. Ohne dieses fände sich die Menge nie zurecht. In ihrer Verworrenheit glaubt sie, es sei immer so gewesen, wie es im Jahre 1821 ist. Deßwegen ist auch die Menge so leicht zu beherrschen; sie muß immer den gegenwärtigen Zustand ertragen, weil sie die vergangenen Zustände so wenig kennt wie die zukünftigen.

Berlin, Juni. Bg.

6. Ein Gespräch.

A. Nun, was sagen Sie von Wilhelm Meister's Meisterjahren? Sie haben das Buch doch schon gelesen?

B. O ja, zur Hälfte, und nur so obenhin; ich ließ es bald liegen. Ich gestehe Ihnen, nachgerade wird mir der alte Herr doch zu wunderlich.

A. Ich war darauf gefaßt, das Buch in vielen Stücken schwach zu finden; aber um so mehr überraschte mich jedes Blatt und die stets neue Trefflichkeit des großen Dichters!

B. Sie werden doch nicht ableugnen, daß er in den Jahren steht, wo unsre geistigen Kräfte nachlassen, und wo das Alter seine Form eben so unwiderstehlich jedem Gegenstande aufdrückt, als die Jugend sonst die ihrige?

A. Ich finde den Greis in dem Buche, allerdings; die stille Weisheit schon, die der Jugend unerreichbar ist, bezeugt ihn genug; aber ich finde auch den Mann und den Jüngling darin wieder, einen Inbegriff, so zu sagen, alles dessen, was Goethe gewesen ist und noch ist. Selbst die

Formloſigkeit, die freilich ſehr auffallend geworden, hat ihren guten Grund in dem Inhalt, deſſen Reichthum jede Form längſt geſprengt hat. Wilhelm Meiſter kann ſo wenig in abgemeſſenen Schritt eines regelmäßigen Romans bleiben, als Fauſt ein ſchulgerechtes Trauerſpiel mit den drei Einheiten werden konnte. Es thut mir leid, daß Sie das Buch ſo ungünſtig beurtheilen und verkennen.

B. Lieber Freund, Sie treiben es zu weit mit Ihrer Vorliebe für Goethe! Nun ja, er iſt unſer erſter Dichter, wer läugnet das? Ich liebe und bewundere ihn gewiß; von den früheren Werken urtheil' ich ja ganz anders! Aber vergleichen Sie nur, da wird ſich eben der Abſtand zeigen. Wie außerordentlich ſind nicht die Wanderjahre, wie groß und ſchön entfaltet ſich da noch ſein Geiſt nach allen Richtungen, welches Leben iſt da vereinigt mit weiſer Betrachtung! Sprechen Sie von den Wanderjahren, da ſtimm' ich mit Ihnen ein; von denen paßt alles, was Sie jetzt den Meiſterjahren mit Unrecht beilegen. Ja, wenn dieſe nur einigermaßen wären, was jene ſind, wenn ſie noch dieſe Friſche und Wärme hätten, dieſe geiſtreichen Anſichten und Andeutungen — aber wie anders iſt dagegen alles in dem neuen Buche! Aufrichtig geſagt, ich weiß gar nicht, was ich daraus machen ſoll; wo nicht Willkür iſt, iſt Unbedeutenheit, öfters ſogar beides, und es thut mir ordentlich leid für den Verfaſſer, daß er ſich ſolche Blößen gegeben! — — Aber was lachen Sie? —

A. Wir haben vor zwanzig Jahren, bei Erſcheinung der Wanderjahre, ein Geſpräch gehabt wie unſer heutiges! Ich ſchrieb es auf und behielt es im Gedächtniß! Wahrhaftig, Wort für Wort wie heute! Nur daß Sie damals die Wanderjahre nicht gelten ließen und, wie dieſe jetzt, die Lehrjahre preiſend dagegen erhoben.

B. O welch ein Unterſchied! — Es mag ſein, daß ich damals Einiges getadelt habe —.

A. Nein, nein, lieber Freund! Wort für Wort! — Hier iſt das Papier. Was meinen Sie? Könnte ich das

Blatt, nach dieſem Beiſpiel, nicht als neue Wechſelverſchreibung von Lob und Huldigung annehmen, die Sie, zwanzig Jahre nach Sicht, dem neuen Werke eben ſo gut bezahlen werden, als heute dem damals neuen? Sie ſehn, ich kann ſchon warten! —

Berlin, im Jahre 1811.

7. Hermann an Friederike.

Nur wenige Worte zur Entſchuldigung meines langen Aufſchubs, ſo wie um mir für das Folgende Vergunſt zu erbitten! — Ein jedes Werk, das bedeutend und entſchieden vor uns tritt, affizirt uns zunächſt: wir ſind noch nicht wir ſelbſt ihm gegenüber; wir werden entweder zu unbedingter Unterwerfung, oder zu voreiliger Oppoſition fortgeriſſen, je nachdem die andern Verhältniſſe mit dem Sprecher oder Schreiber dies veranlaſſen. So bin ich auch, dem neuen Goethe'ſchen Werke gegenüber, das ich zudem nur höchſt unterbrochen und in langen Zwiſchenräumen durchleſen konnte, noch nicht zu mir ſelbſt gelangt und zu einem allgemeinen Eindruck: es entzückte, ergriff, erſchütterte mich ſtellenweiſe; dann wurde ich wieder zu augenblicklichem Widerſpruch aufgefordert. Überhaupt iſt des Anregenden und Bemerkenswerthen darin ſo unendlich viel, daß man wohl erſt durch eigentliches Studium in alle Elemente des Gedichts einzudringen verſuchen müßte, um, vom Einzelnen unzerſtreut und dennoch daſſelbe im Auge behaltend, die alldurchdringende Harmonie ſich herſtellen zu können, welche durch die faſt unkünſtleriſch ſcheinende Nachläſſigkeit verſteckt wird, mit der die einzelnen Beſtandtheile aneinandergereiht ſind. Doch ich verſuche, für Sie aufzuſchreiben, was ſich heute, bei dem wiederholten Leſen des Anfanges, in mir regt und bewegt und nur noch nicht zur klaren Geſtaltung kommen kann. Ich wünſchte eigentlich, dies Blatt Ihnen vorzuleſen und dabei in mündlicher Entwickelung mich zu ergänzen. — Die Darſtellung zuerſt möchte in den Haupttheilen des Werkes,

meinem Urtheil nach, wohl die vollendetſte ſein, welche überhaupt die deutſche Sprache aufzuweiſen hat; die bewunderte der Wahlverwandtſchaften war noch von ſchimmernder, etwas auffordernder Eleganz, hier iſt auch noch dieſe letzte Hülle und Schale abgeworfen: auf das Einfachſte ergiebt ſich alles aus einander, wie von ſelbſt, und begiebt ſich vor unſern Augen mit einer Klarheit, daß man wie von einem Gemählde vor das andre zu treten meint. Irre ich mich, oder leuchtet nicht überall in der Darſtellung der bildende Künſtler oder der Kunſtkenner hervor, dem ſich alles mahleriſch in edle und gefällige Gruppirung hineingeſtaltet? — Zunächſt iſt ſicherlich der Beginn der Dichtung höchſt bedeutend angelegt. Wir finden Wilhelm wieder, wie er uns verließ: nach Innen gekehrt und mit dem eignen Gemüth beſchäftigt, unbekannt mit der ihn umgebenden Natur; die erſte Frage darnach iſt er genöthigt unbeantwortet abzuweiſen, und nur ſeinem Felix zu gefallen möchte er irgend etwas vorläufig darüber erfahren, ſei es auch nichts Ganzes und Gründliches. Man ſieht, ihm fehlt die hohe umfaſſende Liebe für das All, der die Natur überall ſinnreich, geheimnißvoll und verheißend entgegenblickt; die Liebe, die forſchen und lernen will von ihr, nicht für ſich und irgend einen Gebrauch, ſondern um des Göttlichen und Schönen in allen Geſtalten froh und bewußt zu werden; dies leuchtet z. B. bei Werther durchweg hervor, und in Goethe ſelbſt iſt harmoniſche Vollendung dieſes Allſinnes, wie ich ihn zu nennen wage. Wie harmoniſch, wie durchaus liebenswürdig tritt dagegen Wilhelm in allen menſchlichen Verhältniſſen hervor, obgleich ſeiner nur ſparſam unmittelbare Erwähnung geſchieht; wir betrachten ſie durch ſeine liebevolle Mittheilung, und ſo muß ſein Perſönliches, wie billig, mehr in den Hintergrund treten. Jede Geſtalt ruhig und liebevoll beſchauend und mit Hingebung ſie auf ſich wirken laſſend, wandelt er gelehrig und beſcheiden durch die Welt: eine unendliche Liebenswürdigkeit und Pietät iſt über ſein ganzes Weſen verbreitet; eine betrachtende Freude an allem Lebendigen, Schönen und Großen, ſo daß ihm

gewiß am wenigſten die wunderliche Dreiheit den nachdenklichen Spruch vorzuhalten hätte: es gebreche auch ihm vielleicht an der angeborenen und zur Welt mitgebrachten Ehrfurcht, wie allen Übrigen! Und überhaupt, daß ich dies gleich hier erwähne, iſt jener Geiſt der Milde und des freundlichen Ernſtes weit mehr über das ganze Werk verbreitet als über irgend einen andern Roman deſſelben Dichters: die Ironie über die dargeſtellten Verhältniſſe und über den Helden ſelbſt, wie ſie in den Lehrjahren faſt vorherrſchend war, und die auch in den Wahlverwandtſchaften reichlich ausgeſtreut iſt, möchte hier nur ſelten hindurchleuchten. Das Innerſte ſeines Gemüths läßt ihn aber der Dichter ſelbſt offenbaren in den Briefen an Natalie, ja man glaubt ſein Antlitz darin widerleuchten zu ſehn, mit den frommen blauen Augen, die ſich ſehnſüchtig nach dem Theuerſten auf Erden hinwenden, mit der klaren Stirn unter ſchlichten braunen Haaren, mit der ganzen Geberde, die nur Eines ausdrückt, innige, edle, feſte Treue. Wie gehorſam-demüthig, aus Liebe nicht reden zu wollen von ſeiner Liebe und ſeinem Leid; und nur das kränkt uns, daß wir den Grund der Trennung nicht erfahren, die ſo ſchmerzlich und drückend auf uns laſtet. — Aber Alle entſagen, Alle müſſen ſich dem Liebſten durch die Flucht entziehen, und überall bleibt die nächſte Veranlaſſung für uns ein Geheimniß. Sei ſie bei den Verſchiedenen äußerlich eine verſchiedene; innerlich iſt ſie wohl nur die eine: Erſt am Entſagen und Verſagen des Schickſals bewährt ſich die Kraft, die Wahrheit eines Gefühls, wie des Karakters überhaupt; das zurückgehaltene Feuer glüht in ſich und ſtählt. Wir gewöhnen uns, nicht von einer ſchnellen Befriedigung zur andern unerſättlich zu ſtreben, ſondern Eines und ein Ganzes zu wollen, und unſer Begehren zum Edelſten herauf zu ſteigern:

Prüft das Geſchick dich, weiß es wohl warum;
Es wünſchte dich enthaltſam! Folge ſtumm!

— Hier wurde ich unterbrochen und gezwungen, aufzuhören. Mehreres künftig. — Berlin, Juni. H. F.

8. Antwort.

Vielen Dank für Ihren Brief, mitten aus Ihren Geſchäften! Doppelt dank' ich, weil Sie der Entſagenden erwähnen. Dies war die Hauptſache, und eben darum ſprachen wir, wie von den größten Lebensbedingungen, gar nicht von ihr. Mich erinnert das an Max, zu dem Wallenſtein ſagt: Hätte ich doch bald den ganzen ſchleſiſchen Krieg vergeſſen! Nach dreißig Jahren fangen die Meiſten von uns an zu wiſſen: daß wir uns trennen müſſen von den Lebensbildern, die wir uns ſchufen, die wir uns wählten, und daß wir vor ganz andre Originale geſchoben und gedrängt werden und auch keines von dieſen mit liebhaberiſcher Vorliebe ableben dürfen. Endlich wird uns nach und nach, mit Schmerz, Verwunderung und oft Beſchämung deutlich, daß wir uns darein ergeben müſſen, und zuletzt wird uns klar: „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben!" Was heißt das aber? Wer nicht den Blick von ſich ſelbſt aufſchlagen mag zu dem um und für ihn geſchaffenen All; wer nicht in Aufmerken, Betrachten, Kombiniren und in liebevoller Thätigkeit aller Art weiter zu leben vermag und, ungeachtet der heimlich inneren Geſchichte ſeiner Gemüthsentwickelung, doch jeden Tag, ja jede Stunde, mit Kindernaivetät, als die ganz neue vor ſich kann aufgehn laſſen, der hat zu verzweifeln. Wer verzweifelte nicht ſo im Leben! Dieſe Verzweiflung iſt der große Schmiedeſchlag, den gediegene Seelen auszuſtehn haben, zur Bewährung und zum unperſönlicheren Weiterleben! Und wer von uns kam oder kommt nicht durch dieſe Schmiede! Dieſe große, verbreitete Vorkehrung zeigt uns mild und weiſe und dichteriſch dies Buch. So dünkt mich. — Noch muß ich Ihnen ſagen, über das, was Sie mir von Goethe'ſchem Stil ſchreiben, bin ich nicht Ihrer Meinung. Mich dünkt, ſeit Wilhelm Meiſter's Lehrjahren iſt er ganz derſelbe. Man muß ſie nur wiederleſen. Überhaupt war nie ſolcher Reichthum, und nie ſo ausgebildet; eine ſolche Fülle der Gedanken und des Schauens in ſolchen Stil gefaßt, der gleichſam die Geſammtwerke des

Lehrers noch einmal in einem einzigen großen klaren Strom über die Erde ſchickt, wie es in dieſem ganzen Wilhelm Meiſter geſchieht. — Guten Morgen!

Berlin, Juni.

9. Aus Geſprächen.

Ihr klagt über Unzuſammenhang. Gebt Acht, ob die Wanderjahre euch nicht eben ſo wie die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, nachdem ſie euch aus dem früheren Gange des Romans hinauszuführen geſchienen, gerade auf dieſem Wege am ſicherſten und kürzeſten in die wahre Mitte der Dinge einführen! Meint ihr, daß der Zuſatz: die Entſagenden, ohne Bedeutung auf dem Titel ſteht? Und wollt ihr denn dem Dichter alles allein überlaſſen, nicht fördern und mitbilden auf dem begonnenen Wege? Was ich kann, könnt ihr auch! —

Jedem werde mit ſeinem eigenen Maße gemeſſen. „Der Roman", ſagt Goethe, „iſt eine ſubjektive Epopee, in welcher der Verfaſſer ſich die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach ſeiner Weiſe zu behandeln. Es fragt ſich alſo nur, ob er eine Weiſe habe, das Andre wird ſich ſchon finden."

„Man kann von dem Publikum nicht verlangen, daß es ein geiſtiges Werk geiſtig aufnehmen ſolle. Autoren und Publikum ſind durch eine ungeheure Kluft getrennt, wovon ſie, zu ihrem Glück, beiderſeits keinen Begriff haben. Ein Autor mag bevorworten, ſo viel er will, das Publikum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er ſchon abzulehnen ſuchte. Eine verwandte Eigenheit der Leſer fällt uns beſonders bei denen, die ihr Urtheil drucken laſſen, ganz komiſch auf. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leiſtet, ihr Schuldner und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was ſie eigentlich wollten und wünſchten, ob ſie gleich kurz vorher, ehe ſie unſre Arbeit geſehn, noch gar keinen Begriff hatten, daß ſo etwas vorhanden oder nur möglich ſein könnte." — Vorgeleſen aus Dichtung und Wahrheit. Zweiter Theil.

10. Wilhelm an Friederike.

Es iſt keine Kleinigkeit, liebe Freundin, wenn man ein ſolches Buch geleſen hat, ſich ſelbſt oder Andern den Eindruck davon als ein Beſtimmtes darzuſtellen. Man hat ein ganzes, reiches, volles Leben durchgelebt, eine Welt iſt durch das Gemüth gezogen, mit aller Luſt und allem Kampfe, ſo wie mit allen Unbegreiflichkeiten, deren Auflöſung ſich nur hoffen und erſehnen, doch im begränzten Zeitraum nicht erwarten läßt. Ja, auch die kleinen Ärgerniſſe fehlen nicht, über halb erlebte Geſchichten, plötzliches Verſchwinden des Fadens, den man emſig und neugierig verfolgte, über einzeln bequemlich ausgemahltes Detail und eilig hingeworfene Umriſſe, die der eignen Einbildungskraft zur ſchweren Ausfüllung, oft Lücken, die ihr zur Ergänzung überlaſſen ſind. So wie ich nun in der einen kurzen Nachtſtunde, die mir vor der Abreiſe noch übrig iſt, das Geleſene noch einmal klar und deutlich, doch in möglichſter Kürze zu überſchauen trachte, fällt mir unwillkürlich dabei ein: wie wir wohl einmal in einer auch vielleicht nur kurz geſtellten Friſt zurückſchauen werden auf die durchlebte Welt, und manches uns recht klar und hell erſcheinen, anderes dunkel und unbegriffen ſeine Glieder in die umwölkte Nacht hineinſtrecken und uns ſein lichtes Hervortreten auf Morgen verſprechen wird. So iſt das Buch mir nun durchaus wie Welt und Leben, und wie wir meiſtens den Fehler begehn, unſer Leben als etwas für ſich Beſtehendes, oder für uns und zu unſerem Vergnügen Eingerichtetes anzuſehn — ſtatt daß wir es wie ein Entreebillet bloß als eine Gelegenheit annehmen ſollten, uns die Welt zu betrachten — ſo wollen die Leute auch ein Intereſſe an dem Roman nur in dem ſchön erfundenen Lebenslauf des Helden und in den mannigfaltigen Begegniſſen finden, die ſich alle auf ihn beziehen und ſelbſt da, wo ſie als Darſtellungen eigner Zeitgeſtaltung einen Werth für ſich haben, doch nur als untergeordnete Theile ſeines Bildes daſtehn ſollen. Aber keineswegs! Der Held im Roman iſt nur dazu da, daß ſich der Lebenskreis, der in dieſem dar-

geſtellt werden ſoll, vollſtändig an ihm entwickele, worauf er denn freilich gehörig eingerichtet ſein muß. In dieſer Hinſicht iſt Wilhelm Meiſter nun der Held par excellence, und wenn es in den Lehrjahren noch möglich war, ſich im Sinne jener irrigen Anſicht zu täuſchen, ſo muß ſich in den Wanderjahren der ſchlechte Leſer bitter verhöhnt, der ächte aber völlig aufgeklärt fühlen. Wilhelm Meiſter's Augen ſind die hell geſchliffenen Gläſer, die uns Goethe reicht, um ſeine große herrliche Welt bald im ſchnellen, vollen Überblick, bald im Genuſſe der zarteſten Einzelnheit, zu der unſrigen zu machen. Er iſt die reinſte Paſſivität, die vollkommenſte Receptivität, und dennoch liebenswürdig, denn wir bedürfen ſeines Handelns nicht: laßt uns fürs Erſte nur von ihm lernen, wie man ſchauen, fühlen und begreifen muß! Von dieſer Anſicht aus wird man auch leicht ausgeſöhnt mit vielem, was ſich ſonſt nicht ganz angenehm empfinden ließe; mit Nachodinen, die mit uns Verſteckens ſpielt, nachdem wir ihr mit heißer Liebe nachgelaufen ſind; mit dem Vierziger, der wohl, trotz der Toilette, grau werden wird, ehe wir ihn verheirathet ſehn; mit den umſtändlich ausgemahlten Bildern und Scenen im Lago maggiore, wo wir mit den Perſonen empfinden und leben, ohne zu wiſſen, was ihrem Leben und ihren Empfindungen zum Grunde liegt; mit der idealen Erziehungswelt, die nicht, wie Platon's Republik, auf einer Wolke von Gedanken, ſondern ſo dargeſtellt iſt, als könne man aus der realen, greifbaren Lebenswelt ſein Kind ſogleich in ſie hinüberſehen; mit den ſonderbaren Bedingungen, auf die ſich Wilhelm Meiſter eingelaſſen, den vielen Geheimniſſen, die er uns zu verbergen hat, und mit dem ganzen wunderlichen Bund- und Ordensweſen, dem wir als Profane nur von außen zuſehn dürfen. Von allem dieſen iſt doch der Reiz unendlich groß, wenn wir den Aufſchluß mit Begier erwarten oder zu ergrübeln ſuchen. Die neue Meluſine, die pilgernde Thörin, wo ſteckt der Verräther? welche köſtliche Perlen! Alles, was Goethe beleuchtet, iſt ſo hell und wahr, daß man ihm gern mit Zuverſicht auch mit verbundenen

Augen folgt, geſichert der herrlichſten Ausſicht, wenn er uns die Binde wieder löſt. So oft ich mich befremdet, geneckt und mißbehaglich fühle, weiß ich recht wohl, an wem es liegt, und warte folglich ab. Er wird's vollenden.

Das Licht ſchwindet. Ich muß ſchließen. Mit Ihnen kann man kurz ſein, ich ſage alſo nur: leben Sie!

Berlin, Juli. W. M.

11. Aus Denkblättern.

Über feſten Beſitz und bewegliche Güter hat Goethe in den Wanderjahren einen Ausſpruch gethan, der tief in die erregteſten Gegenſtände unſrer verwirrten Zeitfragen eindringt. Wie vieles Nachdenken muß ein ſolcher Spruch erwecken, und wie häufige Berufung veranlaſſen! Die zeitgemäßeſte Erkenntniß bleibt oft lange nur im Beſitze von Einzelnen, bis ſie durch ſolch klares Wort als Gemeingut in die Nation eingeführt wird, durch ein Wort, das, mit ſolchem Gepräge und ſolchem Anſehn ausgeſtattet, in ſeiner gediegenen Kraft nun unzähligemal dem vielgeſtalteten Andrange wiederkehrender Meinung ſiegend entgegenzuhalten iſt.

Kann es, darf es Goethe'n Ernſt ſein mit dem bedenklichen Ausſpruch über das Theater? Mag er wirklich verdammen, was Andre und er ſelbſt in dieſer Beziehung ſo Schönes und Herrliches geleiſtet haben? — Ich glaube, daß auf dem Standpunkte, den der Dichter hier einnimmt, jener Ausſpruch unvermeidlich iſt. Auch Platen und Rouſſeau mußten aus ihren höchſten Bildungskreiſen die dramatiſche Poeſie verbannen, der ſie doch ſelbſt Beide ausübend gehuldigt. In einer höheren Ordnung der menſchlichen Dinge müßte und möchte immerhin vieles weichen, was uns jetzt unentbehrlich, ja ein weſentlicher Halt des Guten dünkt; alles Heldenthum z. B. fiele in einem reineren Zuſtande nicht minder weg als das Theater. Aber die Bedingung, unter der allein dies nothwendig werden könnte, dürfte auch allein es zu rechtfertigen vermögen. Unſre Unvollkommenheit läßt

jene Bedingung nur ſelten, und vielleicht nie ganz eintreten. Den Grundſätzen aber darf nichts vergeben werden, und dem ſittlichen Zweck ſind alle andern Zwecke untergeordnet, daher Poeſie und Kunſt, wo ſie jenem entgegenſtehn, unbarmherzig aufzuopfern. Poeſie und Kunſt ſind das Höchſte nicht, doch Annäherungen zu ihm. Das Feld, wo ſie als ſolche befugterweiſe das Höhere darſtellen und vertreten, iſt im entwickelungsvollen Menſchentreiben von weitem Umfange, und es hat noch keine Gefahr damit, daß ſie, um der harten Bannſprüche willen, durch die ſie von einzelnen Punkten beſtimmter Geiſtesgeſtaltungen verwieſen werden, in der Welt ihr wohlberechtigtes Daſein und ihre gebührende Anerkennung verlören.

Wenn es wahr iſt, wie ich verſichern gehört, daß die Erzählung von der pilgernden Thörin, dieſes Meiſterſtück reizender und lebhafter Darſtellung, einer franzöſiſchen Bearbeitung nachgebildet worden — der Ton und Bau der Sprache iſt allerdings noch franzöſiſch, auch das eingeflochtene Lied erinnere ich mich in dem Schiller'ſchen Muſenalmanach, wo es zuerſt erſchien, als franzöſiſch bezeichnet geſehn zu haben —: ſo möchte ich doch unbeſehens hundertmal lieber dieſe Nachbildung als das Vorbild ſelbſt gemacht haben, denn unmöglich kann dieſes auch nur von fern jener gleichkommen. Wir wiſſen es ſchon, was es ſagen will, wenn Goethe einmal das ſchon Geformte zum Gegenſtande ſeines Bildens aufnimmt! Es iſt immer eine neue Geiſtesſchöpfung, was durch des Dichters Inneres gegangen, und ihm wird ſogleich eigen, was er nur immer wählen mag; das Wiederholte ſelbſt iſt bei ihm nie daſſelbe, was es zuerſt geweſen, ſondern, eben weil von ihm wiederholt, ein Geſteigertes; durch ihn erhält die Geiſtesſchöpfung, wie eine Gegend durch die Sonne, erſt Licht und Glanz, obwohl ſie ſelbſt ſchon ganz vorhanden war.

Der Geiſt und die Maſſen der Behandlung, welche in den Wanderjahren Wilhelm Meiſter's ſichtbar ſind — dieſe abgebrochene Gliederung, die gedrängte Verſchiedenartigkeit, der über wunderbaren Verhältniſſen und geheimnißvollen Er-

ſcheinungen dunkelſchwebende Zuſammenhang, die ſcheinbare Willkür in dem Gefügten — alles dieſes gehört ſchon dem vierten Bande der Lehrjahre an, welcher ſich durch jene Eigenſchaften von den drei vorhergehenden Bänden entſchieden ſondert. Dieſer Unterſchied iſt unſern Kritikern ſchon ehmals nicht entgangen und vorzüglich von Friedrich Schlegel — in ſeinem gerade jetzt wieder ſehr leſenswerthen Aufſatze über den Meiſter, zum größten Preiſe des vierten Bandes, den er das eigentliche Werk, den großartigſten und bedeutendſten Theil des Ganzen nennt — insbeſondre angerühmt worden. Sein Ausſpruch iſt von tiefer Wahrheit, und in ſeiner Weiterbeziehung auf den neuerſchienenen Verfolg des Werkes von fruchtbarer Anwendung. In der That, wer ſich die Sache mit künſtleriſchem Auge genauer auf dieſes Verhältniß anſieht, der wird die beiden Stilarten der Bearbeitung, die hier zu betrachten ſind, nicht anders abtheilen können, als daß er die drei erſten Bände der Lehrjahre einerſeits, und andrerſeits den vierten Band der Lehrjahre und die Wanderjahre zuſammenſtellt. Die letzten bieten in Geſtaltung und Gang keine abweichende Neuerung dar, die nicht in jenem vierten Bande ſchon gewaltet hätte; es verſteht ſich, daß die offenbaren Lücken, welche von den zufälligen Bedingniſſen einer verſpäteten, aber immer noch höchſt dankenswerthen Redaktion herrühren, hiebei nur als Äußerlichkeiten in Betracht kommen, die der Kompoſition und Richtung des Inhalts im Ganzen wenig ſchaden können und in anderer Art ſehr nützen. Kl.

12. Philipp an Auguſt.

Die Wanderjahre ſind in vollem Wogen und geben unſern Lauten und Stillen im Lande in gleichem Maße reichlich zu ſchaffen! — ein Vorrecht Goethe'ſcher Werke, nicht bloß eine oder die andre Gattung von Leſern, ſondern alle Fächer und Stände des geiſtigen Lebens und Treibens zu berühren. Alle Regionen des Bildens und Forſchens, in

Kunſt, Natur, Alterthum, Geſchichte, Sprache, alle Gegenſtände der Entwickelung in Wiſſenſchaft, Welt, Dichtung ſind von dem Geiſte ſeiner Werke befruchtet, erhellt, bewegt. Wir haben ſeit Luther keinen ſo nationalen Schriftſteller gehabt, keinen, in welchem ſich die Kraft und Eigenſchaft der Nation zu ſolcher Wirkung konzentrirt hätte. Daher auch die Art von Gährung, die den erſten Eindruck eines Werkes von ihm faſt immer begleitet. So geht es auch hier. Die Wanderjahre können nicht gleichgültig laſſen, ſie erwecken Enthuſiasmus, daneben Verwunderung, dann auch Gemurre. Manche Stimmen erheben ſich dagegen. Ich ſelbſt habe darob allerlei Anfechtung von den Leuten, die über dies und jenes mich hadernd zur Rechenſchaft ziehen. Sie wiſſen im Anfang nie recht, wie ſie daran ſind, es muß ihnen geſagt werden. In der Wirrniß und Verſchüchterung, in die jedes Außerordentliche ſie verſetzt, erſcheinen ſie keck, ſind aber im Grunde ganz verzagt und tadeln aus Vorſicht, wo ſie ſich zu loben noch nicht getrauen. Selbſt geiſtvolle und ſonſt gar nicht ſchwache Menſchen haben Theil an dieſem Looſe. Unſer Freund iſt ein lebendiges Beiſpiel. Doch ſind Geiſter ſeiner Art bald verſtändigt, wenn man ſich nur die Mühe geben will. Wenn mir Einer oder der Andre aber durch ſein Mißreden wirklich Verdruß macht, ſo denk' ich mir zum Troſt einmal das Gegentheil: wie ganz unerträglich es wäre, wenn die Leute ſämmtlich, wohlbefriedigt und beglückt, plötzlich in allgemeinem Lob und Anerkennen übereinſtimmten! Das würde ja gar nicht auszuhalten ſein, und man müßte ihr Lob in ihrer Art noch toller finden als jetzt ihren Tadel. — Von dem Buche ſelbſt, und wie und was es für mich iſt, ein andermal! —

„Ihr, die ihr wollt beſſer wiſſen,
Was er weiß, der er bedachte,
Was Natur, für ihn befliſſen,
Schon zu ſeinem Eigen machte:

Fühlt ihr auch dergleichen Stärke,
Nun, ſo fördert eure Sachen;

Seht ihr aber ſeine Werke,
Lernet erſt: ſo wollt' er's machen!"

Hamburg, Juli.

13. Adelbert an Friederike.

Da die Wanderjahre ſich für einen Roman ausgeben, ſo halte ich mich, wie der klügſte Philiſter, für berechtigt, ſie wenigſtens darauf anzuſehn. Man hat geſagt, es ergehe Wilhelmen ungemein ſchlecht in den Wanderjahren. In der That, wie kommt derjenige, der nichts iſt, ſeit er etwas — nämlich ein Schauſpieler — zu werden aufgegeben, dazu, dieſer Schaubühne ſeiner Nichtigkeit ſeinen Namen zu geben? Er leiht allem Geiſt- und Kunſtvollen bloß das Ohr und muß ab und zu Boten laufen; das iſt alles. Ich verehre — ſo weit bin ich, durch alle Äſthetik hindurch, gekommen — erſt da den Künſtler, wo er Leben, ſelbſtſtändiges, erzeugt, das mich als ſolches ergreift, mag dann ſein Werk ſchön oder häßlich ſein u. ſ. w. Wo ſind aber hier lebendige, wirkende oder duldende Menſchen, wo Leben, als in den ablösbaren Theilen? Jedes Wort, jede Zeile iſt von Goethe. Gut. Aber warum wollte, wer Hermann und Dorothea, wer Werther erſchaffen hat, ſolche Worte und Zeilen nach Art der Serapionsbrüder und des Phantaſus (der Decameron gehört nicht hieher) aneinanderreihen? Alſo, nachdem der ſchlechte Faden aus der köſtlichen Perlenſchnur herausgezogen, zu dem, was uns in den Schoß fällt, und ſchnell zu den drei Ehrfurchten, und den drei wahren Religionen, und der alleinigen wahren, die aus jenen geſammten hervorgeht — denn da wollen Sie mich doch haben! Ich kann wiederum nicht umhin, es ganz philiſtermäßig zuvörderſt von außen her anzugreifen. Ich geſtehe Ihnen, daß mir die Form ſehr zuwider iſt. Ich laſſe gern die Markpfennige der Fabel in der Algebra der Poeſie, wie a und b, x und y, gelten, weigere mich aber, ſie ins Hausrechnungsbuch mir für ſchlechte Groſchen anzuſchreiben. Mir ſind alle dieſe Freimaurereien,

die Mächte des Thurmes, das Band, vor allem aber dieſes Erziehungs-Utopien, das die Wurzel zu jenen blühenden Zweigen ſein ſoll, im Grunde des Herzens verdrießlich. Ich gehe in dieſes Utopien ein. Ich glaube nicht, daß ſich, fabrikenmäßig, Anlagen zu Menſchen, wirklich zu eigenthümlichen, ſelbſtſtändigen, ſolchen Menſchen kneten laſſen, es müßten denn die Erzieher Götter ſein. Ich gehe weiter und läugne das Prinzip. Ich glaube, der Menſch hat und bringt mit ſich die Ehrfurcht; glaube, er könne ſie ſich wohl abſtreifen, keinesweges aber anbilden laſſen. Und (verzeihen Sie dem, den Sie zur Polemik gereizt), welche alberne Mittel, dieſe Myſterien, Grade der Weihe und Zeichen! Laſſen Sie übrigens Glaubensſache bei mir ſein — es würde zu weit führen — was ſich gewiſſermaßen doch auf Erfahrung gründet, Zurückgehn in meine eigne Kindheit u. ſ. w. Aber ich hätte wohl gern unſern wundervollen Altmeiſter die drei wahren Religionen, in der Form eines Platoniſchen Geſpräches, gemächlich und verweilend abhandeln hören. Welche Herrlichkeit! Es dünkte mich, hier ſei das geiſtige Herz zu ſuchen, deſſen fortgepflanzter Pulsſchlag die zufällig ſcheinenden Glieder zu Gliedern eines organiſchen Ganzen vereinigen könne; aber ich habe auch nicht den Pulsſchlag in den Extremitäten fühlen gekonnt, und ich muß immer noch erſt die neue Meluſine (meinen Liebling), wo ſteckt der Verräther?, die pilgernde Thörin, den Mann von vierzig Jahren, das nußbraune Mädchen, die Flucht nach Ägypten, die Ausſprüche über dramatiſche Kunſt, das Fernrohr, die ſtarren Felſen (die unterhaltender ſind als die Menſchen, weil ſie nicht zu begreifen), alle die Kunſtwerke, Bilder, Bruchſtücke, Betrachtungen, Lehrſätze u. ſ. w. als fliegende Blätter vereinzeln, um in ihnen unſrem Proteus ſonder Gleichen mit gewohnter Ehrfurcht zu begegnen, und ich erwarte in keinem zweiten Bande einen Schlußſtein zu einem Gewölbe, das ich im erſten nicht angelegt finde. Und hier, verehrte Freundin, laſſen Sie mich abbrechen. Sie haben bereits, was Sie gewollt, obgleich nicht, was Sie erwartet. Um ein

Urtheil über Goethe iſt es Ihnen nicht zu thun, ſondern um eines über mich, darüber ſind wir einverſtanden, und in dieſem Bruchſtück einer ganz gewöhnlichen Rezenſion habe ich Ihnen gutmüthig genug die Akten zum Spruch vorgelegt. Sie werden aus dieſem Briefe lernen, fürder keine Weintrauben auf einem Epheu zu ſuchen. —

Juli. v. Eh.

14. Antwort von Friederike.

Sie geben ſelbſt den ſchönſten Stoff als ein neues Gebilde zur Fortſetzung der Wanderjahre: wie ein vorzüglicher Menſch ſich durch Mühe zum Philiſter machen kann, und wie ihm dieſe Mühe, eben weil er vorzüglich, gelungen iſt. Wollen Sie unter der neuen Maske ſelbſt am Werke helfen? Ihrer wahrhaft originellen Laune traue ich nicht; oder vielmehr, ich traue ihr alles zu, was mir gar nicht einfallen kann, bis es geſchieht! Haben Sie ihr das kunſtreiche Geſchäft auftragen können, dem Schatten Leben und Weſenheit zu geben, und jene dieſem Schatten den Auftrag, uns ein Lebendiges mit all ſeinen Fortbildungen zu zeigen: ſo können Sie ihr auch wohl einmal den umgekehrten ertheilen, ein farben- und geſtaltenvolles Leben als Schatten und Perlenfaden anſehn zu laſſen. Sie haben ſehr recht! Freilich hab' ich „ganz etwas anderes erwartet", bin aber auch jetzt zufrieden mit dem, was Sie mir geben. Ich lerne Sie neu, wenn auch unerwartet, kennen; weiß Ihnen aber nichts Beſſeres zum Danke zu ſagen als den Rath: machen Sie's mit dem — ſogar ſchon anerkannten! — Meiſter eben ſo! Man thut damit gut, bei allen Menſchen; bei dem Verfaſſer der Wanderjahre möchte der Gewinn unendlich ſein; Gewinn für Geiſt und Urtheil nach allen Richtungen hin, und erneute Nahrung fürs innere Gemüth; für Unbefangenheit — im höchſten Sinn genommen — für Urtheil; für die ganze Seele; für den erneuten zuſammentreffenden Gebrauch aller dieſer Kräfte und Beſitzthümer. Wir würden nicht ſo viel und in ſolcher Ordnung von den verſchiedenen poetiſchen Pro-

dukten fordern können, hätte Goethe uns es nicht ſelbſt gelehrt und mit Beiſpielen aller Art belegt. Bei jeder neuen Lehre zeigt ſich der alte Zweifel noch einmal: und er thut recht; beſſer, man iſt wirklich ein Philiſter, als daß man vermeint, als ſolcher ſich für etwas andres ausgeben zu müſſen. Das geht nicht, das kann Keiner; das gelingt nicht, als höchſtens gegen andre Philiſter! — nämlich gegen Menſchen, die, unfähig in Geiſtesregung und ſchnellem Blick, ſo lange das Neuentſtandene von ſich weiſen, bis auch ſeine größte Lebensregung vorüber, ſeine Wirkung geleiſtet, und es ſelbſt wieder ein Veraltetes, ein Geleiſtethabendes iſt; Menſchen, die ſich, gerade wegen dieſer Unfähigkeit, größere Fähigkeit zu Ordnung und Recht zutrauen und anzumaßen ſuchen. So ſind doch Philiſter? Sie haben mich aber dennoch angeführt und mich ſchon durch die Maske bewogen, gegen dieſe Leute zu ſprechen. Es war lauter Verſtellung! Sie ſelbſt nennen die größten Meiſterwerke; von unſrem Autor darf man nur wählen! — Allerdings „bringt der Menſch mit und hat die Ehrfurcht"; anbilden will man ſie ihm nicht: aber hervorgebildet, ausgebildet muß ſie werden; das fühlen wir gleich, wenn wir von ihr leſen; wir lernen nicht zu viel, wenn uns gezeigt wird, wir können noch eine Anſtalt, oder kleine Gebräuche, zu ihrer Erweckung anwenden; die arme Anſtalt iſt ja nicht da, Keiner muß hinein! Sie, mit Ihrer Phantaſie und Geneigtheit ſie zu erlauben, ſehn Sie Goethe's Erzählung für ein lehrreiches Mährchen an, und Sie werden es anders finden als manche Phantasmagorie, die Gnade vor Ihnen gefunden: ich mag nichts nennen. Nun aber verführe ich mich ſelbſt, ohne einen Vermummten, und will erklären, was Goethe ſchon uns mit den klarſten Worten im Buche ſelbſt vorher erklärt hat! Haben Sie mich verſuchen wollen, ſo iſt es Ihnen gelungen. Ich müßte vergehn, hätte Goethe nach Ihrem Wunſche verfahren können und ein Platoniſches Geſpräch abgewickelt! Da war meine Gunſt auf dem Muſenberge größer! —

Auch die zweite Maske ziehe ich Ihnen ab! Bei mir

hilft es Ihnen nichts, ſich für Epheu auszugeben: ich ſehe die reifenden Trauben, ſie werden ſchon Wein geben; und köſtlichen, mit Warten und Zeit! — Adieu, lieber Freund! Tauſend Dank für Ihre Mühe, ich weiß, welch Opfer es Sie koſtete: uns auch! Zehn Tage die Beraubung dieſes Buchs!

Berlin, Juli.

15. Zweite Antwort von Auguſt.

Das Philiſterrecht iſt ein Vorrecht, wie das Armenrecht: nicht jeder darf ſich darauf berufen; es müſſen Zeugniſſe beigebracht werden. Auf das hier vorliegende wird niemand zur Wohlthat dieſes Rechts zugelaſſen werden; demſelben widerſtreitet alles, was hier zumeiſt als vorhanden oder als zuläſſig erſcheint! —

Dem Philiſter würde man vergebens empfehlen, nochmals zu überdenken und allenfalls nachzuleſen, was ein Roman ſei, was unter dieſem Namen wirklich ſchon vorhanden, und wie es zu beurtheilen ſei; denn er hat ſich darum ja noch nie recht bekümmert.

Dem Philiſter wäre nie einzuwenden, daß ſein kritiſches Maß nicht nur dies neueſte Werk Goethe's, ſondern auch alle früheren, dazu den Don Quixote und Perſiles, den Oſterdingen und Sternbald, und wie ſie alle heißen, verdammen müßte; denn allerdings hat er alle dieſe ſchon verdammt und auch in den Geſprächen Platon's, von jeher, ganz genau wie hier, nichts Gutes finden wollen als etwa die „ablösbaren Theile", die einzelnen Reden nämlich und Mythen, das Übrige aber, das eigentliche Geſpräch, wie hier die Erzählung, für müßige und ſogar unbeholfene Ausfüllung erklärt.

Der Philiſter würde nie zu überzeugen ſein, daß Wilhelm, den er ſo gern als ſein vermeintes Ebenbild, deſſen er ſich ſchämen zu müſſen glaubt, verläugnet, keineswegs Ähnlichkeit mit ihm habe; denn die edle Schönheit gleichmäßiger Ausbildung, die hohe Reinheit betrachtenden Sinnes, die

unſern Helden mehr verherrlichen, als Thaten und Kunſtwerke, die ihm beigelegt würden, es vermöchten, hält er immer nur für ganz Gewöhnliches und ihm vollkommen Eignes.

Der Philiſter würde über Gewalt und Tollheit ſchreien, wenn man ihm zumutete, die altbetretenen Gänge ſeiner angebauten Nachbarsgegend mit der erhabenen Wildniß dunkler Waldgebirge, oder die vertraute Enge ſeines überſchaubaren Viertels mit der labyrinthiſchen Pracht eines Rieſenſchloſſes zu vertauſchen.

Alles dies aber iſt hier, der Brief bezeugt es, ſo ſtatthaft als erforderlich, und der gute Erfolg unzweifelhaft. —

Im Leben wünſcht ſich ein jeder die Dinge nach ſeinem Sinne, bildet ſich Vorſtellungen von ſchöner Ordnung, trefflicher Auswahl, Fülle, Einfachheit, glücklichem Zuſammenhange in ſeinen Begegniſſen und Thätigkeiten; aber er muß die Reihefolge der Tage nehmen, wie ſie kommen, im vielfachen Wechſel und ſeltſamen Gemiſch; und gerade, wenn ſie uns das Schönſte und Wichtigſte endlich zuführen, richten ſie ſich am wenigſten nach unſern Erwartungen und Meinungen! Die Dichter ſcheinen es von jeher auch ſo gehalten zu haben; wir müſſen nehmen, was ſie geben, und wie ſie es geben, und nur froh ſein, das Beſte, wenn auch nicht allein, doch mitbekommen zu haben.

Die Lebensgeſtalten in den Wanderjahren ſind in gleichem Falle, wie das ganze Werk, und wie auch, wenn wir uns nicht durch den vieljährig vertrauten Umgang täuſchen laſſen, die Lehrjahre ſelbſt. Wir müſſen ſehn, was ſich mit dieſen Perſonen anfangen, wie ſich mit ihnen fertig werden läßt. Mir ſind die hier vortretenden nicht ohne ſelbſtſtändiges und beziehungsvolles Leben; um nur einige, und keine der vornehmeren, zu nennen, ſo würde ich den Fitz und den Barbier mit jedem poetiſchen Preiſe nicht zu hoch bezahlt glauben. Die Geſellſchaft im Ganzen iſt mir merkwürdig und anziehend, und ich darf in ihr auf keine Weiſe irgend ein Glied, am wenigſten aber Wilhelmen ſelbſt, für nichtig oder unbedeutend halten. Ihre Zwecke und Anſtalten, wie

ſie auch übrigens ſein mögen, ſind keine gewöhnlichen und umfaſſen das Gebiet der Phantaſie wie das der Wirklichkeit.

Ich erwarte, daß dieſem Vereine von Menſchen noch viel begegnet, daß die wunderbarſten Entwickelungen ſich aus ihren Neigungen und Verhältniſſen ergeben, die überraſchendſten Einheiten aus den ſcheinbar auseinanderlaufenden Beziehungen hervorgehn; aber ich erwarte nicht, daß dies alles in den Wanderjahren, noch ſelbſt in den Meiſterjahren ausdrücklich vorkommen wird, ſondern die Fortſetzung und Vollendung eines ſolchen Werkes kann nur im Leben ſelbſt geſchehn und durch das Leben, welches auch dem größten Dichter begegnen und ihn begleiten muß! Für dieſen iſt es genug, daß er alles auf die Bahn gebracht, die tauſend Anregungen und Gebilde, die über das Gebiet jeder Dichtung hinauswogen und im Leben ſelbſt ihre Verbindungen und Auflöſungen ſuchen! Das Werk iſt in die Nation gelegt, und wir Alle haben an ihm, durch Gedanken, Empfindung, Weiterbildung und Verſtändniß, zu arbeiten und zu genießen.

Berlin, Juli.

5.

Kleine Gedichte, von Fr. Rückert. 1822.

Rückert's erſtes Auftreten als Freimund Reimar war von allgemeinem Beifall begleitet, den Stoff und die Stimmung des Tages hatte er in eigenthümlicher Tonart glücklich aufgefaßt. In der Folge, als ſeine Poeſie mit üppiger Fruchtbarkeit ſich ausbreitete, Gegenſtände und Formen aller Art ergriff und alle Richtungen mit einer ſich doch ſeltſam geberdenden Leichtigkeit einſchlug, da wurde nach und nach ein Theil des Publikums ſtutzig, ſelbſt wackere Leute wurden un-

ſicher und wußten nicht recht, was ſie von der Erſcheinung halten ſollten. Wir wollen mit wenigen Worten unſre Meinung, die vielleicht Manchen verſtändigt, hier ausſprechen. Rückert iſt ein Dichter, ein wahrer Dichter, oder es hat keiner jemals dieſen Namen verdient. Mit ſeinen Gedichten aber verhält es ſich alſo: ſie ſind Gedichte in Maſſe, eine volle reiche Vegetation von Gedichten, ſtrichweiſe über Fels und Ebene, durch Sandfläche und an Stromufern ſich hinziehend, in künſtliche Beete geordnet und ſelbſt in Treibhäuſer verſetzt, wie es die Umſtände und die Gelegenheit erforderten und zuließen. Die weithin grünende Pflanzung iſt im Ganzen reizend und erquicklich, aber ſie ſteht bunt durcheinander, und ihre Wirkung iſt an dieſe Miſchung ihrer Geſammtheit geknüpft. Ein groſſes Unrecht würde dieſen Gedichten geſchehn, wollte man ſie allzuſehr vereinzeln und ſie vereinzelt betrachten und prüfen. Nicht alles in ihnen, nicht jedes Einzelne in gleichem Maße, iſt hier Gedicht; ſowie nicht jeder einzelne Soldat, der in Reih und Glied ſeine Schuldigkeit thut, deßhalb gleich einen völligen Helden abgiebt, obwohl die ſiegende Schar von Kriegern wohl ſo zu nennen ſein mag. — Rückert ſcheint bei ſeinem Dichten von dem lebendigen Gefühle durchdrungen zu ſein, daß die Poeſie aus Trägheit und Gewöhnung immer wieder ſich ins Enge und Beſchränkte einziehen läßt, da ſie doch ihrem Weſen nach keine Gränzen kennt. Sowohl ihre Gegenſtände als ihre Formen, und beſonders ihre Sprache, erfahren innerwährend dieſe heimliche Einengung, von ihrem ungemeſſenen Gebiete weiſt man ihr beſtimmte Bezirke an, die allein ihr gehören ſollen, und ſchließt ſie unvermerkt von ihrem andern Beſitze aus. Die urſprüngliche Freiheit wird auf Regeln gebracht, die, obwohl aus ihr entlehnt, doch am Ende ſie zerſtören. Gern und leicht mögen vorzügliche Geiſter, und oft die begabteſten, dieſen Schranken ſich fügen und auch in ihnen das Außerordentlichſte leiſten; wir haben an Racine, an manchen Werken Goethe's, am Jon von W. Schlegel und an vielen lyriſchen Erzeugniſſen die herrlichſten Beiſpiele dieſer Art. Aber ſoll

dieſe Beſchränkung am Ende nicht in eine völlige Knechtſchaft ausarten — wie bei den Franzoſen geſchehn, bei uns aber von jeher glücklich abgewehrt worden iſt — ſo muß von Zeit zu Zeit eine herzhafte Befreiung verſucht werden. Die Gegenſtände, die Empfindungsweiſe, die Zeit- und Volksfarbe, die Vers- und Tonarten, die Maßverhältniſſe und Gliederungen, die Sprache in Stoff und Wendungen, alles muß aus der Erſtarrung wieder in freien Fluß gebracht und neuen Geſtaltungen und Verbindungen ausgeſetzt werden. Die Sache zuvörderſt grammatiſch angeſehn, ſo kommt es alſo darauf an, die geſammte Sprache — nicht bloß eine kunſtgeprüfte Auswahl, eine vorgeſchriebene Blüthenſammlung — in dichteriſchen Gebrauch fortzureißen, ſie in poetiſcher Weiſe durchzuſprechen, durch alle ihre möglichen Wendungen, Meſſungen und Reime lebendig durchzutreiben. Dies thut Rückert mit großer Meiſterſchaft und Kühnheit und hat in dieſer Art ganz Unglaubliches geleiſtet. Sein Dichten iſt in ſolchem Sinne ein gewaffnetes Ausrücken in bisher verlaſſene oder zweifelhaft gewordene Gebiete, ein Wiedererobern oder Vermehren des poetiſchen Sprachreiches. Natürlich iſt man in neubetretenen Ländern nicht gleich ſo kundig und bequem wie in der bisherigen alten Gewöhnung, man wird wohl ſogar in dieſer etwas fremd; auch geht es nur unter Kämpfen und Blutvergießen vorwärts, und ſelbſt bei dem glücklichſten Geſchicke wird es Verletzungen und Verſtümmelungen zu ſehn geben; an dieſe aber lediglich ſich halten zu wollen, um die ſiegreichen Fortſchritte zu läugnen, wäre ſo thöricht als ungerecht; doch hat man dieſes ſchon öfters gegen Rückert verſucht, wie man es in früherer Zeit gegen Klopſtock und Voß und Schlegel — in dieſem grammatiſchen Sinne ihm ſehr vergleichbar — gethan hat. — Von Seiten des eigentlichen dichteriſchen Gehalts angeſehn, zeigen Rückert's Gedichte in gleicher Art die freieſte und umfaſſendſte Naturanſchauung, wie ſeine Sprache freie Kunſt. Auf allen Punkten, bei allen Gegenſtänden und Anläſſen, ruft er den poetiſchen Funken aus dem verwahrloſten oder unbeachteten

wie aus dem allbekannten und vielbehandelten Stoffe. Er geht immer von Urſprünglichem aus und hält an irgend einem Wahren feſt, ſowohl wo es die gewöhnlich ſogenannte äußere Natur, als wo es die Natur der Gedanken, der Empfindungen, der Verhältniſſe und ſelbſt der künſtlichſten Verknüpfungen gilt. Seine Bilder und Ausdrücke mögen in vielen Fällen verwildert oder verſchroben dünken; die Anſchauung, die ihnen zum Grunde liegt, iſt gewiß aus eigner Lebensfriſche. Auch in Abſicht des Gehalts iſt Rückert's Poeſie eine kämpfende und erobernde, wie in Betreff der Sprache. In der Maſſe wird dieſer Karakter recht ſichtbar. — Von den hier angeführten Gedichten insbeſondre haben wir nur noch zu ſagen, daß ſie zu dem Beſten gehören, was wir von Rückert kennen. Naturanſchauung, Gedanke, Gefühl, Betrachtung, Bild und Erzählung ſind in eigenthümlicher Miſchung zu gedrungenen Stoßgedichten — wie man Stoßſeufzer ſagt — glücklichſt und anmuthigſt verarbeitet. In dieſer Gattung kurzer und runder Gelegenheitsſprüche — ſie ſind es in Hinſicht des hervorrufenden Augenblickes im Dichter ſelbſt — iſt von Goethe, beſonders aus neuerer Zeit, ein wahrer Schatz von Herrlichkeiten ausgelegt; dieſe Gedichte von Rückert reihen ſich mit eigenem Werthe an. Zugleich iſt in ihnen eine Annäherung an die Verknüpfungsweiſe des morgenländiſchen Dichtungsſinnes, wie ihn Goethe im weſtöſtlichen Divan ſo ſchön dargezeigt, durchſchimmernd wahrnehmbar, ohne die Äußerlichkeiten, welche in des Dichters öſtlichen Roſen zu peinlich feſtgehalten worden.

6.

Die Gemählde. Novelle von Ludwig Tieck. 1822.

Eine Novelle iſt, nach Tieck's Anſicht und Behandlung, keine bloße Erzählung. Sie erfordert in den Ereigniſſen und

Triebfedern eine gewiſſe Sonderbarkeit, eine eigne Geſtaltung von ſeltſamen Umſtänden und Verhältniſſen, die ſich für einen einzelnen Fall ſo geſtellt haben, aber auf gleiche Weiſe ſich nicht wiederholen können. Das Wunderbare, als Dichtung, iſt ausgeſchloſſen, indem dies dem Mährchen angehört, die Novelle ihren Gegenſtand aber im wirklichen Leben zu finden hat. Die gegenwärtige Novelle führt, zufolge dieſer Bedingungen, ihren Namen mit vollem Recht. Ihr Inhalt iſt ganz aus der Wirklichkeit des Lebens genommen, und zwar des neueren Lebens unſrer Tage; die Perſonen ſind lebendige Geſtalten der Gegenwart, die Verhältniſſe im Einzelnen natürlich und ſogar gewöhnlich. Das Ganze aber erhebt ſich, ohne Hülfe des Abentheuerlichen oder gar des Wunderbaren, durch die ſeltſame Stellung und Wirkung des Gegebenen, zu einem eben ſo ſonderbaren als einzigen Gebilde. Die Novelle handelt von Gemählden; alle Perſonen, die auftreten, haben mit Gemählden zu thun, mit alten und neuen, ächten und nachgeahmten, ſogar mit lebenden; die Geſpräche, die vorkommen, beziehen ſich auf Gemählde, die Mittel und Triebfedern der Ereigniſſe ſind Gemählde, kurz es beruht und wirkt hier alles in Gemählden, die Expoſition, die Verwickelung, die Kataſtrophe. Dieſe Gemählde werden aber wieder gleichſam die Rahmen, in die ſich wie von ſelbſt die mannigfachſten Scenen des bewegteſten Lebens ſtellen, Bilder von reizender Lieblichkeit, von kräftigſter Karakteriſtik, von wunderbarem Humor, von tiefſter Seelenkunde, von geiſtreichem Witz und erhabenſtem Schwunge, eine ganze koſtbare Gallerie — und das alles iſt eine Geſchichte. Eine Geſchichte, ſo wohlgefügt und anziehend, daß man in ihr wiederum die Gemählde bloß als Nebendinge, als Koſtüm der Erzählung betrachten könnte, wenn nicht hier Äußeres und Inneres ſo in einander überginge, daß keines ohne das andre bleiben kann, und man in jeder Sonderung doch immer wieder das Ganze mitnimmt. Die Kompoſition iſt in dieſer Hinſicht wunderbar und wahrhaft unergründlich; denn man verliert ſich ſogleich, wenn man ihrem geheimen Bau nach-

ſpüren will, weil er in der That kein Bau mehr iſt, ſondern eine Verkörperung. Die Darſtellung iſt voller Lebensfeuer, das in unaufhörlicher Ausſtrömung nach allen Richtungen ſprüht. Jeder Geſtalt iſt ihr Recht widerfahren, keine iſt im voraus zu ungemeſſenem Lobe oder Tadel bezeichnet, jede mag ſich zeigen, wie ſie iſt und ſein kann; es ſind lebendige Weſen, der Dichter ſelbſt maßt ſich über den poetiſchen Funken, den er jedem verliehen, keine Leitung mehr an; jeder Leſer möge ſich aus dieſem Bilde, wie aus dem Leben ſelbſt, wählen und nehmen, was ihm behagt, nach ſeinen beſonderen Wünſchen und Neigungen aber kann ſich der Dichter nicht richten. Der junge Liebhaber und ſeine Geliebte, die Nebenbuhler, der Fürſt, der neualtdeutſche Mahler, der unvergleichliche Eulenboeck und ſeine würdigen Freunde, der Pietiſt und das Krokodill, Alle ſind wie ſie eben ſind, und, was die Hauptſache iſt, ſie leben; die Poeſie kennt keinen andern Maßſtab des Werthes. Auf gleiche Weiſe lebendig ſind die Urtheile über Gemählde und die Anſichten von Mahlerei gehalten; unpartheiiſch, es iſt damit gemeint, was an Ort und Stelle damit gemeint ſein kann. Auch ſehr lehrreich iſt der kleine Aufſatz unbezweifelt, der Verſtändige mag viel daraus lernen, aber dem Dichter war es eben nicht um didaktiſche Zwecke zu thun. Dies gilt auch von dem übrigen Inhalte, der reich und herrlich beſonders in den meiſterhaften Geſprächspartieen ausgeſtreut iſt, in tiefſinnigen, heitern und dithyrambiſchen Figuren, aus denen jeder Sinn ſich das Seine aneignen möge, ohne darum den des Dichters darauf beſchränken zu wollen. Wir haben von Tieck viele herrliche und große Werke; Genoveva, Sternbald, Oktavianus, Zerbino, Phantaſus begründen den unvergänglichen Ruhm eines unſrer erſten Dichter; aber dennoch müſſen wir ſagen, mit ſeinen Novellen hebt eine neue Stufe ſeiner Erſcheinung an, und mit Ungeduld ſehn wir dem entgegen, was er in dieſer Art uns ferner verſprechen darf.

7.

Die Gesellschaft auf dem Lande. Novelle von Tieck. 1825.

Der unvergleichliche Dichter, den seine Vaterstadt Berlin mit Recht sich zur Ehre rechnet, wenngleich sie ihn schon lange nicht mehr unter ihren Einwohnern zählt, hat mit seinem geistreichen Talente diesmal einen Stoff ergriffen, der für einen berlinischen Kalender vor allen andern angemessen erscheint. Die vorgetragene Geschichte hat einen Zieten'schen Husaren zum Haupthelden, und dieser seinen Zopf zum Liebling, der überhaupt hier eine so große Rolle spielt, daß die ganze Novelle davon im täglichen Gebrauche nur kurzweg die Zopfnovelle genannt wird; eigentlich aber heißt sie die Gesellschaft auf dem Lande. Von dem Hergange der Geschichte selbst, da sie auf eine Überraschung hinausläuft, dürfen wir billig nichts verrathen. Das Ganze soll sich auf eine erlebte Wirklichkeit gründen, und auch in den Karakteren mancher Zug aus der wirklichen Welt zu erkennen sein. In diesem Falle dürfte man um so weniger über die Auflösung klagen, denn das Erdichtete kann man auf verschiedene Weise verlangen, das Geschehene muß man sich schon in seiner gegebenen Gestalt gefallen lassen. Gerade die Auflösung aber, in welcher neben der realen auch die meiste ideale Wahrheit steckt, ist hin und wieder angefochten worden. So will man sich nicht von edlen und schönen Gefühlen trennen, so nicht aus der süßen Täuschung wecken, so nicht die zarte jugendliche Phantasie verletzen lassen, und was dergleichen empfindsame Forderungen mehr sind, die sich zu ächter, tüchtiger Empfindung eben so verhalten wie der Zopf des Zieten'schen Husaren zu seinem Heldenthum! Wenn man den Leuten jene Reden einmal plötzlich abschnitte, wie hier den Zopf dem vermeinten Kriegsknecht — nun wahrlich, das müßte unter Tieck's

Händen neue ſchöne Novellen geben! Doch die Leute haben, indem ſie ſich mit ihrem allzu zarten Gefühl allzu ſtark an den äußeren Verlauf der Geſchichte ſelbſt hingen, einen weſentlichen Theil ihrer Beziehung faſt ganz überſehn. Bekanntlich verbindet Tieck mit dem Wort Novelle einen ganz eignen, ſelbſtgemachten Begriff, der ſich in ſeinen Werken dieſer Art lebendig und muſterhaft darſtellt; ihm iſt nicht jede Erzählung gleich eine Novelle, ihm gehören dazu ganz eigenthümliche Verbindungen, welche der bloßen Erzählung fehlen können. Tieck's Novelle iſt eine neue Kunſtgattung, die ſich von dem, was bisher ſo hieß, durch beſtimmte Eigenſchaften unterſcheidet, durch einen entſchiedenen Hang zum Dialogiſchen, zum Ausgeführten, zum Didaktiſchen; ſie nähern ſich gewiſſermaßen den Platoniſchen Geſprächen, die neben ihrem anmuthigen äußeren Gegenſtande immer noch einen zweiten, tieferen Inhalt tragen. So ſahen wir auch bei Tieck in dem Geſchichtlichen ſeiner Novellen bisher ſchon Mahlerei, Muſik, Wahnſinn, Frömmelei, als tieferen Gehalt, wenngleich, was gerade die höchſte Meiſterſchaft des Dichters beurkundet, unter dem Schein des äußeren Elements, tiefkundig mit verarbeitet, und große Anſchauungen und reiche Wahrheiten über dieſe Gegenſtände zu Tage gefördert. Welches aber iſt hier in unſrer Novelle dieſer zweite Stoff? Der etwas farbloſe Titel giebt ihn freilich nicht zu erkennen. Aber in die Augen fallend iſt er durch die Erzählung ſelbſt doch genug. Wir nennen ihn mit Einem Worte: Preußen. Perſonen, Schauplatz, Dekoration, alles iſt preußiſch; preußiſche Zuſtände bilden den Hintergrund, preußiſche Vorſtellungen, alte und neue, bewegen die Verhältniſſe, preußiſcher Sinn und Geiſt durchdringt das Ganze. Alle Beiwerke und Digreſſionen ſind weſentlich preußiſch, ſei es, daß der Sprechweiſe, die man unſern Landsleuten am häufigſten vorwirft, durch humoriſtiſche Vorſtellung des Akkuſativs und Dativs ſcherzend mitgeſpielt, oder das Kriegsweſen in den verſchiedenen Zeiten und Stufen ſeiner Entwickelung vor Augen gebracht wird, ſei es, daß von der Natur in der Mark, oder von dem

hohen Fürſtengeſchlechte die Rede iſt. Wie ſchön, tiefgeſehn und neu ſpricht der Dichter von unſrer durch große Prachtſchönheit freilich wenig begünſtigten Natur, wie lebhaft und wahr drückt er ihren dennoch beſtehenden unverkümmerbaren Werth aus! Wie geſchichtlich groß und erhaben ſchildert er Friedrich Wilhelm I., und beſonders Friedrich II., den ſo in ſeiner Größe dargeſtellt, ſo anerkannt und vertheidigt zu ſehn, uns von Tieck aus Urſachen, die hier nicht zu erörtern ſind, doppelt und dreifach erfreuen muß! Dieſer Abſchnitt allein ſchon, über Friedrich II., verdient als ein köſtliches Kabinetsſtück in dem Bilderſaale des Vaterlandsfreundes einen Ehrenplatz. Und ſo die ganze Novelle! Der Zopf ſelbſt, um den ſich hier alles dreht, iſt zwiſchen den Perrücken, die er verdrängte, und dem runden Hute, dem er ſelbſt wich, ein bedeutendes Symbol derjenigen Zeit und Geſchichtsentwickelung, die man wohl als die im Preußiſchen ſelbſt noch wieder als preußiſch hervorragenden bezeichnen darf. Und welche Fülle von ernſten Beziehungen entwickelt ſich aus dieſem Spiele von Scherz und Laune, welche tiefen Betrachtungen knüpfen ſich an dieſen Wechſel von Äußerem und Innerem! Die größten Kataſtrophen, die herrlichſte Wiedererhebung, die reichſten Kontraſte zwiſchen alter und neuer Zeit, die Warnungen und Tröſtungen der Geſchichte ſind hier mit enthalten, für denjenigen zum wenigſten, der nicht bloß die Zeilen, ſondern auch zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht. Aus dem ganzen Umfange des vaterländiſchen Gehalts eines Jahrhunderts hat Tieck mit kunſtreicher Hand leicht und frei dieſes Gebilde herausgehoben, in welchem ſich Erzählung und Gehalt organiſch verbunden haben. Dies iſt eine hiſtoriſche Novelle im wahren Sinne des Worts, wenn es einmal ſolche geben ſoll, nicht in peinlichem Abbild kleinlicher Züge und Umſtände nachgemacht, ſondern in Geiſt und Leben wiedergeboren. Und von dieſer Seite des Hiſtoriſchen und Vaterländiſchen wünſchen wir, daß recht viele Leſer das unterhaltende Werk vorzugsweiſe betrachten und genießen mögen!

8.

Tragödien nebſt einem lyriſchen Intermezzo, von H. Heine. Berlin, 1823.

Dieſes Buch, poetiſchen Inhalts, tritt in ganz beſondrer Weiſe neu und eigenthümlich auf. Eine Tragödie, eine Reihe lyriſcher Gedichte, und wieder eine Tragödie: das ſind die merkbaren Hauptſtücke, wie ſie in dem Buche aufeinanderfolgen. Nun könnte die Kritik, ſorgſam und fleißig, getreu und aufrichtig, jede einzelne dieſer Abtheilungen prüfend durchgehn, Verdienſtliches und Mangelhaftes darin bezeichnen und abwägen und zuletzt mit Unpartheilichkeit ihren richterlichen Spruch verkünden. Sie könnte darthun, wie der Karakter der nördlich-modernen Tragödie Ratkliff ungemein glücklich mit dem der ſüdlich-romantiſchen Tragödie Almanſor kontraſtirt; wie in jener das Schroffe und Herbe, in dieſer das Sanfte und Liebliche vorherrſcht; wie die Kataſtrophe in beiden aus Untergang und Verklärung, in ungleicher Zuſammenſetzung dem beſonderen Karakter jedesmal angemeſſen, den gehörigen Schluß erzielt; wie die Zeichnung und das Kolorit der Figuren dem hiſtoriſchen Hintergrund und Boden gemäß, und doch in originaler Laune ſowohl dieſer als jene modifizirt erſcheinen; wie die Sprache theils überwallend üppig, theils eingezogen trocken mit Erfolg behandelt, die Anordnung fortſchreitend und erregend, der Stoff in eigenthümlichen Geiſt erhoben, das Einzelne der Behandlung oft von größter Schönheit iſt. Sie könnte ſich darüber verbreiten, wie es dem Dichter eben ſo gelungen, in den Dramen wahrhaft dramatiſch, wie in den Liedern ächt lyriſch zu ſein; von dieſen letzteren ließe ſich insbeſondre hervorheben, wie gedrungen, frei, reizend und kraftvoll die Tonart des alten deutſchen Volksliedes hier in dem neueſten Stoffe vom heutigen Tage ſich bewegt; wie kühn und gewagt, und wie

glücklich im Wagen, hier Bilder und Ausdruck einer Stimmung folgen, deren widersprechende Bestandtheile in dem wunderbarsten Bittersüß gesteigert vereinigt sind. Sie dürfte ausdrücklich anmerken, daß der Dichter niemanden nachahmt, am wenigsten den Lord Byron (wie man ihm vielfältig nachgerühmt), sondern daß er selbst da, wo er bekannte Anklänge, seien sie dieses Engländers oder andrer Kunstverwandten, zu geben scheint, diese nicht sowohl sucht, als nur nicht eben vermeidet. Endlich dürfte sie wohl zum Überfluß erinnern, daß auch bei dem entschiedensten Talent und glücklichsten Genie der Dichter sich diesen Gaben nicht unbedingt überlassen, sondern ein ethisches Bewußtsein über jenen behaupten möge, damit er vor dem Abwege des Willkürlichen und Abstrusen bewahrt bleibe, dessen gespenstische Schemen so gern den Dichtergeist umschleichen, sich mit ihm verbinden und ihn dann betäubend niederziehen, wie wir solches noch nicht längst an bedeutenden Beispielen schon zu oft traurig erlebt haben, an dem gegenwärtigen aber hoffentlich nicht erleben werden!

Alles dieses, und noch viel mehr Lobendes, Anerkennendes, Wohlmeinendes, könnte die Kritik bei dieser Gelegenheit mit aller Gerechtigkeit aussprechen und darlegen und mit den besten Hoffnungen und Wünschen für den jungen Dichter schließen, der nach seiner im vorigen Jahre erschienenen ausgezeichneten Erstlingssammlung von Gedichten jetzt durch gegenwärtiges Buch so würdigen Fortschritt auf einer Bahn bekundet, die ihm mannigfache Kränze schon gewährt, andre verheißt und keinen als unerreichbar im voraus abspricht.

Und hätte nun die Kritik dies alles, und noch viel mehr in dieser Art, gesagt und ausgeführt, so wäre gleichwohl in Bezug auf das vorliegende Buch ihr Geschäft höchst unvollkommen, ihr Standpunkt ungenügend. Sie hätte noch immer nur das Einzelne beachtet und, getäuscht durch die eigenthümliche Anordnung und Verwaltung dieses poetischen Stoffes, das Ganze übersehn. Denn diese scheinbar getrennten Stücke, in Kostüm und Form so verschieden, sind deß-

halb nicht für ſich beſtehende Gebilde; ſie ſind vielmehr, die beiden Dramen und die verbindende Lyrik, nur Glieder Eines Ganzen, Facetten Einer Dichtung, das ganze Buch nur Ein Gedicht.

Von dieſem Standpunkt aus, von welchem allein dem Dichter ſein volles Recht werden kann, beginnt eine neue und höhere Betrachtung, aus welcher die eigentlichen Reſultate der Kritik, für Dichter und Publikum gleich erſprießlich, erſt erfolgen müſſen. Wir begnügen uns hier, dieſen Standpunkt angegeben zu haben, und zweifeln nicht, daß derſelbe zu ausführlichen Betrachtungen da werde benutzt werden, wo mehr als hier und uns für diesmal zu ſolchem Geſchäfte Raum und Muße gegeben ſind.

9.

Reiſebilder, von H. Heine. Erſter Theil. Hamburg, 1826.

Will ich aufrichtig ſein, ſo muß ich, bei mancher Mißempfindung, die mir der Verfaſſer bereitet, doch bekennen, daß mir ſein Buch von Anfang bis zu Ende Unterhaltung gewährt, mich in Spannung und Eifer verſetzt, überraſcht, zuweilen beſänftigt und gerührt und ſehr oft, was vielleicht nicht das Schlimmſte iſt, laut lachen gemacht hat. Der Humor unſeres Autors hat in Wahrheit viel Eignes und Einziges; wenn die Tiefe und das Licht ſeiner Gedankenbilder oft an die Vorzüge Jean Paul's erinnern, manches Dunkel und manche Verwilderung ſeiner Gefühlsart an die glänzenden Fehler Byron's, ſo gehört dagegen andres Ausgezeichnete nur ihm allein und läßt ſich nur mit dem, was er ſelbſt früher in ſolcher Art gegeben, in Vergleich ſtellen;

dahin rechnen wir die ganz eigenthümliche Miſchung von zarteſtem Gefühl und bitterſtem Hohn, die einzige Verbindung von unbarmherzigem, ſcharf einbohrendem, ja giftigem Witz und von einſchmeichelnder Süßigkeit des Vortrags, lebhaftem zugleich und mildem Redefluß, der durch nichts gehemmt, durch nichts getrieben ſcheint und gleichmüthig über alles, was ihm in die Quere kommt, leicht dahin wallt. Auch dürfen wir als eine Eigenheit unſres Autors nicht überſehn, daß er mit gleicher Natürlichkeit — oder Fertigkeit, wenn man will — ſich in beiden Formen, in Proſa und in Verſen, bewegt, was bisher noch von keinem Geiſteskinde ſeiner Art geſagt werden konnte. Er iſt in der That nicht bloß ein Dichter, wie jeder Humoriſt im Allgemeinen es heißen kann, ſondern auch in dem engeren Wortſinne, in welchem die meiſten Humoriſten es nicht ſind. Dies iſt ein Vorzug, der noch ſehr weit führen kann. Aber wo viel Licht iſt, iſt auch viel Schatten, pflegt man zu ſagen, will man vom Lobe zum Tadel übergehn, und ſo möchten auch wir gern das Sprüchwort uns zur Brücke machen, wenn ſie uns nicht gleich unhaltbar würde! Denn das iſt eben das Eigne, die Kunſt, das Glück, oder auch der Nachtheil jedes Autors dieſer Art, daß die Elemente ſeiner Darſtellungsweiſe nicht nebeneinander zum Sortiren, Auswählen und Abſondern daliegen, ſondern untereinander verflochten und verwachſen, ineinander gemiſcht und gebunden ſind, und ihre Scheidung nicht ohne Zerſtörung des Vorhandenen geſchehn kann. Der Schatten, welchen wir nachweiſen möchten, ſteht hier ganz im Lichte, das Licht, von dem wir geredet, ganz im Schatten, wenn wir ſo reden dürfen! Ohne Frage, die Wagniſſe des Verfaſſers gehn bis zum Frevelhaften, ſeine Freiheiten bis zur Frechheit — die zwar ſelbſt ſchon längſt in unſrer Litteratur die göttliche heißt, ſeit Friedrich Schlegel in der Lucinde und im Athenäum ſie ſo getauft und geweiht! — ſein Muthwille wird Ausgelaſſenheit, ſeine Willkür verſchmäht auch das Gemeine nicht, wenn ſie unerwartet damit die Erwartung necken, durch einen Satz dorthin die geſpannte Einbildungskraft plötzlich kann abſchnap-

pen laſſen. Allein gerade in dieſe Wendungen und Sprünge windet ſich der Gedanke mit ein, ſpringt der Witz mit, und wir müſſen — gleich dem Indier, der in dem unreinſten Gethier, das vom geweihten Tempelbrote genaſcht, nun den Behälter des Geweihten verehrt — noch in der unangenehmſten Geſtalt den darin verkörperten Geiſt anerkennen. Dies gilt jedoch einzig nur dann, wenn wirklich die Vereinigung eine wahre iſt; zeigt ſie ſich als eine ſcheinbare, treffen wir die Frevelhaftigkeit und Frechheit, die im Geleit der höheren Macht höchſtens unſer Achſelzucken erfahren dürfen, einmal für ſich allein, ohne jenes Geleit, dann kennen wir auch keine Schonung, ſondern fallen darüber grimmig her und reißen die Ungebühr in Stücken. Einige der Gebilde unſeres Autors können durchaus kein beſſeres Schickſal erwarten, ſie überſchreiten jedes Maß, und ohne alle Noth; er wird ſelbſt am beſten wiſſen, was er ſich ſelber zu Ehren und ſeinem Buche zum Frommen aus demſelben hätte weglaſſen ſollen. — Die Reiſebilder beſtehn aus viererlei Mittheilungen. Die Heimkehr in 88 Liedern — die Lieder Heine's, hat man bemerkt, dividiren ſich immer durch die ſchlimme Zahl Eilf — macht den Anfang. Hier iſt noch ganz die alte trübſinnig-bittre, ſchmerzlich-höhniſche Stimmung, die wir aus den Tragödien und dem lyriſchen Intermezzo unſres Dichters kennen, aber weil es mit dieſem Eingebrockten doch endlich zu Ende kommen muß, ſo iſt hier gleichſam die Grundſuppe vorgeſetzt, in der die ſchwerſten und ſchlimmſten Brocken liegen. Da zeigt ſich denn mancherlei, was man bedenklich anſieht, wobei man den Kopf ſchüttelt, was man auf keine Weiſe rechtfertigen kann; die Beiſpiele überlaſſen wir Andern anzuführen. Dann folgen einige Gedichte, welche einen etwas größeren Schwung nehmen und mannigfaltigere Welt behandeln. Die Romanze vom Sohne des ſchriftgelehrten Rabbi Iſrael von Saragoſſa, im ſchönſten ſpaniſchen Tone, dürfte auch im Treiben der heutigen Welt für manches Alkalden-Fräulein noch paſſen; den drei ſtark mahometaniſchen Romanzen Almanſor hält die echt chriſtlich-katholiſche Wallfahrt

nach Kevlaar die Wage, und der Verfaſſer, der unſres Wiſſens ſelber Katholik iſt, hätte nicht nöthig gehabt, ſich wegen der Deutung zu rechtfertigen, die aus dem Stoffe dieſer Romanzen irrig auf ſeine Denkweiſe gemacht werden könnte. Die dritte Abtheilung enthält die Harzreiſe, welche, wie mehrere der Gedichte, zum Theil ſchon im Geſellſchafter abgedruckt erſchienen iſt; ſie hat aber Zuſätze und Ergänzungen erhalten. Der Verfaſſer geht von Göttingen aus und beſucht den Harz, hat aber dabei beſtändig auch Berlin vor der Seele. Dieſen Zuſammenhang von reichen, treffenden Naturbildern, feinen Beobachtungen, ſchalkhaften, witzigen, beißenden Scherzen, perſönlichen Feindſeligkeiten, weichen Gefühlen, reizenden Liedern, tollen Fratzen, unglaublichen Verwegenheiten u. ſ. w. können wir hier nicht zergliedern; wir überlaſſen dem Leſer ſelbſt, daran ſich ärgerlich und liebevoll, wie er kann, zu ergötzen; nur bemerken wir, daß das Vernunftgeſpenſt ein wahres Meiſterſtück tiefſinniger Laune, und daß die Ehrenrettung eines im Text irrig-verunglimpften Schauſpielers in ihrer Art einzig iſt. — Den Beſchluß des Buches machen Seebilder, die Nordſee überſchrieben. Dieſe Abtheilung dünkt uns die gehaltvollſte und, nach Ausſcheidung einiges Frevels, die würdigſte. Hier beurkundet ſich noch mehr als in der Harzreiſe das bis zum Genie geſteigerte Talent des Autors. Welche Naturſchilderungen in wenigen, aber markigen, für immer bezeichnenden Worten! Welche tiefgeſchaute Eigenthümlichkeiten, reiche Beziehungen, leichtbewegte Geſtalten! Hier zeigt der Dichter ſeine echte Verbindung mit dem Urſprünglichen, der Natur ſowohl als des Geiſtes; ſein wahres Dichtertalent, zu ſehn, zu bezeichnen! Wir empfehlen beſonders Nr. 1, 3, 4, 5, 9, 10 und würden auch Nr. 12 empfehlen, wenn dieſes nicht durch völlig unſtatthafte, tadelnswerthe, ſchwer zu rügende Beimiſchung entſtellt wäre. Dieſe Dichtungsart, des koloſſalen Epigramms möchten wir ſie nennen, eignet ganz beſonders dem Genius unſres Autors, und daß er aus dem epigrammatiſchen Liede zu ihr übergegangen, kann uns ein

entſcheidendes Zeichen ſeines innern und äußern Fortſchrittes ſein.

Reiſebilder, von H. Heine. Zweiter Theil. Hamburg, 1827.

Was ich im vorigen Jahre von dem erſten Theile der Heine'ſchen Reiſebilder preiſend und tadelnd geſagt, gilt in vollen, ja noch erhöhten Maßen auch von dieſem zweiten. Der Leſer findet ſtets ſeine Rechnung, ſei es nun im angenehmen Erſtaunen, in heiterer Befriedigung, in großartiger Erhebung, in unwiderſtehlichem Lachen, oder in heimlichem Ärger, in heftiger Ungeduld, in empörtem Unwillen; denn zu allem dieſen iſt reichlich Anlaß, nur nicht zur Langeweile, für welche, bei dem Reichthum und Wechſel der Gegenſtände, dem raſchen Witz, den beweglichen Gedanken und Bildern, der Leſer keine Zeit behält. Was zuerſt auffällt, iſt die Überdreiſtigkeit, mit der das Buch alles Perſönliche des Lebens nach Belieben hervorzieht, das Perſönliche des Dichters ſelbſt, ſeiner Umgebung in Freunden und Feinden, in Örtlichkeiten ganzer Städte und Länder; dieſe Dreiſtigkeit ſteigt bis zum Wagniß, iſt in Deutſchland kaum jemals in dieſer Art vorgekommen, und um ihr ein Gleichniß aufzufinden, müßte man faſt an die berühmten Junius-Briefe in England erinnern, mit dem Unterſchiede, den die politiſche Richtung und der engliſche Maßſtab für dieſe letztern bedingt. Aber neben und mit dieſer Dreiſtigkeit und Ungebühr, die in ihren oft rohen und geradezu frechen Äußerungen auch der beſte Freund des Dichters durchaus nicht zu entſchuldigen unternehmen kann, entfaltet ſich eine Innigkeit, Kraft und Zartheit der Empfindung, eine Schärfe und Größe der Anſchauung, eine Fülle und Macht der Phantaſie, welche auch der erklärteſte Feind nicht wegzuläugnen vermag! In dieſem zweiten Theile ſeines Buches hat der Verfaſſer

zugleich einen ganz neuen Schwung genommen. Seine poetiſche Welt, anhebend von der Betrachtung ſeiner individuellen Zuſtände, breitet ſich mehr und mehr aus, ſie ergreift Allgemeineres, wird endlich univerſell; und dies nicht nur in den Stoffen, die nothwendig ſo erſcheinen müſſen, ſondern auch in denjenigen, welche ſich recht gut in einer gewiſſen Beſonderheit behandeln laſſen und faſt immer nur ſo behandelt werden, in allem nämlich, was die Gefühlsſtimmung überhaupt und alles Geſellſchaftsverhältniß im Allgemeinen betrifft. Es iſt, als ob nach einem großen Sturme, der den Ozean aufgewühlt, die Sonne mit ihren glänzenden Strahlen die Küſten beleuchtete, wo die Trümmer der jüngſten Schiffbrüche umherliegen, Koſtbares mit Unwerthem vermiſcht, des Dichters eigner ehemaliger Beſitz und die Güter eines geiſtigen Gemeinweſens, dem er ſelber angehört, alles untereinander. Das Talent unſres Dichters iſt wirklich ein beleuchtendes; die Gegenſtände, mögen ſie noch ſo dunkel liegen, weiß er mit ſeinen Strahlen plötzlich zu treffen und ſie, wenigſtens im Fluge, wenigſtens von Einer Seite, hell glänzen zu laſſen. Der Lebensgehalt europäiſcher Menſchen, wie er ſich als Wunſch, als Seufzer, als Verfehltes, Unerreichtes, als Genuß und Beſitz, als Treiben und Richtung aller Art darſtellt, iſt hier in gediegenen Auszügen ans Licht gebracht. Die Ironie, die Satyre, die Grauſamkeit und Rohheit, mit welchen jener Lebensgehalt behandelt wird, ſind ſelbſt ein Theil deſſelben, ſo gut wie die Süßigkeit, die Feinheit und Anmuth, welche ſich dazwiſchen durchwinden; und ſo haben jene Härten, die man dem Dichter ſo gern wegwünſcht, in ihm dennoch zuletzt eine größere Nothwendigkeit, als man ihnen anfangs zugeſteht. — Das Buch hat verſchiedene Abtheilungen. In der erſten werden die Bilder des See- und Küſtenlebens fortgeſetzt, welche ſchon im erſten Bande unter der Überſchrift: die Nordſee, begonnen haben; zwölf Gedichte, koloſſale Epigramme, wie ſchon die früheren genannt worden, ſtehn voran, reich an überraſchenden, witzigen, aber auch an erhabenen, tiefergreifenden Wendungen;

von hinreißendem, melodiſchen Zauber ſind beſonders zwei, der Phönix und Echo, in welchen der gemeinſame Refrain: Sie liebt ihn! ſie liebt ihn! jeden Muſiker von Gefühl zur Tonſetzung auffordert; die Götter Griechenlands und der Geſang der Okeaniden ſind in andrer Art außerordentlich; ſodann folgt in Proſa eine Schilderung des Seebades Norderney, voll beißender, ſcherzhafter und zum Theil auch ſehr ernſter Laune, in welcher eine tiefe Geſinnung ſich nicht verkennen läßt; vor allem anziehend und geiſtreich ſind einige Blätter über Napoleon und ſeine Geſchichtſchreiber. Den Beſchluß dieſer Abtheilung machen Xenien von Immermann und Heine; ſie zu loben wäre hier unangemeſſen, ſie werden ohnehin ſchon von ſelbſt ſich durchbeißen, denn ſcharfe Zähne haben ſie, mit denen ſie auch zuweilen den Unrechten faſſen mögen! Die zweite Abtheilung iſt der eigentliche Kern des Buches, ſie iſt überſchrieben: Ideen. Das Buch Le Grand. Davon eine Vorſtellung in der Kürze zu geben, iſt ganz unmöglich. Bei vielen und ſehr großen Ungezogenheiten enthält dieſer Aufſatz die tiefſten und wahrhafteſten Geſchichtsbilder, und Napoleon iſt darin mit den ſeltſamſten Mitteln, ſo rührenden und erhabenen als poſſenhaften und polemiſchen, höchſt originell vor Augen und Seele geführt. Durch die Zuſchrift dieſes Buches an eine Dame, und die zwiſchen den Vortrag unaufhörlich ſich durchdrängende Anrede: Madame! erhält das Ganze, in welchem ſich Liebesgeſchichte und Volks- und Weltgeſchichte und wiſſenſchaftliches und bürgerliches Treiben mit unerſchöpflicher Wunderlichkeit der Formen und Übergänge verſchränkt, eine noch ſeltſamere Farbe. Man muß das ſelbſt leſen, um einen Begriff davon zu haben. Die dritte Abtheilung giebt Briefe aus Berlin vom Jahre 1822, welche gleichfalls im Scherz manchen Ernſt andeuten, im Ganzen jedoch milder und ſanfter ſind als die vorangegangenen Aufſätze. Wollte man aus dem Buche einige Proben mittheilen, ſo müßte man ſich bald in Verlegenheit befinden, denn faſt jedes Blatt bietet die außerordentlichſten Züge, deren gedrängte Fülle gerade den Karakter des Buches

ausmacht; daſſelbe iſt gleichſam eine Sammlung von Einfällen, deren jeder, wie in einem Pandämonium, ſich auf den kleinſten Raum zu beſchränken ſucht, um dem Nachbar, der ſich aber eben ſo wenig breit macht, Raum zu laſſen. Mögen die Kritiker des Tages immerhin vorzugsweiſe die ſkurrile Außenſeite beſchreien und anklagen, dem ſinnigen Leſer kann nicht verborgen bleiben, welch heller, echter Geiſteseinblick, welch ſtarke, ſchmerzliche Gefühlsgluth, mit Einem Worte, welch edle und tiefe Menſchlichkeit hier in Wahrheit zum Grunde liegt!

Reiſebilder, von H. Heine. Dritter Theil. Hamburg, 1830.

Der Graf v. Maiſtre, berühmter Verfaſſer der Soirées de St.-Pétersbourg, behauptet, der Schlußſtein aller Staatsverfaſſung ſei der Scharfrichter, ohne welchen das Gewölbe derſelben folglich einſtürzen würde. Ob ſein Satz auch für den Freiſtaat der Litteratur gelten ſoll, wiſſen wir nicht; indeſſen würde Graf Maiſtre ſchon der Analogie wegen an dem vorliegenden Buch und an deſſen Autor ſeine Freude haben, denn er fände hier Scharfrichter und Hinrichtung ganz auserleſen vor ſich. Hr. Heine, den wir ſchon auf manchen Reiſen begleitet hatten, führt uns diesmal nach Italien, deſſen Luft, Früchte, Landſchaft, Denkmäler, Lebensart und Sitten er uns in gedrängten, ſowohl launigen als launenhaften Zügen darſtellt. Der Humor, ſo ſchneidend er bisweilen durchfährt, läßt uns aber im Anfang nicht ahnden, daß wir in das herrliche, reiche Land jetzt nur geführt werden, nicht um ſeine Schätze zu genießen, oder ſeine Luſtbarkeiten anzuſehn, ſondern um einer aus dem nördlichen Deutſchland auf dieſen Schauplatz verlegten Execution beizuwohnen! Der arme Sünder iſt der Dichter Graf v. Platen, überwieſen großer Frevel gegen die neueſten deutſchen Dichter und

Kritiker, in anderweitige Verwickelungen gefährlichſt umſponnen und von hochnothpeinlichem Halsgericht verurtheilt, den Kopf zu verlieren. Auf den Gang des Prozeſſes können wir uns hier nicht einlaſſen; die Beſchaffenheit der Geſetze und die Richtigkeit ihrer Anwendung laſſen wir dahingeſtellt, über Schuld oder Unſchuld des Verurtheilten wollen wir keine Meinung äußern: nur Das wollen wir ausſprechen, was wir als Thatſache bezeugen können, die Hinrichtung iſt vollzogen, der Scharfrichter hat ſein Amt als Meiſter ausgeübt, der Kopf iſt herunter! — —

Es liegt in der menſchlichen Natur ein grauſames Vergnügen an fremden außerordentlichen Leiden; wackere Männer und zarte Frauen drängen ſich zum Anblick von Martern, von Operationen und Executionen, das Volk ſtrömt in hellen Haufen herbei, Scherz und Luſt gehn neben dem Schrecklichen ohne Störung ihren Weg. Hr. Heine darf ſchon aus dieſem Grunde auf ein außerordentlich zahlreiches Publikum rechnen, deſſen Stimmung er übrigens zu theilen ſcheint. Unter Liebesglück, unter Scherz und Lachen, im Verlauf der unvergleichlichſten komiſchen Scenen, mit ununterbrochenem Witzgeträufel führt er uns zu der tragiſchen Entwickelung, ja dieſe ſelbſt liegt ganz und gar in jener Vorbereitung. Wir haben in frühern Zeiten arge Geſchichten dieſer Art erlebt: Leſſing, Voß, Wolf, die Xenien, die Schlegel, Tieck haben in ſolcher Weiſe nachdenkliche Dinge ausgeübt; aber in ſo heitern und lachenerregenden Zerſtreuungen haben wir noch keinen litterariſchen Sünder zu ſo grauſamem Ende wandern ſehn! Gewiß, wie man auch über den Grund der Sache urtheilen mag, die Erfindung und Ausführung all dieſer Umſtände iſt meiſterhaft, die beiden Juden Gumpelino und Hyacinth ſind ganz neugeſchaffene Masken, beſonders der letztere, deſſen Erzählungen und Beziehungen auf Hamburg niemand ohne Lachen vernehmen kann. Der ganze Hergang mit dieſen beiden Juden, wiewohl nur in ſchlichter (doch in äußerſt gebildeter und wohltönender) Proſa, dünkt uns, wenn denn doch einmal von Ariſtophanes die Rede ſein ſoll, Ariſtopha-

niſcher als alles, was man bisher in gekünſtelten ſchweren und doch leeren Verſen nach ſolchem Muſter zu arbeiten verſucht hat. Und nicht ſowohl durch die materielle Belaſtung, durch die Erſäufung in Satyre und Hohn, ſondern vielmehr dadurch hat Hr. Heine den Gegner völlig abgetödtet, daß er ihn nicht nur an Grimm und Spott, ſondern auch an Kunſt, und gerade an Ariſtophaniſcher Kunſt, unendlich überboten hat! Wollt Ihr Ariſtophaniſiren, ſo müßt Ihr es ſo machen; habt Ihr dazu nicht Muth und Geſchick, nun ſo bleibt in Gottesnamen dabei, daß Ihr Kotzebuiſirt oder Müllneriſirt! —

Wenn von Ariſtophanes die Rede iſt, ſo kann man nicht umhin, ſich auf Frechheit einzulaſſen. Frech allerdings iſt dieſes Buch, wie eine ſchnöde Vertheidigung auf ſchnöden Angriff nur ſein kann; frech auch in Nebendingen, in willkürlicher Feindſchaft, in allgemeinem Spotte. Wir würden aber doch dem Buche und dem Verfaſſer ſehr unrecht thun, wenn wir verkennen wollten, daß neben der Frechheit auch wahrhaft edler Muth, neben der bittern Satyre auch ernſte Geſinnung vorhanden iſt, und daß die Rohheit des Stoffes meiſt durch die graziöſeſte Behandlung gemildert wird, welche nicht ſelten eine tiefere Innigkeit durchblicken läßt, zu der uns der Verfaſſer eigentlich mehr noch als zum gehäſſigen Streite berufen ſcheint. Wir machen noch beſonders aufmerkſam in dieſer Beziehung auf die geiſtvollen und ſinnigen Äußerungen des Verfaſſers über Roſſini's Muſik und Cornelius's Gemälde.

10.

Buch der Lieder, von H. Heine. Hamburg, 1827.

Höchſt willkommen erſcheint uns von dem Dichter zu rechter Zeit eine Sammlung der reichen lyriſchen Produktionen, die er ſeither in mehreren Büchern zerſtreut gegeben hatte. Nicht nur darf uns erfreuen, jetzt bequem beiſammen zu haben, was nun doch einmal innig zuſammen gehört, ſondern wir finden auch unſern Beſitz in ſich ſelbſt vergrößert, ſchon durch die bloße Vereinigung; denn der Strauß iſt noch etwas mehr als die Blumen alle, aus denen er beſteht! Wie jedes Lied einzeln nur für ſich ſpricht, ſo ſpricht es in einer Folge aufgereiht zugleich ſeinen Theil eines höheren Ganzen aus. Augenblicke, Stunden, Tage der Empfindung werden ſo zu einer Herzensgeſchichte, die in den mannigfachſten Scenen ihren faſt dramatiſchen Verlauf hat; die Einheit des Gefühls, welches dieſen Liedern zum Grunde liegt, läßt ſich nicht läugnen, ſie iſt die reine, urſprüngliche Quelle, aus der jede Ausdrucksweiſe hier fließt; die Nachahmung von Kunſtformen, das Begehren, etwas zu ſcheinen, waren hier keine Antriebe. Die Urſprünglichkeit und Selbſtſtändigkeit dieſer lyriſchen Ergüſſe zeigt ſich ſchon dadurch offenbar, daß es vor Heine in unſrer Litteratur nichts dieſer Art gegeben, und ſeit ſeinem Auftreten ſchon mehrere Nachahmungen ſeiner Weiſe, doch mit geringem Glück, verſucht worden. Der allgemeine Karakter dieſer Gedichte iſt tiefſtes Gefühl mit höchſter Ironie verbunden, von dem zarteſten Seelengebilde bis zur keckſten Sinnlichkeit, von dem ſchärfſten Gedankenreize bis zur derbſten Willkür, derſelbe Schmerz, dieſelbe Luſt, in allen Gebilden abgeſpiegelt, welche Leben und Welt dem Sinne des Dichters aufdrängen. — Zuweilen treten die Elemente dieſer Dichtung mehr einzeln hervor, das Süße, Wehmüthige; das Herbe, Schmerzliche. Und ſo das Grimmige,

Verzweiflungsvolle, das Geſpenſtiſche; das Höhniſche, Freche. Öfter jedoch ſpielen alle dieſe Elemente in demſelben Gedicht vereint, unter unzähligen Miſchungen, die demſelben Gehalt immer neue Geſtalt und Farbe geben. — Unſer Dichter hat den in unſrer Zeit wahrlich ungeheuren Vorzug, daß er keine Phraſen macht; nirgends iſt bei ihm bloßes Füllwerk, müſſiges Ausdehnen; überall Kürze, Gediegenheit, und bei aller oft abſichtlichen Härte des Ausdrucks immer Feinheit des Sinnes und ſüße Melodie der Sprache. Dieſer Zauber der Sprache macht, daß manches Lied ſchon in Muſik geſetzt ſcheint, weil es unendliche Muſik in dem Leſer aufregt. Der Geſellſchafter hat die erſten und dann fortgeſetzt reichliche Mittheilungen von Heine's Gedichten gebracht und darf dieſelben bei ſeinen Leſern noch in zu gutem Andenken glauben, um die Beiſpiele zum Beleg nöthig zu haben. Eines aber ſei uns doch erlaubt hier wegen ſeiner ungemeinen Anmuth wörtlich einzuſchalten; es gehört in die Reihe der Seebilder und heißt:

Phönix.

„Es kommt ein Vogel geflogen aus Weſten,
Er fliegt gen Oſten,
Nach der öſtlichen Gartenheimath,
Wo Spezereien duften und wachſen,
Und Palmen rauſchen und Brunnen plätſchern —
Und fliegend ſingt der Wunderv ogel:

„„Sie liebt ihn! ſie liebt ihn!
Sie trägt ſein Bildniß im kleinen Herzen,
Und trägt es ſich und heimlich verborgen,
Und weiß es ſelbſt nicht!
Aber im Traume ſieht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küßt ſeine Hände,
Und ruft ſeinen Namen,
Und ruſend erwacht ſie und liegt erſchrocken,
Und reibt ſich verwundert die ſchönen Augen —
Sie liebt ihn! ſie liebt ihn!““

Am Maſtbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich und hört' ich des Vogels Geſang.

Wie ſchwarzgrüne Roſſe mit ſilbernen Mähnen
Sprangen die weißgekräuſelten Wellen,
Wie Schwanenzüge ſchifften vorüber
Mit ſchimmernden Segeln die Helgolander,
Die kecken Nomaden der Nordſee;
über mein Haupt, im ewigen Blau,
Hinflatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Roſe des Himmels, die feuerblühende,
Die freudevoll ſich im Meer beſpiegelte;
Und Himmel und Meer und mein eigenes Herz
Ertönten im Nachhall:
Sie liebt ihn! ſie liebt ihn!“

An ſolchen köſtlichen Gaben iſt dieſes erfreuliche Buch ſehr reich. Zwar ſind auch andre darunter, von herberem Geſchmack, allein der Dichter hat ſeine Sammlung mit Verſtand angeordnet und manches Unreife, ſowie alles Überdreiſte, nach Gebühr bei Seite geſchoben, ohne deßhalb die friſche Keckheit und den ſcharfen Muthwillen zu unterdrücken, welche nun einmal weſentlich zu ſeiner Poeſie gehören, und ſo hat denn dieſe „tugendhafte Ausgabe“ ſeiner Lieder noch Untugend genug!! — Heine iſt mehrmals mit Lord Byron verglichen worden; wir haben uns ſchon ſonſt gegen dieſe Vergleichung erklärt; auch hat Immermann in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik darüber ein gutes Wort geſagt, bei Gelegenheit ſeiner Recenſion der Heine'ſchen Reiſebilder. Gewiß bleibt zwiſchen dem engliſchen Lord und dem deutſchen Doktor ein auch äußerlich nie auszugleichender Unterſchied! Wie groß iſt er nicht ſchon darin, daß man dem Engländer alles Gränzenloſe zur Genialität, dem Deutſchen aber zum Verbrechen rechnet! Die leidenſchaftlichen Verehrer Byron's ſollten, wenn ſie ihn denn ſo ganz ſelbſteigen lieben, ihn wenigſtens auch da erkennen, wo er ohne ſeine Lordſchaft, doch in allerdings verwandten Tönen vorkommt! — Die Lieder Heine's ſind in fünf Abtheilungen geordnet, in nachſtehender Folge: 1) Junge Leiden 1817—1821. 2) Lyriſches Intermezzo 1822, 1823. 3) Die Heimkehr 1823,

1824. 4) Aus der Harzreise 1824; und 5) Die Nordsee 1825, 1826. Die letzte Abtheilung ist die Krone von allen.

11.

1. Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535. Von Leopold Ranke. Erster Band. Leipzig und Berlin, 1824.

2. Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. Von Leopold Ranke. Leipzig und Berlin, 1824.

Von jeher wurde den Deutschen der Ruhm zugeeignet, an Fleiß und Gelehrsamkeit, an Umfang und Scharfsinn der Untersuchungen im Felde des positiven Wissens keinem andern Volke den Vorzug einzuräumen. Unsre Natur- und Geschichtsforschung hat bis in unsre neuesten Tage jenen Ruhm herrlich bewährt; freilich fast immer nur, so weit der Einzelne etwas vermag, und seine Kräfte ausreichen, denn zu großen Anstalten und Maßregeln, welche der kraftvollen Unterstützung des ganzen Publikums, ja der gesammten höheren Staatswelt bedürfen, war bei uns nur selten Rath und Mittel. Erst die neueste Zeit hat unter allgemeinem Schutze und mit begünstigender Hülfe aller deutschen Regierungen das wirklich große und gemeinsame Unternehmen hervorgebracht, welches durch die Gesellschaft zu Frankfurt a. M. die Herausgabe vaterländischer Geschichtsdenkmale in einem die Kräfte jedes Einzelnen weit übersteigenden Umfange bezweckt. Inzwischen, bis diese noch kaum betretene Bahn, dieser noch in allen Fächern nur erst beginnende Versuch, was in Deutschland ein lebendiges Prinzip der Gesellung und Vereinung in den geistigen Gebieten leisten möge, zu größeren Ergebnissen geführt haben wird, bleibt noch immer die

Laſt der Aufgaben, zu deren Löſung allſeitige Förderniß und Mitarbeit erfordert würde, unverhältnißmäßig den Einzelnen aufgeladen, welche ſo großer Bürde mit heldenmüthigem Entſchluſſe, und denn doch oft zu voreilig, ſich unterziehen. Nirgends giebt es daher ſo viel unvollendete Anfänge, liegen geblibene Unternehmungen, unausgeführte Plane, als eben in Deutſchland; der Kölner Dom und Müller's Schweizergeſchichte mögen hier ſtatt vieler andern Werke, die aus gleichen Urſachen in gleichem Falle ſind, als Beiſpiele genannt werden. Was aber dennoch der Einzelne vermag, das zeigt ſich auch wieder in manchen gelungenen Werken, die, wie z. B. Luther's Bibelüberſetzung und Adelung's Spracharbeit, mit Recht ein Stolz der Nation ſind. Aus dieſem Geſichtspunkte der einſamen und allein auf ſelbſteigne Kraft des Unternehmers begründeten Leiſtung ſind auch die hier vorliegenden Schriften zu betrachten. Herr Dr. Ranke beginnt durch dieſelben in ſtiller Abgeſchiedenheit ſinnvollen Fleißes und ſelbſterrungener Hülfsmittel ein Werk, deſſen Ausführung ihm auch unter den größten äußeren Förderniſſen der Mitarbeit und Theilnahme, der freien Muße und Begünſtigung zu gelehrten Reiſen noch immer höchſt ehrenvoll ſein würde; um wie viel mehr jetzt! Wir begrüßen in ihm einen neuen Geſchichtsforſcher vom erſten Range. Die wichtigen Geſchichten des Überganges von dem Mittelalter in die neuere Zeit, dieſes Überganges, der bisher nur immer ſo unſicher und verworren in ungeprüften Mittheilungen erfaßt worden, hat er zum Gegenſtande ſeiner Forſchung gewählt und denſelben mit eigenthümlichem Geiſte, in welchem lebendige Anſicht und gründliche Quellenkenntniß ſich verbinden, kräftig dargelegt. Seiner Abſicht erſcheinen die romaniſchen und germaniſchen Nationen als eine Einheit; ſie entſchlägt ſich drei analoger Begriffe: des Begriffes einer allgemeinen Chriſtenheit; dieſer würde ſelbſt die Armenier umfaſſen; des Begriffes von der Einheit Europas, denn da die Türken Aſiaten ſind, und da das ruſſiſche Reich den ganzen Norden von Aſien begreift, könnte ihre Lage nicht ohne ein Durch-

dringen und Hereinziehen der gesammten asiatischen Verhältnisse gründlich verstanden werden; endlich auch des analogsten, des Begriffes einer lateinischen Christenheit, slavische, lettische, magyarische Stämme, welche zu derselben gehören, haben eine eigenthümliche und besondre Natur, welche hier ausgeschlossen wird. Seine Ansicht bleibt, indem sie das Fremde, nur wo es sein muß, als ein Untergeordnetes und im Vorübergehn berührt, in der Nähe bei den stammverwandten Nationen entweder rein germanischer, oder germanisch-romanischer Abkunft, deren Geschichte der Kern aller neuern Geschichte ist. Doch umfaßt sein Buch nicht die ganze Geschichte dieser Nationen; nur Geschichten, nicht die Geschichte. Aus den Geschichten von Italien, Spanien, Frankreich, der Schweiz und Deutschland hervor sucht sich dasselbe den Weg zu einer vollständigeren Einsicht in die Geschichte der großen Spaltung der Reformation zu bahnen und alles mit diesem ganzen Zuge Zusammenhängende in seiner Einheit zu ergreifen. „Man hat der Historie," sagt der Verfasser bei Gelegenheit dieser Anzeige seines Zweckes, „das Amt beigemessen, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren: so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht; er will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen." Die Grundlage seiner Arbeit ist eine durchaus neue, umfassende Erforschung der Quellen, deren genaue Nachweisung im Einzelnen bei einem Werke dieser Art mit Recht geschehn ist. Diese Quellen sind aber selbst wieder der Gegenstand einer besondern Untersuchung geworden, und dieser Theil der Arbeit ist von vorzüglicher Wichtigkeit. Ganz neue Resultate sind hier gewonnen, und die Ansicht, welche sich seit Jahrhunderten über manche Schriftsteller festgesetzt, z. B. über Guicciardini, durch scharfe Prüfung von Grund aus umgewandelt. Zum Erstaunen ist es, wie hier gründliche Kenntniß, sinnvolle Aufmerksamkeit und umfassende Kombinationsgabe, mit mächtiger Gedächtnißkraft verbunden, aus weiter Ferne ein erhellendes Licht auf Gegenstände werfen, die den Nächststehenden

ſo lange dunkel bleiben konnten! Was dürfen wir von Hrn. Dr. Ranke nicht erſt erwarten, wenn ihm vergönnt wird, ein ſo ergiebiges Quellenſtudium wie das ſeinige durch Benutzung ſo vieler noch unerforſcht liegender Schätze der Vorzeit in den Ländern ſelbſt, welche hier zunächſt in Betracht kommen, zu erweitern. Daß unſer trefflicher Forſcher auch des Berufes zum Darſteller nicht entbehrt, zeigt ſein (zwar nicht in dieſem Sinne eigentlich gemeintes) Buch auf allen Seiten. Einen Anhang der zweiten Schrift bildet ein Aufſatz über Machiavelli und beſonders über deſſen politiſche Schriften. Hier zeigt ſich das hiſtoriſche Auge, der edle Sinn und tüchtige Ausdruck des Verfaſſers in ganzer Größe. Machiavelli ſteht in der Geſchichte ſeit langer Zeit als eine Aufgabe, an der jeder Verſuch, ſie zu löſen, nur immer neue Schwierigkeit und dabei zugleich neuen Reiz offenbart. Beſonders iſt das berühmte Buch vom Fürſten ein ewig wiederkehrender Gegenſtand der mannigfachſten Auslegungskunſt. Die geiſtreichen Erklärungen von Fichte, Friedrich Schlegel und Andrer, die ſich an dieſem Thema verſucht haben, laſſen ſämmtlich etwas Unbehagliches zurück, wodurch ſich das Ungenügende kund giebt. Unſer Verfaſſer giebt eine Löſung, die uns alle bisherigen zu übertreffen ſcheint. Ihre klare Natürlichkeit und einfache Kürze giebt ein Beiſpiel des Vorzuges, der ſich mit der Behandlungsweiſe verbindet, die aus der unbefangenen und kenntnißreichen Mitte der Dinge heraus die Gegenſtände erfaßt. Wir dürfen für die Schlußbetrachtung des Verfaſſers hier den Raum nicht ſparen; ſie möge zugleich darthun, wiefern er derjenige iſt, als den wir ihn hiermit anzeigen gewollt. Wir laſſen ihn ſelbſt reden: „So lange die populare Parthei beſtand, war Machiavell nichts als ein Florentiner, zufrieden, beſchäftigt, der Freiheit ſeiner Stadt unter einem popularen Regiment ganz ergeben. Wie aber die Medici wiedergekommen, wie er ſich ſelbſt von aller politiſchen Thätigkeit entfernt, wie er die Herſtellung der florentiniſchen Freiheit beinah unmöglich, Italien aber in Zerſtörung ſah, kehrte ſich, ſo zu ſagen, ſtatt des Florenti-

ners der Italiener in ihm hervor, und er wandte alle seine Gedanken auf die Befreiung Italiens. Zu diesem Zweck verdammte er selbst die Knechtschaft von Florenz nicht. Er hielt sie für eine Grundlage der Einheit, und hiedurch der Befreiung des allgemeinen Vaterlandes. In diesen Gedanken sind auch seine übrigen politischen Bücher, vornämlich aber der Principe, geschrieben. Was vermögen Bücher? Seine dringenden Ermahnungen verhallten, die Begebenheit blieb in ihrem Lauf. Nur dies ist gewiß: ihn warfen seine Bücher und die Begebenheit zusammen ganz darnieder. Als statt der Vereinigung Italiens sogar einmol die Befreiung von Florenz im französischen Interesse erfolgt, wollten die ächten Popolaren nichts mit ihm zu schaffen haben. „Wer auf ziele der Principe als auf den völligen Untergang der florentinischen Freiheit?“ Das Staatssekretariat, das er vor 1512 gehabt, bekam er nunmehr nicht zurück. Er hatte sich überdies durch seine scharfe Zunge viele Feinde gemacht; zur Wiedervergeltung beurtheilte man sein eignes Leben so scharf wie möglich. In dieser neuen Ungnade bei der herrschenden Parthei, in Mißvergnügen und Armuth, von den Popolaren, zu denen er anfangs gehört, verschmäht, die Zwecke, die er darnach verfolgt, ganz mißlungen, starb Machiavelli im Jahre 1527. Um gewisse Grundsätze gesetzlichen Bürgern recht verhaßt zu machen, nennt man sie noch heute mit seinem Namen. Uns laßt endlich gerecht sein. Er suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben.“

12.

Zur Kriegsgeſchichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der ſchleſiſchen Armee unter dem Feldmarſchall Blücher, von der Beendigung des Waffenſtillſtandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. von W. La critique est aisée, mais l'art est difficile. Berlin und Poſen, 1824. Zwei Theile.

Man klagt insgemein über Mangel an deutſchen Geſchichtſchreibern, und klagt immerfort, wie man von Jugend auf gewohnt war, ohne nur ſich umzuſehn, ob auch der Grund der Klage noch immer derſelbe ſei? Uns will das keineswegs bedünken. Der eigentlich gelehrten Bearbeitung der Geſchichte zu geſchweigen, worin wir anerkannt die reichſten Schätze und größten Meiſterwerke aufweiſen können, ſo iſt doch ſelbſt in Betreff der künſtleriſch-darſtellenden Geſchichtſchreibung diejenige Zeit, in der wir Werke wie Johann von Müller's, Woltmann's, Heeren's, und vor allen Funk's, — des Verfaſſers der Gemählde aus den Kreuzzügen und früher eines Lebens von Kaiſer Friedrich dem Zweiten — beſitzen, unläugbar ſehr verſchieden von der Zeit, in welcher uns das alles fehlte. Allein außer jener zwiefachen Bearbeitungsweiſe giebt es noch eine dritte, für das Leben wichtigſte und erſprießlichſte, für die Litteratur bedeutendſte, und auf die es, wenn von unſerm Schatze der Geſchichtſchreibung die Rede ſein ſoll, recht eigentlich ankommt. Wir möchten dieſe Art, zum Unterſchiede der bloß gelehrten oder künſtleriſchen, die karaktervolle Überlieferung nennen. Von dieſer Art ſind eigentlich die guten Schriftſteller des klaſſiſchen Alterthums. Sie haben mit eignen Augen geſehn, ſie haben in ihrer Welt mitgewirkt; auf ſolchen Grundlagen mag dann tüchtige Geſinnung und geiſtige Befähigung den feſten Bau vollendend

aufführen. Solche Werke haben keinen ängſtlichen Karakter, wie unſre moderne ſogenannte Geſchichtſchreibung, die weder ihres Materials, noch ihrer Formen gewiß wird und über der kleinmeiſterlichen Rechenſchaft von jedem geringen Steinchen leicht das ganze Gebäude aus den Augen verliert. Solche Werke bedürfen keiner mühſeligen Quellenerörterung, noch eines Wuſtes von Citaten; ſie ſind ſelbſt Quellen und bieten der Zukunft die Citate reichlich an, deren ſie ſelbſt entbehren. Ihre Treue und Sicherheit hat innere Bürgſchaften, die mehr werth ſind als äußerliche Belege. Ihre Glaubwürdigkeit hängt von der Achtung ab, die ſie von uns erzwingen, und den jedesmaligen Grad derſelben giebt ein untrügliches Gefühl mit leiſeſter Genauigkeit immer ſicher zu erkennen. Dieſe Art Werke, welche mehr aus dem Leben als aus Büchern ſtammen, bilden den wahren Kern der hiſtoriſchen Litteratur einer Nation; ihrer lebendigen Unmittelbarkeit ſteht alle gelehrte Silbenſtecherei, alles geiſtreiche Überhingleiten, alle, wenn auch ſonſt gelungene, Rhetoriſirung des hiſtoriſchen Stoffes unendlich nach. An ſolchen Werken nun, gerade den weſentlichſten, — deren unter den Neuern die Franzoſen ſich einer großen Menge, doch nur ſelten darin der erforderlichen Gediegenheit, rühmen können — ſind auch wir keineswegs ſo ganz arm. Nur hat es damit eine eigne Bewandtniß! Geiſtvolle Reformatoren traten vor einem Vierteljahrhundert in unſrer Litteratur auf und zeigten, daß ein gutes Stück unſrer wahrſten und eigenſten Poeſie außerhalb des dafür in den Fachwerken angewieſenen Raumes faſt verborgen treibe und gedeihe. Es thäte wahrlich noth, daſſelbe Verfahren einmal in unſrer Hiſtorie anzuwenden. Wäre dies ſchon vor längerer Zeit geſchehn, ſo würde es jetzt wenig Geſchrei mehr veranlaſſen, wenn z. B. Denkſchriften, trotz des verführeriſchen Titels Wahrheit und Dichtung — die Alten wußten wohl, was das heißen kann, und nannten die unſterblichen Geſchichtswerke des Herodot und Thucydides ebenſo — unter den erſten hiſtoriſchen Büchern des achtzehnten Jahrhunderts genannt würden. Aber nicht nur die äußer-

halb des zunftmäßigen Kreiſes ſtehenden Werke, wie etwa das genannte, ſondern auch ſolche, denen eine Stelle darin allerdings zugeſtanden iſt, aber eine den Zunftbegriffen entſprechende, dürfen die ihnen gebührende noch in langer Verkennung zu miſſen haben. So haben unſre Hiſtoriker bis jetzt nur wenig Notiz genommen von Retzow's trefflichem Werke über den ſiebenjährigen Krieg, und andre Schriften dieſer Art, die der künftige Geſchichtſchreiber ſorgſam beachten wird. Ungleich bedeutender noch tritt der Fall ein bei vorliegender Kriegsgeſchichte. Es iſt nicht unmöglich, ja vielmehr ſehr wahrſcheinlich, daß die gelehrte Welt, wenn man ſie dabei ließe, hier immer nur ein militäriſches Buch vor ſich zu haben beliebte; bei dem Zuſtande unſrer hiſtoriſchen Kritik könnte Angeſichts von hundert Recenſenten, und vielleicht eben durch ſie, ein ſolcher Befund ſich im Publikum ganz ruhig unter allgemeiner Beſtätigung und Übereinſtimmung feſtlagern, und unter der ehrenvollen Hülle der wahre Werth des Buches doch mehr verborgen als gewürdigt bleiben. Wir haben aber etwas weit Höheres in dieſem Werke erhalten, als der bloße Anſchein verkündet: nämlich eine Geſchichtsarbeit jener Art, über deren Mangel wir ſo laut und vielfach zu klagen pflegen, und deren Daſein wir ſchon mehr als einmal zu verkennen hatten! Allerdings iſt dieſes Buch ein militäriſches, ein Beitrag zur Kriegsgeſchichte der Jahre 1813 und 1814, mit noch beſonders begränztem Zwecke; aber ein Beitrag von ſelbſtſtändigem hiſtoriſchen Werthe, von eigenthümlicher Geſtaltung und kraftvoller Beſeelung; ein Beitrag, wie ihn ein Augenzeuge, ein Mitthätiger, wie ihn ein Karakter, ein Talent zu liefern vermag! In der That, welche der Eigenſchaften, die wir ſo oft an den Geſchichtſchreibern nicht ohne ſeufzenden Rückblick auf uns ſelbſt bewundern, dürfte hier als fehlend bezeichnet werden? Anordnung, Eintheilung, Anreihung und Verknüpfung des Stoffes ſind höchſt angemeſſen; denn in einer einfachen Linie fortrückenden Laufe der Begebenheiten ruhig folgend, bedurfte der Faden keiner künſtlich verſchlungenen Windungen;

aber dennoch war manches zu verknüpfen, manches abzulösen, und beides iſt geſchickt und glücklich geſchehn, die Vollſtändigkeit hat dadurch nicht gelitten, daß zahlloſe Einzelheiten, deren Auseinanderlegung verwirren konnte, aus dem oberen Standpunkte der Heeresleitung in größeren Richtungen nur angedeutet erſcheinen. Die Erzählung iſt belebt und deutlich, dabei ernſt und ſtreng, ohne üppige Farben, aber zuweilen durch ſtarke Züge, von welchen das ganze Gemählde Licht erhält, wirkſam gehoben; nicht bloß zur Überſicht, auch zur Anſchauung kommen die Gegenſtände, der trockenen Aufzählung erliegt das friſche Bild nicht. Man ſehe z. B. die meiſterhafte Schilderung der Schlacht von Möckern, die bewundernswürdige Darſtellung des Verhältniſſes der verſchiedenen Heere, die durch das ganze Buch durchläuft! Darſtellung und Vortrag ſind aus dem Geiſt und Karakter der Begebenheiten ſelbſt geſchöpft, das Buch hat die Farbe ſeines Stoffes, den nachdrücklichen Schwung ſeines Inhalts. Gleich den Ereigniſſen ſind auch die Perſönlichkeiten mit ſicherer Hand in gedrängter Schilderung erfaßt. Den kriegeriſchen Karakter Blücher's hat noch kein Buch ſo anſchaulich, ſo unwiderſprechbar dargelegt, wie es hier durch eine Stelle in der Vorrede und hin und wieder im Verlaufe der Erzählung durch möglichſt wenige kühne Striche gelungen iſt. Was die Freiheit der Mittheilung anbelangt, ſo kann dieſe vollſtändig dünken; ein inneres Maß ſcheint hier dem äußeren vorangegangen; hier iſt kein kleinlicher Anreiz, Lob oder Tadel auszutheilen, Anklagen und Rechtfertigungen vorzulegen, aber das Geſchehene wird ſtreng beurtheilt, unperſönlich, indem die Sache redet. Seine Wahrheit und ſeinen Glauben trägt das Buch auf jeder Seite mit ſich; jeder Leſer kann darüber im Ganzen bald zu einem ſichern Bewußtſein gelangen, im Einzelnen mag er nach ſeinen Zweifeln und Hülfsmitteln auch einzeln prüfen. In einem Werke dieſer Art mag allerdings manches zu berichtigen ſein, vielleicht ſchon von dem Verfaſſer ſelbſt; mancher Anſicht mag ſich mit Fug und Recht eine andre gegenüber behaupten

dürfen. Mit seinem Plotho in der Hand, und hinter den Lehrsätzen und Ansprüchen einer ungestörten Wissenschaftlichkeit verschanzt, mag leicht mancher Recensent an den aufgestellten Thatsachen fragend und zweifelnd mäkeln. Ein Blücher'sches Hauptquartier und ein Blücher'scher Feldzug ist aber nicht mit jedem Maßstabe zu messen. Die Hauptsache war damals, die Franzosen aus Deutschland zu schlagen und Napoleon in Frankreich zu stürzen, und an der Art, wie dies, hauptsächlich und zumeist durch Blücher, geschehn, hatten die Männer des Fachs auch damals viel auszusetzen als inkorrekt und mangelhaft; ähnlich war hier die Hauptsache bei dem Buche, ein wesentliches Bild, einen zuverlässigen Eindruck zu geben von dem Zusammenhang und dem Verlaufe jener stürmischen Kriegsbahn, und die Art, wie dies geschehn durch unsern Verfasser, wollen wir dankbar hinnehmen, sollte auch irgend ein Befehl dabei nicht ganz genau, ein besondres Gefecht wohl gar nicht erwähnt worden sein! Doch das sei nur so gesagt, ohne daß wir damit etwas zugestehn wollen; denn aus dem Buche selbst ergiebt sich uns vielmehr die gute Überzeugung, daß die gesammte Masse des Einzelnen, menschliche Irrungen und Fehler abgerechnet, keineswegs einer sorgfältigen Prüfung und genauen Sichtung entbehrt hat, sondern für jede Angabe, welche von bisherigen Annahmen abweicht, gute Gründe vorhanden waren, deren Darlegung künftigen Erörterungen anheimgestellt sei. — Sollten wir an dem vortrefflichen Werke gleichwohl etwas ausstellen, so wäre es Folgendes: Uns dünkt ein Flecken, aber ein leicht zu beseitigender, daß allzu häufig die herkömmlichen Ausdrücke und Formen unsrer militärischen Geschäftssprache aufgenommen sind, welche ihrer Natur nach, durch den Antheil so verschiedener Zeiten und Völker, ein barbarisches Gemenge werden mußte, das gegen die edle Kraft eines inneren Geschichtsvortrages — der ohnehin oft genug jenen Ausdrücken nicht entgehn kann — hart und roh absticht. Dieses und vielleicht noch einiges andre militärische Übermaß dürften wir wegwünschen, um eines der tüchtigsten

hiſtoriſchen Urbücher zu beſitzen, das wir als freies Erzeugniß unſrer Litteratur den beſten Werken des Auslandes und des Alterthums kühn zur Seite halten möchten! Der Verfaſſer hat zwar jene Klippe nicht vermeiden wollen; er hat freilich zunächſt nur ein militäriſches Buch beabſichtigt: indeß mag er getroſt einen Vorwurf ſich gefallen laſſen, der ſein Werk auf einer höheren Stufe als der beabſichtigten, der daſſelbe als ein allgemein hiſtoriſches trifft, welches nicht für Militärperſonen allein, die ſich in ihrem Fache von dieſen Kriegsgeſchichten unterrichten wollen, ſondern für die ganze Nation geſchrieben worden, die ſich an ſolcher lebendigen Darſtellung zur Betrachtung ihrer vergangenen Schickſale und Kämpfe erheben und in dieſem würdigen Bilde vaterländiſcher Waffenthaten ein neues Denkmal des preußiſchen Ruhmes freudig aufgerichtet ſehn mag! —

13.

Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. Von C. v. W. La critique est aisée, mais l'art est difficile. Berlin und Poſen, 1825.

Dieſes Buch, aus einer bekannten Feder, welche durch die Anfangsbuchſtaben und das auf allen Schriften deſſelben Verfaſſers wiederkehrende Motto hinreichend angedeutet wird, bringt in einem nur kleinen Umfang einen Inhalt von größtem Gewicht. Eine Rezenſion zu ſchreiben, welche dieſem Buche würdig entſpräche, erforderte ein eignes Werk, deſſen Abfaſſung in jedem Betracht unſern Beruf überſchreiten würde, der ſelbſt durch unſre Stellung*) hier bedingt erſcheinen muß.

*) Referent iſt kein preußiſcher Offizier.

Wir beſchränken uns demnach auf eine bloße Anzeige, welche, wenn auch mit Recht das Buch bereits in den Händen aller Kriegskundigen und Geſchichtsfreunde vorausgeſetzt wird, dennoch hier eine Stelle finden mag.

Der Verfaſſer giebt in dem meiſterhaft geſchriebenen Vorworte Rechenſchaft von der Entſtehung und dem Zwecke ſeines Buchs. Er folgt den Abſichten und Beſchlüſſen der Feldherrn durch die Fülle der lebendigen Ereigniſſe, in welche jede Ausführung übergehn muß, zu den wirklichen Reſultaten, die dabei herauskommen, und erforſcht alsdann, wiefern die letzteren als eine Erfüllung der erſteren ſich darthun? Er vergleicht ſehr angemeſſen dieſe Dinge in ihrem Zuſammenhang einem Drama, in welchem den künſtlich geſchürzten Knoten zuletzt die Schlacht zerhauen muß. „In ihr," ſagt er, „erhalten die Partheien ihr Urtheil. Was der Eine oder der Andre glaubte, wähnte, träumte, wird berichtigt, das täuſchende Gebilde der Phantaſie weicht der Wahrheit." Bedeutende Worte, welche den Kern der Sache durch lichtvolle Züge ſogleich zur geiſtigen Anſchauung bringen. Der Verfaſſer fährt fort: „Aber wo ſitzt der unſichtbare ſprechende Richter? Wo liegt ſein unbewegliches ewiges Geſetzbuch? Hat noch nie die Wahrheit der Lüge weichen müſſen? Sind Schlachten die Tage der Ernte ſorglich gepflegter Saaten? Oder iſt ihr Erfolg des Zufalls leichtfertiges Spiel? So fragt der forſchende Soldat, der mit ſich einig werden will, ob ſeine Kraft dem blinden Schickſal erliegen muß, oder ob ſein unerſchütterlicher Wille, wenn er die Vernunft zur Seite hat, das Ungeheuer zu feſſeln vermag, das keine andern Geſetze kennt als ſeine Laune." Und in der That iſt in dieſer Frage die ganze Kriegskunſt umfaßt, der Werth aller höheren Grundſätze und Regeln derſelben zur Entſcheidung geſtellt. In einer ſchönen Wendung, deren perſönliche Anſprüche das Gemüth mit eigenthümlicher Kraft ergreift, heißt es dann ſogleich: „Euch ſoll die Antwort werden, Kameraden, — ſie liegt in dieſen Blättern. Aus dem zu folgern,

was die Geschichte mit dem ehernen Griffel verzeichnet hat, war ihr Zweck."

Er stellt alsdann seine Aufgabe genauer in ihren verschiedenen Theilen dar und sondert ab, was hier nicht unmittelbar seiner nächsten Absicht angehört. Die Kriegsgeschichte in ihren einzelnen Umständen genauer zu ermitteln und zu erzählen, liegt nicht in seinem Zweck, eben so wenig als einen Lehrbegriff der Kriegskunst in abstrakten Untersuchungen aufzustellen. Er findet ersteres durch das von allen Seiten bisher Geleistete hinreichend geschehn; indeß können wir nicht bergen, daß auch in diesem Betreff hier viel Neues und Wichtiges geleistet ist, und manche Begebenheiten und Umstände hier in der Kürze so berichtigt und festgestellt werden, wie der künftige Geschichtschreiber sie fortan, auf die Bürgschaft so gewichtigen Wortes, das von so vielfachen und mächtigen Beglaubigungen getragen wird, zu empfangen und weiterzugeben hat. Ja selbst für die politische Geschichte, sofern die Verhältnisse der Kabinette, die Absichten und Stimmungen der Personen und die diplomatischen Verhandlungen für den Gang der Kriegführung entscheidend werden, muß dieses Buch dem Geschichtschreiber ein äußerst schätzbares Denkmal sein, wenn dasselbe in manchen Fällen auch nur bestätigen sollte, was aus minder zuverlässigen Quellen schon gewußt war. Zu ähnlicher Bemerkung veranlaßt uns der Verfasser in Betreff der methodischen Erforschung allgemeiner Grundsätze. Er rühmt die geistreichen Werke des Erzherzogs Karl, des Generals Jomini und meint, es würde eine undankbare Arbeit sein, auf solchem Felde Nachlese zu halten; allein auch hier, obwohl der Verfasser ein eignes Feld erwählt, spendet er auch jenem den reichsten Gewinn. Indem er keinen der beiden Wege gesondert verfolgt, vereinigt er sie beide. Geschichte und Kriegslehre sind hier innig miteinander verknüpft; aus der Betrachtung der Begebenheiten selbst, deren oft labyrinthische Verwickelung sich dem durchdringenden Geschichtsblicke in die wesentlichen Hauptzüge klar entwirrt hat, läßt er die Belehrung

lebendig hervorgehn, feſt angeſchloſſen an die Wirklichkeit der Thatſachen, von welchen getrennt die mühſam erworbenen allgemeinen Sätze ihren Werth doch nie behaupten können.

Dieſe Art der Behandlung, die weſentlichſte und erſprießlichſte für den Soldaten, erfordert unſtreitig den größten Verein von Kenntniß und Talent; die Kenntniß des Geſchichtlichen zuerſt, ſodann die des militäriſchen Fachs und die Vertrautheit mit allen wiſſenſchaftlichen Richtungen deſſelben; den höchſten Grad kritiſchen Scharfſinns und anſchaulicher Darſtellungsgabe; und was zu allem dieſen noch hinzukommen muß, die Stellung auf hohem Standpunkte, auf welchem alles ſich in einfachen Überblick ordnet, ein Standpunkt, den auch der begabteſte Geiſt doch nur durch große Lebensthätigkeit ſelbſt und ſtete Übung in großen Verhältniſſen erreichen kann. Die von ſolchen Grundlagen ausgehende Behandlung kriegsgeſchichtlicher Stoffe iſt noch keinem Schriftſteller, ſo viel uns bekannt, in ſolch ausgezeichnetem Grade gelungen wie in dieſem und einigen früheren Werken von derſelben Hand.

Wir finden in dem Vorworte ferner eine Zuſammenſtellung der neueren Kriegsführung mit der älteren, deren Vergleichung, durch die politiſchen, wiſſenſchaftlichen und nationalen Bedingniſſe neuer Zuſtände andeutend durchgeführt, wichtige Folgerungen darbietet. Am bedeutendſten zeigt der Verfaſſer die eingetretene Veränderung in dem Verhältniſſe des Feldherrn ſelbſt, deſſen Kopf und Seele nicht mehr wie ehmals für ſich allein das Ganze trage und dafür einſtehe, ſondern in der großen Maſſe von Intelligenz und Kraftanſtrengung, die zur heutigen Kriegführung erforderlich ſind, nur noch als ein Theil des großen Ganzen anzuſehn ſei, in welchem der Wille und die Einſicht des Heeres tauſendfältig in Rechnung kommen müſſe, um die unausbleiblichen Fehler und Übel zu decken, welche die Gewalt und Beſchleunigung der Dinge dem Feldherrn aufdringen. Dieſe Wahrheit, ſo wie es hier geſchehn, ausgeſprochen zu haben,

iſt ein Verdienſt, in welchem eine gewiſſe rückſichtloſe Freimüthigkeit nicht zu verkennen iſt.

Das Buch ſelbſt zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erſte beginnt mit dem Rückzuge der Franzoſen zur Weichſel und Elbe und ſchließt mit der Schlacht von Leipzig und deren unmittelbaren Folgen. Die zweite hebt von dem Rheinübergange Napoleon's an und endet mit der Schlacht und Einnahme von Paris. Wir können, wie ſchon geſagt, auf das Einzelne dieſer vielfachen Begebenheiten und der darüber angeſtellten reichhaltigen Betrachtungen hier nicht eingehn und beſchränken uns auf wenige allgemeine Bemerkungen. Die Heereszüge und Schlachten ſind mit Klarheit angegeben und mit Schärfe beurtheilt. Bei jedem Ereigniſſe wird ſtets der große Zuſammenhang im Auge behalten, und das Geringere dem Größeren untergeordnet. Die militäriſchen Erwägungen ſind von politiſchen begleitet, in welchen der Verfaſſer, nicht minder als in jenen, eingeweiht, klar und freimüthig erſcheint. Die Fehler von Freund und Feind werden ohne Rückhalt aufgedeckt, und wie ſchwer auch der Vorwurf theilweiſer Härte oder Nachſicht dabei zu vermeiden war, ſo wird er doch ſelten mit einigem Grunde hier Statt finden. Die würdige Ruhe, ſtrenge Unpartheilichkeit dürfte in wenigen Schriften dieſer Art einer ſo andauernden Haltung ſich rühmen können. In dieſem Sinne bewähren ſich die Worte der Vorrede: „Der Verfaſſer hat es überall nur mit der Sache und nicht mit den Menſchen zu thun. Sein Beſtreben ging dahin, alles ſo zu betrachten, wie es wahrſcheinlich nach einem Jahrhundert geſchehn wird. Sollte er von den Begebenheiten der Jahre 1813 und 1814 anders geredet haben, als jetzt jederman von der Zeit Ludwig XIV. redet, ſo wäre es abſichtlos und unbewußt geſchehn. Fern ſei es daher von ihm, ſeine Anſichten jetzt zurückzuhalten und ſie kommenden Geſchlechtern aufdringen zu wollen. Wer es unbequem findet, ſeine Meinungen perſönlich zu vertreten, ſie erſt dann auszuſprechen wagt, wenn er keinen Widerſpruch mehr erfahren kann, von dem muß die Nachwelt an-

nehmen, daß er feig oder unwahr geweſen iſt.“ Solch männliche Denkart und Sprache verdient die lauteſte Anerkennung. Als hervorragende Beiſpiele der in Lob und Tadel freimüthigen Unpartheilichkeit des Verfaſſers nennen wir nur ſeine Äußerungen bei Gelegenheit der Schlacht von Lützen, der Verfolgung nach der Schlacht von Leipzig, der Niederlage Vandamme's, die Urtheile über Kutuſoff und Schwarzenberg, endlich die edlen und großen Worte über das franzöſiſche Heer: „die Armee war größer als ihr Kaiſer. Mit bewundernswürdiger, ja unübertrefflicher Ergebung hatte ſie ſeit dem ſpaniſchen Kriege ſeine Sorgloſigkeit ertragen; ſeinem Ehrgeiz und ſeinen falſchen Maßregeln geopfert, blieb ſie ſich unter allen Umſtänden gleich, in Gehorſam und Tapferkeit.“

Die Schreibart des Verfaſſers iſt bekannt; ſie iſt kräftig ohne Anſtrengung, gewandt ohne Künſtelei; ſie vereinigt Natürlichkeit und Würde; nach Beſchaffenheit des Gegenſtandes gewinnt ſie ſtärkeres Feuer und lebhaftere Färbung. Die Sprache iſt durchaus kernhaft und ſicher, oft durch zwei Worte entſchieden bezeichnend; häufig ſind die glücklichen lichtvollen Ausdrücke, welche mit Einmal das Weſen der Sache aus dem Innerſten an den Tag hervorkehren, oder ganze Räume dunkler Vorſtellungen plötzlich mit hellem Strahl durchleuchten. So bezeichnet der Verfaſſer mit gleichem Glücke Gegenden, Vorgänge, Verhältniſſe, Perſonen; oft nur im Vorbeigehn, mit kaum bemerklicher Abſicht. In jedem Fache würde dieſe Meiſterſchaft durch ausgezeichneten Erfolg ſich bewähren, in der Kriegsgeſchichte dürfte ihr wenig an die Seite zu ſtellen ſein.

Am Schluſſe des Buchs wiederholen ſich die Betrachtungen, welche in dem Vorwort angedeutet wurden, nunmehr als beſtimmter Ertrag des Ganzen, wie er aus demſelben unmittelbar hervorgeht. Die Kriegskunſt Napoleon's und ſeiner Gegner wird gegeneinandergeſtellt. Es wird geſagt, Napoleon ſei durch ſeine eignen Fehler zu Grunde gegangen. Ob indeß die Fehler, welche Napoleon als Feld-

herr beging, nicht dennoch in demjenigen, was er in seinen Gesammtverhältnissen noch sonst war und sich fühlen mußte, großentheils eine Rechtfertigung zuließen, wollen wir noch in Frage lassen; der Verfasser nimmt allerdings auch darauf wohl Rücksicht, allein, wie uns dünkt, nicht stets in dem erforderlichen Maße. Wir können nicht umhin, sowohl für die Schlacht von Leipzig, als auch besonders für den Feldzug in der Champagne, dem französischen Kaiser noch viele andre Aussichten des Erfolgs zuzugestehn, welche in den zunächst militärischen Berechnungen keine Stelle haben, vielmehr diesen selbst eine andre Geltung geben. Dasselbe findet ohne Zweifel auch manche Anwendung auf den Kronprinzen von Schweden, dessen Stellung und Antheil in jenen Kriegsereignissen für den Geschichtschreiber immer ein peinlicher Gegenstand bleiben wird.

Der Verfasser hat einen Theil der hier in Betracht genommenen Begebenheiten und Thaten schon in seinem trefflichen Geschichtswerke: die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher, ausführlicher behandelt. Es war keine geringe Aufgabe, dieselben nach so gelungener Darstellung nochmals vorzutragen in anderm Maß und andrer Einfassung. Dies ist jedoch so glücklich geschehn, daß keine der beiden Darstellungen die andre ausschließt, noch eigentlich ergänzt; jede besteht in ihrer Eigenthümlichkeit für sich, ohne deßhalb sich der Verbindung mit der andern entziehen zu wollen. In beiden erscheint, wie die wahre Würdigung der Thatsachen es nun einmal gebieterisch erheischt, das schlesische Heer unter Blücher als der eigentliche Kern der ganzen Kriegführung gegen Napoleon. Die Feldzüge dieses Heeres stellen sich in die Reihe der größten Erscheinungen der neuern Geschichte, der preußischen insbesondre. Diese Thaten werden nicht untergehn; sie sind in solchen Denkschriften wie die gegenwärtigen vor dem Vergessen des Undanks und Leichtsinns, nicht nur für die Kriegswissenschaft, sondern auch für die Litteratur der Nation, dauernd gesichert.

14.

Hiſtoriſche Erinnerungen in lyriſchen Gedichten, von Friedrich Auguſt von Stägemann. Berlin, 1828.

Derſelben Zeit, welche uns den Orden vom eiſernen Kreuz und einen Marſchall Vorwärts gab, gehören auch dieſe Heldengeſänge an. Wie unſre Fahnen und unſre Heerliſte, dürften auch ſie keck das eiſerne Kreuz an der Spitze führen, denn ſie haben in dem großen Kampf ihr Theil redlich mitgefochten; ſie haben Gefahren erprobt wie auf dem Schlachtfelde, und andre ſchmählichere dazu, denn um viel minderes mußten in jener Zeit Männer bluten, oder die Kerkerſchmach dulden. Während der furchtbarſte Druck auf unſern Ländern lag, jede Freiheitsregung dem Feind ein Verbrechen, ja den Freunden ſelbſt nur zu oft eine Thorheit war, da drangen dieſe Muthesworte durch alle Schmach der Zeit kühn hindurch, fanden die Gleichgeſinnten auf und erfreuten ſie mit erhabenem Schmerz, mit glaubensſtarker Verkündigung. Lebhaft iſt es mir noch gegenwärtig, wie der edle Fichte, nach dem Frieden von Tilſit aus Preußen rückkehrend, uns die erſten Abdrücke einiger der Blätter, die hier geſammelt ſind, mitbrachte, ſie uns begeiſtert vorlas, und wir uns die Hände darauf gaben, wer von uns den Dichter zuerſt würde ſprechen können, ſolle ihn in unſer Aller Namen begrüßen und ihm unſern Dank bringen. Hunderte von Abſchriften verbreiteten ſich dann in Norddeutſchland, und auch in Öſterreich fanden ſie ihre reichen Kreiſe, überall die vaterländiſche Treue und Hoffnung belebend, die kriegsmuthige Kraft nährend. Nie ſind gefahrdrohendere Gedichte weniger verborgen worden; auch hatten wirklich die Späher des Feindes ſchon ausführliche Kunde von ihnen erlangt, und wer weiß, welche Rache dafür den Urheber bald erreicht haben würde, hätte

nicht das Jahr 1813 allen Verhältniſſen, die längſt im Stillen gebildet waren, offenen Ausbruch gegönnt. Jetzt, da ſich ſchon zu erfüllen anfing, was er unter dem hoffnungsloſeſten Anſchein mit unerſchütterlicher Zuverſicht prophezeiht, jetzt nahm der Dichter ungehemmt ſeinen vollen Schwung, jedes ſeiner Lieder wurde offner Kriegsruf gegen Napoleon, und anfeuernd und preiſend folgte ſein begeiſtertes Wort dem großen Waffenzuge. Auch hier blieb ſeine Kühnheit ſtets voran, durch nichts Halbes begnügt, keiner Zagheit nachgebend, ſtrebte ſein Sinn immer auf ein volles, ganzes Ergebniß, verkündete es ſtandhaft und ſah es endlich erreicht. Aber der Sturz Napoleon's endete die Kämpfe noch nicht; die bewegten Wogen der Zeit hießen die jüngſte Erinnerung kräftig feſthalten und den durch ſie geſtärkten Blick in neue Zukunft richten. Merkwürdig iſt es, wie der Dichter ſchon in der frühſten Zeit von dem Bilde eines freiwerdenden Griechenlandes erfüllt iſt, bevor noch irgend ein Ereigniß darauf hingedeutet hatte.

Das Geſchichtliche, was von dieſen Poeſieen zu ſagen iſt, giebt ſchon das bündigſte Zeugniß von ihrem dichteriſchen Werth. Dieſe Vaterlandsgluth allein hätte durch ihre Stärke den Dichter ſchaffen können, einer ſolchen Beſeelung der Liebe und des Zorns hätte jede Hemmung weichen müſſen; aber der Dichter, längſt vertraut mit den Weiſen der Muſenkunſt und geübt in ihr, war ſchon vorhanden; ein feuriges Herz, ein gedankenreicher Sinn, ein glücklicher Wohllaut nahmen den von der Zeit aufgedrungenen Stoff nur bereitwillig auf und brauchten nicht erſt von ihm entzündet zu werden. Man fühlt es lebendig in dem Reichthume dieſer Gedanken und Bilder, daß hier unter allen Umſtänden eine dichteriſche Welt ſich entfalten mußte, daß der Stoff von dem Sinn getragen wird, und dieſer die Gelegenheit ergriff, um ſie zu beherrſchen. Sind dieſe Geſänge demnach in ihrem dichteriſchen Grunde ganz unabhängig von dem Intereſſe der Zeitumſtände, ſo ſind ſie doch von dieſen inſofern nicht zu trennen, als der Leſer ſich billig in die Lagen und Verhältniſſe zurückverſetzen muß, aus

denen ſie hervorgegangen ſind. Die lyriſche Poeſie hat hier ihre zarteſten Elemente in die kräftigſten lokalen und nationalen Geſtalten übertragen, die auch der Fremde anerkennen und gelten laſſen muß, wie wir noch jetzt die Siegesgeſänge Pindar's oder die vaterländiſchen Oden des Horaz, deren Gegenſtände uns weit entrückt ſind. Die Stägemann'ſchen Lieder, in Kraft des Stoffes allerdings vorzugsweiſe Preußen angehörig, werden in Kraft der Dichtung immer mehr als ein Geſammtbeſitz Deutſchlands ſich bewähren.

Der Dichter bewegt ſich in mannigfachen Maſſen und Tonarten, im höchſten Schwunge der Alkäiſchen Ode und in der ſcharfen Kürze des Gleim'ſchen Kriegsliedes, in ſtiller Betrachtung und in erregter Leidenſchaft, in zarter Innigkeit und in rauher Kriegsluſt, immer mit gleichem Glück. Unter allem Andrange roher Gewalten aber, inmitten böſen Haſſes und grimmer Freude, welche der Gegenſtand hier geben muß und oft mit Zügen, die einer gemeinen Wirklichkeit ſehr nahe liegen, ausſtatten will, iſt unſer Dichter ſtets in der Sphäre des Edlen und Erhabenen geblieben, und nie fällt er in einen Ton, welchen der Andersfühlende, ſobald er auch nur ein Dichteriſchfühlender iſt, verdammen müßte. So iſt es gewiß preiswürdig an dieſen Gedichten, daß bei allem Haß, aller unverſöhnlichen Feindſchaft, allen bitterſten Verwünſchungen gegen Napoleon und ſeine Franzoſen, — ſie ſind der Feind und werden mit Recht als ſolcher behandelt, — doch niemals die politiſche Erbitterung den Karakter dichteriſcher Würde verletzt, die ſo großen Geſtalten und Verhältniſſen gebührt. Von Napoleon iſt faſt immer mit Haß, oft mit Hohn geſprochen, aber ſtets mit Auszeichnung, möcht' ich ſagen. Es wäre wohl eine ſchöne Aufgabe kritiſcher Erörterungen, einmal das Bild Napoleon's im Spiegel der zeitgenoſſiſchen Dichtkunſt der verſchiedenen Nationen zu betrachten und die Behandlungsart zu vergleichen, die ihm auf dieſem Gebiet zu Theil geworden. Die Italiener haben Monti und Manzoni, die Franzoſen Delavigne und Lamartine, die Engländer Byron, wir Goethe'n, Rückert und Stägemann, die vor-

zugsweiſe bei dieſer Unterſuchung zu verhören wären; und gewiß, nicht am ſchlechteſten würde bei Stägemann das Bild des Welterſchütterers hervorleuchten.

Dieſe preußiſchen Meſſeniennen, wie man die Sammlung mit vergleichendem Bezug auf die glänzenden politiſchen Gedichte Delavigne's wohl benennen könnte, beginnen, nach einer Einleitungsode und einem Rückblick auf Friedrich's des Großen Tod, mit der Schlacht von Jena und führen durch alle nachfolgenden, für die Welt oder die perſönliche Empfindung wichtigen Ereigniſſe des Vaterlandes, durch die Schlachten, Verhängniſſe, Ehrentage, Ausſichten, Tode und Denkfeſte, bis zum Tode des Kaiſers Alexander, mit welchem die Sammlung bedeutend ſchließt; ein inhaltvoller Geſchichtsraum von neunzehn Jahren, im Lichte der Poeſie angeſchaut, in die Sphäre der höchſten Gedanken, der edelſten Empfindungen erhoben. Ein dichteriſches Geſchichtsdenkmal von ſolchem Umfang und ſolch tiefem Zuſammenhang, indem Ein Geiſt das Ganze beſeelt, Eine Beziehung, Ein Muth in allem athmet, — für das Vaterland, für die Krone der Hohenzollern, für den Ruhm und das Glück der Preußen, — die größten Weltbegebenheiten der neuern Zeit und den Schauplatz Europens mit dem eigenſten Boden und Leben der Heimath innigſt verknüpfend, ein ſolches Geſchichtsdenkmal möchte ſchwerlich ein zweitesmal in irgend einer neuern Litteratur ſich aufweiſen laſſen.

Die Sprache des Dichters iſt kräftig, rein, feurig, voll kühner Wendungen und Verknüpfungen, in dieſen zuweilen etwas dunkel, wenigſtens für den erſten Anſchein, denn bei genauerem Einblick erhellt ſich ſogleich überall die richtigſte Ordnung und klarſte Verſtändlichkeit; die Gedanken und Bilder aber drängen ſich in ſolchem Reichthum, daß ſie einen Augenblick den überraſchten Sinn überfüllen können, und von wenigen Gedichtbüchern wüßte ich zu ſagen, was von dieſen gilt, daß keine Zeile darin müſſig iſt, daß nirgends eitle Redensarten und leeres Wortgepränge dem Verſtand und der Einbildungskraft eine unbegehrte Ruhe geben, daß die Auf-

merkſamkeit vielmehr immer geſpannt iſt und in jedem Wort einen Inhalt findet.

Als Zeugniß dem Geſagten nennen wir zuvörderſt die ſchöne Ode, in welcher der Dichter den Tod Moreau's beſingt. Wahrhaft genial läßt er das Ereigniß uns in Napoleon's Bruſt anſchauen und von da aus ſeine Beziehungen auf die Welt zurückſtrahlen. So ſteht jener merkwürdige Vorgang, dem damals wie noch jetzt die ordnende Verſtändigung ſeine rechte Stelle ſchwer zu finden wußte, — die Geſchichte ſelbſt ſcheint ſich den unbequemen Helden, der in den ganzen Zug der Dinge wenig paſſen wollte, nur ſchnell vom Halſe geſchafft zu haben, — ſchon durch die lyriſche Behandlung in ſeiner Abſonderung und Zweideutigkeit da, wichtig mehr in Bezug auf Napoleon's Gemüth als in Betreff des Einfluſſes auf den Stand der Sachen ſelbſt.

Mit welchem Glück der Dichter Schönes und Großes auch aus den Anläſſen, von denen ſonſt das Auge am liebſten ſich wegwendet, ſo wahr als edel hervorzurufen weiß, mit welcher Kraft er auch das Niedergebeugte erhebend behandelt und die alten Ehren aus der Schmach rettet, zeigt folgendes Gedicht, deſſen Geſinnung und Streben noch höheres Verdienſt hat, als je ein dichteriſches ſein kann.

Der Tod des Feldmarſchalls von Möllendorf.

1816.

Als um Friedrich's Schlachtgenoſſen
Palmen wehten, heiß errungen;
Hat ein Zweig voll edler Sproſſen
Deine Locken auch umſchloſſen.
Auf Geſanges ſüßer Zungen
Iſt es „Möllendorf“ erklungen.

Als die Palmen, ſturmerſchüttert,
Ihre Wipfel brauſend bogen,
Hat des Greiſen Arm gezittert,
Muthentſunken, ſchwertzerſplittert.
Und Vergeſſens finſtre Wogen
Haben dich hinabgezogen.

Klanglos doch, bewegte Saiten!
In das ſtumme Reich der Todten
Laſſet nicht die Helden ſchreiten,
Tapfre Kämpfer alter Zeiten,
Die auf Bahren, blutetrothen,
Ihre Bruſt den Kugeln boten.

Dido's Stadt, du Undankbare!
Flammen, die dich grimm durchzücket,
Sengten in des Feldherrn Haare
Nicht ein Blatt, nicht tauſend Jahre
Haben ihm den Kranz zerſtücket,
Der am Arabis gepflücket.

Adel Teuts, Geſchlecht der Braven!
Friedrich's Waffenhof, den Reigen
Hoher Namen wirſt du nennen,
Bis der Sonne goldne Scharen
Ausgetönt in ewig Schweigen,
Dich den hohen Namen zeigen.

Die aus Turgots Erzen ſtammen,
Die der Sieg uns aus Metallen
Bonapartens goß, zuſammen,
Schweſterſäulen, ſchlagt die Flammen;
Denn getragen von euch allen
Wanken Preußens Heldenhallen!

Manche der durch früheren Druck ſchon bekannten Gedichte ſind durch die nachbeſſernde Hand, die zuvörderſt doch nur dem Silbenmaße galt, faſt umgedichtet worden. Über allen ſind die Jahrszahlen angegeben. Eine Folge zweckmäßiger Anmerkungen, deren Proſa oft ſelber der Dichtung werth iſt, ſchließt das Ganze. Ich aber ſchließe dieſe Anzeige mit dem eifrigen Wunſche, daß der Verfaſſer Luſt und Muße haben möge, zu dieſer herrlichen Sammlung einſt auch in gleicher Weiſe den andern Kranz von Gedichten hinzuzufügen, die, ſanfteren Empfindungen nicht minder feurig gewidmet, ſo würdig als reizend neben dieſen Kriegsgeſängen daſtehn und ſich mit ihnen gegenſeitig nur noch erhöhen und ergänzen würden.